

Kleine
Historische Schriften

von

J. W. v. Archenholz.



Carlruhe,
im Verlag der Schmiederschen Buchhandlung.
1791.



Vorbericht.

Es gibt höchst wichtige Begebenheiten, die, obgleich im Ganzen bekannt, es doch nicht ausführlich sind, so sehr sie es auch verdienen. Manche äußerst interessante Vorfälle dieser Art waren nicht von weitem Umfang, oder nicht von langer Dauer, oder nicht von großen Folgen; sie verlieren sich daher in der Weltgeschichte. Große Geschichtschreiber, eingeschränkt durch weit umfassende Pläne, berührten sie oft nur oberflächlich; und fiel es bloßen Geschichtsforschern ein, sich damit zu beschäftigen, so wurden die Materien gewöhnlich, wo nicht pedantisch, doch trocken behandelt. Sie sahen nur auf die Resultate, oder auf Nebenumstände; allein auf die Triebfedern der Handlungen, ihre allmähliche Entwicklung, so wie auf das Spiel der Leidenschaften, wurde gar keine Rücksicht genommen, und so blieben ihre Geschichts-Erzählungen ungelesen, so originell und einzig auch der Gegenstand seyn mochte.

VI

Ich bin daher entschlossen von Zeit zu Zeit die Geschichte solcher Begebenheiten zu schreiben, die sich in ihrer Art auszeichnen, und nur unvollkommen bekannt sind, ihrer Natur und den Regeln des Geschmacks gemäß aber nicht in ganze Bände ausgedehnt werden können, und daher als abgesonderte, für sich bestehende historische Gemälde zu betrachten sind. Hier ist davon ein Versuch, der in den folgenden Bänden dieses Werks fortgesetzt werden wird. Nach meinem Entwurf soll alle Jahr ein solcher Band erscheinen.

Zu dem Gemälde der Preussischen Armee habe ich keine Hilfsquellen gebraucht; denn das Ganze gründet sich auf eigne Erfahrung, und alle mannigfaltigen Züge des großen Bildes sind meinem Gedächtniß eingeprägt.

Die Historischen Bemerkungen über die sittliche Revolution im Anfang des 16ten Jahrhunderts sind das Resultat meines Studiums der Geschichte. Ich habe die Gruppen zwar aus dem Gedächtniß genommen, allein dennoch dürfte schwerlich ein Anachronismus in den Zusammenstellungen befürchtlich seyn.

Von der Geschichte der Verschwörung des Fiesco, wovon ich vor mehreren Jahren ein

VII

ein Fragment in den Teutschen Mercur habe einrücken lassen, sind nachstehende Bücher gebraucht worden: Dell' Istorie di Genova di Mons. Ubertio Foglietta Patrizio Genovese Libri XII. Tradotte (aus dem Genuesischen ins Italienische) per M. Francesco Serdonati, Cittadino Fiorentino. In Genova 1597. Foglietta war ein Zeitgenoss des Fiesco, und die Erzählung dieser Begebenheit nimmt hier 28 Folio-Seiten ein.

Noch ausführlicher erzählt sie Agostino Mascardi in seiner Istoria della Conjurazione di Fiesco, ein sehr seltenes Buch, dessen ich mit großer Mühe habhaft geworden bin, und von welchem der Cardinal Reg einen Auszug gemacht hat.

Ferner habe ich dabey zu Rathe gezogen: The History of the Reign of the Emperor Charles V. by W. Robertson und Histoire des Conjurations par Duport du Tertre.

Die vorzüglichste Quelle zur Geschichte des Papstes Sixtus V ist seine Biographie von Gregorio Leti. Nur dieser Italiener hat von allen seinen Landsleuten allein das merkwürdige Leben dieses großen Regenten abgesondert in 2 Escav-Bänden beschrieben. Dieß ist aber geschehn mit einer ermüdenden Weitläufigkeit, und belas-

VIII

den mit zahlreichen zweckwidrigen Nebensachen, so wie auch mit bigotten seinem Lande und seinem Zeitalter angemessenen Bemerkungen, wovon man hier hoffentlich keine Spuren finden wird. Ich habe bloß die Thatsachen von ihm entlehnt, sie mit meinen eignen Bemerkungen verbunden, und manche fast gar nicht bekannte Dinge hinzugefügt, die ich in Rom selbst gesammelt habe. Derselben habe ich daher benützt: Histoire des Papes depuis St. Pierre jusqu'à Benoit XIII inclusivement. A la Haye 1732. 5 Volumes, 4., ein in der Pitterar: Geschichte nicht unbekanntes Werk, dessen Verfasser aber sich nicht genannt hat.

Geschrieben Berlin im April 1791.

v. Archenholz.

Gemälde

Gemälde
der
Preussischen Armee

vor und in
dem siebenjährigen Kriege.



Der Ruhm der Preussischen Heere hat sich in alle Welttheile verbreitet, und dennoch ist das Eigentümliche dieser Truppen nicht allein entfernten Nationen, sondern selbst den Deutschen, ja man darf kühn sagen, sogar Deutschen Militair-Personen anderer in der Nähe von Preussens Staaten gelegenen Länder noch sehr unbekannt. Verübunte Männer unseres Volks mit seltenen Kenntnissen jeder Art versehen, die von den Vorteilen und Nachtheilen der Macedonischen Phalanx, so wie von der Legion der Römer, und von den Solardischen Columnen genau unterrichtet sind, haben jedoch gewöhnlich höchst unvollkommene Begriffe von der Organisation der Preussischen Armee, so wie von ihrer Kunst zu marschiren, und sich zu lagern, weil man diese Gegenstände nur verworren in scientifischen Büchern findet, und sie nie populair vorgetragen hat. Von der den Preußen eignen Kunst zu sechten hat der Verfasser sich bemühet an vielen Stellen in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges an-

schauliche Ideen zu geben. *) Es ist daher nicht überflüssig, diese Truppen, von denen man so viele große Thaten gehört und gelesen hat, durch eine Skizze ihrer charakteristischen Züge näher kennen zu lernen. Auch ist für den Leser dieser Geschichte ein Standpunkt erforderlich, um die mit jenem ewig denkwürdigen Kriege verbundenen Scenen so mancherley Art desto richtiger zu beurtheilen.

*) Diese sehr erweiterte und völlig umgearbeitete Geschichte in 2 Straubinden ist ganz zum Druck fertig, und wird im September dieses Jahres erscheinen.

Friedrich, so wie seine Ahnherren beherrschten die Nachkommen derjenigen Nord-Deutschen, die die Römer mit aller ihrer Macht nicht unterjochen konnten, und die nie einem fremden Volke zinsbar waren. Kriegerische Eigenschaften zeichneten diese Völker in allen Jahrhunderten aus; allein erst unter der Regierung des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, erregten sie als Krieger in der Geschichte Europens Aufsehn. Sie machten sich ihren Nachbarn, den Polen, furchtbar, und selbst die damals überall gefürchteten Schweden wurden von ihnen nicht allein im freyen Felde besiegt, sondern auch im strengen Winter durch einen sonderbaren nie erhörten Heereszug auf Schlitten verjagt, womit man über eine koeiste Meeresbucht fuhr. Die Preussische Tapferkeit wurde bald nachher unter Friedrich noch mehr der Gegenstand der Bewunderung, da die Preußen unter sehr verschiedenen Stämmelstücken, bald in den Gefilden von Ungarn, bald in den Rheingegenden, bald in den Niederlanden, bald an den Ufern des Poos sich außerordentlich hervorthaten. Bey aller dieser Tapferkeit aber war die Preussische Armee nur schwach, ihre Disciplin hatte nichts auszeichnendes, und von der Taktik hatten selbst ihre vornehmsten Befehlshaber nur gemeine Begriffe; erst unter Frie-

rich Wilhelm I. wurde diese Armee durch Truppenzahl, Ordnung, und Kriegszucht der Welt merkwürdig.

Dieser wegen seiner rauen Sitten und rohen Denkungsart nicht geliebte und oft verkannte Monarch, hatte dennoch gewisse Regenten-Eigenschaften und Grundsätze, die nicht wenig beitrugen, seinem großen Thronfolger den Weg zu seinen Triumphen zu bahnen. Was Philip von Macedonien dem Alexander war, war Friedrich Wilhelm seinem erhabenen Sohn. Bei dem Tode Friedrich I. war Berlin eine glänzende Königsstadt, die Pflanzschule emporkeimender Künste. In wenig Jahren aber war aller Glanz verschwunden. Dagegen sahe man jetzt hier ein Nachbild von Sparta, so wie man noch keins auf Erden gesehen hatte. Die Residenz glich einem Lager; nur der Soldatenstand wurde geachtet, der höhere Civilstand herabgewürdigt, der niedrige verachtet, die Wissenschaften verachtet, die schönen Künste, deren hohe Blüthe ein Volk mehr als alles verehrt, krochen nach Brod und fanden keins, die mechanischen Künste aber waren armeligen Arbeitern überlassen, die nur durch einen unansehnlichen Körperbau, vor dem Soldatenlande geschützt wurden. Diese Geschöpfe waren die Heloten der Deutschen Spartaner. Täglich sahe man Waffenübungen,
und

und der Soldat schien nur für die Parade zu existiren. Reiche Leute flohen nun Berlin, diese dem Mars geweihte Stadt, wo der Despotismus in der gräßlichsten Gestalt seine Zähne wies, wo die Menschen nur nach ihrer Länge geschätzt wurden, wo die Armuth und Sparsamkeit herrschten, wo die Ersten des Volks, so wie in Sparta, frugal lebten, und wo man in allen Winkel das Geklirr der Waffen hörte.

In den Provinzen war es nicht anders. Jede Stadt war einem Lager ähnlich. Besonders stellte Potsdam ein erschauernswürdiges Bild dar. Des Königs Leidenschaft, Soldaten von außerordentlicher Größe zu haben, wurde hier aufs höchste getrieben. Seine 2400 Mann starke Garde war eine Art Riesenschaar, wozu man nicht allein in Europa, sondern selbst in andern Welttheilen die Menschen aufgesucht hatte. Alles was nur Geld, in großen Summen verschwendet, alles was nur menschliche List vermochte, wurde dabei angewandt. Reisende von großem Buchs, die aus fremden Ländern in die Preussischen Staaten kamen, oder sie nur auf ihrem Wege nach andern Gegenden berührten, wurden ohne Rücksicht auf Stand, Glücksumstände, und andere Verhältnisse, mit Gewalt zu Soldaten gemacht. Officiere reiseten oft einige hundert Meilen, um einem Handwerker, einem Hirten von seltener Größe,

ge, mit Gefahr ihres Lebens Werbeanträge zu
 thun, und seinen Paradedienst mit großen Capita-
 talien zu erkaufen. So entstand dies sonderba-
 re, fast unglaubliche lebendige Naturalien: Ca-
 binett in Potsdam, wo Menschen aus den
 entlegensten Ländern der Erde des außerordent-
 lichen Wuchses halber in den Ringmauern einer
 kleinen Stadt, die eigentlich eine prächtige Ca-
 ferne war, aufbehalten, und in der Unthätigkeit
 genährt wurden; Die einzige Thorheit ihrer Art,
 und überhaupt eine der seltsamsten, die man je
 aufgezeichnet hat. Ein Jeldner, Namens Kirch-
 land, der noch nicht der größte dieser Leibwache
 war, hatte eine Länge von sieben Fuß und fünf
 Zoll. Die kleinsten, selbst die Trommelschläger,
 hatten dierohnehin schon ungewöhnliche Länge von
 sechs Fuß. Die Capitalien, die diese Soldaten
 zum Handgeld bekamen, waren oft so ansehnlich,
 und der ausbedungne Sold so beträchtlich, daß
 der zum Paradiren bestimmte Sklave nicht selten
 ein wohlhabender Mann war, der sich einen Bes-
 dienten hielt, bestimmte ihm aufzuwarten, und
 das Gewehr auf die Parade zu tragen. Diese
 gemeinen Soldaten hatten zu jeder Stunde Zu-
 tritt zum Könige, der sich auser ihrer Angele-
 genheiten sowohl innerhalb als außerhalb sei-
 ner Staaten annahm, der ihre Proceffe führte,
 ihre Heyrathen machte, ihren Hochzeiten
 bey-

benutzte, und ihre Kinder aus der Laufe hob.

Alles in der Preussischen Monarchie wurde damals aus einem militairischen Gesichtspunkt betrachtet; ja alle Zweige und Gegenstände, sowohl der Administration als der Landes-Cultur schienen in den Augen des Königs mehr oder weniger wichtig, nach dem Maaß ihrer Verbindung mit dem Soldatenwesen.

Auf diese Weise wurden die ursprünglich kriegerischen Tugenden der Preußen jetzt geformt, die jungen Einwohner aller Preussischen Staaten in Städten und Dörfern durch Einteilung in Cantons zu Soldaten gestempelt, eine bisher ganz unbekannte Ordnung und Reinlichkeit unter den Truppen eingeführt, die Disciplin in ein System gebracht, und die militairische Ehre auf den Thron gesetzt.

Nach diesen Vorbereitungen trat Friedrich der Große auf. Er fand ein Heer von 60,000 Mann, durchaus so beschaffen, wie es sich der größte nach Eroberungen dürstende Feldherr im Taumel seiner Phantasie nur wünschen konnte. Nur allein der Krieg, und was noch sonderbarer ist, die Kriegeskunst, war diesem so ausgezeichneten Heere fremd. Friedrichs großer Geist wußte das Fehlende bald zu ergänzen. Er mach-

te die zweckmäßigsten Verbesserungen, setzte taktische bisher unbekannte Maximen fest, und erfand sinnreiche Evolutionen, die alle auf den Grundsatz beruhten: bey Angriffen im Felde die feindlichen Schaaren irre zu machen, die größte Macht auf einen Punkt zu concentriren, dabey aber den schwächern Theil der Armee in Stellungen zu bringen, wo er, immer den Feind bedrohend, so lange ohne alle Gefahr unthätig seyn kann, bis der verhäufte angreifende Theil den Entwurf des Heerführers vollzogen hat. Die Charakteristik dieser Evolutionen war Geschwindigkeit, Leichtigkeit, und Genauigkeit; dabey waren die Commandowörter kurz und kraftvoll, und die Bewegungen der Truppen im Angesichte des Feindes neu, klug und entscheidend.

Die ersten Schlesiſchen Feldzüge des Königs setzten diese Theorie durch mannigfaltige Ausübungen in ein höheres Licht, und veranlaßten eine Menge Kriegsregeln, die man, durch Erfahrung bewährt, als die ersten Elemente der Taktik zum Grunde legte. Und so wurde Friedrich nicht allein Feldherr seiner Heere, sondern auch militairischer Gesetzgeber. Die Art und Weise Feinde zu besiegen, die ehemals so sehr von der Tapferkeit der Kämpfenden, von ihrer körperlichen Stärke, und von ihrer Anzahl abhing, hatte überdieß durch die neuern Waffen der Völker eine ganz-

gänzliche Abänderung erlitten. Jetzt wurde die Taktik eine Kunst, oder vielmehr eine sehr verwinkelte Wissenschaft, die man studieren mußte.

Friedrich erfand unter andern eine besondre Evolution, die man in der militairischen Sprache *Deploiren* nennt; ein sehr künstliches Manöver, das man zwar bey andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur allein von den Preußen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Evolution ist: eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Diese Stellungsart ist durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppen-Bewegung, die mit der höchstmöglichen Genauigkeit ausgeführt werden muß, und nur auf großen Flächen geschehen kann, der macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechzehn Gliedern marschirte und starr, viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts, als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißweise nur einen geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne einen höchstunordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen; ein scheinbares Chaos, das bey ungeübten Truppen

pen sehr leicht zu einem wirklichen werden kann. Den den Preußen bedarf es jedoch nur einen Wink des Heerführers, so entwickelte sich dieser Anlauf in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reißenden Strom ähnlich ist.

Friedrich Wilhelms Musterungen waren bloß gigantische Spiele gewesen. Friedrichs Musterungen aber wurden ganz das Bild des Krieges. Unter seinem Vater war der gemeine Krieger ohne Grund zur Maschine gemacht worden; jetzt wurde er es aus Gründen der Taktik, der Physik, der Politik, und der Philosophie. Der Befehl zwang den Soldaten in Reih und Glied, die Furcht mußte ihn darin wie in einem magischen Kreise erhalten. Nur allein die Befehlshaber groß und klein, sollten nicht Maschinen seyn; daher wartete und pflegte er die militairische Ehre, ob sie gleich schon bey der Armee tiefe Wurzel geschlagen hatte, immer noch wie eine zarte Pflanze. Bey seiner Thronbesteigung hörte Berlin auf, Sparta zu seyn. Es wurde das Deutsche Athen. Friedrich huldigte den Wissenschaften und Künsten, und baute ihnen Tempel; die Musen lehrten nun in die verödete, jetzt aber wieder aufblühende Reisedenz zurück, und so wie in jener ewig berühmten Minervens-Stadt, gingen sie mit den Kriegern Hand

Hand in Hand, verfeinerten ihre Eitten; kammerten sie zur Wißbegierde, zur Vaterlandsiebe, zu großen und edeln Thaten an, und wurden ihre Gefährten in den Kampfthälern.

Nach im Aeußern wurden viele Veränderungen gemacht. Das Längenmaß hörte auf, das Maß des Verdienstes zu seyn. Die riesenmäßigen Körper wurden entlassen, und von nun an mehr auf wohlgeformte Soldaten, als auf große Fleischmassen gesehen. Der schon seit der Regierung Friedrich Wilhelms sehr regelmäßig besoldete Soldat, wurde besser bewaffnet, zierlicher gekleidet, und die Keintlichkeit bey ihm aufhöchste getrieben. Seine Muskete, sein Seitengewehr, die Wleche auf seiner Vortrentasche, alles war spiegelhelle. Die Uniformen der Officiere, wenn gleich nicht alle geschmackvoll, waren doch prächtig. Goldene und silberne Treffen, Stickereien und reiche Achselbänder, waren bey Fußtruppen und Reitern gewöhnlich. Hiezu kamen kostbare, zur Rüstung gehörige Feldzeichen, als Schärpen, Ringkragen und Degenbänder. Bey der Leibwache zu Fuß stroyte alles in Silber; die Leibhusaren erhielten mit Sternbildern gezierter Liserdecken, die Kürassier silberne Pauken und Trompeten, die Dragoner so wie die Infanterie zierlich gearbeitete messingene Trommeln. Die Grenadiere hatten dabey auch Pfeiffer. Zähnen
und

und Standarten wurden gestickt. Die Equipen-
 tion der Infanterie: Officiere glänzten von Stahl
 und Gold. Die Garde zu Pferde besaß hellpos-
 tirte Kürasse, reich gestickte Saper: Westen, und
 als Paniere, nach Alt: Römischer Art, silber-
 ne Adler. Ein jedes Regiment hatte sechs, sie-
 ben, auch acht Habsiken. Das Artillerie: Corps
 hatte Janitscharen: Musil, und einen großen
 Wagen mit Heerpauken. *)

Dieser Glanz, den nur Uudenkende als un-
 zweckmäßig betrachten, vermehrt den Muth und
 den hohen Sinn der Krieger, rührt die Sinne,
 erregt angenehme Empfindungen, erhebt die
 Würde der Heere, und wurde auch von den Grie-
 chen, in der durch ihre Waffen furchtbarsten Pe-
 riode, nicht vernachlässigt. Friedrich, der so
 viele Regenten: Maximen philosophisch durchs-
 dachte, that mit dem Kriegswesen ein gleiches,
 und so entstanden manche Einrichtungen, die
 man

*) Der Verfasser erinnert wohl zu bemerken, daß alles
 hier angedeutete sich auf die Preussische Armee be-
 zieht, wie sie damals war, nicht wie sie jetzt ist.
 Nach dem siebenjährigen Kriege machte Friedrich
 einige, obgleich unbedeutliche Veränderungen. Weit
 größerer aber aller Art, zum Theil sehr wesentliche,
 die dem Heere eine andere Form gaben, wurden
 nach seinem Tode gemacht, deren Zeit oder Uebel ja
 doch nicht hierher gehört.

man verspottete, weil man ihren Grund nicht kannte, und die daher auch nirgends nachgeahmt wurden, während daß man unbedeutende Dinge und Gewehr-Spiele überall nachäfte, weil man hierin die Geheimnisse der Preussischen Taktik suchte. Der König errichtete eine Menge Jäselier-Regimenter, deren Auszeichnendes von der übrigen Infanterie in hellpolirten Mützen und leichtern Gewehren bestand, die man desto geschwinder laden konnte. Diese Regimenter waren bestimmt, die durch ihre körperliche Größe nicht scheinbaren Soldaten aufzunehmen, und die Mützen sollten den Mangel der Länge ersetzen; hiezu kam deren Ähnlichkeit mit den Grenadier-Mützen, die, obgleich etwas unformlich, und für den Soldaten unbequem, dennoch als Wahrzeichen auserlesener Krieger, welches die Grenadiere bey fast allen Armeen sind, dem Feinde in der Stunde des Treffens furchtbar waren. Der Glanz dieser Mützen verkündigte schon in der Ferne den neuangeworbenen und im Kriege unversuchten feindlichen Truppen, den Anzug Schlachtgedrter Veteranen, und bereitete sie im voraus zur Flucht. Man wußte nicht in tod drohenden Augenblicken die Grenadiere von den Jäseliern zu unterscheiden, und so trug dieser verspottete Soldaten-Schmuck, sowohl bey Schlachten, als bey Treffen und Gefechten, oft nicht

nicht wenig zum Siege bey. Eben dieß galt auch von den Bruñharnischen der Kürassier, die nicht sowohl wegen persönlicher Sicherheit der Reiter, als wegen der mit Furcht gepaarten Idee von schwerer Cavallerie, von starken Menschen und Rossen, von mit Eisen halb bedeckten und schwer verwundbaren Kriegern, behalten wurden. Ein solcher Kürass wog fünf und zwanzig Pfund, überdieß hatten die Kürassire, so wie auch die Dragoner auf ihren Hüften eiserne Kreuze befestigt, um die so gefährlichen Kopfschläge zu schwächen.

Die Preussischen Fahnen wurden, so wie die Königlich Adler, mit großer Ehrfurcht betrachtet. Wenn sie vor den Linien vorbeigetragen wurden, begrüßte man sie so wie Könige begrüßt werden: die ganze Feldmusik ertönte, die Vorträger neigten ihre Waffen, und die Officiere standen mit entblößtem Haupt. Selbst der König gab dieß Zeichen der Ehrerbietigkeit; er, der überhaupt alle Kriegsgebräuche wie der geringste Officier befolgte, und nie eine andre Kleidung als die Uniform seiner Leibtruppe trug, in Verbindung mit den übrigen Feldzeichen eines Officiers. Die Fahnenträger waren alle Edelleute, und dieser Dienst die erste Stufe zu Militärs Würden. Da die Subordination, oder die blinde Befolgung der Befehle der Obren, die Seele

des Preussischen Heeres war, so wurde der mit dem Namen *Parole* bezeichnete tägliche Oberbefehl, wie ein Orakelspruch angesehen. Man empfing ihn mit allen Zeichen der Ehrfurcht; auch der König, wenn er ihn erteilte, zeigte sich, und stand mit unbedecktem Haupt in Sturm und Regen. Die Parole wurde nachher im Lager den allen Regimentern bekannt gemacht, und zu diesem königlichen Befehl folgten die Befehlshaber die übrigen. Die eigentliche Parole war nur ein einziges Wort, gewöhnlich der Name einer Stadt, und das damit verbundene Feldgeschrey der Name eines Menschen. Beide Wörter dieses Feld-Schiboleths wurden einem jeden Officier und Unter-Officier gesagt, allein bloß das Feldgeschrey wurde den wachhabenden gemeinen Soldaten bekannt gemacht; und geschah eine Desertion den Vorposten, so wurden je gleich beide Wörter von dem dort kommandirenden Befehlshaber verändert, der dazu die Vollmacht hatte.

Die beiden ersten Schleßischen Kriege, durch fünf Siege ohne eine einzige Niederlage bezeichnet, waren gleichsam Vorübungen zu den sieben großen Feldzügen. Die Preußen, des Krieges ungewohnt, obgleich zum Kampf vollständig gerüstet, mußten erst lernen ihre Begriffe vom Feld- und Friedensdienst von einander abzusondern, sie

zu ordnen, und ihre durch Unwissenheit erzeugte Vorurtheile zu berichtigen. Sie betrachteten zu der Zeit ein Schlachtfeld wie einen Exerciers-Platz. Der Soldat mußte mitten unter einem Kugelhagel Tritt halten; er durfte keine Hand rühren, kein Auge vom rechten Flügel verwenden, und bey dem Niederschürzen seiner todgeschossenen Kammeraden mußte er gefühllos über ihre Leichname steigen, um maschinenartig die Lücken auszufüllen. Da auf den Exercier-Plätzen der beständig in der Luft schwebende Stock, der Dämon des gemeinen Kriegers war, so fürchtete er sich auch auf dem Schlachtfelde mehr vor diesem, als vor den Kugeln. Wenn Feuern, ganz in der Nähe des Feindes, fiel das erste Glied regelmäßig auf die Erde, und wartete aufs Com-mando: Vort. Ereignete sich in diesem Augenblick einige Unordnung in den Haufen, so ließen die Officiere auch wohl absetzen, das heißt: die zum Losdrücken angelegten Gewehre wurden in diesen Momenten des Todes bedächtig zurückgezogen, und niemand feuerte. Dieß geschah bey Molwig; in den folgenden Schlachten aber wurden diese Pedanterien nicht geachtet, und der Soldat konnte sich ungestraft als Mensch zeigen.

Zwischen dem zweyten und dritten Schlesi-schen Kriege war ein Zeitraum von eils Jahren. In die-

diesem wurde eine mehr raffinirte Ordnung in allen Zweigen des Kriegswesens eingeführt. Die Preußen fuhren fort die Taktik immer mehr zu studiren. Man machte zahlreiche Versuche große Haufen Soldaten in künstliche Stellungen zu bringen, und sie so in diesen Figuren in geschlossenen Reihen marschiren und sechten zu lassen. Man feuerte viermal in einer Minute, und marschirte nach der Schnur, wobei die Bataillone, so wie die Reiter-Schaaren überhaupt, ihre Bewegungen so einstimmig machten, als ob ein Uhrwerk die ganze gewaltige Maschine regierte. Die Dispositionen zu diesen Manövrès wurden schriftlich im größten Detail entworfen, und allen Officieren bekannt gemacht, die solche ganz ihrem Gedächtniß einprägten, so daß ein jeder bey den Lösungszeichen der ferne knallenden Canonen, sowohl das weit von ihm geschehene, als das noch kommende, so wie das Maß von Zeit, Raum und Dauer alles einfachen und zusammengefügten Bewegungen genau wissen und lernen konnte. Es war bald nicht mehr von Versuchen die Rede; denn es bedurfte nur eines Befehls vom Heerführer, um das Schwerste so wie das Leichteste, das Neue so wie das Alte, sofort auszuführen.

Eben so aufmerksam war man auch auf die Oekonomie des Kriegswesens, um beständig be-

zeit zu sein ins Feld zu rücken. Dieser immer marschfertige Zustand eines ungeheuren Heeres war unerhört, und das größte Problem der Staatsmänner aller Nationen. Die Arsenale waren mit großen und kleinen Mordmaschinen vollgepfropft, die Magazine reichlich gefüllt, die Lastwagen in der besten Ordnung, das Feldgeräth lag fertig, und alle Pferde in den Staaten des Königs waren aufgeschrieben, um sie gegen ein bestimmtes Kaufgeld sogleich zu Zug- und Packpferden gebrauchen zu können. Was noch an der Zahl fehlte, wurde durch das dazu immer bereitliegende Geld in der größten Geschwindigkeit angeschafft. Die Soldaten wurden alle Jahre durchaus neu gekleidet, und ihre Waffen mußten im besten Zustande sein. Die Chefs der Compagnien waren verpflichtet, noch überdies einen starken Vorrath von allem zur Kleidung und Rüstung Nothigen in Bereitschaft zu halten. Hierzu kam ein Ueberfluß aller nur erdenklichen Kriegsgeräthschaften, von den Brechwagen und Zelten bis zu den Feldflaschen. Alles mußte in gutem Stande sein. Die Rüstkammern der Regimenter waren gewöhnlich zu mehrerer Sicherheit unter den Dächern der Kirchen angelegt.

Beim Anfange des siebenjährigen Krieges bestand die Preussische Artillerie außer dem zu jedem Regiment gehörigen Feldstücken und Hau-

bigen,

bigen, aus achtzig schweren Canonen und zwanzig Mörsern; 56000 Centner Pulver waren in den Festungen vertheilt, und in den Magazinen befanden sich 36,000 Wispel Wehl nebst 12,000 Wispel Hafer.

Der Sold des gemeinen Soldaten stand mit dem in den meisten Europäischen Staaten üblichen in gleichem Verhältniß. Die vornehmen Officiere aber vom Hauptmann an wurden sehr reichlich besoldet; nur allein die Preussischen Subaltern-Officiere mußten sich mit einem geringen Solde begnügen, und sich mit der Ehre und dem Prospekt in die Zukunft trösten. Der abgelebte und schwer verwundete Soldat fand seine Versorgung in dem Invaliden-Hause bey Berlin, das Friedrich nach Endigung des zweyten Schlesiſchen Kriegs hatte bauen lassen.

Die Strafen der Preussischen Soldaten bestanden bey kleinen Vergehungen in Stockschlägen, die nach dem Xenophon auch bey den Atheniensischen Truppen, ja unter Heinrich IV. selbst bey den Französischen Truppen üblich waren. Verging der Soldat aber ein Verbrechen, so mußte er durch eine Gasse von zweyhundert Mann Spießruthen laufen, oder vielmehr gehen; sechsmal war die geringste, und sechs und dreyßigmal die höchste Zahl dieser

B 3 Schmerz

schmerzvollen Wanderungen. Die letztere Strafe hieß: auf Leben und Tod, und war auf drei Tage vertheilt, da denn am letzten Tage mit dem Verbrecher auch zugleich der Sarg auf die Parade gebracht wurde. Die Desertion zum ersten und zweitemale wurde auch mit Spießruthen bestraft; nur mit einer wiederholten Entweichung war der Strang verbunden; auf Mordthaten erfolgte das Schwert, oder das Rad. Das höchste Verbrechen aber war die Verletzung der Subordination. Selbst auf die geringsten Vergehungen dieser Art stand das Spießruthenlaufen, oder auch die Kugel vor dem Kops. Wer sich aber mit Waffen in der Hand bis zur Thätlichkeit verging, wurde lebendig gerädert. Der Officier, der seinen Obern so behandelte, selbst wenn er dazu als Mensch gereizt war, wurde mit vieler Feyerlichkeit erschossen.

Allen Regimentern waren große Distrikte zu ihren Rekrutirungen angewiesen, die man Cantons nannte. Diese Distrikte waren in der ganzen Preussischen Monarchie mit großer Ordnung abgetheilt, und alles was darin mannbar war, aufgezeichnet. Sobald der Knabe ins Jünglingsalter trat, mußte er dem Vaterlande schwören, wenn man gleich seinen Dienst noch nicht brauchte; daher ein jeder Compagnie: Chef eine Anzahl

Anzahl Dörfer als eine beständige Hilfsquelle, als ein nie leeres Soldaten-Magazin, betrachten konnte. Der damit natürlich verknüpfte Despotismus des Befehlshaber, wurde durch weise Gesetze sehr vermindert, und um so viele tausend Menschen dem Landbau nicht zu entziehen, war die Einrichtung getroffen, daß der größte Theil dieser eingebornen Soldaten sechs und vierzig Wochen im Jahr freigelassen sein Gewerbe nach Wohlgefallen treiben konnte, und nur sechs Wochen lang zur Waffenübung bey seinen Zahlen zubringen durfte. Außer diesen wurden noch andre, zum Theil Ausländer, unter dem Namen Freywächter in den Besatzungs-Städten von Zeit zu Zeit beurlaubt, um durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu verbessern, und ihren Mitbürgern zu nützen. Während dieser Zeit fiel ihr Sold dem Compagnie-Chef zu, der wie ein wahrer Hausvater für alle Bedürfnisse seiner Soldaten sorgen mußte; selbst ihre Weiber und Kinder, deren Aufzucht, Erwerbsmittel und weiteres Fortkommen, waren seiner Aufmerksamkeit empfohlen. Um den Menschenvorrath im Lande zu schonen, wurden Officiere nach allen Reichthümern gewählt, Ausländer als Recruten anzuwerben. So war der Zufluß für die Armee in Ansehung der Gemeinen; denn an Officiern war noch weniger Mangel,

da der zahlreiche und arme Preussische Adel keiner Aufmunterung bedurfte, einen Stand zu wählen, der der erste im Staat war, und der, indem er ihm Unterhalt verschaffte, zugleich seinen Ehrgeiz befriedigte.

Die Waffen und deren Gebrauch bey dem Heer, bewiesen ebenfalls das wohldurchdachte System erfahrener Feldherren. Die geharnischten Reiter und Dragoner führten Carabiner; diese regelmäßig zu handhaben wurden sie fleißig geübt, um im Nothfall als Fuß- Soldaten Dienste zu thun; selbst die Husaren waren damit versehen, um sich auf mehr als eine Art zu vertheidigen. Alle diese Reiter hatten Pistolen, allein nie werten sie damit im Treffen, so wie die Fester, eicher und andere Truppen, um in großer Nähe des Feindes keine Zeit bey einem ungewissen Schuß zu verlieren. Der Pallasch und der Säbel aber, beyde durchs Schleiffen den Scheermessern an Schärfe ähnlich, waren die Hauptwaffen der Preussischen Reiterey. Die Artillerie führte mit sich im Kriege sechspfündige Feldstücke, achtpfündige Haubigen, und Batterie- Canonen, die zwölf Pfund Eisen schossen. Man feuerte mit diesem Geschütz sechsmal in einer Minute. Zur persönlichen Vertheidigung im Nothfall hatte der Artillerist einen kleinen Pallasch.

Die

Die Haubigen wurden von Friedrich im Felde zuerst eingeführt. Ihr großer Nutzen war auffallend. Es wurde dadurch Menschenblut und Zeit, das kostbarste im Kriege, erspart. Ein offener, mit Soldaten besetzter Ort, ein verammelltes Dorf, erforderten sonst, selbst mit Hülfe der Canonen, langwierige Angriffe; vermöge der Haubigen aber war die Besiegnehmung solcher Derter die Sache eines Augenblicks; auch die Cavallerie, die sonst hinter Hecken und Gebüsch gegen Canonenschüsse sicher war, wurde durch die im Wogen geworfenen Grenaden bald hinter ihren Brustwehren erreicht, und leicht in Unordnung gebracht. Von der Infanterie, als der Stärke des Preussischen Heeres, war zwar alles auf die Muskete eingeschränkt, diese aber hatte man sich bemüht, so vollkommen als möglich zu machen. Der Lauf des Gewehrs, das Schloß, das Holzwerk, alles wurde mit Sorgfalt und auf die Dauer bearbeitet, und der in ganz Europa übliche hölzerne Ladestock, der oft zerbrach, mit einem eisernen vertauscht. Dennoch war die Muskete weiter nichts, als eine Maschine, die nach der Abfeuerung niemanden Furcht einflößen konnte, ja die fehlendes Pulver und Blei, oder ein heruntergefallener Feuerstein, in der Stunde der Schlacht, zu einem lächerlichen Waffensstück machten. Nur erst durch

die Aufspanzung eines langen Dolchs wurde diese Maschine zu einem fortdauernd furchterlichen Mordgewehr, das, unabhängig von combinirten physischen Wirkungen, seiner Form nach zu den schrecklichsten Waffen gehörte. Die Preußen waren die ersten, die alle ihre militairischen Uebungen, schwere und leichte, mit aufgespanntem Bajonet machten, es weder auf ihren Maschinen, noch auf ihren Märschen, selbst mitten im Frieden ablegten, ob sie gleich eine Scheide dazu trugen, und die überhaupt diesen Dolch als unzertrennlich von der Muskete betrachteten.

Die Ordnung und die wohlbedachten Einrichtungen, die die Preussischen Armeen im Frieden auszeichneten, waren eben so vortreflich in Kriegszeiten. Es war bei den Preussischen Heeren im Felde nichts überflüssiges, aber es fehlte auch an nichts. Allenhalben waren Magazine; hiezu kam ein immer mitmarschirendes Proviant-Commissariat, eine sehr thätige Feldbäckerei, eine reichlich gefüllte Kriegskasse, und bewegliche Feldlazarethe; in jedem Hauptquartier war eine reichlich versahene Feldapothek, ein Feld-Postamt, und eine Feld-Policey. Ueberdies waren bei den sämmtlichen Armeen hundert und fünfzig kuxserue Pontons vertheilt, um Schiffe brücken zu schlagen.

Die

Die Preußen nahmen fast in keiner Sache andre Heere zum Muster; kein alter Gebrauch, keine neue Mode, kam hier in Betrachtung; alles wurde nach Grundsätzen bestimmt und geordnet; daher die erstaunungswürdigen Märsche Friedrichs und deren Geschwindigkeit ohne große Anstrengung, wobei die Feinde immer zurückblieben. Aller nicht durchaus nöthige Troß wurde von der Armee entfernt. Keins Tausende von Markelendern und Krämern, keine Chaisen für Maitressen, wie bey den Franzosen, keine Zeltwagen wie bey den Oestreichern, keine Plünderkarren wie bey den Russen, wurden gestattet. Alles was nur tragbar war, mußten Packpferde tragen; nur allein die Munition und das Brod für die Truppen wurden gefahren. Eine jede Compagnie hatte einen großen von vier Pferden gezogenen Brodwagen, und auch selbst diese so nöthigen Maschinen blieben, um die Armee nicht aufzuhalten, immer in der Entfernung vom Heereszuge. Dieser geschah gewöhnlich in Schlachtsordnung. Patrouillen von Reiteren und Fußvold marschirten der Armee zur Seite, um kleine feindliche Scharen abzuhalten, die Colonnen selbst zu beunruhigen. Diese hatten zur Rechten ihren Canonen- und Munitionszug, für den allein die Landstraße bestimmt war, und zur Linken der Linie gingen die Packpferde einzeln in langen Reihen

Reihen geordnet. Die Ladungen dieser Pferde waren mit Decken behangen, worauf der Name des Regiments in Verbindung mit dem Namen des Eigenthümers gemahlt war. Auf diese Weise waren auch alle Wagen und Karren bezeichnet. Die Armee marschirte immer in mehreren Colonnen, und nie kreuzte sich die Cavallerie mit der Infanterie.

Die Preussischen Lager zeichneten sich auch durch große Ordnung und sinnreiche Einrichtung aus; sie formirten ehemals so viel Gassen als Compagnien in der Zeltenstadt waren; gegen Ende des siebenjährigen Krieges aber wurde diese Methode abgeändert, die dem Feinde die Stärke der Armee in der Ferne verrieth. Friedrich wählte eine andre Bauart der Lager, die minderzierlich, aber zweckmäßiger war. Die Zeltgassen verschwanden, und die Armeen campirten in drey Reihen neben einander gestellter Zelte. Diese dreyfache Reihe konnte man adthigensfalls in eine zweifache, auch in eine einfache verwandeln; man konnte sie ohne Mühe ausdehnen, und überhaupt den Feind auf manigfaltige Art täuschen. Eine Compagnie Infanterie hatte gewöhnlich vier Zelte für die Officiere, zwey für die Unterofficiere, und sechs und zwanzig für die gemeinen Soldaten, von denen sechs

sechs auch sieben in einem Zelte lagen. Hier fanden auch die Soldatenweiber ihren Platz, deren jede Compagnie wegen des Waschens und der Zubereitung gewisser Viktualien acht, zehn, auch zwölfe mitnahm. Die Cuirassier = Reiter und Dragoner hatten etwas mehr Raum in ihren Zelten; die Husaren aber hatten gar keine; sie bauten sich Strohhütten, oder lagen unter freyem Himmel. Die Artillerie campirte theils bey den großen Batterien, theils bey den Regiments-Canonen. Das zu einem Zelt gehörige Geräth bestand in zwey wollenen Decken, in einem Feldkessel, einer Wascherflasche, einem Beil, einer Schaufel, und einer Hacke; und alles dieß mußten sowohl Reiter als Fuß = Soldaten beständig bey sich führen. Die Last dieses letztern wurde dadurch sehr erschwert, daß er außer seinem Gewehr und Tornister einen Sack mit sechs, neun, auch wohl mit zwölf Pfund Brod, und eine mit sechzig scharfen Patronen gefüllte Patronentasche zu tragen hatte; allein diese Bedürfnisse waren zu unentbehrlich, um sie ungewissen Zufällen und der Plünderung der Bagage auszusetzen.

Kleine Feld = Flaggen bezeichneten im Lager die Grenzen der Regimenter und Bataillone. Eine jede Compagnie hatte ihre Musketen vor ihrem Lagerplatz in zwey Gewehr = Pyramiden auf

aufgestellt, die bey schlechtem Wetter in eine Art von Zelten verwandelt wurden. Im Mittelpunkte des Bataillons waren alle Trommeln aufgehängt, und die Fahnen aufgestellt. Ein jedes Infanterie-Regiment führte vier Canonen und eine Haubice mit sich, die bey den Feldwachen aufgeschützt wurden. Von diesen aus vierzig Mann bestehenden Feldwachen, stellte ein jedes Bataillon eine vor der Fronte aus, in einer Entfernung von hundert, oder auch von zweyhundert Schritten, nach Beschaffenheit des Terrains. Hier warfen die Soldaten in wenig Stunden eine kleine Schanze auf, die jedoch mehr zur Ordnung, als zur Brustwehr diente. Die vor derselben postirten Schildwachen standen nie einzeln, sondern immer zwey zusammen in Gesellschaft, und zwar in großer Nähe von dem benachbarten Posten, so daß die ganze Wachlinie eine ungeheure zusammenhängende Kette zum Kampfe gerüsteter Soldaten darstellte, die des Nachts ihre Wachsamkeit durch ein immer fortwährendes Laufgeschrey dem Weilen weit gelegtem Feinde bezeugten.

Um diese Wachsamkeit immer angestrengt zu erhalten, gingen die ganze Nacht durch unaufhörlich Ronden und Patrouillen; die letztern geschahen durch einen Unterofficier und zwey Gemeinen;

meinen; bey den erstern aber besand sich ein Officier. Dst übernahmen vornehmte Befehlshaber dieß Geschäft, besonders diejenigen, die für jeden Tag vom Oberfeldherrn commandirt waren für die Sicherheit des Lagers zu sorgen, und auf alles aufmerksam zu seyn. Dieß Commando, das man mit dem ausländischen Namen *de jour* bezeichnere, wechselte alle Tage bey den Staabs-Officieren der ganzen Armee ab, die ihre Thätigkeit sodann durch das Vüstriren sämtlicher naher und ferner Lagerposten zeigten. Eine Nachlässigkeit dieser Art war bey dem Preussischen Heere etwas unehörtes. Der König selbst gab das Beispiel einer rastlosen Wachsamkeit. Nirgends war man vor ihm sicher, so wenig an dem gefahrlosesten Vertern, als an den gefährlichsten, in einer gestirnten Nacht, so wie bey der schrecklichsten Witterung; und da er es dahin gebracht hatte, daß sich hohe und niedere Officiere mehr vor ihm als vor den Angeln fürchteten, so war die Möglichkeit seines Besuchs allein hinreichend die Wachsamkeit zu verdoppeln. Dst machte er sogar selbst die Ronde, auch ohne sich zu erkennen zu geben. Er ritt von einer Wache zur andern, und gab dadurch diesem geringen Dienstgeschäfte eine gewisse Wichtigkeit. *)

*) Der Verfasser besand sich im Monat 1761 im Lager bey Strahlen, wo er am oten des gedachten Monats die

Die vorherbeschriebene Kette der Infanterie aber war durch eine andre von den zahlreichen Wachen der Mitrailleur- und Dragoner-Regimenter gedeckt, die eben so wie das Fußvolk ihre doppelte Posten ausstellten, und auch diese Kette war wieder durch leichte Infanterie, die bey den Preußen in Frey-Bataillonen und Jägern bestand, oder durch Vilets, das heißt: durch große Wachscharen des regulären Fußvolks, und durch die in größere und kleinere Trupps abgetheilten Husaren gedeckt, deren letzte Vorposten, die gleichsam vogelfrey waren, die äußerste Wachlinie vor der Fronte formirten. Hinter der Fronte hatte ein jedes Regiment eine aus vierzig Mann bestehende Wache, die zur Aufrechthaltung der Polices im Lager, und zur Verbindung der Defension von der Hinterseite diente. Da hier weniger Gefahr zu befürchten war, so

stanz

die Feldwache des ersten Bataillons von Forcade commandirte. Hier erhielt er kurz vor Tages-Andrach auch einen solchen Besuch von Friedrich, der unter dem Namen eines Obersten herumtritt, und ganz im dem Ton eines solchen Officiers mit vieler Höflichkeit mehrere Fragen that, die sich auf einige bey den Vorkommnissen erfallene Schüsse bezogen. Der König antwortete sich endlich mit den Worten: „Ich wünschte Ihnen eine gute Wache, Herr Lieutenant!“

standen die von dieser sogenannten Brandwa-
che ausgestellten Schildwachen nur einzeln. In
diesem Bezirk waren die in Bierdeckel geformten
Kochplätze der Soldaten. Jede Compagnie hat-
te ein solches Bierdeckel, und vor der Fronte eine
regelmäßig gegrabene, mit Sträuchern umgebene
Grube zur Entleerung der Bedürfnisse. Hinter
den Zelten befanden sich auch die Markieren-
der, der Troß, und die Wagenburg. Reiter-
wachen und Patrullen schlossen von außen zu
auch diesen Theil des Lagers, und vollendeten
den ungeheuern Ring.

Das Hauptquartier war gewöhnlich hinter
der Fronte, in einer Stadt, oder in einem Dor-
fe, manchmal auch wohl in einem einzelnen
Hause; denn in diesem Kriege campirte Frie-
drich nie, wohl aber sein Gefolge, wenn es an
Raum fehlte. Aus diesem Hauptquartier hol-
ten die vornehmen Befehlshaber von ihren Adj-
utanten begleitet täglich die Parole. Ueberdies
mußten alle Regimenter, sowohl von der Infan-
terie als von der Cavallerie einen Officier mit
einem beständig gesattelten Pferde im Hauptquar-
tier halten, um außerordentliche Befehle schlei-
nig zu überbringen. Diese Officiere, so wie die
Adjutanten Friedrichs, wurden aus der künig-
lichen Küche gespeiset. Zu ihnen gesellen sich

G

bestän-

beständig viele andre aus dem Lager, die sich ins Hauptquartier als zu einem Belustigungsort begaben, wo sich eine Menge Marketerender befanden, wo fast immer Musik ertönte, wo sowohl dem Bacchus als der Venus geopfert, und stark gespielt wurde, wo stündlich, bald Ueberläufer, bald Spione ankamen, wo man bald Gefangene, bald Beute überbrachte, und wo man überhaupt immer von neuen Ereignissen hörte.

Die Sorgfalt für den Preussischen Soldaten im Kriege war besonders groß, und den keinem Volk der neuern Zeit so auszeichnend. Nie in dem ganzen Lauf von sieben höchst wandelbaren blutigen Feldzügen, fehlte es den Preussischen Heeren an Geld, nie an Brod, nie an Fourage, sehr selten an Gemüse, und noch seltener an Fleisch. Gewöhnlich hatte der Preussische Soldat auf drey, auch auf mehrere Tage Brod vorräthig. Die Brodwagen waren in drey Abtheilungen geordnet, wovon der eine Theil im Lager blieb, der andre auf der Hinfahrt zu den Magazinen, der dritte aber zu eben der Zeit auf der Rückfahrt zur Armee begriffen war. Sobald diese letztere Abtheilung im Lager eintraf, brach sogleich die bisher ausgerubte Brod = Wagenburg auf. Die tägliche Portion Brod war zwey Pfund; selbst nach verlorenen Schlachten und nach zerstörten Magazinen

zinen wurde der Brodsack des Soldaten nie ganz leer; das Gemüse kam immer durch veranstaltete Zufuhr aus Städten und Dörfern ins Preussische Lager, und durfte nicht übertheuert werden. Die richtige Zahlung und die gute Mannszucht munterten die Verkäufer auf, solche Märkte zu besuchen. Hierzu kam das vom Könige einem jeden Soldaten wöchentlich bestimmte Pfund Kindfleisch. Die Regimenter kauften daher ganze Lristen von Hornvich, die nicht ohne die dringendsten Ursachen vom Lager weit entfernt werden durften.

Dies Fleischgeschenk, obgleich an sich unbedeutend, zog eine Menge Ueberläufer zu den Preussischen Fahnen. Die dem Menschen angeborne Freyheit verursacht, daß selbst rohe Krieger mitten in der Sklaverey einen mindern Zwang für ein beneidenswerthes Loos ansehen. Die gemeinen Soldaten bey den Oesterreichern waren gezwungen, den größten Theil ihres geringen Soldes zur Feldhaushaltung herzugeben. Der Corporal nahm das Geld, fütterte seine Mannschaft nach Gutdünken, und den Ueberrest des Soldes bekam der Soldat in die Hände. Von diesem Zwange wußten die Preußen nichts. Man munterte sie durch Worte zu einer geselligen Haushaltung auf; das Comissfleisch und der gemeine

schastliche Zelteessel thaten sodann das Uebrige. Viele Ueberläufer gestanden freymüthig, daß dies ses sie zur Desertion bewogen habe.

Die Preussischen Lebenshüter selbst waren Soldaten, die auf dem Lande zu diesem Geschäft gewöhnt, den Prügel in die Hand nahmen und die Muskete übern Rücken warfen. Man wähl te dazu die kleinsten und unansehnlichsten. Als Eingeborne war man vor Desertion sicher, und ihre Waffen waren hinreichend herumschwärmende Husaren abzuhalten.

Diese Menschen = Oekonomie erstreckte sich bey den Preußen über alles; sie verringerte den Troß und die Bedürfnisse, beförderte die Ordnung, und erfüllte bey allen Operationen den Zweck desto vollkommener. Jede Compagnie hatte ihren Schuster, ihren Schneider, die von dem gewöhnlichen Dienst frey waren, und in Kriegsquartieren sowohl als in Lägern und auf Postirungen für ihre Kammeraden arbeiteten. Viele Compagnien hatten ihren eigenen Fleischer, der Vieh einkaufte, schlachtete, und für einen billigen Preis verkaufte; andre Soldaten waren Markterender. Die Infanterie hatte ihre Zimmerleute und Büchsenmacher; die Cavallerie ihre Schmiede und Sattler, die Artillerie ihre Was genmacher. Alle waren Soldaten. Jeder Offi-
cier

sier hatte einen Bedienten, der ein Soldat war, königliche Rindung trug, und keine andre Felddienste als mit seinem Herrn that. Bey jeder Compagnie befand sich ein Unterofficier, der den Titel Capitaine d'armes führte; und sowohl für Gewehr als Weidungsfürsorge sorgen mußte; desgleichen ein Jourier, der für Proviant und Foutage sorgte, und das Lager absteckte. Der Jourier hatte bey dieser letztern Arbeit zwei Gehülfen, die Jourierschützen genannt wurden, und auch Soldaten waren. Man rief sie auf dem Marsch vor, wenn der Lagerplatz gewählt war; oft auch machten sie eine Art von Avantgarde. Als Soldaten brauchten sie keine Bedeckung, sondern sie gingen vielmehr selbst auf den Feind los, wenn er ihr Lager zu Abweisen hindern wollte.

Bey den Oesterreichischen Armeen war diese Kriegs-Ökonomie nicht Sitte. Unter andern waren die Jouriere bürgerliche Personen, deren Begriffe, Grundsätze und Handlungen, oft der Denkungsart und dem Interesse der Soldaten ganz entgegengesetzt waren, und von Subordination sehr wenig wußten. Hieraus entstanden Streitigkeiten und Unordnungen, von denen sich bey den Preußen keine Spur äußerte. Alles war in ihren Lagern Soldat, und alles arbeitete folglich einstimmig an einem gemeinschaftlichen Zweck.

Der militairische Handwerksmann, der, in Winterquartieren, auf Postirungen und Feldlagern, von Wachen und Commandos befreyt, ruhig sein Gewerbe trieb, mußte jedoch zum Gewehr greifen, sobald es Marsch hieß, oder der Feind sich zeigte. Keine Geschicklichkeit, keine Arbeitsamkeit, kein Kunstleiß, keine Günst der Vorsehung, schützte ihn gegen Schlachten und Belagerungen. Er mußte in sein Glied treten und mit seinen Mitsoldaten die Gefahr theilen, sobald sich diese im Prospect zeigte; es mochte auf dem Kampfsplatz, oder in den Laufgräben, oder bey einem Sturme seyn.

Die Stärke der Preussischen Armee zu Anfang des siebenjährigen Krieges war: An Infanterie neun und vierzig Feld-Regimenter, jedes zu 2200 Mann; ferner sechs und dreyßig Bataillons Lone Garnison-Truppen, die zum Besatzungsdienst bestimmte waren, und 26,000 Mann betrug. An Cavallerie hatte sie dreyzehn Kürassier-Regimenter, die drey und sechzig, zwölf Dragoner-Regimenter, die siebenzig, und neun Husaren-Regimenter, die neunzig Escadrons formirten. Ein Regiment Kürassier bestand aus 861, ein Regiment Dragoner aus 886, und ein Regiment Husaren aus 1518 Mann. Die nachher so sehr vermehrte Artillerie bestand damals nur aus

drey

zwei Regimentern, die 3000 Mann ausmachten. Um den Mangel der leichten Truppen zu ersetzen, errichtete der König Frey-*Bataillone*, die fast alle im Auslande angeworbene Soldaten waren, ohne die geringste Rücksicht auf körperliche Grösse und auf andre Eigenschaften, und die, wenn gleich nicht eben den Rang, doch den nehmlichen Sold wie die bey den Feld-Regimentern hatten, deren Dienstzeit aber nur auf die Dauer des Kriegs eingeschränkt war. Ferner gehörten zur Armee das Ingenieur-Corps, die Mineure, das Cadetten-Corps, die Pflanzschule künftiger Befehlshaber, dergleichen Jäger, sowohl zu Fuß als zu Pferde, und Bosniaken, nach türkischer Art gekleidet und mit Lanzen bewafnet, einem Mord-Instrument, das der Marschall von Sachsen die Königin der Waffen nennt; zu allen diesen mannichfaltigen Kriegs-Schaaren kam noch eine Landmilitz, um im Nothfall die von Feldsoldaten entbloßten Provinzen zu beschützen. Alle diese verschiedenen Truppen wurden immer vermehrt, und zwar in der Geschwindigkeit mit vielen Tausenden, auf eine unmerkliche Art. Aus wenigen Soldaten, die eine jede Compagnie abgab, entstanden große Kriegsschaaren, und die dadurch in den Regimentern gemachten Lücken, wurden sehr bald durch die *Cantons* ersetzt.

Waren die Bedürfnisse eines solchen Heeres im Frieden außerordentlich, so waren sie vollends ungeheurer, wenn man ins Feld rückte. Die Preußen hatten zwar durch die beständig unterhaltende Rüstung, durch die immer angefüllten Magazine, durch das im Schatz ihres Königs bereit liegende Geld, und durch die Thätigkeit und weise Einrichtungen, vermöge welcher ohne Widersprüche und Cabalen, alles mit rastlosem Eifer, und in der höchstmöglichen Geschwindigkeit betrieben werden mußte, vor allen Mächten Europas unermessliche Vortheile voraus. Allein alle diese waren noch nicht hinreichend die Armeen mit der zu unserm Zeitalter gehörigen Heereslast in Bewegung zu setzen. Knechte und Pferde mußten angeschafft werden, die man zur Zeit des Friedens zwar aufzeichnen, aber nicht unterhalten konnte, ohne den Landbau zu schwächen, und durch die gekauften Kosten den Staat zu entkräften. Auch selbst bey Eröffnung des Feldzugs wurde wegen des zukünftigen große Rücksicht auf den Feldbau genommen. Wenn man daher gleich denselben die Knechte entzog,

so schonte man doch die inländischen Pferde nach Möglichkeit, und kaufte sie dagegen zu Tausenden im Auslande: Das vorbeschriebene Heer brauchte außer den eigentlichen Cavallerie-Pferden, die zu dem Wesen der Reiteren gehören, für die Pack- und Zug-Pferde der Cavallerie, der Infanterie, der Artillerie, der Pontons, desgleichen für das königliche Gefolge, für die Kriegs-Casse, für die Feld-Apotheken, und das Feld-Postamt, ferner für den General-Stub, für das Feld-Lazareth, für die Feld-Bäckeren und mitgeführten Oesen, wozu siebenhundert Feldbäcker theils Meister theils Gesellen gehörten, und für das Proviant-Fuhrwesen überhaupt, zusammen 51,000 Pferde und 26,000 Knechte. *)

E 5

Ee

*) Dies bezieht sich auf den Krieg von 1756, und ist also kein genauer Maßstab der gegenwärtigen Bedürfnisse, um die Preussische Armee in Bewegung zu setzen, da alle Theile des Heeres, besonders die Artillerie, seitdem sehr vergrößert worden sind.

Es war die innere Verfassung des Preussischen Heers, musterhaft in fast allen ihren Theilen, von keinem neuen Volke erreicht, vielleicht von keinem alten übertroffen, als der siebenjährige Krieg anging.

sind. Mit der Anhäufung der Schwierigkeiten und der größern Verwickelung der zur Subsistenz jetzt nöthigen Hülfsmittel hat man diese Kette von Operationen mit einem neuen Namen belegt, daher spricht man seit einigen Jahren von der Mobil-
Machung der Armeen.

Historische Bemerkungen
über die
große sittliche Revolution
im
sechszehnten Jahrhundert.

[The page contains extremely faint, illegible text, likely bleed-through from the reverse side of the document. No specific content can be transcribed.]

Das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechzehnten Jahrhunderts war der Zeitraum der wichtigsten Begebenheiten, die in den Jahrbüchern der Menschen aufgezeichnet sind. Eine jede derselben harte ein Zeitalter vereinigt, jezt kamen sie gehäuft. Große Geister aller Arten traten fast zu gleicher Zeit in sehr verschiedenen Ländern auf, und höchst unerwartete, odgleich zum Theil längst vorbereitete Revolutionen des Geistes, der Gesetzgebung, der Politik, des Handels und der Sitten; große Entdeckungen, große Erfindungen, große Kunstwerke, große Handlungen aller Art, bezeichneten diese erlauchungswürdige Periode. Die Europäische Welt wurde wie neu geschaffen, und überhaupt fängt hier eine neue Epoche des Menschengeschlechts an. Neue Grundsätze im Denken und Handeln, neue Arten des Gottesdienstes, neue Gesetze, Sitten, und Künste, die Bekanntschaft mit weit entlegenen Nationen und Völkern, die uns cultivirte Menschen, Barbaren und Wilde auf-

aufstellte, deren Existenz man nicht einmal kannte, ferner, stehende Armeen, andre Wohnungen und Kleidungen, neue Nahrungsmittel und neue Krankheiten.

In der Zeit, da Schwarz durch seine Erfindung des Pulvers die Kriegskunst umstaltete, und dem Menschen neue Vergnügungen und neue Sicherheit gegen wilde Thiere verschaffte, entdeckte Columbus eine neue Welt, und Gama über nie beschiffte Meere einen neuen Weg nach Ost-Indien, erfand Janß die Buchdruckerkunst, und Luther zeigte den tausend Jahre lang betrogenen Sterblichen den Gebrauch ihrer Vernunft. Man überschwemmte Europa mit nie gesehenen Natur-Produkten, mit nie gekannten Bedürfnissen, mit Silber und Geld. Der einige Zeit zuvor erfundene Compass hatte die Seefahrer sicherer und kühner gemacht, und die Gemeinschaft der Nationen erleichtert, aber auch die Gefahren der Völker vermehrt, die unermessliche Meere nicht länger als ein für ihre Ruhe von den Göttern errichtetes Bollwerk gegen die kühnen Eroberer betrachten durften, denen eine andre Hemisphäre zum Wohnsitz angewiesen war. Die Portugiesen in Asien geben den Europäern das Beispiel, mit dem Schwert in der Janß Handel zu treiben, und Colonien zu gründen;
wäh-

während daß die Spanier die Americaner wie wilde Thiere mordeten, und die Reiche von Mexico und Peru vernichteten, die Engländer bürgerliche Kriege führen, die Deutschen für und wider theologische Lehrsätze fechten, die Türken unter Solymann ihre Eroberungen fortsetzen, und die Italiener die aus Griechenland entstehenden Künste vervollkommen.

Allenthalben erlebt man höchst seltene ganz außerordentliche Vorfälle. Das Griechische Reich war kurz zuvor von den Türken vernichtet worden, und in Athen herrschen Barbaren. Sie rauschen wie eine Fluth westwärts, und pflanzen Mahomet's Fahne im östlichen Europa, zu eben der Zeit, da ihre Glaubensgenossen das westliche Europa verlassen müssen. So wie die Osmanen in die Abendländer eindringen, werden die Mauren in Spanien nach den Mittageländern gedrängt. Diese Mauren, die Lehrer aller Europäischen Völker in Künsten, in Wissenschaften, in Sitten, werden nach einem achthundertjährigen Besitz aus ihren blühenden Ländern vertrieben. Sie fliehen nach Africa; allein von diesem Augenblick an verschwindet von der Erde der Geist der Ritterschaft, so wie der Geist dieses edlen Volks, das die Wissenschaften liebte, hohen Sinn und Tapferkeit zeigte, und uns die Galan-

Galanterie lehrte. In Frankreich sieht man einen König, der fast ohne Schwertreich das entfernte Neapel erobert, ja ganz Italien zittern macht, und dann wieder einen andern französischen Monarchen, der als ein Gefangener einem übermüthigen Sieger nachgeschleppt wird. Auf dem Kaiserthron der Deutschen sitzt der mächtigste Fürst, der je diese erhabene Würde bekleidete, der selbst Souveraine wie Knechte behandelt, sie einkerkert, und dessen Despotismus Germaniens Herrscher entgegen arbeiten. Religionskriege, eine Erfindung der Hölle, verheeren Deutschland; endlich ergreift auch der durch Priester und Gelehrte tyrannisirte Deutsche Landmann die Waffen, und so entsteht der merkwürdige noch in keinem Reiche erlebte Bauernkrieg. In England sieht man unter einem rasenden Tyrannen einen rechtschaffenen Mann nach dem andern, eine Königin nach der andern, das Blutgerüst besteigen. In Dänemark wird der König Christiern durch seine Unterthanen vom Throne gestoßen, und muß sein Leben in einem Gefängniß enden. In Belgien sieht man unaussprechlich Scenen des Aufruhrs. In Madrid, in Lissabon, in Rom, würden die Inquisition's Gerichte, die unschuldige Menschen um des Glaubens willen, gehüllt in Teufelstarven, und von gräßlichen Processionen begleitet, zum Scheiterhaufen

haufen führen. Die heilige Stadt, der Sitz des Statthalters Christi, wird erobert, und das stolze Venedig, das tausend Jahre in seinen Lagunen wie ein Fels im Meer unerschüttert gestanden hatte, durch die Flut zu Cambray dem Untergang nahe gebracht. Die Rhodus - Ritter werden aus ihrer Insel von den Türken verjagt. Diese Barbaren drehen durch ihre wilde Ueberschreimmungen der in Europa aufkeimenden Cultur ihre Vernichtung. Inseln und Länder fallen unter ihrem eisernen Joch. Das schöne Italien zittert und fürchtet das Schicksal Griechenlands. Sie greifen endlich das Königreich Neapel an, belagern Nizza in Savoyen, erobern Ungarn, und der Sultan Solymann selbst belagert die Kaiserstadt Wien. Die Türkischen Seeräuber erobern in Africa Königreiche, und weihen Ae auf den Trümmern von Carthago zu Raubnestern.

Von diesem Zeitpunkt an erlangt die Geschichte für die Menschheit ein hohes Interesse. Das Eigenthum der Völker in Europa wird nach und nach vermindert, alle schließen sich an die große politische Kette an. Von allen bemerkt man mehr oder weniger ein Emporsteigen zu einer höhern Cultur, so wie die Begebenheiten aller Nationen von dieser Epoche an verwickel-

ter werden, und gleichsam aus einem Punkt ausgehen.

Die Furcht der Vorwelt vor den alles bestiegenden Römern verband ehemals so viele Völker, höchst verschieden durch Gesetze, Sprache und Sitten mit dem Capitol, oder wider Roms Legionen; aber selbst die Bundesgenossen dieser Eroberer waren nicht ganz unabhängig. Ein Freundschafts-Bund zahlreicher mächtiger Völker, die in allen Welttheilen und über alle Meere herrschen, verbunden mit der höchsten Unabhängigkeit, schien wegen des unendlich verschiedenen oft ganz entgegengesetzten Interesse nach der Erfahrung aller Jahrhunderte undenkbar; aber auch diese Begebenheit mußte das 16te Jahrhundert verherrlichen. Es war eine gewisse Ähnlichkeit unter den Völkern Europens entstanden, die man zuvor nicht kannte. Die in so vieler Rücksicht wohlthätige Vereinigung geschah. Das Interesse der Nationen wurde erweitert; sie theilten einander nicht bloß wie zuvor durch den Handel ihre Bedürfnisse, sondern auch die Früchte ihrer Industrie und ihre Kenntnisse mit, und sicherten Europa, wenn gleich nicht gegen Kriege, und gegen Anfälle von Barbaren, doch gegen die Erneuerung Hunnischer alle Cultur begrabender Verheerungen. Von nun an wurden die Tyrannen

nen

ven in diesem Welttheil selten, oder versüßten doch gemäßig, da so viele Nationen Zeugen ihrer Handlungen, und den Unterdrückten andre Zufluchts-Länder offen waren. Die mächtigen Monarchen rechtfertigten ihre auswärtigen Staats-Unternehmungen durch Manifeste, und ertheilten ihren Unterthanen kein Gesetz, ohne die Bewegungsgründe zu demselben anzuführen, so falsch sie auch oft seyn mochten. Durch diese Verbannung des Orientalischen Despotismus war den aller noch obwaltenden Knechtschaft ein großer Schritt gethan, und mit einem Vergleichungsblick auf die Vervelt, fingen die Völker an, ihre leichter gewordenen Ketten für nothwendige Fesseln zu halten.

Nun entstand die erste Idee des Gleichgewichts unter den großen Mächten, die die Selbsterhaltung lehrte, und bald allgemein wurde, und so ward die neuere Politik geboren; eine Reihe von Systemen und Grundsätzen, die bald das Interesse der Völker, bald die Privatabsichten der Herrscher zur Basis der Staats-Handlungen machten, die oft rationell angewandt, noch öfter aber blindlings befolgt wurden; Systeme, die seit dieser Zeit sorgfältig an Höfen studirt, von Pedanten commentirt, und von dem Pöbel angestaunt werden.

Glorreich und erschauungswürdig waren die Charakterzüge und Scenen jener unsterblichen Epoche. Während daß Luther in Wittenberg seine Völkererschütternden Predigten hält, die Mönche aus so vielen Staaten verschwinden, und der päpstliche Thron in seinen Grundvesten bebt, thut Ariost's Leyer unsterbliche Gefänge, mahlt Raphael im Vatikan, umfaßt Michael Angelo mit Riesen = Armen das Gebiet der Künste, giebt durch seinen Meißel dem Marmor die herrlichsten Gestalten, schildert durch seinen Zauberpinsel das jüngste Gericht, und errichtet die Kuppel der Peterskirche, verschönert Palladio die Lagunen = Stadt, weihen die Medicis in Florenz den Künsten und dem Museen Tempel, bestimmt Copernicus die Bewegung unser's Planeten, durchstreifen die Missionarien alle Reiche und Zonen um das Christenthum zu lehren, macht Magellan die erste Reise um die Erde, und die Jesuiten gründen ihr neues Reich.

Die Sitten nehmen eine edle Form an. Die Bewohner der Städte, aufgemuntert durch Freyheiten, durch Sicherheit des Eigenthums, und durch befestigte Mauern, wehren sich allenthalben, und zeigen ihre Betriebbarkeit. Der Handel verfeinert die Bequemlichkeiten des Lebens,
und

und Armeen werden auch im Frieden unterhalten. Eine Universität nach der andern wird gestiftet. Man lernt die Sprachen entfernter Nationen, fängt an die Natur zu studiren, beobachtet den Lauf der Sterne mit neuerfundnen Instrumenten, und gelangt durch die Kenntniß des Römischen Rechts zu einem bessern Einsicht der Rechtswissenschaft. Alle Keime des Wissens zeigen mehr oder weniger Blüten, nur allein das Feld der Philosophie bleibt öde, und dessen Cultus nur einem glücklichen Zeitalter aufbehalten.

Bis zu dieser Epoche waren die kriegsführenden Heere nur schwach, die Feldzüge kurz, und die Kosten geringe. Das Lehnssystem erleichterte diese Thaten, und schwächte die Bedürfnisse der kriegenden Fürsten, daher man auch eher zuschlug als negociirte; denn die Unterhandlungen erforderten Ausbildung des Verstandes, und Kenntnisse, die damals selten waren; ein jeder aber hatte Hände zum halgen. Das allenthalben theils abgeschaffte, theils sehr geschwächte Lehnssystem, die eingeschränkte Gewalt des Adels, und die Verringerung der Volkse knechtschaft, hatten zwar die Macht der Fürsten erhöht, aber auch den Kriegen ihre Schwierigkeiten unendlich vermehrt. Der Zug der Franzosen nach Italien war der erste Versuch eines Europäischen Mo-

nachen, die Wirkung dieser neuerlich erlangten Macht praktisch zu zeigen. Die Armer Carl's VIII. war nur 20,000 Mann stark, allein die Hindernisse, die diese Truppen bey ihrer Subsistenz in einem fremden Lande, bey Belagerungen und andern Unsernehmungen fanden, waren unübersteiglich. Hiezu kam ein in damaligen Zeiten noch unerhörter Troß von Wagen und Pferden, und neue Waffen, die in schweren Mustern bestanden. Die Soldaten, nicht mehr Lehnknechte, sondern besoldet, befanden sich zwar in dem schönsten Lande Europens, wo mehr Ueberfluß wie irgendwo herrschte, allein es fehlten ihnen dennoch eine Menge gewohnter Bedürfnisse; sie empfanden nur zu sehr die Entfernung von ihrem Vaterlande, und alle ihre Tapferkeit konnte sie nicht vor einer baldigen Aufopferung ihrer Eroberungen, und einem schleunigen Rückzuge sichern.

Dies war eine Lehre für alle Fürsten in Europa. Das so geschwind veränderte Kriegsglück der Franzosen gab die erste Idee von den mit großen und dauernden Kriegsoperationen verbundenen Kosten, die man zur Zeit des Lehnstems nicht kannte; und nun entstanden neue Aufgaben, die immer geklurt wurden, und endlich in unserm Zeitalter zu einer so furchtbaren Höhe gestiegen sind.

Man

Man hatte besonders den Italienern viel zu verdanken. Sie trieben einen sehr blühenden Handel, und machten ihn durch die Verpflanzung schöner Natur-Produkte aus entlegenen Erdgegenden doppelt wohlthätig. Sie lehrten den Europäern den Seidenbau; auch machten sie ihnen das Zuckerrohr bekannt, das sie aus Asien brachten, und zuerst in unserm Welttheil verpflanzten. Sie durchstrichen rastlos das unermessliche Feld sowohl der schönen als der mechanischen Künste, vervollkommneten die alten, und erfanden neue. So entstand die Kunst auf Kupferplatten Bilder zu graben, die Kunst Spiegelgläser zu verfertigen, die Kunst Porzellanartige Gefäße zu formen, und die nicht minder wie alle übrige nützliche Kunst Papier zu machen. Von diesen und andern Erfindungen, in deren Gefolge sich Wohlstand und Ueberfluß einstellten, wohnten sie in schönen Häusern und in prächtigen Pallästen, während daß die im Mittelpunkt mächtiger Reiche lebenden Bewohner von Paris, London und Wien in elenden Hütten vegetirten.

In dieser dem Andenken aller künftigen Generationen ewig merkwürdigen Periode, welche gleichsam alle Räder in die große Weltuhr griffen, und die moralische Crisenz der cultivirten

Erdbewohner eine neue Form erhielt, war der menschliche Geist in Gährung, und in allen Ländern, wo ihn der Despotismus oder der Aberglaube nicht unterdrückt hatte, zeigte er seine Größe. In Italien war dieß besonders der Fall, wo man damals in der Cultur mehr wie irgendwo große Fortschritte gemacht hatte, wo die theils recht, theils unrecht verstandene Freiheit, in so vielen Provinzen der große Volks-Gegenstand war, und wo die Leidenschaften der Menschen durch unaufhörliche Unruhen und Tumulte immer in Bewegung erhalten wurden; ein Zustand, der jedoch den Flor von Toscana, von Venedig, von Genua, von Lucca, und von andern Italienschen Staaten nicht hemmte, deren Handel und Gewerbe nie kührender, deren Städte nie vollreicher, und deren Felder nie besser bebaut waren, wie damals. Auch reiste man in dieser Epoche aus allen Ländern Europens nach Italien, um hier die Politik, den Handel, die Wissenschaften und die Künste zu studiren.

Geschichte
der
Verschwörung des Fiesco
im Jahr 1547.

Dies im vorigen Aufsatze geschilderte Zeitalter war auch der Gipfel der Größe von Genua. In keinem Staate war man eifersüchtiger auf Freiheit, als in dieser Republik, die einst ihre siegreichen Fahnen an den Ufern des schwarzen Meeres hatte wehen sehn, und die so wie ihre Rivalin Venedig, durch den Handel reich, mächtig, und stolz geworden war. Mitten unter diesem Freiheits-Traum aber, der durch die Idee eines ewiglichen Erbsitzes erzeugt wurde, waren die Genueser so wie die Venetianer gewohnt von Aristocraten beherrscht zu werden.

Nach den verworrenen Begriffen des Volks, die auch noch jetzt, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in manchen Ländern noch nicht geordnet sind, konnte die Ausübung, selbst der unbefugten mit Tyranney verbundenen Gewalt mehrerer Bürger, sehr wohl mit der sogenannten Freiheit bestehen; nur diese Gewalt in den Händen eines Einzigen war ihnen ein alles überwiegender Beweis ihrer Sklaverei; daher entstanden die Einschränkungen des Doge, und die kurze Dauer seiner Regierung.

Die Familie Doria war im Anfang des 15ten Jahrhunderts die mächtigste in der Republik Genua. Das Haupt dieses Hauses, Andreas Doria, war der größte Seeheld seines Zeitalters, und überhaupt einer von denen außerordentlichen Männern, die vom Schicksal geschaffen sind, jedes Land berühmt zu machen, und ein schon berühmtes zu verewigen. Dieser außerordentliche Mann hatte sich durch große Tugente und Thaten die Ehrfurcht seiner Mitbürger, und die Achtung aller damals regierenden Monarchen erworben. Durch seinen Beystand hatte sich die Republik Genua dem Schutze des Königs von Frankreich Franz I. unterworfen, und Französische Besatzung eingenommen. Dieser große und für die französischen Waffen in Italien

lien so wichtige Dienst wurde aber bald vergessen. Doria, als Republikaner, hatte Begriffe von Unabhängigkeit, die an einem monarchischen Hofe nicht gangbar waren, und das von Kindheit auf geführte See-Leben hatte vollends seinen ernstern Charakter nicht sehr zur Nachgiebigkeit gestimmt. Unbekannt mit den Künsten der Schmeicheley, und im Verwuseßten seiner Verdienste und Wichtigkeit, gab er immer seine Rathschläge mit Freymüthigkeit, so wie seine Vorstellungen und Klagen das Gepräge der Kühnheit hatten. Eine solche Sprache war den Französischen Ministern ungewohnt. Sie beschloßen seinen Untergang, und stellten ihn dem Könige als einen stolzen, ehrfüchtigen, ränkevollen Mann vor, der sich um Frankreichs Interesse gar nicht bekümmerte, und nur auf sein eignes bedacht wäre.

Franz ließ sich überreden, und ward mißtrauisch auf einen Helden, den er sehr nöthig hatte, der hingegen der königlichen Gunst gar nicht bedurfte. Man suchte ihn auf allerhand Art zu kränken. Doria zog eine ansehnliche Pension vom König, die nun sehr unregelmäßig bezahlt wurde; man verachtete seine Rathschläge selbst in Seesachen, und achtete gar nicht auf die ernstlichen Vorstellungen des Papstes Clement

men s VII., der den König auf die wahrscheinlichen Folgen aufmerksam machte, und selbst seinen Secrétaire Sanga an Dorja schickte, ihn zu beruhigen. Ja so weit trieben die Minister ihr sinnloses Spiel, daß sie angingen Savonna zu besetzen, und den dortigen Hafen zu reinigen, um verschiedene Genuessische Handelszweige nach Frankreich zu verpflanzen. Ueberdies wollte man diese Stadt, die sich von der Republik losgerissen, und unter Franzens Schutz begeben hatte, damals so wie jetzt die zweyte im Staat an Größe und Volksmenge, empor bringen, um die Genuesser im Zaum zu halten.

Mehr war nicht erforderlich, den ohnehin höchst mißvergnügten Dorja aufs äußerste zu treiben. Er verlangte mit Drohungen, daß dieser Entwurf sogleich aufgegeben werden sollte. Die Antwort des Königs war ein Verhaftungs-Befehl. Dorja erhielt davon inögehehn Nachricht, ging mit seinen Galeeren nach Neapel, schickte seine Patente und Ordenszeichen an Franz zurück, und trat in die Dienste des Kaisers Carl V., der, voll Freude über diesen wichtigen Gewinn, alle Bedingungen bewilligte, worunter auch die war, daß Savonna wieder der Genuessischen Herrschaft unterworfen werden sollte. Franz bot alles auf,

auf, den gemißhandelsten Heerführer wieder zu gewinnen, und ließ sich herab, ihm jede Genugthuung anzutragen, allein Doria blieb unbeweglich, und antwortete im Ton eines erzürnten Republikaners.

Neapel wurde eben zu der Zeit von den Franzosen belagert. Der Hunger wüthete hier, und überhaupt befand sich die Stadt in dem elendesten Zustande. Doria's Ankunft aber veränderte alles. Alle Hoffnung der Franzosen, die Stadt zu erobern, war verschwunden; ihre Truppen wurden durch unaufhörliche Ausfälle geschwächt, von den Bundesgenossen verlassen, und durch epidemische Krankheiten aufgerieben. Nichts als eine übereilte Flucht blieb ihnen übrig, die aber nur bis Aversa fortgesetzt werden konnte; denn hier mußte der Rest des Französischen Heers die Waffen strecken, Zäunen und Bagage schimpflich überliefern, und so wurden diese noch vor kurzem lorbeerreichen Sieger unter einer Bedeckung, bis an die Grenzen Frankreichs gebracht.

Doria segelte nun nach Genua, und überzumpelte in der Nacht ein Stadthor. Die hier befindliche Französische Besatzung räumte nun sogleich die Stadt, und warf sich ins Castell, das sie aber bald übergab, da denn die Genueser herbeystürzten, und dieß Denkmal ihrer Dienstbar-

keit

keit dem Erdboden gleich machten. Es stand jetzt in der Nacht des Befreiers sich zum unumschränkten Herrn von Genua zu machen. Seine vorigen Thaten, die durch die jetzige gekrönt wurden, seine zahlreichen Freunde, die Dankbarkeit seiner Mitbürger, und die mächtige Unterstützung des Kaisers, alles sicherte ihm einen unfehlbar glücklichen Erfolg. Doria aber, dessen Seele zwar mit Ehrgeiz, jedoch noch mehr mit Tugend erfüllt war, gab einem solchen Gedanken keinen Raum, und mit einer Großmuth, wovon die Geschichte wenig Beispiele liefert, setzte er seinen höchsten Ruhm darin, seinem Vaterlande die Freiheit zu geben. Er rief das Volk zusammen, that auf alle auszeichnende Gewalt förmlich Verzicht, und überließ es den Genuesern, sich eine selbst beliebige Regierungsform zu wählen.

Das Volk antwortete durch Thränen der Freude und der Verwunderung. Man erwählte zwölf Personen um der Constitution der Republik eine neue Form zu geben. Es wurde mit einiger Abänderung die vorige wieder eingeführt, wodurch die Regierung von neuem ausschließlich in die Hände des Adels kam. Die Tugenden, und das Beispiel des Doria wirkten auf seine Landsleute, und selbst die Faktionen unter den plebejischen Familien, die den Staat so oft dem Untergang nahe

nabe gebracht hatten, schienen verschwunden zu seyn. Der Kaiser Carl schrieb damals Europa Gesetze vor. Die Zuneigung eines so mächtigen Monarchen zu Doria sicherte dem neugebornen Staat die Achtung der Nachbarn, und überhaupt die Ruhe von außen; die Reichthümer sowohl der Kaufleute als des Adels mehrten sich mit der innern Eintracht und Sicherheit außerordentlich, und der Handel blühte. So war der Zustand von Genua im Jahr 1528.

Dies Glück aber war zu groß, um lange anhaltend zu seyn. Der den Republiken eigne Geist der Unruhe und Zwietracht erwachte hier bald wieder. Nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren waren Doria's unsterbliche Verdienste um seine Mitbürger von vielen vergessen, und eben die wohlthätigen, durch Erfahrung geleiteten Rathschläge, die er als Greis dem Senat ertheilte, wurden von neidischen Edeln als eine gesetzwidrige Autorität betrachtet. Zwar war jedermann von seiner Rechtschaffenheit, Mäßigung, und Liebe zur Freyheit überzeugt, daher man auch von seinem Einfluß keine schädliche Folgen besorgte. Allein die Furcht, diese erlangte Macht nach seinem Tode auf einen unwürdigen Neffen übertragen zu sehn, gab selbst friedliebenden Bürgern zu gerechten Besorgnissen Anlaß.

Dieser

Dieser Jüngling, Gianettino Doria, war das Gegenbild seines großen Onkels. Er war heuchelmäßig, unverschämte, und beleidigend in seinem Betragen; er lebte prächtig, achtete niemand, und wurde auch von jedermann gehaßt. Doria, der ihn zärtlich liebte, und aus Schwachheit des Alters den Charakter des Gianettino verkannte, hatte ihn zum Erben seines Vermögens eingesetzt, da er selbst kinderlos war, und man fürchtete, daß er auch seine Macht erben würde. Die Blindheit, womit der Greis alle Vergehungen, ja selbst die Verbrechen des Jünglings übersah, und die Bemühungen, die er angewandt hatte, ihm nach seinem Tode die Ehrenstellen und Würden zu sichern, die er selbst am kaiserlichen Hofe besaß, alles dieß berechtigte zu den unangenehmsten Erwartungen. Indessen wäre es doch wahrscheinlich beym bloßen Murren geblieben, wenn sich unter den unzufriedenen Edeln nicht ein junger Mann von außerordentlichem Charakter gefunden hätte.

Dies war Johann Ludwig Ziesco, Graf von Lavagna, einer der reichsten und durch Geburt vornehmsten Genuesischen Bürger, damals zwey und zwanzig Jahr alt. Er hatte bereits in seiner ersten Kindheit von seinem Vater Sinibald Ziesco ein sehr großes Ver-
mögen

migen geerbt, wovon er einen edeln Gebrauch
 machte. Seine ungemein schöne Bildung, sein
 durchdringender Verstand, seine Pflicht und
 Offenherzigkeit, sein einnehmendes großmüthiges
 Betragen erwarben ihm alle Herzen, und man
 verglich ihn nicht ohne Grund mit dem Alcibiades.
 In der That war er diesem berühmten
 Griechen an Charakter, an Verstand, Muth und
 Entschlossenheit, so wie an körperlicher Schönheit
 sehr ähnlich. Man hatte seine natürlichen Talente
 durch eine vortrefliche Erziehung ausgebildet,
 allein dabey ihm auch unglücklicher Weise einen
 Ehrgeiz eingebläht, der mit dem Alter zunahm.
 Niemand verstand besser als er, die schwere Kunst
 zu geben. Er kam den Wünschen seiner Freunde,
 ja selbst fremder Personen durch großmüthige
 Handlungen zuvor, und war in seiner Lebens-
 weise prächtig bis zur Verschwendung, voll Eifer
 jedermann zu dienen, und ein Sklave seines
 Wortes. Diese glänzenden Eigenschaften bestimmten
 ihn zur Zierde des geselligen Lebens, allein
 sie waren bloß die Larve, worunter er die fähig-
 sten tiefdurchdachtesten Anschläge verbarg. Er
 kannte keine Furcht, und bey einem unerfättlichen
 Verlangen zu herrschen, sträubte er sich zu ge-
 horchen. Durch diese Leidenschaften gefoltert,
 beschloß er alle diejenigen zu stürzen, die seinem
 Ehrgeiz im Wege standen, und der Regierung

eine andre Gestalt zu geben. Seine Lieblingsbücher waren die Verschwörung des Catilina und Machiavelli's Fürsten-Lehre.

So jung, wie Ziesco auch war, lebte er jedoch mit Cäsar Fregosi in vertrauter Freundschaft; einem Manne, der die ersten Würden des Staats bekleidete, und der Repus mit ruhmvolle Dienste geleistet, allein im Jahr 1535 aus Unzufriedenheit mit der Regierung, eine große Unternehmung wider Genua gewagt hatte. Ziesco war damals nur elf Jahr alt, dennoch nahm er schon Antheil daran; er wurde auch, ohne den mächtigen Schutz des Doria, gestraft worden seyn, wenn dieser nicht mit seiner großen Jugend Mitleid gehabt hätte. Im Jahr 1544 nahm er an einem andern Entwurf Theil, dessen Urheber Peter Stroffi war, der mit einigen Französischen Truppen, die er nach Piemont führte, Genua überrumpeln wollte. Dieser Plan aber blieb unausgeführt, weil Stroffi auf seinem Marsch von einem Corps kaiserlicher Truppen angegriffen und geschlagen wurde.

Der Ehrgeiz war es jedoch nicht allein, der den innern Ziesco zu so gefährlichen Entwürfen verleitete; denn die Eifersucht auf den großen Credit der Familie Doria hatte auch nicht wenig

wenig Antheil daran. Die Erbhung des jungen Doria war dem Fiesco ein Dorn im Auge. Sein Verdruss wurde noch vermehrt, da man ihm gewisse stolze Reden hinterbrachte, die Doria wider ihn angedröhelt hatte. Von dieser Stunde an betrachtete Fiesco ihn als einen Feind, der nach dem Tode des Andreas noch weit gefährlicher werden würde, und dem man daher nothwendig zuvorkommen mußte. Er hatte keine Hoffnung den Gianettino Doria zu stürzen, ohne auch zugleich den Onkel Andreas Doria aus dem Wege zu räumen, ohne die ganze Regierung zu vernichten, und ihr eine andre Gestalt zu geben. Die Größe des Gegenstandes schreckte ihn jedoch nicht ab, nur sah er wohl ein, daß er mächtige Stützen haben mußte; er warf daher seine Augen auf den Papst, noch mehr aber hoffte er von Frankreich. Diese Krone hatte verschiedene Versuche gemacht sich Genua wieder zu bemächtigen, und obgleich solche mißlungen waren, so hatte sie deshalb doch ihre Ansprüche nicht aufgegeben. Der päpstliche Stuhl war seit 1534 von Alexander Farnese besetzt, der den Namen Paul III. führte. Dieser Papst hatte einen Sohn, den er zum Herzog von Parma und Piacenza ernannt hatte. Weder waren mit Andreas Doria gar nicht zufrieden; außerdem war ihnen die Macht des Kath

ferò in Italien höchst missfällig. Man konnte daher mit Recht vermuthen, daß sie einen Entwurf unterführen würden, der sie an dem Doria rächte, und der die Genueser von ihnen abwendig machte, da das Volk in diesem Staat seit der letzten Revolution ganz dem Kaiser Carl V. ergeben war. Ziecco konnte sich daher keine bessern Freunde wünschen, um ihm mit wahrem Eifer zu dienen. Es war daher bloß nöthig die gebrühen Eröffnungen zu thun, und die Bedingungen festzusetzen. Er reiste daher zuerst nach Rom, wo er von dem Papst sehr wohl empfangen wurde. Der Cardinal Trivulce, ein Franzose, der damals sogenannter Protector von Frankreich am Römischen Hofe war, hatte mit ihm häufige Unterredungen, worin er den Ziecco zu seinen Unternehmungen aufmunterte, ihm den Beistand des Königs von Frankreich versprach, und ihm vorläufig folgende Punkte antrug: daß Ziecco die alte Regierungsform in Genua wiederherstellen, und die Stadt die französische Oberherreschaft eben so wie vormals anerkennen sollte; daß der König unter dieser Bedingung auf seine Kosten sechs Galeeren unterhalten würde, die ganz von den Befehlen des Ziecco abhängen sollten; desgleichen eine Besatzung von 1200 Mann für die Festung Montebio; und endlich daß der König ihn zum General von seiner Armee mit einer

einer Pension von 36,000 Lires, (eine ungeheure Summe für die damaligen Zeiten) ernennen würde.

Es schien als ob Fiesco diese Bedingungen nicht ganz nach seinem Sinne fand, oder daß er sie erst noch besser überlegen wollte, bevor er sie einging, denn er verschob die Erklärung seines Entschlusses bis zu seiner Zurückkunft nach Genua. Indessen kaufte er in Piacenza vier Galeeren, die der Papst versprochen hatte zu bewilligen, unter dem Vorwande, sie wider die Türken, und zwar unter Anführung des Hieronimus Fiesco kreuzen zu lassen. Der Herzog von Parma hatte dem Grafen Fiesco auch 2000 Mann Hilfstruppen versprochen, sobald er sie verlangen würde. Durch diese Zusicherungen aufgemuntert kam er nach Genua, wo er den Gianettino Doria stolzer wie jemals fand. Dieß Betragen war dem Fiesco unaußstehlich. Da nun zu eben der Zeit der Cardinal von Trivulce ihm dringend anlag, den vorgeschlagenen Traktat zu schließen, und deshalb auch einen Agenten, den Ritter Eforato aus Savonna, einen Anverwandten des Grafen, nach Genua schickte, um den Entschluß des Fiesco zu beschleunigen, so nahm dieser edle Genueser endlich die Französischen Vor-

schläge an. Esoderato war mit dieser günstigen Antwort schon abgereiset, als ihn Fiesco wieder zurückschicken ließ. Er hatte noch niemand zu Rathe gezogen, in der Voraussetzung, daß ein Entwurf wie der seinige keiner Vertrauten bedürfte: dennoch glaubte er jetzt seinen Entschluß noch so lange verschieben zu müssen, bis er drey Männer, die sein ganzes Vertrauen besaßen, um Rath gefragt hatte.

Diese waren Calcagno von Varese, Verrina, und Sacco. Calcagno war ein Mann von Verstande, allein etwas furchtjam, und nicht zu großen Unternehmungen gemacht. Seit langer Zeit war er in Diensten des Hauses Fiesco, und dem jungen Grafen besonders so aufrichtig und ohne Eigennuz ergeben, daß er alles für ihn aufzuopfern sich bereitwillig zeigte. Verrina, ein Bürger von Genua, und großer Feind des Adels, war ein Nachbar des Grafen, wodurch zwischen ihnen eine enge Freundschaft entstanden war. Er hing sich an Fiesco sowohl aus Neigung zu seiner Person, als auch aus Eigennuz; er theilte seine Vergnügungen mit ihm, zog Vortheil von seinem großen Aufwande, und hoffte in der Folge noch weit größere Vortheile von der Freundschaft eines so bedeutenden Mannes einzuernten. In dieser

Rück-

Rücksicht und durch Gleichförmigkeit der Gefinnungen war er sein vertrauester Freund geworden. Verrina besaß so wie Ziecco viel Ehrgeiz, einen unbezwingbaren Muth, Kühnheit zu Unternehmungen, und ein Genie, das große Entwürfe fähig war. Als ein Feind des Adels, der Familie Doria, und der neuen Regierung, sah er zur Befriedigung seines Ehrgeizes, und zur Vermehrung seiner Glücksumstände kein besseres Mittel als den Umsturz der jetzigen Staatsverfassung. Er war folglich fähig, gefährliche Rathschläge zu geben, und nützliche Dienste zu leisten. Was Sacco betrifft, so war dieser Richter auf den Gütern des Ziecco, von unentschlossener Gemüthsart, wenn er für sich entscheiden sollte, der aber blindlings den Willen seines Herrn ausführte, und also achtungswerther wegen seines Diensteyfers, als wegen seiner Einsichten und Talente. So waren die Freunde beschaffen, die der Graf Ziecco zu Rathe zog.

Sein Endzweck war nicht, mit ihnen zu überlegen, ob er seinen Entwurf, die Familie Doria zu stürzen, und die gegenwärtige Regierung zu verändern, aufgeben sollte oder nicht; sondern nur reißlich dazu die sichersten und besten Mittel zu erwägen. Er legte ihnen daher seinen

Plan vor, und verlangte ihre Meinung über die Art und Weise zu hören, wie solcher am besten auszuführen sey. Calcagno sprach zuerst. Eine so gefährliche Unternehmung hatte ihn in Schrecken gesetzt, er stellte daher mit Nachdruck alle Schwierigkeiten derselben vor: „Sie verlassen sich, gnädiger Herr, sagte er, auf fremde Hülfe und auf den Venstand des Genuesischen Volks; wo sind aber diese fremde Truppen? Wie werden sie hier ankommen können, ohne beobachtet zu werden? Wie werden die Genueser sie aufnehmen, da sie Feinde aller auswärtigen Oberherrschaft sind? Was wird der König von Frankreich für Sie thun, wenn der Krieg sich in Italien erneuern sollte? er, der genug zu thun hat, seine eigne Gränzen zu vertheidigen. Glauben Sie Menschen genug zu finden, die sich in ein so gefährliches Unternehmen einlassen werden, dessen Ausgang höchst ungewiß ist? Sie rechnen auf die große Anzahl Ihrer Freunde! Sie wissen aber noch nicht aus Erfahrung, daß die Menschen bloß aus Eigennutz handeln. Die meisten von denen, die Zuneigung zu Ihnen haben, lieben sich selbst noch unendlich mehr, und fürchten daher ihr eignes Unglück mehr als sie Ihr Glück wünschen. Der Kaiser wird die Genueser gewiß unterstützen, und eine einzige Schlacht zwischen

„zwischen seinen und den Französischen Truppen
 „wird vielleicht das Schicksal von Genua be-
 „stimmen. Sie aber, gnädiger Herr, werden
 „vom Sieger abhängen, der allein von dieser
 „Unternehmung für sich Nutzen ziehen wird.
 „Sie schmeicheln sich, daß das Genuesische Volk
 „sich zu Ihrem Vortheil erklären wird; aber
 „wird es Sie auch für seinen Herrn erkennen, da
 „Sie einer der vornehmsten von denjenigen Edeln
 „sind, die ohne Rücksicht auf persönliche Eigen-
 „schaften, bloß wegen ihres Ranges, ihrer Macht
 „und Reichthümer gehaßt werden, und wider
 „welche Sie es doch bewasnen wollen? Glück
 „es dem Volke die Edeln zu stürzen, so ist gewiß
 „zu erwarten, daß es seine alten Götzen, die
 „Adorni und Fregosi *) wieder zurückrufen
 „wird. Warum wollen Sie nicht die Vorzüge
 „Ihrer Geburt und Ihres Reichthums in Ruhe
 „genießen? Sind Sie nach Ruhm begierig, so
 „geben Ihnen die auswärtigen Kriege Gelegen-
 „heit genug Ihre Tapferkeit zu zeigen. Auf
 „was aber wollen Sie, selbst bey dem glücklich-
 „sten Erfolge, Ihre künftige Gewalt gründen?

E 5

„Aber:

*) Diese waren zwey alte Genuesische Familien, die
 auf mancherley Art die Gunst des Volkes zu erlangen
 wußten, und überhaupte in der Geschichte dieser Re-
 publik große Rollen spielten.

„Können Sie sich wohl auf einen unbeständigen
 „Pöbel verlassen, und fürchten Sie nicht, daß
 „selbst diejenigen Ihrer Mitbürger, die jetzt Ih-
 „nen verpflüglich geneigt sind, die ersten seyn wer-
 „den, sich wider Sie zu erklären, sobald sie
 „Ihnen unterthänig seyn müssen? Ja Ihre Freun-
 „de, denen Sie doch nicht alle Ihre Günst im
 „gleichen Maße mittheilen können, werden sich
 „für nicht genug belohnt halten, und Ihre ge-
 „fährlichsten Feinde werden. Sie mögen die
 „Sache betrachten, von welcher Seite Sie wol-
 „len, so sind die Aussichten nicht glücklich. Von
 „dem Adel gehaßt, von dem Volk betrogen,
 „von Ihren Mitbürgern als der Störer ihrer
 „Ruhe, vom Kaiser als ein Feind der von ihm
 „beschützten Republik, und vom König von Frank-
 „reich als ein Mann betrachtet, der ihm eine
 „Herrschaft raubt, worauf er Ansprüche macht,
 „wird Ihr Versuch bloß dienen, dem Giannet-
 „tino Doria Waffen in die Hände zu geben,
 „ihm, der Ihren Untergang so sehr wünscht,
 „und durch denselben bey einer solchen Gelegen-
 „heit überdies noch den Titel Befreyer sei-
 „nes Vaterlandes erlangen dürfte. Auf
 „diese Weise würden Sie selbst Ihres Feindes
 „Ruhm aufs höchste treiben. Man wird Ihr
 „Unglück in seinen Büchsen vereinigten, des-
 „sen Umschriften unter andern glorreichen Be-
 „nen:

„meinungen auch sobald diese enthalten wird:
„Ueberwinder des Rebellen Fiesco.“

Der Graf wurde durch diese Vorstellungen lebhaft gerührt, da sie von einem Manne kamen, von dem er wußte, daß er ihm aufrichtig ergeben war. Verrina bemerkte davon die Wirkung, und eilte daher zu reden, um einen Eindruck zu vernichten, der so sehr mit seinen Gesinnungen stritt. Er vergrößerte alles was Fiesco von Doria zu fürchten hätte, und zeigte die Nothwendigkeit, ihm zuvorzukommen, wobei er die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs mit starken Gründen bewies. Er behauptete, daß man dazu keiner fremden Hülfe bedürften habe, und daß besonders die Französischen Hülfe-Truppen mehr gefährlich als nützlich seyn würden; daß diese Krone seit den verunglückten kriegerischen Unternehmungen ihren Credit verloren habe; daß ihre Unterstützung die Genueser ausbringen, und die Waffen des Kaisers hieher ziehen würde; daß die Würde eines Gouverneurs von Genua im Namen des Königs von Frankreich kein Posten wäre, der eines Fiesco würdig sey. „Warum aber, fügte er hinzu, „wollen wir auswärts Hülfe suchen? Es sind „nur zweyhundert Soldaten in Genua. Doria hat zwar zwanzig Galeeren im Hafen, sie „sind

„sind aber nicht verdammt. Ihre Geburt, Ihr
 „großer Geist, die Stimme des Volks, alles
 „ruft Sie zum Herzoglichen Thron. Es ist
 „Zeit, daß Sie Ihren hohen Muth zur Ausfüh-
 „rung Ihrer edlen Absichten anwenden. Die
 „stolzen Unterdrücker der Freiheit müssen Sie
 „kennen lernen, und Genua soll in Ihnen den
 „Rächer der Verbrechen, den Beschützer der Un-
 „glücklichen, den Bundesgenossen großer Könige,
 „und den Schiedsrichter Italiens bewundern.“ Ein
 „jeder Stand des Lebens hat seine eigenthümlichen
 „Tugenden. Die Geringen muß man nach ih-
 „rer Bescheidenheit, die Großen aber nach ihrem
 „edlen Ehrgeiz, und ihrem Muth schätzen. Ein
 „kleiner Seeräuber, der zu Alexanders Zeit
 „keine Fahrzeuge wegnahm, ward für ehren-
 „los gehalten; dieser große Eroberer aber, der
 „ganze Reiche raubte, und ihre Herrschaft mor-
 „dete, wird jetzt noch von allen Völkern als ein
 „Held verehrt. Indem man den Catilina als
 „einen Verräther verdammt, spricht man doch
 „von ihm als von einem der größten Männer
 „des Alterthums. Wenn Sie, gnädiger Graf,
 „es daher nur wagen wollen, gebietender Herr
 „in Genua zu seyn, so wird es Ihnen, bloß
 „mit Hilfe Ihrer Freunde, gewiß nicht fehlen,
 „es zu werden.“

Diese

Diese Aufmunterung schmeichelte zu sehr dem Ehrgeiz des jungen Fiesco, um ihn nicht in seinem ersten Vorsatz zu bestärken. Vergebens war Sacco's Jureden, Frankreichs Hilfe anzunehmen, weil man nach dem glücklichen Erfolg noch immer andre Maßregeln ergreifen könnte. Besonders bezog er sich auf die Unmöglichkeit ohne einen mächtigen Beistand den Spaniern, den Deutschen, und so vielen Italienischen Völkern zu widerstehn, die sich alle wider Genua verbünden würden, wenn nicht die Waffen eines großen Monarchen die Revolution beschirmten. Verrina war jedoch ganz dawider, und Fiesco fiel dieser Meinung bey; es wurde daher beschlossen, den Sforzato zurückzuschicken. Man gab ihm einen Brief an Trivulce, der nichts als unbestimmte Dankfugungen enthielt, und nun nahm Fiesco mit seinen drey Freunden nähere Maßregeln. Die Grundlagen des Entwurfs war der Tod sowohl des Andrea's, als des Gianettino Doria. Verrina, Calcagno und Sacco übernahmen jeder insbesondere so viel Anhänger anzumerben, als ihnen nur immer möglich seyn würde, ohne ihnen jedoch das Vorhaben zu entdecken, wozu sie gebraucht werden sollten. Fiesco für seine Person aber bemühet sich mehr wie jemals sich dem Volke angenehm zu machen, und der Familie

sie Doria auch den geringsten Verdacht zu entziehen, daß man etwas wider sie vorhabe.

Es war schon lange die Maxime des Fiesco gewesen, sich Creaturen zu verschaffen. Er fuhr fort zu dienen, wem er nur konnte, war strenger als jemals, und zeigte eine sanfte Gemüthsart und eine Leutseligkeit, die alles besiegten. Seine körperlichen Reize, seine prächtige Kleidung, sein großes Gefolge, die Geschicklichkeit die er beim Reiten und andern öffentlichen Leibesübungen zeigte, alles dieses trug dazu bey, ihn zum Abgott des Volks zu machen. Diese Neigung zu vermehren war sein eifriges Bestreben, daher er die Gelegenheiten dazu sorgfältig aufsuchte. Er hörte, daß die Seidenarbeiter sich in Dürftigkeit befänden, weil der durch den Krieg unterbrochene Handel noch nicht wieder hergestellt war; er ließ daher bekannt machen, daß diejenigen die Hülfe nöthig hätten, zu ihm kommen sollten; sie säumten nicht sich einzustellen, da er denn allen Getreide austheilen ließ; andre erhielten von ihm Geld, und diese Geschenke wurden noch durch Rathschläge, durch Vertheilungen auf eine bessere Zukunft, und durch liebevolle Worte erhöht. Die Armen vom Pöbel die sich immer haufenweise vor seinem Pallast versammelten, bekamen reichliche Almosen. Durch diese

diese Mittel erwart er sich völlig die Gunst dieser Arbeiter, deren in Genua eine sehr zahlreiche Menge lebte. Um die Gemüther zu seinen Absichten vorzubereiten, ließ er auf eine geschickte Art oft Worte wider die Tyrannen des Adels fallen, und zeigte sein Mitleid über den Zustand, worin das gemeine Volk versetzt sey; wobei er zu verstehen gab, daß es nicht schwer seyn würde diesem Uebel abzuhelfen; dabei ermahnte er aber immer zur Geduld, und bewies so viel Klugheit und Behutsamkeit in seinen Reden, daß man auch nicht das geringste von seinen Absichten merken konnte. Nie wurde die Verstellung von einem Jüngling weiter getrieben; denn die tiefsten und verwickeltsten Anschläge wurden unter der Larve des Leichtsinns verdeckt, und die thätigsten Maßregeln zu einer Unternehmung von ungeheurem Umfang mit jugendlichen Schwelgereyen und Vollust-Scenen gepaart. Fiesco ging oft in den Pallast des Doria, begegnete dem Andreas Doria mit großer Ehrfurcht, und dem Giannettine, seinem Neffen, mit einer anscheinenden Vertraulichkeit; er fragte ihn in seinen Angelegenheiten um Rath, überhäufte ihn mit Freundschafts-Ver Versicherungen, und brachte es auch wirklich dahin, daß Doria die kleinen Streitigkeiten vergaß, die vermals zwischen Ihnen Statt gefunden hatten.

Mit

Mit dieser tiefen Verstellung verband Fiesco gewisse Klugheitsregeln, die nicht weniger nöthig waren. Denn ob er gleich ein großes Vertrauen auf die Bürger von Genua setzte, so brauchte er doch Soldaten. Er brachte daher den ganzen Sommer auf seinen Gütern zu, wo er seine Vasallen in den Waffen übte, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma und Placenza befürchte, dessen Staaten an seine Landesgrenzen gränzten, obgleich dieser Herzog ihm im Gegentheil zweytausend Mann Hülfsstruppen versprochen hatte. Fiesco konnte auf eine ähnliche Anzahl seiner Vasallen rechnen. Ueberdies besaß er die vier Galeeren, die er gekauft hatte, von welchen er eine nach Genua kommen ließ. Er gab vor, daß er sie wider die Türken ausrüsten wollte, und gab auch hiervon dem jungen Doria im Vertrauen Nachricht, mit dem Versügen, daß er einer großen Anzahl seiner Vasallen befohlen hätte, sich in Genua einzufinden, damit er die besten Leute zur Bemannung seiner Galeere aus diesem Haufen auswählen könnte. Man wunderte sich daher nicht, als man eine Menge bewaffneter Leute beim Fiesco ankommen sah.

Verriina hatte auch während dieser Zeit einige hundert Bürger auf seine Seite gebracht, die

die sich anheischig gemacht hatten, ihm zu dienen, ohne daß er nöthig gehabt, ihnen das Geheimniß zu offenbaren. Der Kaiser führte damals in Deutschland Krieg, Italien war ruhig, und Genua ohne alles Mißtrauen. Der Palast der Republik, die Thore und der Hafen waren nur schwach besetzt, die Galeeren abgetakelt, unbemannt, und nur mit wenigen Sklaven besetzt; überdies war der Zeitpunkt nahe, wo der Staat ohne einen Doge seyn würde. Fornari legte nehmlich diese Würde den 1sten Januar nieder, und sein Nachfolger sollte nach den neuen Gesetzen erst den 1ten erwannt werden. Diese Zwischenzeit war eine Art von Anarchie. Die Umstände konnten zum Vortheil der Unternehmung nicht vortheilhafter seyn. Alle Maßregeln waren genommen, nur diejenigen nicht, die die kleinen Operationen der Ausführung betrafen. Ziesco versammelte nun seine Freunde, um auch diese zu bestimmen.

Man schlug anfangs vor, die beyden Doria in der Kirche des heiligen Andreas umzubringen, und zwar während einer pompösen Messe, zu welcher sie eingeladen werden sollten; man fürchtete aber, daß Andreas Doria die Einladung wegen seines hohen Alters ausschlagen würde; es wurde daher für sicherer gehalten, daß

Z

Ziesco

Fiesco die dem Tode geweihten Schlachtopfer in seinem eigenen Hause versammeln sollte. Ein großes Gastmal, das er geben mußte, da der Bruder seiner Gemahlinn, Giulio Cibo, Marschese von Massa, die Schwesster des jungen Doria heirathete, verschafte ihm dazu eine sehr gute Gelegenheit. Die Abrede war, die Familie Doria mit einer zahlreichen Gesellschaft einzuladen, da denn die beyden Edeln dieses Geschlechts nebst einigen andern Auserwählten von dazu bestellten Mordelmsbrüdern niedergestoßen werden sollten. Fiesco sollte sodann sich auf die Straße begeben, das Volk versammeln, und sich des Pallasts der Republik bemächtigen, während der Zeit ihn Verrina zum Doge ausrufen lassen wollte. Diesem Plan zufolge gab man den Vasallen des Fiesco Befehl, sich auf den ersten Wink marschfertig zu halten; eine gleiche Verfügung wurde auch mit den Hülfsstruppen des Herzogs von Parma genommen.

Es war also der vierte Januar 1547 auf welchen Fiesco die beyden Doria zu seinem Gastmal einlud. Beyde schlugen es aber aus; Andreas weil er die Gicht hatte, und sein Neffe, weil ihn zufälliger Weise eine wichtige Angelegenheit diesen Tag außerhalb der Stadt rief. Man mußte also andre Maßregeln nehmen. Die

Unter-

Unternehmung sollte nun nicht durch List, sondern durch Gewalt geschehn. Es war durchaus nöthig, der Wahl des neuen Doge zuvorzukommen; überdieß konnte auch ein Aufschub gefährlich seyn. Die Ausführung des Entwurfs wurde also auf die Nacht zwischen den 2ten und 3ten Januar festgesetzt.

Ziesco hatte keine Vertrauten in Genua als seine drei Freunde, deren Verschwiegenheit er versichert war; er fürchtete aber, daß sein Vorhaben durch die Höfe von Frankreich oder von Parma, wo mehrere Personen um das Geheimniß wußten, entdeckt werden könnte, um so vielmehr da sein Freund, César Fregosi, ein scharfer Beobachter, und sehr mit den Franzosen verbunden war. Es geschah auch wirklich, daß Don Ferrante Gonzaga, Stadthalter in Mailand, durch einen dieser Höfe davon benachrichtiget, und Ziesco namentlich als das Haupt der wider Doria und die Republik Verschwornen bezeichnet wurde; eine Entdeckung, die er sogleich den Andreas Doria und Don Gomez Suarez, Gesandten Kaiser Carl's V. in Genua, mittheilte. Man hatte aber auf Ziesco so wenig Mißtrauen, daß diesen Nachrichten kein Glauben beigegeben wurde. Doria und Suarez unterhielten sich eben von dieser

Sache, als Fiesco ins Zimmer trat. Er schien so ruhig zu seyn, und sprach mit so viel Freymüthigkeit, daß der alte gutmüthige Doria sich nicht enthalten konnte, dem Suarez leise ins Ohr zu sagen: „Urtheilen Sie, ob die Nachricht des Gonzaga die geringste Wahrscheinlichkeit hat.“ So sorgfältig auch Fiesco sein Geheimniß aufbewahrt hatte, so war es doch erforscht worden, allein glücklicher Weise für ihn nur von einem seiner Freunde, dem er es bloß deswegen verhehlt hatte, weil er seine Zustimmung nicht hoffen durfte; vielmehr sah er dessen Bemühungen voraus, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Dieser Freund, Namens Panfa, war sein Lehrer in der Kindheit gewesen, und hatte überhaupt großen Antheil an seiner Erziehung gehabt. Mit seinen gelehrten Kenntnissen und Talenten verband dieser Mann die Tugenden eines guten Bürgers.

Panfa kannte den Fiesco zu wohl und zu lange, um nicht in seinen Manieren und ganzem Wesen eine obwohl geringe Aenderung zu bemerken; denn so sehr auch manche Menschen ihr Aeußeres beherrschen können, so ist doch die Unruhe der Seele bey wichtigen Vorfällen, vertrauten Freunden sichtbar, die helfender wie andre sind, und vor welchen man sich weniger Zwang

Zwang anthat. Pansa zog daher eines Tages den Ziesco auf die Seite, und sagte ihm, daß er, seiner Meinung nach, gewiß mit einem großen Entwurf schwanger ginge; daß er dieses an der Veränderung wahrgenommen, die er manchmal auf seinem Gesichte bemerkt, und daß seine Verbindungen und sein ganzes Betragen ihn in dieser Idee bekräftigt hätten. Er beschwor ihn daher, sich nicht verwegener Weise in eine Unternehmung einzulassen, die man leicht errathen könnte, und nicht das gewisse Glück, das er genieße, eingebildeten, oder doch wenigstens gefährlichen Hoffnungen aufzuopfern. Ziesco, hierdurch in Verlegenheit gesetzt, antwortete bloß, daß wenn er Entwürfe machte, so würden sie immer seiner würdig seyn. Pansa mußte sich hiermit begnügen, da er aus Ehrfurcht nicht weiter in ihn dringen wollte.

Indessen kamen die bewaffneten Vasallen des Ziesco nach und nach in Genua an. Um durch ihre große Anzahl nicht Aufsehn zu erregen, mußten sie durch verschiedene Stadthore in kleinen Haufen oder auch einzeln hereinkommen; viele waren verkleidet, andre waren als zur Rudersbank bestimmte Verbrecher gebunden, und von Soldaten begleitet; Kunstgriffe, die allen Verdacht entfernten. Alles geschah unter dem Vor-

wunde, die Galeere zu bemannen. Sie war auch wirklich bemannt und ausgerüstet worden. Der prächtige und weitläufige Palast des Hiesco hatte sowohl an und für sich, als in Rücksicht auf dieß große Unternehmen, eine vortrefliche Lage. Er befand sich in dem hochliegenden Theil der Stadt, Carignano genannt, der am Ufer des Meeres von mehreren Seiten durch Mauern gedeckt, und von den andern Theilen der Stadt fast ganz abgesondert ist. Der Palast lag auf einem Hügel wie eine Insel allein, daher keine Nachbarn den Tumult der Zerstörungen, und das Geräusch der Waffen hören konnten.

Am zwenten Januar ging Hiesco zum jungen Doria und sagte ihm: daß er willens sey, seine Galeere die kommende Nacht auslaufen zu lassen; er fürchtete aber, Andreas Doria möchte diesen Kreuzzug wider die Türken nicht erlauben, weil der Kaiser mit ihnen einen Waffen-Erüllstand geschlossen hätte; er bat ihn daher dieses zu vermitteln, und am Hafen die nöthigen Befehle zu geben, damit man die Galeere herauslassen möchte. Uebrigens erinnerte er ihn, es sich nicht befremden zu lassen, wenn er in der Nacht kein Geräusch hören sollte, weil es ohne großes Geräusch wohl nicht abgehen dürfte. Der junge Doria, dem dieses Vertrauen schmeichelte, versprach

sprach dem Fiesco alles was er verlangte, und nahm es über sich seinen Onkel zur Genehmigung zu bereden. Fiesco blieb lange in dem Pallaste des Doria, wo er die größte Ruhe des Geistes, und eine ausnehmende Munterkeit zeigte. Da er die kleinen Kinder des jungen Doria gewahr wurde, so nahm er sie in seine Arme, und küßte sie mit großer Zärtlichkeit. Sobald er nach Hause gekommen war, fand er außer seinen Vasallen auch eine Menge Leute aus der Stadt in seinem Pallaste versammelt.

Die von Fiesco angewandte große Vorsicht war äußerst nöthig; denn der Hauptmann der im Pallast der Republik die Wache hatte, Namens Corso, der durch die vielen bewaffneten Leute beunruhigt war, die nach dem Pallast des Fiesco gingen, kam dem Doria davon Nachricht zu geben. Er erhielt aber zur Antwort, daß nichts zu befürchten sey, da dieser Zusammenlauf die bewußte Gallerie beträfe, die die folgende Nacht auslaufen würde. Fiesco hatte in dessen Befehl gegeben, daß man jedermann in seinen Pallast herein, aber niemand heraus lassen sollte. Die Zugänge zu demselben so wie die Thore waren mit seinen kühnsten und getreuesten Leuten besetzt. Er selbst begab sich in die Assemblée, die an diesem Abend nach Italienis-

scher Sitte von den Edeln gehalten wurden; sodann that er die Kunde, um die Schildwachen zu visitiren, worauf er sich nach dem Hause des Affteretto, eines Freundes des Verrina, verfügte. Hier traf er drey und zwanzig junge Edelleute von der Volkspartey an, die Verrina allda versammelt hatte, jedoch nur als ob es zufällig geschehen wäre. Fiesco lud sie alle bey sich zum Abendessen und zu nächtlichen Ergötzen ein. In dieser Zwischenzeit aber durchlief Verrina nochmals die Stadt, besuchte den Pallast der Republik und den Pallast des Doria, um sich zu überzeugen, ob noch alles ruhig sey, und ob man nichts argwöhne.

Die Personen, die Fiesco zum Abendessen eingeladen hatte, fanden sich ein, und erstaunten nicht wenig bey ihrer Ankunft, anstatt der Zubereitungen zu einem Gastmal, unbekannte Gesichter, Soldaten und Waffen zu finden. Ihre Erstaunen aber vermehrte sich, als Fiesco alle anwesende Edelleute, Bürger, Soldaten und Vasallen versammelte, und ihnen folgende Rede hielt:

„Die Zeit ist gekommen, die unsre Republik „von der Tyranney einiger Edlen befreien soll.
 „Noch eine Stunde, und Genoa wird frey „stehn. Dieß ist das Festin, wozu ich euch ein- „geladen

„geladen habe. Gianettino Doria macht
 „Entwürfe sich zum unumschränkten Herrn von
 „Genua aufzuwerfen. Ich habe schriftliche
 „Beweise davon, die ich bereit bin euch zu zeigen.
 „Er sieht mich mit Recht als ein Hinderniß sei-
 „ner ehrwürdigen Absichten an, und ist nur noch
 „in der Wahl mit sich selbst nicht einig, ob er zu
 „meinem Tode Gift oder Eisen gebrauchen soll.
 „Wir sind zur Sklaverey bestimmt; denn die
 „Parteilichkeit des Kaisers gegen die Familie
 „Doria kennt keine Gränzen. Euch allen wird
 „von einem stolzen Adel ädel begegnet, dessen
 „Hochmuth und Verachtung gegen euch auf's
 „höchste gestiegen ist. Befreyet euch daher selbst,
 „und folget mir. Ich will die Volks-Regierung
 „wieder herstellen, und dieses Staatsgebäude
 „mit dem Blute der Dorias kitten. Meine
 „Maasregeln sind so wohl genommen, daß mein
 „Entwurf nicht fehlen kann. Ich habe hier drey-
 „hundert bewaffnete Soldaten, und im Hafen
 „eine wohlbemannte Galeere. Die Wachen an
 „den Stadthoren und am Pallast der Republik
 „sind gewonnen. Fünfzehnhundert Arbeitsleute
 „in der Stadt warten nur auf meinen Wink, die
 „Waffen zu ergreifen. Zwentausend meiner Va-
 „sallen und zweytausend Soldaten im Dienst des
 „Herzogs von Parma sind sündlich zu mei-
 „ner Unterstützung bereit. Niemand hat wegen
 „meiner

„meiner Unternehmung den geringsten Verdacht.
 „Die Tyrannen sind sicher. Laßt uns also un-
 „ser Vaterland retten, und durch eine mutige
 „Handlung der ganzen Welt zeigen, daß Ge-
 „nuß noch in seinem Schoße rechtschaffene Män-
 „ner hat, die Tyrannen zu stürzen wissen. Ich
 „habe bey dem langwierigen mühsamen Entwurf
 „alle Gefahren über mich allein genommen, und
 „wenn ich euch nun zum Beystand einlade, so ist
 „es bloß, um mit mir den Ruhm zu theilen.“

Diese Rede, gehalten mit einem Feuer des großen Gegenstandes würdig, brachte alle Anwesende so sehr aus ihrer Fassung, daß sie eine Zeitlang kein Wort hervorbringen konnten. Einer starrte den andern an voll Verwunderung und Schrecken. Endlich aber bewilligten alle ihm zu folgen, nur zwey von den eingeladenen Gästen ausgenommen, die inständigst baten, sie zu verschonen. Sie stellten vor, daß ihre Lebensart sie beständig von dem Gebrauch der Waffen entfernt hätte, und daß sie folglich bey der vorhabenden Unternehmung mehr hinderlich, als nützlich seyn würden. Sie zeigten so viel Furcht und Erschrockenheit, daß Fiesco ihre Unthätigkeit genehmigte, allein mit der Bedingung, daß sie in einem Zimmer seines Pallastes eingeschlossen werden sollten. Man trug sodann eine
 leichter

leichte Mahlzeit auf, die sämtliche Verschworenen stehend verzehrten.

Während daß die Verschworenen sich durch Speise und Trank zu ihrer großen Unternehmung vorbereiteten, entzog sich ihnen Tiesco auf einige Augenblicke, um sich zu seiner Gemahlin zu begeben, die von allem was vorging, nicht das geringste wußte. Diese Dame war aus dem alten Geschlechte Cibo. Ihr Vater war Laureuzio Cibo, und ihre Mutter gehörte zu dem berühmten Hause Malepina. Sie war jung und schön, und liebte ihren Gemahl zärtlich, von dem sie auch nicht weniger geliebt wurde. Er hatte ihr bis dahin ein Geheimniß aus seiner Verschwörung gemacht, und deswegen dem Pansa hohlen lassen, um ihr diesen Abend Gesellschaft zu leisten, damit sie in ihren von den Eingangs-Thoren entlegenen Zimmern keine Gelegenheit haben sollte, die Bewegungen in dem Pallast zu bemerken. Der Tumult aber war zu groß, als daß er der Dame entgehen konnte, die sogleich eine gefährliche Unternehmung fürchtete, und für das Leben ihres Gemahls zitterte. Tiesco fand sie ganz betäubt, und neben ihr den getreuen Pansa, der sie aufmunterte; er näherte sich ihnen mit vieler Unruhe, die er nicht mehr verbarg, noch verbergen

gen konnte, und erklärte beyden mit wenig Worten sein Vorhaben. Seine Gemahlin Eleonora kam dardber ganz außer sich; sie rang die Hände, warf sich zu den Füßen ihres Gemahls, und beschwor ihn, in Thränen zerfließend, bey allem was heilig wäre, einen so gefährlichen Entwurf aufzugeben; auch Pansa umfaßte seine Knie, und flehte um die Aenderung seines Vorsatzes. Allein Fiesco, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, sie sowohl als Pansa zu beruhigen und Muth einzusäßen, entriß sich endlich den Armen seiner Gemahlin, und sagte: »Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder du wirst alles, was in Genua ist, unter dir sehen.« Eleonora fiel ohnmächtig auf den Boden, man trug sie auf ihr Bett, Fiesco aber eilte zu den Verschwornen, um die letzten Verabredungen zu treffen.

Es wurde beschlossen, daß Verrina auf der Galeere des Fiesco eine Canone abfeuern lassen sollte. Auf dieß Signal würde sich Fiesco in Person der Galeeren des Doria bemächtigen, deren Entfernung aus dem Hafen Verrina durch die Stellung der seinigen hindern wollte. Denn der Besitz des Hafens schien den Verschwornen die Hauptsache zu seyn, daher auch
ihr

ihre kühnen Anführer diesen Angriff auf sich nahm. Einige Haufen waren bestimmt, die vornehmsten Straßen, andre die vornehmsten Gebäude der Republik zu besetzen. Die Brüder des Fiesco sollten sich darauf von den Thoren Meister machen; alsdann sollte man nach dem Pallast des Doria eilen, und beyde Doria's umbringen, während der Zeit man das Volk zu den Waffen rufen, und den Pallast der Republik stürmen wollte. Es war Mitternacht, und der Mond schien helle. Alles war auf den Straßen ruhig, und die Einwohner der Stadt lagen im Schlaf, als diesen zahlreichen verwegenen Vanden der schreckliche Wink zum Aufbruch gegeben wurde. Man vertheilte die Soldaten unter die Anführer, denen die Ausführung der verschiedenen Theile des Entwurfs aufgetragen war, und so verließen alle den Pallast.

Es währte sehr lange, bevor Verrina das Signal gab. Seine Galeere war auf den Grund gekommen, da sie am Ausgange des Hafens ihren Posten hatte einnehmen wollen, und man brauchte über eine Stunde dazu, sie wieder flott zu machen. Endlich hörte man den Canonenschuß, und ein jeder eilte das seinige zu thun. Der Erfolg war auf allen Seiten glücklich. Die Verschwornen waren in kurzer Zeit Meister des Hafens,

Hafens, der Galeeren, und der beyden Hauptthore. Der große Lärm auf den Galeeren weckte die Doria's auf, deren Pallast nicht weit das von entfernt lag. Ob man nun gleich, der Ermordung des Fiesco zufolge, die Ursache vermutete, so glaubte doch der junge Doria, daß seine Gegenwart nöthig wäre, der Unordnung vorzubeugen, die das Gerüß nur zu sehr anzeigte. Er verließ also seinen Pallast, ohne andre Waffen als seinen Degen mitzunehmen. Ein Page ging vor ihm mit einer Fackel, und ein einziger Bedienter folgte ihm. Da er an das zum Hafen führende Thor kam, rief er, daß man es öffnen sollte. Die Verschwornen die seine Stimme kannten, öffneten das Thor sogleich, aber nur um ihn niederzustößen. Er fiel ganz mit Stichen durchbohrt. Der Abrede gemäß hätte man nun auch ohne Verzug den Andreas Doria umbringen sollen. Hieronymus Fiesco aber, der von seinem Bruder diesen Auftrag erhalten hatte, vernachlässigte ihn, sowohl weil er glaubte, daß ein achtzigjähriger Greis, der überdies an der Gicht krank läge, nicht zu fürchten sey, und ihm nicht entriessen könnte, als auch um diesen reichen Pallast von der Plünderung zu retten. Doria wollte sich durchaus nicht entfernen, und sagte, er wolle von den Händen der Auführer sterben, um nicht

den

den Untergang der Republik zu überleben. Seine Gemahlin beschwor ihn mit Thränen den Rest seiner Tage zu schonen, da er vielleicht sein Vaterland noch von der bevorstehenden Tyranney befreien könnte. Ihr Bitten wurde von seinen Händegenossen verstärkt, die sich ihm zu Füßen warfen, und um seine Entfernung flehten. Da das Wort Flucht dem Helden so schändlich klang, so stellte man ihm vor, es sey keine Flucht, sondern seine Abreise wäre als eine Gesandtschaft zu betrachten, wozu ihm der schreckliche Zustand von Genua das Creditiv gäbe. Endlich gab der Greis nach; seine Bedienten trugen ihn aus dem Pallast, setzten ihn zu Pferde, und so war er glücklich genug, durch ein unbefestigtes Thor aus der Stadt zu kommen. Er flüchtete nach Masona, einem festen Schlosse, der Familie Spinola gebdrig, funfzehn Italienische Meilen von Genua.

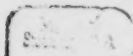
Mittlerweile hatten die Verschwornen, nachdem sie sowohl den Hafen als die Thore wohl besetzt hatten, und für die Galeeren auch nicht besorgt waren, sich zweihundert an der Zahl in den Straßen der Stadt zerstreuet, um das Volk durch ihr Geschrey aufzuwiegeln. Sie riefen unaufhörlich: Fiesco und die Freyheit! Das gemeine Volk griff auch zu den Waffen, wäh-

während daß die andern Bürger in der grausamen Unruhe und Bestürzung waren. Die Edlen hätten sich gern in den Pallast der Republik gerettet, sie fürchteten aber, daß man in ihrer Abwesenheit ihre Häuser plündern würde, daher sie solche verrammelten, und sich in denselben ruhig hielten. Einer derselben, Namens *Lazagna*, der bey dem Volk sehr beliebt war, versammelte seine Anhänger, in der Absicht, sie zum Vortheil der Adornischen Familie auftreten zu lassen, wenn die Gelegenheit sich dazu ereignen sollte. Der kaiserliche Gesandte wollte auch flüchten, man vermochte ihn aber noch, sich nach dem Pallast der Republik zu begeben, wo sich bereits einige Senatoren versammelt hatten. Die Anführer von ihnen, unter denen sich die Häupter der großen Familien *Pomellino*, *Pallavicini*, und *Caldo* befanden, wagten es, in Begleitung einer Anzahl Soldaten herauszugehen; sie stießen aber auf die Verschwornen, die sie bald zurückschlügen, den *Pomellino* gefangen nahmen, und die übrigen zwangen, sich in den Pallast des *Centurione* zu flüchten. Die versammelten Senatoren beschloßen endlich Friedensvergleiche zu versuchen; es wurden daher einige unter ihnen abgeordnet, um zu hören, was die Anführer verlangten, denn man wußte noch gar nicht den Endzweck dieses fürchterlichen Auftritts.

tritts. Das einzige, was man bis jetzt erfahren hatte, war, daß der Graf Ziesco an der Spitze der Auführer sey.

Dieser Unglückliche aber war nicht mehr. Die Verschwornen suchten ihn schon lange, allein vergebens. Gleich im Anfange des Tumults hatte er sich nach dem innern Hafen, Darsena genannt, begeben, und gerufen: „Es lebe die Freiheit!“ Die Galeeren-Sklaven, durch dieses Geschrey aufgeweckt, wiederholten die Losung mit gräßlichem Gebrüll und dem Klirren ihrer Ketten. Dieser Umstand ließ den Ziesco fürchten, daß diese Sklaven sich bemühen würden, ihrer Fesseln loszuwerden und sich in Freiheit zu setzen, da es denn an Ausschweifungen nicht fehlen würde. Dieß zu verhindern wollte er selbst die Galeeren besteigen, um die nöthigen Befehle zu ertheilen; indem er aber seinen Fuß auf ein Bret setzte, das von dem Ufer zu einer dieser Galeeren führte, schlug es um, und Ziesco fiel ins Meer. Dieß elende Bret entschied das Schicksal der Republik Genua. Das Wasser war zwar an diesem Ort nicht tief, allein der Schlamm war groß, und der Graf schwer bewaffnet. Er konnte sich von seinen Waffen nicht losmachen; niemand war nahe bey ihm und sein Geschrey um Hülfe wurde wegen des gewaltigen

G Tumults,



Zumulte, das die Lust erfüllte, nicht gehört, oder nicht geachtet. Seine Rüstung, die zur Sicherheit seines Lebens dienen sollte, vertrat hier die Stelle der Nord-Instrumente. Er sank auf den Grund des Schlammes, und mußte also in dem Augenblick, da das Glück alle seine Entwürfe und Wünsche zu krönen schien, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, ohne alle Hülfe elendiglich umkommen.

Da man ihn nirgends finden konnte, fing man an seinen Tod zu ahnen. *) Die vornehmsten

*) Es ist sonderbar, daß so viele Schriftsteller, auf Wörterbücher gestützt, die beiden Wörter *ahnen* und *ahnden* nicht unterscheiden wollen, womit man doch zwei ganz verschiedene Begriffe bezeichnen kann. Den Dichtern besonders sollte das erstere sanftere Wort willkommen seyn. Es entsteht aus diesem unabgesehnen Gebrauch des Wortes *ahnden* ein Doppelsinn, wie auch oben der Fall ist, wo der Leser erst aus dem Verfolg die Meinung des Verfassers errathen mußte; ein Fall, den ich sorgfältig zu vermeiden suche, ohne dieses auf critische Nachsicht zu sehn, weil selbst das vorzüglichste Wörterbuch mit allen Regeln, der Prüfung so wie der Verbesserung unterworfen, für mich kein Exceps ist, und es für niemand seyn sollte. Ich ahne indes, daß man diese Verhütung ahnden wird.

sten Verschwornen zweifelten gar nicht mehr daran. *Berrina* wünschte die fatale Neuigkeit so lange geheim zu halten, bis man den Sieg verfolgt, und einen Vertrag mit dem Senat geschlossen hätte, allein die andern Anführer, uneingedenk ihrer Gefahr, waren nicht so vorsichtig, daher breitete sich die schreckende Nachricht bald aus. *Hieronymus Ziesco*, der durch den Tod seines Bruders nun das Haupt seiner Familie wurde, war jetzt auch das Haupt der Verschwornen geworden; er besaß aber weder ihr Zutrauen, noch die Talente und lebendigen würdigen Eigenschaften seines Bruders. Kaum hatte er dessen Tod vernommen, so marschirte er an der Spitze eines bewaffneten Hauses nach dem Pallaste der Republik, um sich desselben zu bemächtigen. Auf dem Wege dahin begegneten ihm die Abgeordneten, die im Namen des Senats mit dem Grafen *Ziesco* zu reden verlangten. *Hieronymus* antwortete ihnen, daß jetzt kein andrer Graf von *Ziesco* als er sey, daß man ihm den Pallast der Republik übergeben sollte, und daß er nachher anhören wollte, was sie zu sagen hätten.

Dieser so oft erwähnte Pallast der Republik war damals so wie noch jetzt der Versammlungsort des Senats, und der Wohnsitz des regierenden

ten Doge. Fast alle Departements und Tribunale des Staats haben hier ihren Sitz und ihre Registraturen. Hier ist auch das Archiv, die Schatzkammer der Regierung, u. s. w. Das Gebäude selbst ist sehr massiv gebaut, hat eine vortheilhafte Lage, und ist mit einer starken Mauer versehen. Die Besichtigung dieses Pallastes hätte daher die allererste Unternehmung der Verschwornen seyn müssen, da man sicher war, hier wenig Widerstand zu finden. Dieser Pallast und der Pallast Doria waren die wichtigsten Oerter, und im letztern war noch weniger Widerstand zu fürchten, da sich hier jedermann unvorsichtig, und ohne Verdacht befand. Diese nöthigen Maßregeln aber vereitelte der schleunige Tod des Fiesco.

Die Antwort des Hieronymus Fiesco, die er nicht überlegt hatte, belehrte die Deputirten was sie noch nicht wußten, nemlich den Tod des Grafen, und sie eilten sogleich fort, dem Senat eine so glückliche Nachricht zu hinterbringen. Man berathschlugte über die Maßregeln die man nehmen wollte. Einige Senatoren waren der Meinung, man müsse die Verschwornen angreifen, andre aber glaubten es sey besser, den Pallast nicht zu verlassen, und dieser Rath wurde befolgt. Indes brach der Tag an.

an. Der Tumult fing an sich zu legen. Die Weiber riefen aus den Fenstern mit Geschreien und Klagen ihre Männer, Brüder und Edhne zurück. Der Tod des Fiesco war nun allgemein bekannt. Das Volk, das aus Liebe zu ihm die Waffen ergriffen hatte, verlor sich, und ging nach Hause: auch die Verschwornen, die seinen Bruder Hieronymus nicht sehr achteten, zogen sich nach und nach zurück. Dieser junge unerfahrene Mann sah sich auf einmal ohne Anhänger, und endlich von allen Menschen, selbst von seinen Bedienten verlassen; er flüchtete voll Bestürzung nach der Kirche des heiligen Laurentius; da er sich hier aber nicht sicher glaubte, suchte er aus dem Thor Arco zu entweichen.

In dieser Zwischenzeit hatte sich Pansa, der oben gedachte rechtschaffene Freund des Fiesco, nach dem Pallast der Republik begeben. Er erschien vor dem Senat. Die anerkannten Tugenden dieses Mannes setzten ihn über allen Verdacht hinaus, den seine alte Freundschaft mit dem Grafen sonst hätte erzeugen können. Weit entfernt ein Mißtrauen in ihn zu setzen, erwählte man ihn im Gegentheil, um mit dem Hieronymus Fiesco in Unterhandlung zu treten. Nach einigen Stunden kam man end-

lich überein, daß die Verschwornen die Waffen niederlegen, und sie dafür einen General-Pardon erhalten sollten; wobei ihnen versprochen wurde, daß sie wegen dieses Auftrahrs nie zur Rede gesetzt werden würden. Senarega, Secrétaire des Senats, leistete für diese Gnaden-Verwilligung Bürgschaft. Hieronymus Fiesco verließ darauf sogleich Genua, und begab sich auf sein Schloß Montebio; Detoboni Fiesco, sein Bruder, hingegen, schiffte sich mit Verrina, Calcagno und Sacco auf die Galeere des Grafen Fiesco ein, und segelten nach Frankreich, woselbst sie auch glücklich anlangten.

Dies war der Ausgang der berühmten Verschwörung des Fiesco, eine der merkwürdigsten und kühnsten, die uns die Geschichte liefert; eine Verschwörung, die mit so vieler Kunst entworfen war, wobei eine bewundernswürdige Verschwiegenheit beobachtet wurde, deren glücklicher Erfolg unfehlbar schien, und die nur bloß durch den sehr zufälligen Tod des Fiesco eine unerwartete Eudenschaft erreichte. Dieser edle Jüngling war von der Natur zu einem großen Mann bestimmt; auch zeigte er bereits in der Blüthe seiner Jahre solchene Talente, mit einer tiefen Politik verbunden. Er besaß aber zu viel Ehrgeiz,

Heiß, um einen guten Gebrauch von seinen großen Eigenschaften zu machen; vielmehr schien er geboren zu seyn, sein Vaterland zu verherrlichen, und zu unterjochen. In den glänzendsten Augenblicken seines Lebens, eben da er die Früchte seiner großen Vermählungen einernnten sollte, kam er um, und zwar auf eine Art, die er am wenigsten erwarten konnte. Sein Körper wurde erst vier Tage hernach gefunden, da das Volk in Genua durchgehends glaubte, daß er noch am Leben sey, und sich nach Frankreich begeben hätte, um daselbst Hülfe zu suchen. Die Regierung wollte dieß Gerücht nicht widerlegen, und verbot daher den Leichnam aus dem Wasser herauszuziehen. Vielleicht fürchtete man auch durch dessen Anblick einen neuen Tumult zu erregen, da des Fiesco Anhänger so zahlreich, und das Volk so sehr auf seiner Seite gewesen war. Nachher aber fand der Senat doch bedenklich, den Körper immerfort in dem Schlamme liegen zu lassen; er wurde daher nach zwei Monaten heimlich herausgezogen, und ins Meer geworfen.

Sobald die vornehmsten Verschwornen Genua verlassen hatten, wurde alles ruhig, und die eingerißene Unordnung leicht wieder abgestellt. Zwei Tage nachher wurde dem Gebrauch gemäß ein neuer Doge erwählt. Dieser war Benedictus

Gentili, ein Mann von einem friedliebendem sanften Charakter, voll Klugheit und Vorsicht, und also sehr geschickt, die Ruhe zu erhalten, die man eben wieder hergestellt hatte.

Hieronymus Ziesco befand sich nun auf seinem Schlosse Montebello, wo er sich in Vertheidigungsstand setzte, weil er wenig auf die Vergnügung rechnete, die ihm zugesandt war, und er überdies an neuen Entwürfen arbeitete. Verrina, Calcagno und Sacco fanden sich bald bey ihm ein; auch Ottoboni Ziesco, sein Bruder, der sich in Frankreich aufhielt, kam nach Italien. Diese Bewegungen schienen neue Unruhen zu prophezeien. Man verdoppelte daher die Wachsamkeit in Genua, und vermehrte die Wachen. Jedermann wurde nun gegen die Anführer aufgebracht, die den ers haltenen Frieden so schlecht zu schätzen wußten.

Andreas Doria, der unter dem freudigsten Zuruf des Volks wieder nach der Stadt zurück kam, war wegen des Todes seines Neffen ganz trübsel. Er forderte Rache für das vergossene Blut, noch mehr aber für das schreckliche Verbrechen einer Unternehmung, die Regierung des Staats zu vernichten, und wandte daher alle seine Bemühungen bey dem Senat an, damit die Vergnügungs-Acte vernichtet würde. Die
Rechts-

Rechtsgelehrten wurden' deßhalb befragt, und diese waren der Meinung, daß sie als null und nichtig zu betrachten sey; sowohl weil sie durch die Noth erzwungen worden, als auch weil nicht eine hinlänglich Anzahl Senatoren sie bestätigt hätte. Diesem Gutachten zufolge wurde die Familie des Fiesco nebst den vornehmsten Verschwornen aus den Staaten von Genua auf ewig verbannt; die Häuser und Palläste des Girasen, als Anführers der Verschwornen, wurden dem Erdboden gleich gemacht, und alle seine Güter eingezogen. Man bemächtigte sich also seiner Schloßer, das von Montebio allein ausgehen, aus welchem man zuvor den Hieronymus Fiesco vertreiben mußte.

Dieses Schloß war so fest und so wohl gelegen, daß man aus demselben der Stadt Genua viel Schaden zufügen konnte; man versuchte daher den Fiesco dahin zu vermindern, es gutwillig zu übergeben. Pansa mußte sich auf Befehl des Senats zu ihm verfügen, mit dem Auftrag, ihm für das Schloß eine Schadloshaltung von 14,000 Tschinen anzubieten; Fiesco wollte aber davon nichts hören. Man erneuerte diesen Antrag noch einigemal, aber ohne allen Erfolg. Er verachtete eben so die Drohungen als die Vorstellungen der gewissen Gefahr und des unverschämten

meidlichen Unterganges, der die unausbleibliche Folge seiner Weigerung seyn würde. Vielmehr war er so unvorsichtig zu antworten, daß er nicht mehr Herr von Montebello sey, sondern daß es jetzt einem viel mächtigeren Herrn gehörte, wie er wäre. Hierdurch glaubte er den Genuß fern Furcht einzujagen; im Gegentheile aber diente diese Aeußerung ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen, sich schleunig dieses festen Schlosses zu bemächtigen.

Man beschloß daher ohne Verzug zweitausend Mann unter dem Commando des Augustin Spinola abzuschicken, um es förmlich zu belagern, und an den Gränzen wurden die nöthigen Befehle ertheilt, sich den Hülfskräften zu widersehen, die Frankreich vielleicht senden möchte. Die Ausführung mußte jedoch bis zum May verschoben werden, weil die üble Witterung den Transport der Artillerie verhinderte. In dieser Zwischenzeit war der König von Frankreich Franz I. gestorben, und Heinrich II. hatte den Thron bestiegen. Dieser Vorfall war den Maßregeln des Fiesco höchst nachtheilig, und vernichtete seine Verbindung mit dem Französischen Hofe; dennoch verlor er den Muth nicht. Die vornehmsten Verschwornen waren bey ihm; er nahm so viel Soldaten in Gold, als er nur im-

wer zusammen bringen konnte, und bereitete sich zu einer hartnäckigen Verteidigung. Das anhaltende Regenwetter war den Belagerern höchst beschwerlich; auch fehlte es ihnen oft an Munition, die sie aus einer beträchtlichen Entfernung mußten kommen lassen. Ihr Geschütz war so schlecht beschaffen, daß mehrere ihrer Canonen zerprangen. Alle diese widrigen Zufälle machten die Belagerer mißmuthig. Endlich aber schreß man doch Brezche. Die Soldaten des Fiesco, die auf ihre Gefahr aufmerksam und schlecht bezahlt waren, revoltirten nunmehr auch; es blieb daher nichts übrig als eine schleunige Uebergabe.

Fiesco schickte daher dem Spinola Capitulations-Vorschläge, die aber so auschwitzend waren, daß sie ein Gelächter erregten. Fiesco war gezwungen aus einem andern Tone zu reden, und erbot sich endlich, das Schloß zu übergeben, wenn man der Besatzung nur einen freien Abzug mit ihren Effecten verstatten wollte. Auch dieses wurde abgeschlagen. Fiesco schlug darauf seinen vornehmsten Anhängern vor, sich des Nachts durch die gebirgigen Abwege zu retten, in der Hoffnung, daß die Feinde diese Dörfer nicht besetzt haben würden; Calagno versicherte aber, daß das Schloß so sehr umringt sey, daß es unmdglich seyn würde zu entkommen,

wobei er auch bemerkte, daß Fiesco, der sehr fett, und nicht gewohnt war zu Fuß zu gehen, die großen Beschwerden der Flucht nicht würde ertragen können. Es wurde daher beschloffen, sich auf Gnade und Ungnade zu ergeben. Dieses geschah denn auch nach einer zwey und vierzigstägigen Belagerung.

Die Soldaten, die bey dem Fiesco in Sold getreten waren, wurden nicht mit den andern vermischt, sondern man ließ sie alle gehen; von den Verschwornen aber erhielt keiner Gnade. Berrina, Calcagno und Affareto verloren ihr Leben auf dem Blutgerüste; auch alle übrigen wurden entweder hingerichtet, oder auf die Galeeren geschmiedet. Der Proceß des Hieronymus Fiesco währte am längsten. Endlich wurde auch ihm am 23sten Julius 1547. in Montebio der Kopf abgeschlagen, und nachher dieß Schloß geschleift. Ottoboni Fiesco, der sich benzeiten wieder nach Frankreich begeben hatte, war der einzige, der den übeln Folgen dieses Aufruhrs entging; dennoch konnte er der Rache des Andrea Doria nicht entinnen, der dem Namen Fiesco den Untergang geschworen hatte. Ottoboni war in Französische Dienste getreten, und wurde acht Jahre hernach von den Spaniern gefangen. Doria,

Doria, vermöge seines Credits am Spanischen Hofe, erhielt leicht dessen Auslieferung. Das Schicksal dieses Gefangenen hing also von ihm ab, der denn auch diese Gewalt auf eine Art nutzte, die ein Flecken für das Andenken eines so berühmten Mannes ist. Er ließ ihn nehmlich in einen Sack nähen, und ins Meer werfen. Eleonora, die Wittve des unglücklichen Grafen von Ziesco, wohnte seit dem Aufzuge in dem Hause ihres Vaters Cibo, und wurde nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt. Sie heyrathete nachher den berühmten General Vitellini, Marchese von Cremona.

Julius Cibo, Bruder der Eleonora, der mit dem Andreas Doria und dem Kaiser sehr unzufrieden war, wollte die Unternehmungen der Ziesco's wieder erneuern. Er trat deshalb mit dem Französischen Hofe in Unterhandlung, und versprach den Franzosen Sena zu überliefern. Der Entwurf wurde aber verrathen. Doria sowohl als Gonzaga,

Stadts

Stadthalter von Napland, erhielten davon Nachricht. Eido wurde in Montremoli im December 1547 in Verhaft genommen, nach Napland gebracht, und daselbst enthauptet. Einige seiner Anhänger, die sich in Genua befanden, wurden auch hingerichtet, und so behielten die Genueser ihre Staatsverfassung unverändert.

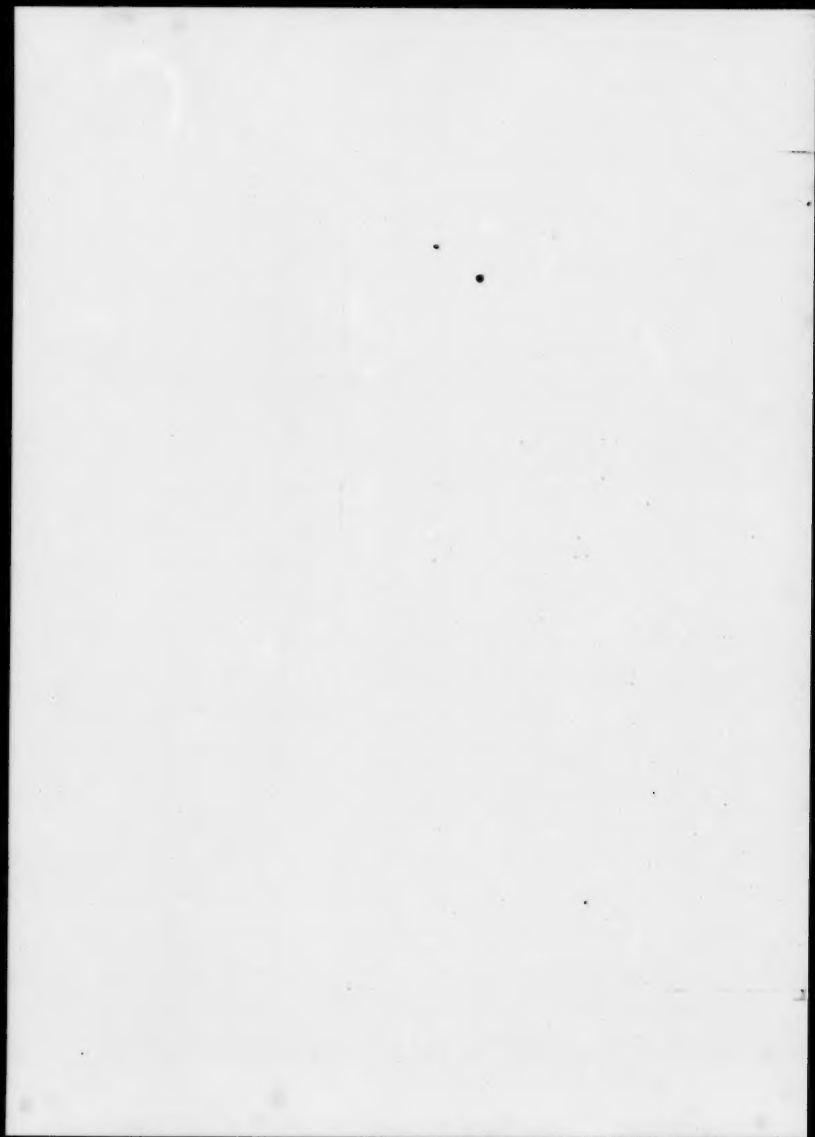
Der Senat blieb dem Kaiser gänzlich ergeben, und dieß durch die unablässigen Bemühungen des Andreas Doria, der in Genua bis an sein Ende allen Credit und Einfluß ungeschwächt erhielt, den seine Talente, seine Tugenden, und seine Thaten verdienten. Seine große Betrübniß über den Mord seines Neffen wurde einigermaßen durch die verdoppelte Liebe der Genueser gemildert. Er lebte noch einige Jahre nach dieser Verschwörung, fuhr fort der Republik durch seine weisen Rathschläge zu nützen, und starb bezeichnet mit dem ehrenvolligsten aller Namen, der von allen Geschichtschreibern gebraucht, und auf seinen Denkmälern eingegraben

eingegraben wurde: Der Vater seines Landes und der Wiederhersteller dessen Freiheit.

Ein Freig von der unglücklichen Familie Fiesco lebte noch in Frankreich im Jahr 1683. Es ist aus der Geschichte bekannt, daß der Graf Johann Ludwig Maria von Fiesco, damals das Haupt dieses Hauses, den Französischen Hof für seine Forderungen an Genua, zu interessiren mußte, die sich auf die eingezogenen Güter des unglücklichen Fiesco, Grafen von Lavagna gründeten. Dem Traktate gemäß, der 1685 zwischen Ludwig XIV. und der Republik Genua geschlossen wurde, und eine Folge des Bombardements dieser Stadt war, mußte gedachter Graf Fiesco für seine sämtliche Forderungen sich mit der Summe von 300,000 Französischen Livres

Lieres begnügen, zu deren Auszahlung sich die Republik zwei Monat nach dem gezeichneten Tractat anheischig machte.

Geschichte
des
Papstes Sixtus V.



Erstes Buch.

Rom, diese auf ihren sieben Hügel vom Schicksal immerfort zu herrschen bestimmte Stadt, die wechselsweise, durchs Schwert, durch weise Gesetze, durch große Cultur, durch geistliche Waffen, durch allenthalben zerstreute Priesterlegionen, durch weltliche Politik, durch schreckliche Bannstrahlen, und endlich auch durch die hier thronenden bildenden Künste, nahe und ferne Völker ihren Geboten unterwarf; hier, wo bald ein bloßes Wort des päpstlichen Obgen, bald die geheime Feder des Jesuitengenerals in den entlegensten Welttheilen Revolutionen bewirkte; dieser Regententhum, weniger furchtbar in den ersten zweytausend Jahren, als in den letztern fünfhundert, sah zwar seit der Existenz der das Menschengeschlecht unterjochenden Hierarchie, manchen durch Frömmigkeit und Tugend ehrwürdigen Oberpriester, aber nicht einen einzigen wahrhaft großen Regenten mit der dreyfachen Krone geschmückt, bis Sixtus V. einer der außerordent-

lichsten Menschen, die je gelebt haben, den päpstlichen Stuhl bestieg.

Eirtus nach seinem Familiennamen Felix Peretti, wurde im Jahr 1521 in der zur anconesischen Mark gehörigen Herrschaft Montalto geboren, und zwar an dem nehmlichen Tage, als die Cardinäle nach dem Tode Leo X. sich ins Conclave begaben. Sein Vater war ein Tagearbeiter in den Weinbergen, und seine Mutter eine Dienstmagd. In seinem vierten Jahre war er dem Tode nahe. Er lag an den Blattern gefährlich nieder, und da die Dürftigkeit seiner Eltern ihn aller Hilfe beraubte, so hielt man sein Leben für verloren; allein er ward wieder gesund, und auch ein Fall, den er in seinem sechsten Jahre von einem über zwanzig Fuß hohen Gemäuer that, schadete ihm nicht. Schon in dieser ersten Kindheit erregte sein frühzeitiger Verstand Aufmerksamkeit, allein die Armuth seines Vaters verschattete seine Wahl, und Felix mußte zu seiner großen Betrübniß in seinem neunten Jahre Schweinhirt werden. Er blieb es nicht lange. Der Zufall führte einen zum Fastenpredigen in Ascoli bestimmten Franciscaner, Rahmens Sallery, in diese von mehreren Wegen durchkreuzte Gegend, wo sich der kummervolle Knabe mit seinen Schweinen befand. Kaum wurde er die Gelegenheit des

mit

mit dem Wege unbekannten Paters gewahr, so eilte er auf ihn zu, küßte ihm die Hand, und both seine Dienste an, die auch gern angenommen wurden. Sogleich verließ Felix seine Thierse, und begleitete den Mönch, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, wobei er den Verstand des Knaben bewunderte. Dieser erzählte sein hartes Schicksal, und seine große Neigung zum Studiren; auch bath er den Pater inständigst, ihn bey irgend einem Geistlichen in Dienste zu bringen, weil er dadurch seinen Zweck zu erreichen hoffe. Sillery fragte ihn, ob er Franciscaner werden wollte, und da Felix mit Freuden ja sagte, so schilderte er ihm die Strenge dieses Ordens, allein umsonst; und so sehr besürchtete der Knabe sein Glück zu verlieren, daß er nicht einmal zurückkehrte, und die ihm anvertrauten Schweine seinem Herrn überliefern wollte; er behauptete, sie wüßten ihren Weg allein zu finden, und rastete nicht eher, bis er das Franciscanerkloster in Ascoli betreten hatte. Seine Nunterkeit und seine klugen Antworten mit Demuth gepaart, erwarben ihm hier Freunde von dem Augenblick seiner Ankunft, worunter sich auch der Guardian befand, und da er sehr naiv versicherte, seine Absicht sey, ein großer Prediger zu werden, so beschloß man für den Knaben alle Sorge zu tragen, nachdem man zuvor die freudige Zustimmung seiner Eltern erhalten hatte.

Der Pater Cellern, der als Prediger im Kloster in großer Achtung stand, nahm ihn zu sich in seine Zelle, um ihn selbst zu unterrichten. Diesen Unterricht konnte Felix nicht erwarten, und ob er gleich keinen Buchstaben kannte, so hatte er doch immer die Bücher des Predigers in Händen. Da er seinen Lehrer überall begleitete, und in der Kirche keinen Blick von der Kanzel verwandte, so konnte er bey seinem bewunderungswürdigen Gedächtniß des Abends fast die ganzen Predigten hersagen, die er des Morgens gehört hatte. In wenigen Wochen konnte er Italienisch lesen, und nun kam die Reihe an die lateinische Sprache, worin er eben so schnelle Fortschritte machte. Indessen wurde er mit einem großen Unglück bedrohet. Der Pater Cellern ging nach Rom zurück, und der ihn beschützende Guardian verlor seine Stelle. Der neue Regent des Klosters war ein harter Mann, der viele Veränderungen machte, und auch durchaus den jungen Felix wieder zu seinen Eltern schicken wollte. Weder die heilsamen Talente des Knaben, noch sein Dienstleister und untrügliches Vertragen, noch die Vorstellungen und Bitten des ganzen Klosters, konnten etwas über den mürrischen Mann vermögen, der dem verzweiflungsvollen Felix nur acht Tage zu seinem Abzuge bewilligte. Glücklicher Weise aber kam in dieser Zeit der Provincial des Ordens nach

Nico:

Ascoli; die Vorstellungen bey diesem waren nicht fruchtlos, und seinem Befehl zufolge blieb Felix im Kloster dem Gardian zum Trost, der jedoch die Geduld des ihm aufgedrungenen Knaben auf harte Proben stellte. Ein neuer die Gelehrsamkeit sehr liebender Gardian machte dieser Prüfung ein Ende, und wurde ein eifriger Beschützer des wißbegierigen Jünglings, den man nun zum Chornaben ernannte, und förmlich als Noviz des Ordens annahm. Er war jetzt dreizehn Jahr alt, und konnte sich nun ganz den Studien widmen, worin er außerordentliche Fortschritte machte. Sein überaus lebhaftes Temperament war bisher zu Erreichung seines Endzwecks in Schranken gehalten worden; jetzt aber glaubte er denselben freyen Lauf lassen zu können, und so wurde er oft beleidiget, allein auf die Erinnerung des Gardians, daß ihm Nieß beym Professablegen sehr hinderlich seyn könnte, legte er seiner natürlich heftigen Gemüthsart, die sich jetzt zu entwickeln anfing, abermals Fesseln an, duldete Widersprüche, ja selbst Beleidigungen, und so wurde er mit Beystimmung aller Klosterbrüder wirklicher Mönch, nachdem er eben sein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Aber auch von diesem Augenblick an hielt er sich für die gezwungene Einschränkung schadlos, und zeigte sowohl seinen Stolz, als den Geist der Unabhängigkeit, wo er nur konnte.

Dies Betragen zog ihm Härteren und Spottgedichte zu, die von ihm nicht unbeantwortet blieben, und zwar, ungeachtet seiner großen Jugend, war er immer siegreich. Allein hierdurch vermehrte er seine Feinde, und verminderte seine Freunde, so daß er bald von Ascoli entfernt, und nach Macerata versetzt wurde. Hier blieb er nicht lange. Sein erster Wohlthäter, der Pater Cellery, nunmehr Guardian in Fermo, bewirkte seine abermalige Versetzung dahin, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen. Dies erregte den Neid der Klosterbrüder, die sich vereinigten, und dem Provinzial eine Klageschrift übergaben, der auch sofort, ohne die Sache näher zu untersuchen, den jungen Pater Felix von neuen nach Recanati versetzte. Von hier kam er nach Ancona, wo er öffentlich über theologische und sogenannte philosophische Lehrsätze disputirte. Seine außerordentlichen Talente und sein immer zunehmender Stolz, den er sehr nicht mehr verbarg, erzeugten ihm auch hier eine Menge Neider und Feinde. Diese, arm an Geist, nahmen zu dem elenden Mittel ihre Zuflucht, seine vormahlige niedrige Beschäftigung zu verspotten. In allen Winkeln des Klosters, wo er sich nur zeigte, hörte man nach Schweineart grunzen. Anfangs verachtete Felix diese niedrige Verleumdungen; da sie aber kein Ende nahmen, so bewaffnete er sich mit

mit einem großen Stock, und erklärte öffentlich, daß er dem ersten Grunzer den Kopf einhlagen würde. Ein junger Mönch, Neffe des Provinzials, trotzte dennoch dieser Drohung, und empfing dafür einen so schrecklichen Schlag, der ihm fast den Hirnschädel zerschmetterte, woben Felix sagte: „Ich habe zwar die Schweine gehütet, bin aber selbst kein Schwein gewesen; willst du nun sie nachahmen, so soll dich mein Prügel ihre Sprache lehren.“ Der Grunzer lag sinnlos auf dem Boden; das ganze Kloster lief herbei, um dem Provinzial, der eben damals anwesend war. Sobald dieser Mann die Sache untersucht hatte, so verleugnete er ganz den Unfall, und legte dem gereizten Felix nur eine geringe Strafe auf; um jedoch fernern Uneinigkeiten vorzubeugen, schickte er ihn in ein ander Kloster nach Lamo.

Um diese Zeit geschah die Zusammenkunft des Kaisers Carl V. und des Papstes Paul III. in Lucca. Felix wünschte sehr, sich dahin begeben zu dürfen, und dieser Wunsch wurde erfüllt, wobei er Scherzweise sagte: „Ich muß mich mit dem päpstlichen Wesen bekannt machen, damit ich künftigher als Papst mich gehörig zu benehmen weiß.“ Solche Scherze waren bei ihm nur zu oft mit Ernst gepaart, und man sah sehr deut-

lich, daß dieser unbegranzte Ehrgeiz, sich dereinst bis zu jener hoherhaben Würde empor zu arbeiten, schon in seinen ersten Jugendjahren bey ihm Wurzel geschlagen hatte. In Lucca wandte er sich an die päpstlichen Hofleute, und war unermüdet, von allem Erkundigung einzuziehn. Als er eines Tages bey der Tafel anstatt zu essen in Ansehung des römischen Hofes Fragen auf Fragen häufte, sagte einer der Anwesenden: „In Wahrheit, Herr Pater, ich glaube, Sie haben Lust, selbst Papst zu werden?“ Felix erwiderte ganz ernsthaft: „Noch bin ich nicht alt genug dazu, sollte mir aber die Vorsehung dereinst dieß Glück bestimmen, so fühle ich bey mir so viel Muth, es anzunehmen.“ Die Reise nach Lucca bey einer so außerordentlichen Gelegenheit diente bey seiner Rückreise ins Kloster, seinen Stolz zu erhöhen. Ein Mönch trieb damit seinen Spott und sagte, er müsse sich jetzt demüthig vor ihm neigen, weil er Se. Heiligkeit gesehen hätte. Felix warf ihm einen verächtlichen Blick zu, und antwortete: „Wenn Sie über die Ehre, daß ich den Papst gesehen, so eifersüchtig sind, wie werden Sie sich dann gebenden, wenn Sie mich selbst, an seinem Platz sehen werden?“

Felix hath um die Veränderung seines Wohnklosters, und erhielt von dem versammelten Capitul

titel die ungewöhnliche Begünstigung, sich selbst
 Ort und Kloster zu wählen. Er zog das in Ascoli
 vor, weil man ihn dort weggetrieben hatte, und
 er jetzt seinen Feinden-zum Trost durch diese seine
 eigenmächtige Rückkehr, allda eine Art von Tri-
 umph genoß. Dieser wurde noch größer durch
 seine erste Predigt, die er bald darauf in Ancona
 hielt. Der Papst befand sich eben damals in
 dieser Stadt, wo der Zusammenfluß von Men-
 schen außerordentlich war. Die wahrscheinliche
 Anwesenheit vornehmer Prälaten in der Kirche,
 ja vielleicht selbst die des Hohenpriesters, schien
 für einen ein und zwanzigjährigen Prediger ab-
 schreckend, der seinen ersten Versuch auf der Kar-
 zel machen wollte; allein Felix, ohne auf das
 Absehen seiner Freunde zu achten, trat lähn
 auf, und hielt eine vortrefliche Predigt. Sein
 nächstes Wohnkloster war in Urbino. Hier wur-
 de ein Capitel des Augustinerordens gehalten,
 woben man über theologische und philosophisch
 seyn sollende Thesen stritt. Der Franciscaner Fe-
 lax wollte dabey kein mäßiger Zuhörer bleiben;
 er griff den stärksten Streiter an, und trieb ihn
 in die Enge. Noch war er kein wirklicher Prie-
 ster. Erst im Jahr 1545 erhielt er diese Würde,
 zugleich mit dem Grade eines Baccalaureus, und
 nun nahm er den Namen Montalto an.

Da

Da er wohl einsah, daß er allein durch Predigten seinen Ruf gründen konnte, so wanderte er in den Thälern allenthalben umher, um zu predigen. Dieß geschah auch zu Jesi, wo aber sein Religionsseifer seiner Beurtheilungskraft einen Streich spielte. Der Tod Luthers war damals der große Stoff in ganz Europa. Montalto griff das Andenken dieses Reformators auf der Kanzel an, und weil derselbe zuvor Augustiner gewesen war, so schonte er auch diesen Orden nicht. Hierauf erfolgte von Seiten der Augustiner eine Klage beim Bischof, und das Urtheil einer Ehrenerklärung, die denn auch von der Kanzel förmlich geschah.

Im Jahr 1548 wurde ein Generalscapitel des Franciscanerordens gehalten, wo der kurz zuvor zum Doctor der Theologie creirte Montalto die ganze Nacht seiner Gelehrsamkeit und Redekunst aufboth, und selbst die geübtesten Streiter verdunkelte. Dieß hinderte jedoch nicht, daß ihn der Provinzial bald nachher durch Hintanfegung empfindlich kränkte. Montalto brannte vor Begierde sich zu rächen, und vermochte auch einige Mißvergünstigte, eine Klagschrift gegen den Provinzial zu unterzeichnen, die dem General zugesandt wurde. Dieser Versuch aber mißglückte, und fiel auf seinen Urheber, der jetzt von feindseligen Mön-

Mönchen harter Verbrechen angeklagt wurde. Er hatte von dem Provinzial übel gesprochen, war mehreremal ohne Erlaubniß ausgegangen, hatte das Ebor selten besucht, sein Brevier nicht oft genug gebetet, und die Fasten nicht gehörig beobachtet. Auf diese schweren Vergehungen folgte eine Art von Gefängnißstrafe in dem Kloster zu Recanati. Der äußerst aufgebrauchte Montalto wollte nach Rom zum General gehen, allein der damals sich ereignende Todesfall des Papsts Paul III. und dessen unruhige Folgen in der heiligen Hauptstadt war seiner Privatsache nicht günstig; er mußte sich unterwerfen, machte aber sofort einen Plan, sich in Rom Gönner zu verschaffen. Dieß glückte ihm auch soweit, daß der Cardinal Carpi, Protector des Ordens, wie auch der General der Franciscaner, für seine Entlassung und Beförderung zum Regentenamt stimmten, allein der rachsüchtige Provinzial vernichtete diese für seinen Gegner wohlthätige Gesinnungen dadurch, daß er ihn als einen Criminalverbrecher darstellte, der Bestrafung verdiene.

Indessen hatte man einen neuen Papst Julius III. erwählt, und das Jubeljahr 1550 fing an, wo den nach Rom Wallfahrenden Indulgenzen bewilligt wurden. Montalto bath vergebens um die Erlaubniß, auch an dieser geistlichen

Wohls

Bohrthat Theil nehmen zu dürfen. Man schlug sein Gesuch rund ab, und nun entwichte er aus dem Kloster und wanderte eigenmächtig nach Rom. Dieser so sehr observanzwidrige Schritt machte ihn zum Rebellen und der härtesten Strafe würdig, die auch an ihm vollzogen seyn würde, besonders da der Ordensgeneral sich auch jetzt mit dem Provinzial wider ihn vereinigte, wenn nicht der Cardinal Carpi den verfolgten Montalto aufthätigste geschützt hätte. Endlich wurde die Sache beigelegt; doch fand man rathsam ihn zu entfernen, und er erhielt die Stelle eines Lehrers der Theologie und Predigers in Sienna, in welcher Qualität er dem in der Anconischen Mark gehaltenen Provinzialcapitel bewohnte, woben er Gelegenheit hatte, seine Eltern zu besuchen. Aber auch in Sienna blieb er nur kurze Zeit. Es waren dort große Unruhen ausgebrochen, und die Spanier, die damaligen Besizer der Stadt, waren daraus vertrieben worden. Montalto, mit dem Gouverneur Mendoza durch Freundschaft verbunden, nahm öffentlich dessen Partey, und verlor dadurch das schon erlangte Zutrauen der Einwohner. Länger in Sienna zu bleiben, war nun für ihn nicht rathsam. Der Cardinal Carpi verschaffte ihm daher eine Predigerstelle in Rom, wo er täglich während der Fasten unter einem außerordentlichen Zulauf von Menschen predigte.

Die

Die vornehmsten Prälaten, ja selbst die Cardinäle, drängten sich, seine Zuhörer zu werden. Eines Tages predigte er gegen die Ketzer, deren Lehrrsätze er nach seiner Art entwickelte. Er hatte dazu alle Gelehrten eingeladen. Es fand sich aber auch ein Lutheraner dabei ein, der die vornehmsten Artikel in der Kirche in seiner Schreiftafel anmerkte, sie zu Hause dem ganzen Inhalt nach niederschrieb, und unter jedem die Worte setzte: „Du hast gelegen!“ Das Pack wurde nun versiegelt, und dem Montalto zugesandt. Die Sache erregte Aufsehen, und wurde der Inquisition zur nähern Untersuchung übergeben, die jedoch nach reifer Ueberlegung unterblieb, weil man glaubte, der damals immer wachsenden weltlichen Macht der Protestanten schonen zu müssen.

Italien war zu der Zeit der Schauplatz großer Unruhen. Der Kaiser Carl V. hatte sich des dem Hause Farnese zugehörigen Herzogthums Piacenza mit Gewalt bemächtigt. Um es wieder zu bekommen, wandten sich die Farnesen an Heinrich II., König von Frankreich, der eine starke Armee nach Italien sandte. Der Papst und ganz Rom geriethen darüber in Bestürzung, da die von den Spaniern verübte Plünderung der heiligen Stadt noch im frischen Andenken war.

Arm

Arm an weltlichen Waffen nahm man wie gewöhnlich zu geistlichen Waffen seine Zuflucht. Heinrich wurde mit Bannstrahlen bedroht, wenn er den Krieg fortsetzen würde; gegen den minder mächtigen Octavio Farnese aber erging der förmliche Bannfluch. Der aufgebrachte französische Monarch verbot nun seinen Unterthanen Geld nach Rom zu senden, machte auch andre dem päpstlichen Stuhl schädliche Verordnungen, und suchte die Privilegien der Gallicaniſchen Kirche in Kraft zu setzen. In Deutschland war der von den Protestanten geschlagene Kaiser Carl zu einem sehr nachtheiligen Frieden gezwungen worden. Zu allen diesen Unfällen kam nun noch die Befreyung Englands von der päpstlichen Gewalt, und die Vernichtung aller Hoffnungen, die man zu der Unterjochung dieser Insel bisher noch gehegt hatte. Es wurden häufig Conſultoria gehalten, und zahlreiche Breven ausgefertigt; der Papst schrieb eigenhändig an die vornehmsten catholischen Fürsten; die Nuntien reisten von einem Hof zum andern, und die Erdenes generale erhielten ihre Instructionen zur Mitwirkung. Dabey wurden jedoch die Gelübde und öffentlichen Gebete nicht vergessen; auch drey Prediger wurden vom Papst ernannt das Volk zur Buße zu ermahnen. Unter diesen war Montalto, der entseztlich gegen alle Fürsten, Freunde und

und Feinde loszog, und behauptete, daß der Kaiser so wie die Könige von Frankreich und Ungarn noch ärgere Ketzer als selbst die Lutheraner wären. Diese Heftigkeit erzeugte große Klagen, die die Gesandten der beleidigten Monarchen dem Papst vorlegten, der dem Cardinal Carpi die Sache übertrug. Carpi war selbst in der Predigt gewesen, und hatte diese unzeitigen Ausfälle sehr gemißbilligt. Jetzt verwies er ernstlich dem Montalto sein Kanzelnath, und bedeutete ihm, daß man nicht in Zeiten lebe, wo Priester den Königen dreist ihre Ungerechtigkeiten vorhaken könnten; dabei befahl er ihm, sogleich zum Spanischen Gesandten Don Silva zu gehen, um von ihm die Art der zu leistenden Genugthuung zu hören. Die Klage der Franzosen aber achtete man nicht, weil man in Rom auf diese Nation sehr erbittert war, und von ihren Drohungen jetzt nicht viel besorgte. Der Spanische Gesandte empfing ihn sehr höflich, und verlangte bloß eine schriftliche Erklärung, daß er nicht die Absicht gehabt habe, weder den Kaiser noch dessen Bruder, den König Ferdinand von Ungarn, zu beleidigen, und daß er künftig von dem Hause Oestreich nichts Respectwidriges mehr sagen wolle. Montalto mußte sich dazu bequemen, allein nie konnte er den Spaniern diese abgedrungene Demüthigung vergessen.

Ein Lehrstuhl der Theologie war immer noch der Wunsch des Montalto; auch wurde ihm durch die Protection des Carpi einer im Kloster des heiligen Laurentius in Neapel zu Theil. Allein hier war er unglücklicher, als er je gewesen. Seine Talente erzeugten ganze Schaaren von Raidern und seine heftige Gemüthsart zahllose Feinde. Alle Mönche des Klosters machten eine Art von Verschwörung, um ihm auf jede mögliche Art zu nahe zu treten; auch brachte er den Guardian, den Provinzial, alle seine Obern, und endlich auch den Ordensgeneral so sehr gegen sich auf, daß man ihn wie einen Rebellen behandeln wollte. Nur allein die fortdauernde Gunst des Ordensprotectors, Cardinal Carpi, rettete ihn. Er beschwor den ungesühnten Montalto seine Feindschaften, die Quelle aller dieser Feindseligkeiten und Verfolgungen, zu mäßigen, und seine üble Laune umzustimmen; er stellte ihm vor, daß da er sich freiwillig den Mönchsstand erwählt habe, so müßte er auch jetzt den Ordensregeln und seinen Gelübden gemäß handeln.

Maria saß damals auf dem Englischen Thron, deren höchster Wunsch die Emporbringung der in ihrem Reich so sehr gesunkenen catholischen Religion war. Die Hoffnungen des päpstlichen Stuhls, die Britten wieder zu unterjochen, wur-

den

den von neuem beseht. Der Cardinal Polus, ein Engländer, wurde deßhalb als Nuntius an sie abgeschickt. Die Beschüler des Montalto, um seine verdrießliche Lage in Neapel zu endigen, wünschten ihn als Prediger bey dieser Gesandtschaft anzustellen; nur allein seine unruhige Gemüthsart, die in einem solchen Posten große Folgen haben konnte, erregte einige Zweifel; aber sie wurden durch sein Versprechen gehoben, mit Mäßigung und Klugheit zu handeln, woben er sagte, daß er gewiß sey, sich besser mit Hofleuten als mit Mönchen zu vertragen. Der Cardinal - Staatsminister Sadoletti verwandte sich für ihn mit Eifer beim Cardinal Polus, der sich damals in Trüßel befand, und dieser willigte ein. Kaum aber war die Nachricht in Rom und Neapel ruchtbar, so schrieben eine Menge Menschen an Polus, schilderten Montalto mit den schwärzesten Farben, und prophezeiten ihm schreckliche Dinge. Der beunruhigte Nuntius überließ die Entscheidung den Cardinälen Sadoletti und Carpi, die sich jedoch auf die Klugheit des Angeschwärtzten verließen, und sofort für seine schleunige Abreise stimmten. Allein Montalto fand jetzt Bedenken in einer weiten Entfernung von Rom mit Personen zu leben, die wider ihn zum voraus eingenommen waren; er entsagte daher dem ihn zugebachten Posten.

In Ancona wurde wieder ein Provinzialcapitel gehalten, wo ein neuer Provinzial gewählt werden sollte. Montalto's Beschützer gaben sich Mühe, ihm diese Würde zu verschaffen; allein der Erdensgeneral, sein Feind, widersezte sich aus allen Kräften, und erklärte diese Sache für unmöglich, weil die Mönche lieber den Geringsten ihres Ordens, als diesen so sehr verhassten Confrater wählen würden. Um ihn jedoch etwas zu trösten, wurde er als Fastenprediger nach Genua geschickt. Hier war sein Schicksal das alte. Neue Zänkerereien, Verdrießlichkeiten, und ein erstaunlicher Zulauf des Volks, seine Predigten zu hören. Die größte Stadtkirche konnte die zuströmenden Menschen nicht fassen, und man war genöthigt Gerüste zu bauen. Dieser unbegrenzte Beyfall verschaffte den Franciscanern in Genua eine noch nie gehabte Ehre. Dieß veränderte ganz die Klostericenen; weit entfernt, mehr zu zanken, huldigten diese Mönche nun dem Verdienste des Mannes, der ihrem Orden diesen Ruhm verschaffte, und entließen ihn mit Geschenken und guten Wünschen. Er erwiederte dieselben beim Abschiede mit der Versicherung, daß er noch nie in seinem Leben eine so große Freude gehabt habe, noch eine größere haben könnte, er müßte denn Papst werden. Er eilte nach Rom zurück, wo ein Generalcapitel gehalten

ten werden sollte. Um ihn zu beruhigen, ließ man ihm die Wahl, sich in ganz Italien einen Lehrstuhl der Theologie auszusuchen. Er wählte Venedig, weil er wegen der dort herrschenden Freiheit weniger gebunden zu seyn glaubte. Der Papst Paulus IV. hatte nun den päpstlichen Thron bestiegen. Carpi war dessen vertrauter Freund gewesen, und blieb es auch. Er benutzte seinen Einfluß zum Vortheil des Montalto, der vom neuen Hohenpriester zu jedermanns Erstaunen auch zum General-Inquisitor in Venedig ernannt wurde.

Dieses Amt war bisher in dieser Republik unbekannt. Der Senat, der allein despotisiren wollte, ließ sowohl der Geistlichkeit, als dem Volk in Religionsfachen eine Art von Freiheit, die man damals in keinem catholischen Lande fand. Die Venetianer, an diesen mäßigen Religionszwang gewöhnt, ertrugen deßhalb desto leichter die schweren Fesseln der aristocratischen Gewalt, und dankten sich nun frey. Die mit dem neuen Amt verbundene päpstliche Vollmacht, that aberdieß Eingriffe in die Staatsverfassung der auf ihre alte Vorrechte höchst eifersüchtigen Republik. Hierzu kam noch der fürchterliche Name der Inquisition, die nicht allein in der spanischen Monarchie, sondern selbst in Rom zu der Zeit mit

der größten Strenge verfuhr. Der Papst war ein erklärter Eiferer für dieses abscheuliche Tribunal, so wie der Cardinal Carpi und andre Beschützer des Montalto, den man daher wegen seines Charakters und seiner Talente für sehr schätzbar hielt, diesem neuen Posten Ansehen zu verschaffen. Der venetianische Botschafter in Rom, Soranzo, gab deßhalb dem neuen General-Inquisitor die ernstlichsten Erinnerungen, zeigte ihm die besten und einzigen Maßregeln, um zu seinem und des päpstlichen Stuhls Nutzen sich aus der ihm bevorstehenden kritischen Lage mit Ehre zu ziehen, und versah ihn mit Empfehlungsbriefen.

Montalto reiste im September 1555 von Rom ab, verweilte aber einige Zeit in Bologna, um dem Auftrag des Erden-Generals zu Folge einen großen Zwist zu schlichten, der in einem Franciscaner-Kloster zwischen dem Guardian und einigen Mönchen entstanden war. Da alle seine gütlichen Versuche nichts vermochten, so zeigte er seine Autorität. Der Guardian wurde entsetzt; einige Mönche mußten nach andern Klöstern wandern, und zwei ließ er einsperren. Einer dieser letztern war Beichtvater des Grafen Vopeski, der als Haupt einer der vornehmsten Familien in Bologna hier in großem Ansehen stand.

er

er glaubte daher, daß es bloß seiner Verwundung bedürfe, um den Eingesperrten sogleich zu befreien. Allein Montaldo sagte ihm geradezu, daß sich weltliche Personen nicht um Mönchliche Angelegenheiten bekümmern müßten. Der stolze Graf ließ Drohungen entfallen, die aber der noch stolzere Franciscaner verhöhnte. Erst im November kam er in Venedig an, wo von Rom und nun auch von Bologna aus, der Ruf eines harten grausamen Mannes schon vor ihm hergegangen war, und die Gemüther zum voraus gegen ihn eingenommen hatte.

Die Venetianer waren damals sehr aufmerksam auf die Schritte des römischen Hofes, der unter dem Vorwande der Inquisition schon mehrere Versuche in den italienischen Staaten gemacht hatte, sich in Regierungs-Angelegenheiten zu mischen. Auch in Venedig hatte man schon vier Jahr zuvor unter Papsi Julius III. dergleichen anfangen wollen, allein der Senat sandte allen weltlichen Richtern Befehl zu, im Inquisitions-Tribunal bey dem Proceß als Zeugen gegenwärtig zu seyn. Der Papsi nannte dieß einen Eingriff in seine Gewalt, und schickte deshalb einen außerordentlichen Nuntius nach Venedig, der jedoch nichts ausrichtete, so daß diese der Inquisition so beschwerlichen Aufseher fortführen,

führen, als schweigende Zeuſſiger im Glaubens-Tribunal ihre Stellen zu behaupten. Die Regierung Paulus IV. eines bigotten Mannes von feſtem Character, ließ neue Zwiſtigkeiten beſtreiten, die man vollends nach der Wahl ſeines venetianischen General-Inquiſitors für unvermeidlich hielt.

Dieſe Vorſorgniß war auch zu ſehr gegründet. Montalto vergaß alle Erinnerung wohlmeinender Freunde, und beſolgte allein die unvernünftige ſtrenge Inſtruction, die ihm der römische General-Inquiſitor Ghifilieri mitgegeben hatte. Kaum war er in Venedig angelangt, ſo ernannte er eigenmächtig einen neuen Inquiſitor, und nun gieng ſogleich der Zwiſt an. Der Senat ließ ihm ſagen, daß er keine Anrehandlung ohne Zuſtimmung der Regierung, und ohne zuvor von ihr als vom Papſt abgeordneter Inquiſitor förmlich erlaunt zu ſeyn, ausüben könnte. Montalto begriff die Nothwendigkeit dieſer Anerkennung, und begab ſich nach dem Palaß von St. Marcus, wo er dem Staatsſecretaire ſein Patent zeigte. Dieſer wollte es nun dem Senat vorlegen, allein Montalto widerſetzte ſich, und behauptete, daß ein vom Papſt ausgefertigtes Patent nicht von der Art ſey, um von Senatoren unterſucht zu werden. Der Senat ließ ihm melden, daß da

die

die Republik nicht die Schwächung der päpstlichen Rechte verlange, sie auch nicht zugeben würde, daß man den andern zu nahe trete. Der Runtius schlug sich nun ins Mittel, und legte den Zwist bey, der das Verurtheil der Venetianer gegen den neuen Inquisitor nur zu sehr bestätigte. Die Edeln bezeugten ihm wenig Achtung, das Volk verbarg seinen Haß nicht, und die Mönche, die sich von ihm nicht viel Gutes zu ihrem Vortheil versprachen, spädeten alle seine Handlungen und Worte aus, um Gelegenheit zu finden, ihn in Rom anzuschwärzen, und auf diese Weise seiner los zu werden. Montalto setzte sich jedoch über alles weg, und gieng entschlossen seinen Gang fort.

Wenn mit dem Posten eines Inquisitors Stolz und Härte keine ungemöhnliche Verbindung waren, so erforderte dagegen der dem Montalto noch zugetheilte Lehrstuhl der Theologie, Sanftmuth und Herablassung; Eigenschaften, die sich nicht in seinem Character befanden; daher flohen ihm seine Schüler, und manche entsagten den Studien auf immer. Sein vorzüglichstes Augenmerk war, seiner Inquisitorwürde Ehre zu verschaffen. Der Vater Julius, ein in Venedig sehr geschätzter Mensch, war wegen einer unbedeutenden Sache angeklagt worden. Montalto

mischte sich in diese ihm fremde Angelegenheit, ließ den Mönch vor sich fordern, und da dieser in seiner Rechtfertigung sich respectwidriger Ausdrücke bediente, so wollte ihn der Inquisitor sogleich einsperren lassen, und wie einen Ketzer behandeln. Die anwesenden Mönche erschrakten, und wollten nicht als Zeugen auftreten. Montalto wollte nun das ganze Kloster ohne weitere Umstände eigenmächtig excommuniciren, allein der behutsame Nuntius, der da wußte, daß der Senat nur auf eine übereilte Handlung des Inquisitors wartete, um ihn los zu werden, verhinderde diesen verregenen Schritt.

Um diese Zeit brach die Pest in Venedig aus. Der Handel stand still; alles Gewerbe hörte auf; die Tribunale waren verschlossen, und die Klöster auf Befehl des Senats gesperrt. Der Haß, den man überall gegen Montalto hegte, wirkte hier besonders; er sah sich bey diesem Trübsal von allen verlassen, und war in Gefahr Hungers zu sterben. Er verlor jedoch den Muth nicht, der durch eine glückliche Nachricht von neuen Belebte wurde. Sein größter Gönner, der römische General-Inquisitor Ghislieri, war Cardinal geworden, und hatte nun den Namen Alexandrini angenommen. Montalto weinte vor Freude bey dieser Nachricht, da überdies der neue Cardinal

pinal ihm die Versicherung gab, für seine Beförderung eifrig zu sorgen. Von diesem und dem nicht minder mächtigen Cardinal Carpi beschützt, glaubte er sich jetzt stark genug, gegen den Senat heftig zu Felde zu ziehn. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. Der Kaiser Carl V. war gestorben, sein Bruder Ferdinand war Oberhaupt des deutschen Reichs, und sein Sohn, der bigotte, blutdürstige Philip, war Thronfolger in Spanien geworden. Der Character dieses Monarchen schien dem Papst zur Ausdehnung der Inquisition vorthellhaft; er wollte, daß dieß abscheuliche Tribunal nicht allein über Ketzeren, sondern auch über andre Criminal-Verbrechen entscheiden sollte. Er errichtete daher ein aus sechzehn Cardinälen bestehendes Ober-Inquisitionsgesicht, und ernannte den Cardinal Alexandrini zum Präsidenten desselben unter dem Titel eines Groß-Inquisitors. Dieser Prälat, überzeugt von den Inquisitorfähigkeiten des Montalto, glaubte durch ihn, und zumal in einer berühmten Stadt wie Venedig, am besten die Thätigkeit und Macht des neuen Obergerichts der Welt zeigen zu können; er schickte ihm daher eine Menge Verhaltungsbefehle zu. Unter andern sollte er die Buchhändler anhalten, keine Bücher ohne seine ausdrückliche Genehmigung weder zu drucken noch zu verkaufen; dabei erhielt er ein
langes

langes Verzeichniß aller derjenigen Bücher, die die höchste Inquisition verdammt hätte. Diese sollte er jedermann bey Strafe der Excommunication verbieten zu lesen, oder aufzubewahren.

Diese Befehle waren dem Montalto höchst erwünscht. Er ließ sogleich alle in Venedig wohnende Buchhändler zu sich fordern, forschte genau nach dem bisherigen Verlauf der in Rom neuerlich verworfenen Bücher, und befahl ihnen bey schwerer Strafe, ihm ein umständliches Verzeichniß aller in ihren Läden und Magazinen habenden Bücher einzuliefern. Dieser Befehl setzte die ganze Stadt in Bewegung. Ein Buchhändler wagte es jedoch, dem Inquisitor zu trogen; er weigerte sich, der Verladung zu gehorchen, und sagte, er erkenne keine Obern, als den Senat. Der erzürnte Montalto excommunicirte ihn sofort, und ließ diesen Bannfluch an den Läden des Buchhändlers anschlagen. Jedermann gerieth in Erstaunen. Der Senat, der seine Autorität mitten in seinen Lagunen auf eine noch nie erhörte Art verachtet sah, versammelte sich, und decretirte, daß ein Häfcher die Censenz vom Laden abreißen, und in kleinen Erdsezen zerstückt den Binden überliefern sollte; ferner befahl er, den Assistenten des Montalto, der das Anschlagen verrichtet hatte, in Verhaft

zu nehmen, allein er war bereits im Pallast des Nuntius in Sicherheit. Dieser Gesandte, der Venedig genau kannte, war mit dem Vorgefallenen höchst unzufrieden, und beschwor den bravesenden Montalto, mehr Mäßigung in seinem Amt zu gebrauchen. Dieser aber antwortete, daß er bloß die aus Rom erhaltenen Befehle vollzöge, worauf der Nuntius erwiederte, daß man dort aus Irrthum die Venetianer so wie die Abmer betrachtete, sonst würde man solche Befehle nicht ertheilen. Alle diese Vorstellungen vermochten jedoch nichts über den starrsinnigen Inquisitor, der dem Cardinal Alexandrini meldete, daß der Nuntius sehr gleichgültig für das Interesse der Inquisition wäre. Diese Anklage zog dem Prälasen bittere Vorwürfe zu, von Seiten der päpstlichen Minister; er beschloß daher Montalto seinen Willen ungehindert zu lassen, der jetzt alles hervorsuchte, den Senat zu braviren. Mehr als einmal beschloßen diese gereizten Aristocraten ihn einzukerkern, allein jederzeit rettete ihn die thätige Verwendung des in großer Achtung stehenden Nuntii von dieser Schande.

Die Spanischen Truppen, die jetzt nach den Befehlen ihres neuen Monarchen Philip II. handelten, verwütheten um diese Zeit den Kirchenstaat, und näherten sich Rom. Der beunruhigte Papst

Papst bemühte sich deshalb, alle Italienische Mächte wider die Spanier aufzubringen, und da Don Vargas, als Gesandter Philipps sich nach Venedig begeben wollte, stellte der Nuntius Grassi in Verbindung mit dem Französischen Gesandten dem Senat vor, daß es die Würde der Republik erfordere, den Abgeordneten eines erklärten Feindes der Kirche nicht anzunehmen. Montalto, voller Eifer für den Dienst des römischen Hofes, blieb bey dieser Gelegenheit nicht müßig. Er schrieb ein sehr heftiges Memoire, worin er es den Venetianern zur Pflicht machte, einen Feind des heiligen Stuhls als den übrigen zu behandeln; er schilderte das Königlich Spanische Haus als eine Race von Erzkriegern, die man nicht allein von der Kirche, sondern von aller Gemeinschaft der Christen ausschließen mußte. Der Nuntius wünschte diese beleidigende Ausdrücke zu vermeiden; aber Montalto wollte keine Solbe weglassen, unterzeichnete das Memoire allein, und übergab es in Person einem Staatssecretair. Die Antwort des Senats war sehr bitter. Es hieß: man finde es sehr sonderbar, daß ein niedriger Inquisitor sich unterstände, das Durchlauchtige Haus Oestreich in einer Schmähschrift anzugreifen, daß die Aufnahme eines Gesandten keine Religionsache sey, sondern das Völkerrecht beträfe, dessen Grundsätze die Republik nicht erst
 von

von einem Inquisitor lernen würde; hätte der Papst diesen Schritt zu ihrem Unterrichte nöthig geglaubt, so hätte er sich geirrt; er selbst aber betrug sich noch mehr, wenn er weltliche und Religiöns- Angelegenheiten mit einander vermischen wollte.

Dargas wurde als Gesandter des Königs von Spanien aufgenommen. Er las die Vorstellung des Montalto, und wurde dadurch in solche Wuth gesetzt, daß er ihm durch seinen Secretair Malvredo einen Brief voll der schimpflichsten Vorwürfe und der ärgsten Drohungen schreiben ließ. Der ergrimnte Inquisitor erwiederte diese Drohungen, und wollte den Gesandten, oder doch wenigstens den Secretair in den Bann thun, allein der Senat schlug sich ins Mittel, und ließ ihn warnen, nicht die Ruhe der Republik zu stören, noch seine Auctorität zu überschreiten, weil sonst der Senat durch die ihm von Gott verliehenen Mittel ihn zur Ruhe zwingen würde. Montalto brannte vor Begierde sich zu rächen, mußte aber jetzt schweigen.

Da die Reformation diesseits der Alpen so große Fortschritte machte, so fanden viele Mönche in Italien auch ihr Kloster zu enge, und verließen es. Dieß veranlaßte sehr strenge Verordnungen aus Rom; alle Mönche, die man ohne

hin-

hinreichende Rechtfertigung außerhalb ihrer Sphäre antraf, wurden in Eisen gelegt, und eine große Menge auf die Galereen geschickt. Montalto wollte auch den Senat zur Bestätigung dieser Verordnungen veranlassen, allein man antwortete ihm, daß eine so große Strenge nicht mit der sanften Regierung der Republik verträglich wäre, und daß er sich wohl vorzusehn hätte, deshalb keine Strafen ohne Bestimmung der weltlichen Inquisitions-Besitzer zu vertheilen. Diese Erinnerung hinderte jedoch nicht, daß Montalto viele von Senatoren beschuldigte und in ihren Pallästen lebende Mönche excommunicirte, und diese Bannfalsche an die Klosterthüren anschlagen ließ.

Der Tod des Papstes Paulus IV., der um diese Zeit erfolgte, beunruhigte Montalto nicht wenig; er sahe sich während des Conclave, wo die Italienischen Fürsten gewöhnlich ihre Rechte auszu dehnen suchen, ohne Rücksicht im Kampf mit einem mächtigen ihn hassenden Senat. Er beschloß daher, Venedig auf einige Zeit zu verlassen; ein Vorfall, den der durch ihn unausführlich des unruhigte Nuntius sehr billigte; und nun reiste er im September 1559 von Venedig ab. Seine Beschuldiger in Rom, die Cardinäle Carpi und Alexandrini, waren jedoch mit dieser schleunigen Abreise

Abreise gar nicht zufrieden; sie hielten sie für schimpflich, sowohl für die Ehre des Inquisitionstribunals, als für seine eigne Bürde. Man warf ihm vor, er habe nicht Standhaftigkeit genug in Venedig bewiesen. Ein Zufall aber, der sich gleich nach seiner Ankunft in Rom ereignete, widerlegte diese falsche Beschuldigungen, mehr wie seine Beredsamkeit hätte thun können. Das durch die Strenge der Inquisition aufgebrachte Volk, das sich jetzt während der Vacanz des römischen Stuhls frey dünkte, brach in Aufruhr aus, verbrannte den Pallast der Inquisition, riß eine dem verstorbenen Papsst als dem neuen Stifter dieses Tribunals errichtete Bildhülle nieder, und schleppte sie unter den schändlichsten Mißhandlungen drei Tage lang in allen Straßen herum. Montalto sagte nun zum Cardinal Carpi: „Dieß wäre auch mein Schicksal, in Venedig gewesen, wenn ich da geblieben wäre; denn wie hätte ich als ein armer Mönch, mich der Wuth der freyen Venetianer entziehen können, da das ganze Collegium der Cardinale nicht einmal mitten in Rom die Bildhülle eines Papsstes gegen eine Menge zusammengerotteter Sclaven schützen kann?“

Der Papsst Pius IV., ein Markländer, bestieg endlich nach einer monathlichen Vacanz den
 A papsst

päpstlichen Stuhl. Seine Meynung war, die Inquisition mit aller Sanftmuth verwalten zu lassen; allein Alexandrini stimmte ihn bald um, und da Montalto ihm zu seinem Plan vorzüglich geschickt schien, so wurde er wieder als Inquisitor nach Venedig gesandt, mit der Zusicherung, ihn weiter zu befördern, wenn der Römische Hof mit ihm zufrieden wäre. Montalto erwiderte, daß wenn er auch genau seine Pflichten erfüllte, so würde doch der heilige Stuhl nie mit den Venetianern zufrieden seyn.

Er traf in Venedig die Inquisitions-Geschäfte in ziemlicher Unordnung an. Die nicht mehr gezügelten Mönche hatten wieder die Oberhand erhalten, vernachlässigten ganz die Ordensregeln, und lebten nun jetzt freyer wie jemals. Montalto verdoppelte seinen Eifer die Ordnung wieder herzustellen, und nun brach alles mit vereinigten Kräften auf ihn los. Eine Klage nach der andern von ganzen Mönchsconsiderationen wurde dem Senat übergeben; ferner sandten alle im Venetianischen wohnende Franciscaner eine Klagschrift nach Rom an den Protector ihres Ordens; andre Mönchsschaaren wandten sich an das dort errichtete höchste Tribunal der Inquisition, und bemühten sich zu zeigen, daß Montalto's Betragen dem Interesse dieses Tribunals höchst

höchst nachtheilig wäre, und daß es die übelsten Folgen haben würde; selbst einige Senatoren schrieben mit Genehmigung des Senats an den Gesandten der Republik nach Rom, um die Zurückberufung des Inquisitors zu bewirken, die, wie sie behaupteten, durchaus nöthig sey, wenn man anders die größte Disharmonie zwischen dem Papst und dem Venetianischen Staat verhüten wolle.

Montalto erfuhr alle diese Schritte, die jedoch nicht im mindesten seine Verfahrungsart änderten; indessen besorgte er mit Recht, daß ein längerer Aufenthalt in Venedig dem Senat und den Einwohnern gleichsam zum Troh, ein schimpfliches Fortjagen endlich nach sich ziehn dürfte; er hielt daher selbst bey dem Cardinal Alexandrini um seine Zurückberufung an, die ihm auch bewilligt wurde. Um jedoch seinen Feinden in Venedig ihren Triumph zu verbittern, so zeigte er in den letzten Wochen in seinem Inquisitions-Amte, daß er nun neun Monat von neuem verwaltet hatte, eine außerordentliche Strenge, und arbeitete Tag und Nacht, seinen Namen noch furchtbarer zu machen. Zahlreiche Citationen vor seinen Tribunal, Strafen, selbst häufige Excommunicationen, alles dieses vereinigt erregte endlich ein solches Ansehen, daß der Senat glaubte, durch

seine Autorität dem Uebel steuern zu müssen. Der Inquisitor erhielt eine ernstliche Warnung, bey seinen Proceduren auf die Freyheit Venetianischer Bürger Rücksicht zu nehmen, wo nicht, so würde man auch gegen ihn alle Rücksicht aus den Augen sehen.

Mentalto achtete diese Drohung nicht, und fuhr fort nach seiner Weise zu handeln; aber auch der Senat zeigte bald den Willen seine Macht zu brauchen. Ein Franciscaner war der Keheren angeklagt, aber nicht überwiesen worden. Nicht sowohl diesen Mönch zu reiten, als den Mentalto zu kränken, befahl der Senat, daß er nicht der Inquisition überliefert, sondern von seinen natürlichen Richtern nach den Landesgesetzen gerichtet werden sollte. Nun überstieg die Wuth des Mentalto alle Gränzen; er verfertigte ein Monitorium an den Senat, und citirte einen der vornehmsten an der Regierung Theilhabenden Edlen vor seinem Tribunal zu erscheinen, um von dem Betragen seiner Collegen Rechenschaft zu geben. Diese verwegene Verladung ließ er um Mitternacht an dem großen Thor der Marcuskirche anschlagen; aber auch in der nehmlichen Stunde verließ er Venedig. —

Zweites Buch.

Obgleich Montalto, sobald man seine Flucht aus Venedig inne ward, auf Befehl des Senats verfolgt wurde, so entging er doch der über ihn schwebenden großen Gefahr, und erreichte glücklich Rom. Er sagte scherzhaft zu seinen Freunden, die ihm dazu Glück wünschten: „Ich mußte natürlich Sorge tragen nicht in der Venetianer Hände zu fallen, da ich Papst werden will.“ Er erhielt nun den Posten eines Consulanten bey dem Ober-Inquisitionstribunal, Obgleich dieser Ehre oder wollten ihn die Mönche seines vorigen Klosters, die seine Herrschsucht und seinen unruhigen Geist fürchteten, nicht aufnehmen, ja sie schlugen ihm sogar eine Abbitte ab; er mußte sie bezahlen; selbst der Ordens-Generäl stimmte diesem Ansinnen bey, und wollte, der Consulant sollte außerhalb dem Kloster wohnen. Der Streit darüber gieng so weit, daß der Papst selbst sich ins Mittel legen, und den Mönchen die

ausdrücklichen Befehle zur Aufnahme ihres Ordensbruders zusenden mußte.

Es war damals die Zeit der tridentinischen Kirchenversammlung. Die Feinde des Montalto, um ihn zu entfernen, bemühten sich ihn dahin zu bringen, allein er wollte durchaus Rom nicht verlassen, weil er Hoffnung hatte, General-Procurator des Ordens zu werden. Er ward auch wirklich am Pfingstfest 1561 dazu erwählt. Dieser Wahl folgte der Tod seines alten Feindes des Ordens-Generals. Montalto wurde jedoch durch diesen Hintritt nicht gebessert; denn der neue General Moosta war nicht minder sein Feind. Der Procurator aber bewies ihm bald, daß er sich irren könnte. Der Verfassung zufolge war der neue General immer der Erbe der baaren Summen des Verstorbenen, allein Montalto widersetzte sich diesem Herkommen nachdrücklich, und behauptete, daß die Gelder zum Besten der Religion genutzt werden mußten. Seine thätigen Vorstellungen bey den regierenden Cardinälen wirkten auch, und diese Summen wurden nun zur Verschönerung der vornehmsten Franciscaners Kirche in Rom angewandt.

Montalto erlitt jetzt einen grossen Verlust; sein eifriger Beschützer, der Cardinal Carpi, starb.

starb. Er war Tag und Nacht um den Kranken, zeigte sich trostlos, und verließ seinen Wohlthäter nicht eher, bis er den Geist aufgegeben hatte. Diese ungeheuschelten Thränen, die noch viele Wochen nach dem Tode des Carpi reichlich flossen, bewiesen ein sehr dankbares Herz, und machten auf einen andern seiner Beschützer, den Cardinal Alexandrini, starken Eindruck. Er tröstete ihn daher mit den Worten: „Montalto! Sie haben einen Freund verloren, der Sie sehr liebte, es bleibt Ihnen aber noch ein anderer übrig, der Sie nicht weniger liebt.“ Der rachsüchtige Ordens-General wollte ihm nun gleich nach dem Tode des Ordens-Protectors seine Macht zeigen, und fing damit an, ihm zu verbieten, nicht bey den feyerlichen Requien seines Wohlthäters gegenwärtig zu seyn. So sehr dieser grausame Befehl auch dem Montalto das Herz brach, so mußte er doch gehorchen. Es wurde bald nachher ein General-Ordenscapitel in Florenz gehalten. Diese Versammlung, wo sein Feind den Vorsitz haben sollte, ferne von Rom und von seinen Beschützern, weisagte ihm nichts Gutes. Der Cardinal Alexandrini rieth ihm unter irgend einem Vorwand in Rom zurück zu bleiben; Montalto aber stellte ihm vor, wie sehr seine Feinde diesen Umstand nutzen könnten; man wärte ihn als einen Feigherzigen aus-

schreyen, der aus Furcht vor dem General sein Amt vernachlässigte, und das Interesse der Religion verabsäumte; ferner, daß dieser von seiner Abwesenheit Anlaß nehmen würde, ihn zu verläumdern; außerdem sagte er, daß er vieler in Person dem Capitel vortragen müßte. Er reiste daher ohne Verzug ab, und langte zwei Tage vor dessen Eröffnung in Florenz an. Gleich aber im ersten Augenblick zeigte Voosia seine Erbitterung; er überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er ohne hinreichende Ursache Rom verlassen habe, und behauptete, daß seine Gegenwart hier ganz entbehrlich wäre; auch fand er einen Vorwand, ihn von der ersten Sitzung auszuschließen. Montalto protestirte wider diese Ungerechtigkeit, da aber der General diese so weit trieb, ihn auch von der zweiten Sitzung auszuschließen, wo er von Amts wegen Sitz und Stimme hatte, so war die Geduld des Procurators erschöpft; er setzte ein förmliches Protest auf, voll der bittersten Ausdrücke, heftete es selbst an die Thür des Refectoriums, und nun gieng er nach Rom zurück.

Diese Heftigkeit hatte der General erwartet; sie rechtfertigte seine Befehle, die sofort an alle auf dem Wege nach Rom liegende Franciscaner-Abteiler geschickt wurden, ihn in Verhaft zu nehmen. Montalto aber, der dies ahndete, kehrte auf

auf der ganzen Monte Mos in Dominicanerklöster ein. Avosta hatte eine zu schöne Gelegenheit seinen Feind aufs empfindlichste zu kränken, um sie nicht zu benagen. Er ließ dem Montalto von dem versammelten Capitel wegen gewisser im Proceß gebrauchter Ausdrücke und gegen einige Mönche ausgestoßenen Drohungen den Proceß machen, und obgleich einige diese Uebereilung rathelten, und vorstellten, daß man mit einem Mann zu thun habe, der in Rom nicht müßig bleiben, sondern selbst zu den Füßen des Papstes um Gerechtigkeit schreyen würde, so wurde doch der Procurator ungehört seines Amtes entsetzt und für unfähig erklärt, je eins im Orden zu belästigen. Diejenigen, die auf eine förmliche Vorladung angetragen hatten, wurden überstimmt, da der General alle Folgen auf sich nahm, und sogleich einen neuen Procurator erwählen ließ, und zwar den Pater Barasa, Lehrer des Cardinals Vorromeo, der als Neffe des regierenden Papstes damals den Kirchenstaat und die catholische Kirche beherrschte. Durch diese Wahl hoffte der schlaue Avosta dem Credit des Montalta entgegen zu arbeiten. Um nichts zu versäumen, so mußte Barasa mit Postpferden nach Rom eilen, und seinem Beschülger Vorromeo die Sache auf die zweckmäßigste Weise vorstellen. Dieser Cardinal, eben derjenige, der nach seinem Tode

unter die Heiligen versetzt wurde, mußte wohl die Gerechtigkeit nicht unter seine Tugenden zählen; denn ohne den Montalto zu hören, bewirkte er die päpstliche Bestätigung aller im Generalcapitel geschehene Verhandlungen. Vergebens übergab der Abgesandte, unterstützt von den Cardinälen Alexandrini und Colonna, dem Papst eine Bittschrift um gehört zu werden. Es wurde nicht darauf geachtet. Man glaubte, daß der tiefgekränkte Montalto vor Gram den Verstand verlieren würde. Nebst der erlittenen Schmach schienen auch seine künftigen Hoffnungen zu verschwinden, da Verromeo Protector des Ordens wurde.

Um diese Zeit starb Calvin. Der römische Hof stand in dem Wahn, daß die bisherigen Anhänger dieses Reformators, besonders in Genève, jetzt zur catholischen Kirche wieder übertreten würden. Man glaubte dieses durch eine Mission guter Prediger zu bewirken, und Montalto wurde auf Alexandrini's Empfehlung zu deren Haupt ernannt. Schon wollte er abreisen, als man dem Cardinal Verromeo vorstellte, daß der so sehr zum Mißmuth gereizte Priester sich wohl gar zum Nachfolger Calvins aufwerfen könnte. Diese Erinnerung wirkte und die Mission wurde abgeändert. Verromeo sah jedoch das dem Montalto
geiche

geschehene Unrecht ein, ließ ihn daher zu sich kommen, und bemühte sich durch Versprechungen ihm wieder Muth zu machen.

Einige kirchliche Angelegenheiten machten von Seiten des Papstes eine große Gesandtschaft nach Spanien nothwendig. Der Cardinal Buon Compagni ward zum Legaten ernannt. Montalto, der jetzt in seiner Erniedrigung nichts so sehnlich wünschte, als sich von Rom zu entfernen, bath um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. Seine Feinde suchten es zu vereiteln, und beriefen sich auf seine ehemaligen heftigen Ausfälle auf den Spanischen Hof. Alexandrini aber ließ nicht nach, und da Borromeo auch sein voriges Unrecht wieder gut machen wollte, so ging Montalto, ungeachtet aller Hindernisse, als Inquisitor bey der Legation nach Spanien. Diese Gesandtschaft hatte das sonderbare Auszeichnende, daß sich bey derselben drey künftige Päpste befanden: Der Cardinal Buon Compagni, der als Gregorius XIII, Montalto, der als Sixtus V, und der Prälat Castagna, jetzt zur Assistenz des Legaten als beständiger Nuntius in Spanien bestimmt, der unter dem Namen Urban VI. nach Sixtus Tode den päpstlichen Stuhl bestieg.

Montalto lebte mit beyden Prälaten in der größten Vertraulichkeit. Er gewann ihr Zutrauen

trauen in einem hohen Grade; denn nie verließ ihn die Hoffnung, dereinst Papst zu werden. Eines Tages nahm er den auf dem Tisch liegenden Cardinalsbus in die Hände, um ihn zu betrachten. Der Legat wurde es gewahr, und sagte: „Versuchen Sie, Montalto, wie er Ihnen steht.“ „Diesen Versuch, gnädiger Herr,“ erwiderte dieser, werde ich machen, sobald Sie „Papst sind.“ Der Legat lächelte und sagte: „Sollte ich es werden, so soll die Probe damit geschehen, um Ihr Verdienst zu belohnen.“ Der Prälat Castagna kam dazu; an den sich Montalto jetzt mit der Bitte wandte, sich zu erinnern, daß der Legat ihm versprochen habe, zum Cardinal zu machen, sobald er Papst sein würde. Der Legat bejahte es und sagte scherzend: „Ich konnte ja nicht weniger thun, als ihm den Cardinalsbus versprechen, da er mir die dreifache Krone versprochen hat.“ Diese Güte der Prälaten gegen ihn und sein gewohnter Stolz erweckten den Neid und Haß des ganzen Gefolges. Es erfolgten für ihn unangenehme Szenen und ernstliche Vorstellungen von Seiten des Castagna, der ihm die absolute Nothwendigkeit zu Gemuth führte, seine Leidenschaften zu mäßigen, wenn er mit Ruhe und Ehre leben, und seine Laufbahn vollenden wollte. Montalto fühlte das Gewicht dieser Gründe, die noch durch

die

die Nachricht von der Beifügung des Ordensgenerals verstärkt wurden, der da behauptet hatte, er wolle seine Generalwürde mit Schmach verlieren, wenn Montalto länger als einen Monat bey der Gesandtschaft bliebe. Von Stund an änderte er sein Betragen; er wurde herablassend und sanftmüthig.

In Spanien widerfuhr ihm viel Ehre, sowohl von seinen Ordensbrüdern, als von den Inquisitions-Beamten, die ihn wegen besserer Einrichtung ihres noch nicht recht gegründeten Tribunals um Rath fragten. Der Hof vermehrte diese Achtung, und da der König Philipp fünf und siebenzig Missionarien nach Asien schickte, erhielt Montalto den Auftrag, sie alle nach der Reihe zu prüfen. Dieß geschah in Gegenwart des Legaten, vor dem die Schaar der Bekehrer, nämlich neun Weltpriester, drey Augustiner, drey Carmeliter, fünf Benedictiner, dreyßig Franciscaner, und fünf und zwanzig Jesuiten die Reueung passirten. Diese große Mission sollte den Spanischen Waffen gegen die Türken den Segen des Himmels verschaffen; auch hatte der Papst dem Könige einen außerordentlichen Jehnten von der Geistlichkeit zu erheben bewilligt. Von diesem angenehmen Breve war der Cardinallegat der Ueberbringer. Man vollzog es, und trieb die

Gelt

Gelber ein unter großen Andachtsübungen. Die Kirchen in ganz Spanien waren unter Ausstellung des Sacraments und beständigem Gebeth neun Tage lang offen. Täglich wurde gepredigt, woben der König mit seinem ganzen Hofstaat gegenwärtig war. Auf Philipps Ansuchen predigte auch Montalto in der Hofcapelle. Hier suchte er zu beweisen, daß der König von der Vorsehung anderssehn wäre, das Türkische Reich zu vernichten, die Kegeren anzuretten, und die Heiden in den entlegensten Welttheilen zu bekehren. Für diese in Italienischer Sprache abgefasste Predigt, die hernach gedruckt und von Montalto dem Könige zugeweiht wurde, erhielt er von dem Monarchen einen silbernen mit hundert Dublonen angefüllten Kelch zum Geschenk.

Die auszeichnende Gnade setzte die andern Prediger, die nichts bekommen hatten, in Bewegung. Einer derselben, der Pater Pangora, ein mit der Italienischen Sprache vertrauter Dominicaner und wirklicher Hosprediger, machte über die Predigt des Montalto bittere Bemerkungen, critisirte Stolz und Törr, und behauptete, sie wäre eines christlichen Predigers unwürdig. Er hatte seine Schmähschrift nicht mit seinem Nahmen unterzeichnet, auch Montalto's Nahmen nicht genannt, sondern nur von einem
 Itali-

Italienischen Priester gesprochen, der in der königlichen Capelle gepredigt hätte. Er wurde bald als Verfasser bekannt. Der Legat ließ ihn rufen, Pangora aber, der einen Minister des Königs zum Verwandten hatte, stützte sich auf diese Protection, und leugnete nicht allein die Schrift, sondern protestirte auch wider die Beschuldigung, und verlangte Genugthuung. Nun legte sich die Inquisition ins Mittel; der Drucker wurde vorgelordert, der durch dieß fürchterliche Tribunal in Schrecken gesetzt, sogleich den Pangora als Verfasser nannte. Der Nuntius sowohl als Montalto übergaben hierauf dem Könige eine Klageschrift, der auch den Pangora seiner Stelle als Hofprediger entsetzte, und um die Strafe zu vermehren, wurde er drey Monath in sein Kloster eingesperrt. Man übersezte die Predigt, von der jedermann sprach, ins Spanische, und der Beyfall war allgemein. Philipp sandte nun dem Montalto das Patent als Hofprediger, und ließ ihm einen ansehnlichen Gehalt, Wohnung und Tafel im königlichen Pallast anbiethen, wenn er sich in Spanien niederlassen wollte. Das Patent wurde angenommen, aber das Uebrige verbethen.

Die Unterhandlungen des Römischen Stuhls am Spanischen Hofe wurden durch den Tod des Papsts

Papst Pius IV. unterbrechen. So sehr auch Montalto vom Cardinal-Legaten geliebt wurde, so hatte doch der Cardinal Alexandrini sich so lange und so thätig als sein Freund bewiesen, daß er für die Wahl des letztern täglich Wünsche und Gebete that. Er verbarg diese Gesinnung nicht, und der Legat war so gesinnthlig, nicht darüber beleidigt zu werden. Diese Wünsche wurden erfüllt, und Alexandrini bestieg im Januar 1566 unter dem Namen Pius V. den päpstlichen Stuhl. Gleich in den ersten Tagen ernannte er sich des Montalto. Der Ordensgeneral Avosta war gestorben; der Generalprocurator Barasa, unterstützt vom Cardinal Bortomeo, hielt um diese Würde an, und berief sich auf ein altes Herkommen, vermöge welches das Procurator-Amte zum Generalat führt, wenn dieses durch den Tod erledigt wird. Der Papst antwortete auf die Vorstellung: „Wenn dieß der „Fall ist, so soll der alte Gebrauch genau beobachtet werden, und Montalto, den man so uns „rechtmäßiger Weise mit Uebertretung aller „Hesultaten seines Procurator-Amtes ernannt hat, „soll General seyn.“ Das Breve, worin der Papst ausdrücklich sagte, daß er ihm aus eigener Bewegung die Würde ertheile, ward sofort ausgefertigt, und durch einen Courier dem Montalto zugesandt, der mit dem Legaten bereits von

nien

nien verlassen hatte, um nach Rom zurück zu gehen. In Piemont traf der Courier auf die Reisenden. „Wir müssen uns trennen, sagte der Cardinal Buon Compagni, denn meine Auctorität ist nun zu Ende, und die Ihrige fängt an.“ Moncalto aber bestand darauf, ihn erst nach Rom zu begleiten. Der Papst empfing ihn als seinen Freund, und umarmte ihn zärtlich. Die ehemaligen Klosterbrüder des Generals, die ihm sogar die armselige Kost und eine Zelle abgeschlagen hatten, befanden sich in großer Verlegenheit. Um das Vergangene durch außerordentliche Ehrenbezeugungen aus seinem Gedächtniß zu vertilgen, empfingen sie ihn mit einer feierlichen Procession, mit öffentlichen Lobreden und ausdrücklich dazu verfertigten Concerten, wobei Verse zu seinem Lobe in allen Winkeln des Klosters angeschlagen wurden. Alle Ordensgenerale und die meisten Prälaten, durch die päpstliche Gunst aufgestiegen, eilten ihn zu besuchen und um seine Freundschaft zu bitten.

Eine Menge Mißbräuche herrschten im Orden. Diese abzustellen arbeitete er mit großem Eifer, und beschloß, deshalb die Provinzen des Kirchenstaats, Toscana, und das Königreich Neapel zu bereisen. Allenthalben verbreitete er Schreien unter den Mönchen seines Ordens; er zeig-

te sich unerbittlich den seinen Strafen, und diese waren sehr strenge. Allen Franciscanern, die wider die Regeln des Ordens das geringste Eigenthum besaßen, wurde es genommen und den Klöstern zugeheilt; andre wurden eingesperrt, viele Gardiane abgesetzt, und neune von ihnen auf die Galeeren geschickt. Diese Strenge ersüßte den mönchischen Eßigeiz, und niemand drängte sich mehr zu den obern Stellen, so lange Montalto General war. Es verdient indessen zu seiner Ehre bemerkt zu werden, daß die Rache an seinen Feinden, keinen Antheil an diesen Strafen hatte. Er war so großmüthig, alles Geschehene zu vergessen, und verzieh selbst denen, die an seinem Untergange am thätigsten gearbeitet hatten. Um jeden Gedanken von Rache zu entfernen, so stellte er sich, als ob er ihre Vergessungen, die er bey andern strafte, nicht bemerkt hätte; auch mit Barasa söhnte er sich aus. Nur allein gegen das Andenken seines Vorfahren, Woska, zeigte er sich rachgierig; er annullirte alle seine Verordnungen, und alle Mönche, die unter ihm Ordensämter bekleidet hatten, mußten Rechenschaft ablegen. Er brachte fünf Monathe mit diesen Reisen zu; die jedoch noch mehr Zeit erforderten; allein er beschleunigte seine Geschäfte und gab auch die Reise nach Neapel auf, so sehr er auch wünschte, sich den dortigen Ordensbrüdern,

Brüdern, die ihn so sehr verfolgt hatten, als ihren General zu zeigen; denn der Papst hatte ihn beym Abschiede erinnert, sobald als möglich wieder nach Rom zu kommen, weil er ihn gern um sich haben wollte.

Die gezüchtigten Mönche waren indessen nicht müßig gewesen; von allen Gegenden waren dem Cardinal Protector des Ordens Briefe voll der heftigsten Klagen über seine Härte zugesandt worden, der sie auch dem Papst vorgelegt hatte. Montalto aber rechtfertigte sich vollkommen gleich bey der ersten Audienz, so daß ihm der Papst sein ganzes Vertrauen schenkte, und bey allen Staatsgeschäften zu Rathe zog; ja er befohl seinem Neffen Bonelli, den er zum Cardinal gemacht hatte, und der jetzt den Namen seines Onkels Alexandrini führte, fleißig Montalto zu besuchen, um von ihm zu lernen. Es entstand auch bald zwischen beyden eine vertraute Freundschaft. Der darüber erfreute Papst fuhr fort, dem General immer neue Zeichen seiner Gewogenheit zu geben; er ernannte ihn zu seinem Weichvater, und wenig Monathe nachher machte er ihn zum Bischof. Das ihm ertheilte Bisthum Sr. Agatha war zwar keines der beträchtlichsten; der Papst aber hatte nicht erst die Erledigung eines andern abwarten wollen, weil es darauf an-

L 2

kam,

kam, dem Montalto so geschwind als möglich den Eintritt in den geheimen Staatsrath zu verschaffen, der alle Woche zweymal im päpstlichen Pallast gehalten wurde, und aus vier Cardinälen und drey Bischöfen bestand.

Dieser Staatsrath war damals wichtig beschäftigt. Vorzüglich waren die kirchlichen Angelegenheiten in England der Gegenstand ihrer Berathschlagungen. Die Königin Elisabeth gründete die protestantische Religion immer mehr in ihrem Königreiche, und schränkte dagegen die Freiheiten der Catholiken auf alle Art ein. Hierzu kam die von dieser Prinzessin den Belgiern bewilligte Unterstützung, die gegen den König Philipp und gegen Rom in Waffen waren. Dieser Monarch hoffte in solcher Lage viel von den Wirkungen eines auf die Königin gerichteten päpstlichen Bannfluchs, der ehemals mächtig genug gewesen war, alle Bande des Staats und der Gesetze aufzulösen, die höchste Unordnung in großen Reichen zu erzeugen, und stolze Könige auf ihren Thronen zittern zu machen; er kannte die Kirchencereemonien und die Spanische Hofetiquette besser, als den Geist seines Zeitalters, und die Fortschritte der Vernunft im übrigen Europa. Dringend lag er daher dem Römischen Hof um seine Bannstrahlen an, und weil man

damit

damit aus guten Gründen immer zögerte, so ließ er sich herab, selbst an Montalto zu schreiben, ihm zu seiner bischöflichen Würde Glück zu wünschen, und ihn zu bitten, den Papst zur Beschleunigung der so gewünschten Excommunication zu vermögen. Man schritt endlich zu diesem Mittel, und Montalto mußte die Bannbulle entwerfen, die auch unabgeändert beibehalten wurde. Er wollte Besitz von seinem Bisthum nehmen; der Papst aber wollte ihn nicht aus Rom lassen, daher ein anderer mit dem Titel eines Großvicarius, es in seinem Namen thun mußte.

Es liefen häufige Nachrichten aus Asien ein, die die großen Fortschritte der christlichen Religion in jenem Welttheil meldeten. Dieß veranlaßte ein Dankfest und eine feyerliche Procession in Rom, der selbst der Papst be wohnte; auch geschah zur Verherrlichung des Festes eine Cardinals-Promotion, woben Montalto den Purpur erhielt. Diese große Stufe zur päpstlichen Krone, bestieg er im May 1570, als er neun und vierzig Jahre alt war. Da seine Einkünfte nicht mit seiner neuen Würde in Verhältniß standen, so gab ihm der Papst eine kleine Pension, und eine ansehnliche Summe zu seiner Einrichtung; ähnliche Geschenke bekam er vom Cardinal Alexandrini und

andern reichen Cardinälen, wie auch von den vornehmsten Römischen Fürsten.

Montalto arbeitete eifrig an Erweiterung der Kirchenrechte in ausländigen Ländern. Man fing mit Spanien an, und errichtete dort geistliche Tribunale, die von Rom aus befehligt wurden; ferner machte man ohne Wissen der Regierung Bullen bekannt, die die weltliche Macht auf mannigfaltige Art einschränkten, wobei der Römische Stuhl sich auf die Bigotterie des Spanischen Monarchen verließ. Die Erwartung fehlte auch nicht. Philipp begnügte sich, einen seiner vornehmsten Minister mit königlicher Pracht nach Rom zu schicken, um gegen so wichtige Eingriffe in die Macht eines dem Pappst so ergebene Regenten Vorstellungen zu thun. Die Verhandlung dieser kritischen Sache wurde dem Montalto allein übertragen, der sie auch mit so vieler Geschicklichkeit zu Stande brachte, daß der Botschafter, ohne das Geringste bewirkt zu haben, aber dennoch sehr zufrieden mit Reliquien, ja mit ganzen heiligen Körpern beladen, nach Spanien zurückkehrte. Nun schritt man zur Verrichtung der berühmten Bulle, in Coena Domini genannt, weil sie bestimmt war, am arischen Donnerstage öffentlich dem Volk publicirt zu werden. Der Endzweck derselben ging dahin, der

der päpstlichen Macht eine größere Ausdehnung zu geben, und alle Keger auf die feroceste Weise den Hölleflammen zu weihn. Der Papst war der Erfinder dieser Bulle, und Montalto verfertigte den Text, nachdem der Entwurf im Cardinals-Collegio, obwohl nicht ohne große Widersprüche von einigen Cardinälen, durch Stimmen-Mehrheit genehmigt worden war. Sie wurde am grünen Donnerstage des Jahres 1571 zum erstenmal von dem Balkon der Peterkirche in Gegenwart des Papstes abgelesen, und so fuhr man fort zweihundert Jahre lang. Die Vorlesung, begleitet von inbrünstigen Gebeten eines zahllosen Volks, von Trompeten und Paukenschall, vom Kanonendonner und dem päpstlichen Segen, wurde mit einer besondern Ceremonie beschloffen; man warf nämlich eine brennende Fackel vom Balken, um die Weibung aller Keger zur Hölle desto sündlicher zu machen. Noch in unsern Tagen, unter dem Papst Clemens XIII, sahe man diese schändliche Handlung, die sein Vorgänger, der oft gepriesene Benedict XIV, nicht Muth genug gehabt hatte abzustellen; erst unter dem vortreflichen Papst Ganganelli, Clemens XIV. genannt, hörte man mit dieser jährlichen Entehrung des Menschenverstandes auf; allein für diese und andre ähnliche Sünden, wurde ihm von den Zeloten ein frühzeitiger Tod zu

L 4 Theil.

Theil. Der König Philip war der erste, der diese Bulle, wider welche man an allen Höfen warrete, in seinen Staaten bekannt machte; aber weder der König von Frankreich noch die Republik Venedig wollten sie annehmen.

Mit der Ausbreitung und kraftvollen Unterstützung dieser Bulle hörte die Thätigkeit des Montalto auf. Da die Begierde nach der päpstlichen Krone jetzt bey ihm stärker als je war, so dachte er ernsthaft über die Mittel nach, dazu zu gelangen. Er erschrak über die ungeheure Klüft, die ihn davon entfernte; denn im Grunde sahe er jetzt als Cardinal nicht mehr Wahrscheinlichkeit vor sich, Papst zu werden, als in seinem niedrigen Mönchsstande. Ohne mächtige Freunde und Anverwandten, ohne beschützende Höfe und ohne Reichthümer, waren bloß seine Talente, sein großer Geist und seine Erfahrung in Geschäften, seine Fürsprecher. Aber eben diese Eigenschaften standen ihm im Wege; und was seine Wahl zum Papste vollends undenkbar machte, war sein bekannter Stolz, heftiger und anbieglicher Charakter. Diese für jeden andern unübersteigliche Hindernisse schienen jedoch einem so außerordentlichen Mann, wie Montalto war, nicht ummöglich, aus dem Wege zu räumen. Dies zu aber war ein höchst sonderbarer Plan und eine
über

über alle Weiriffe standhafte Ausföhrung befehlen erforderlich. Es kam darauf an, Rom, Italien, ja die ganze catholische Welt zu züchtigen; alle schlaue Priester, die den päpstlichen Strahl umgaben, alle hellsehende Feinde, seine Freunde, seine Familie, seine Bedienten, überhaupt jeder lebende Mensch, alle mußten groblich hintergangen werden. Die wahrsteinlichste Befriedigung des böchsten Ehrgeizes war die Bekleidung der schweren tausendfachen Rolle; Schande und Spott stand dagegen auf der zu frühen Entdeckung.

Seinem Entwurf zufolge wurden nun Charakter und Lebensweise verändert. Der stolze Herr der Menschen zeigte jetzt in Sprache und Bekörden nichts als Demuth, keine Spur von heftiger Gemüthsart, ja selbst die größte Gelassenheit den Beleidigungen. Er entsagte allen Gesellschaften, allen Freunden, ja allem Umgange, um mitten in Rom ein einsiedlerisches Leben zu führen. Bisher hatte er immer seine Familie unterstützt; jetzt schrieb er seinen Verwandten, sie möchten für sich sorgen, und nicht mehr an ihn denken, weil er sich hinfort ganz allein dem Himmel widmen wollte. Seine Kleidung, seine Wohnung, seine Nahrung, alles war einfach. Eine so erstaunliche Veränderung mußte jeder-

mann auffallen. Kluge und Einfältige, Freunde und Feinde, alle sahen den Bewegungsgrund ein. Ganz Rom spottete darüber, und die Ueberzeugung einer zu spielenden Rolle schien den Jung und Alt tiefe Wurzel zu schlagen, und alle seine ehrgeizigen Abichten in der Geburt zu ersticken. Er mußte diese Spottreden oft selbst anhören; dennoch fuhr er standhaft in seinem Entwurfe fort. Kaum hatte er diese Veränderung angefangen, so starb der Papst Pius V. Mentalto ging mit den andern Cardinälen ins Conclave, nahm aber gar keinen Theil an allen Bewegungen und Cabalen der verschiedenen Faktionen bey der neuen Wahl; er bekümmerte sich um gar nichts, redete mit niemand, wenn er es vermeiden konnte, sperrte sich in seine Zelle ein, und verließ sie nie, als um Messe zu hören. Denjenigen, die ihn zu ihrer Partie gewinnen wollten, antwortete er, daß er noch nie im Conclave gewesen, und daher desto eher mißleitet werden könne; er wollte deshalb alles erfahrenen Personen als er wäre überlassen.

Ein so sonderbares Betragen von einem Manne, der fünfzig Jahre lang in allen Lagen den unbegreiflichsten und unruhigsten Geist selbst mit Lebensgefahr gezeigt hatte, empfand alle seine Mitbrüder; auch sagte ihm der Cardinal Gambara,

bara, der seine ganze Beredsamkeit aufgebracht hatte, des Montalto Stimme für seine Faction zu erhalten, endlich spöttisch ins Gesicht: „Ich rathe Ihnen, diese einsiedlerische Rolle bis auf ein andermal zu ersparen, denn jetzt dürfte sie „Sie nichts zu hoffen seyn.“ Man ließ ihn jedoch nicht in Ruhe; immer kamen Cardinäle und drangen in ihn wegen seiner Stimme; er wies sie aber alle ab mit der Aeußerung, daß er nach seinem Gewissen keinem den Vorzug geben konnte, weil er sie alle für würdig hielt, die Kirche zu regieren; er sagte, sein Wunsch wäre, so viel Stimmen zu haben, als Cardinäle wären, um einem jeden die Seinige zu geben. Der Cardinal Jarnese, der wegen seiner mächtigen Familie und seines Anhangs im Cardinals-Collegio so wie in ganz Rom in großem Ansehn stand, erhielt eine ähnliche Antwort, worauf er sagte: „Suchen Sie sich andre Narren aus, die dieß alberne Vorgeben glauben können.“

Der Cardinal Buon Compagni, eben derjenige, der als Legat mit Montalto in Spanien gewesen war, wurde zum Papst erwählt, und nahm den Nahmen Gregorius XIII an. Montalto erfuhr es nicht eher, als bis die Wahl durch Stimmenmehrheit geschehn war; er bezeugte dem Papst seine Freude, mit der Versicherung,

rung, daß er nie sein vermähltes gütiges Betragen gegen ihn vergessen würde. Der Papst war mit dieser Aeußerung zufrieden, weil er aber so wie viele andre anfang zu glauben, daß mit dem Geiste dieses Cardinals wirklich eine Veränderung vorgegangen seyn müßte, so bekümmerte er sich weiter nicht sehr um ihn. Obgleich Montalto keinen Theil an Staatsgeschäften zu nehmen wünschte, so war doch diese Verachtung von Seiten des Hohenpriesters nicht in seinem Plan; um sie zu vernichten, vollendete er ein schon in Spanien angefangenes Werk; dieß war ein Commentar über den heiligen Ambrosius. Er eignete das Buch dem Papst zu, der es jedoch kaltzinnig aufnahm, und während seiner ganzen Regierung forsetzte, ihm mit Verachtung zu begegnen; auch wurde er nie mehr zu den wichtigen Congregationen berufen, die über das Interesse der Kirche berathschlagten, da er doch zuvor die Seele dieser Versammlungen gewesen war. Diese Hintanzetzung rührte den stolzen Mann auf empfindlichste, und er hatte die größte Mühe, seinen Schmerz zu verbergen; aber seinem Plan getreu und durch die Hoffnung allein unterstützt, begab er sich in seine Bibliothek, und vermehrte sie noch von seinen geringen Einkünften, die nur 2000 römische Thaler *) betrugen, und ihn zu

einmal

*) Zwei römische Thaler oder Scudi sind ungefähr so viel wie ein Ducaten.

einer großen häuslichen Ökonomie nöthigten. Einige reiche Cardinäle hatten Mitleiden mit ihm, und schenkten ihm aus Barmherzigkeit eine Anzahl Bücher aus ihren zahlreichen Bibliotheken.

Die Christlichen Flotten waren damals gegen die Türken vereinigt, und drehundert Spanische, Venetianische, Malthe'sische und päpstliche Kriegeschiffe unter Anführung des Johann von Oesterreich, des natürlichen Bruders Philipp II, waren in der Nähe von Cerfu versammelt. Ungeachtet der dringenden Vorstellungen des Venetianischen Befehlshabers wollte Johann nicht schlagen. Die Flotten trennten sich nun, und die erzürnten Venetianer machten ohne ihre Bundesgenossen einen Separatfrieden. In Rom war man darüber sehr aufgebracht; Montalto aber, der seine Ursachen hatte, die Venetianer zu gewinnen, vertheidigte ihr Betragen mit Wärme, wofür ihm die Republik danken ließ.

Er hatte ein kleines Haus gekauft, unweit der Kirche Maria Maggiore; hier lebte er von wenigen Bedienten umgeben so frugal, wie ein armer Mönch. Alles Geld, was er ersparen konnte, wandte er an die Armen. Das Jubeljahr 1575 zog eine Menge Pilger nach Rom. Die Hospitäler und Klöster konnten sie nicht alle beher-

beherbergen. Montalto nahm so viel auf, als er nur konnte, und ließ ihnen auch Essen und Trinken geben; vorzüglich aber waren die Kranken der Gegenstand seiner Vorherge; er unterstützte sie in seiner Armuth nach äußerster Möglichkeit. Dieß Betragen erwarb ihm unter dem Volk viel Achtung, die er noch durch ein fleißiges Besuchen der Kirchen vermehrte. Den größten Theil des Tages brachte er im Beichtstuhl zu, wo sich das durch seine exemplarische Frömmigkeit erbaute Volk Scharenweise hindrängte. Die größten Bösewichter kamen, gestanden ihm ihre Schandthaten, und verließen zufrieden seinen Beichtstuhl. Auf diese Weise erfuhr er, Trotz seiner Einsamkeit, die geheimsten Verhältnisse in Rom, die Sittenlosigkeit und ihre Quellen, die schwärzesten Verbrechen und ihre Triebfedern.

Es kam aus Constantinopel ein jüdischer Agent nach Rom, um wegen der gefangenen Christen und Türken zu unterhandeln. Der Cardinal Buon Compagni, Neffe des Papstes und sein verehmtester Minister, rief deshalb eine Congregation zusammen, zu welcher auch Montalto eingeladen wurde. Dieser aber, der sich von wichtigen Geschäften ausgeschlossen sah, und überdies immer seinen Plan vor Augen hatte, ent-

schuls

schuldigte sich zu erscheinen, unter dem Vorwande, daß er von solchen Dingen nichts verstehe, und sich für sein übriges Leben ganz der Theologie gewidmet habe. Der Papst, dem man diese Entschuldigung meldete, wollte sie jedoch nicht annehmen, und befahl ihm, dabey gegenwärtig zu seyn. Er gehorchte; man war aber so wenig mit ihm zufrieden, daß als bald nachher die Pest in Italien ausbrach, und eine andre Congregation gehalten wurde, der Papst den Nahmen des auf der Liste befindlichen Montalto ausstrich, mit der Aeußerung, daß man keine schläfrige, sondern thätige Personen dazu berufen müßte.

Montalto hatte vom vorigen Papst, so wie alle arme Cardinäle, eine kleine Pension zur Verbesserung seiner ohnehin geringen Einkünfte erhalten. Alle diese Pensionen zog Gregorius XIII jezt ein. Der Cardinal Alexandrini stellte dem Papst die schlechten Umstände des Montalto vor, erhielt aber zur Antwort: „Wollen Sie ihm „Gutes thun, so sollen Sie meinen Segen „haben.“ Diesen Tausch fand der Cardinal nicht für rathsam. Montalto zeigte jedoch darüber keinen Verdruß; im Gegentheil, sobald er den Cardinal Buen Compagni, Neffen des Papstes, sah, dessen Wohlwollen zu erhalten in seinem Plan

Plan lag, versicherte er ihn seiner Bereitwilligkeit, alles, selbst sein Kleid, herzugeben, da er überzeugt wäre, daß Se. Heiligkeit alles zum Besten der Christenheit anwenden würden; er fügte hinzu, er habe genug ohne die Pension, und bedauerte nur, daß er sie nicht schon längst von selbst ausgegeben habe.

Obgleich er, um die Idee zu gründen, daß er ohne allen Anhang wäre, die Verbindung mit seiner Familie abgebrochen hatte, so liebte er jedoch einen seiner Nissen mit so großer Zärtlichkeit, daß er dem Wunsch nachgab, ihn in seiner Einsiedelei bey sich zu haben. Er ließ ihn nach Rom kommen, kleidete ihn sehr einfach, und wurde selbst sein Lehrer, wobei er immer sagte: „Wenn du Vernunft und Muth hast, so wirst du die Stütze unsrer Familie werden. Ich habe das Meinige gethan.“ Dieser mißbegierige Jüngling aber, die Freude und Hoffnung des Montalto, wurde ihm auf eine schreckliche Weise entziffen. Er fiel durch die Hand eines Mordhelmdröck. Der tiefgebeugte Knecht, getreu seinem Plan, verleugnete auch jetzt seine Empfindungen; er verbarg seinen Schmerz und wollte nicht einmal gegen den Mörder, der frey herumging, klagbar werden. Einige Cardinäle und Prälaten kamen ihn zu trösten und zur Klage aufzuforschen.

zufordern, allein Montalto sagte, er überlasse die Sache Gott, weil die Rache einem Christen nicht gezieme. Manche schüttelten bey diesen Reden die Köpfe; die meisten aber bewunderten diese exemplarische Denkungsart.

Der Czar von Rußland schickte einen Gesandten nach Rom, um das Vorwort des Papstes als des gemeinschaftlichen Vaters der Christen bey dem Könige Stephan von Pohlen zu erbitten, der, ein Gegenbild zur Geschichte unsrer Tage, — — — die moscowitischen Länder verheerte. Diese Gesandtschaft von einem der griechischen Religion zugethanen Monarchen, schmeichelte dem päpstlichen Stolz; sie wurde daher sehr prächtig empfangen. Der Russe aber weigerte sich, den Pantoffel des Papstes zu küssen. Da er fertig Latein redete, und Montalto mit dieser Sprache mehr wie alle andre Cardinale vertraut war, so erhielt er den Auftrag, dem Gesandten diese durchaus nöthige Ceremonie zu erklären, und ihn zur Unterwerfung zu bereden, welches ihm auch gelang. Der Papst belohnte diese Grimaße durch etwas sehr Wesentliches; er vermochte den sieghaften König von Pohlen zu einem Vergleich, und verschaffte dadurch beyden Reichen Friede. Der Gesandte reiste sehr zufrieden von Rom ab; er hatte oft Montalto besucht, konnte

M sich

sich aber dessen Demuth, schlechte Wohnung und Lebensweise nicht erklären, da die andern Cardinäle, mit ihm von gleicher Würde, sich in ihren Pallästen durch Stolz und königliche Pracht auszeichneten.

In Malta hatten große Zwistigkeiten geherrscht, die so weit kamen, daß die Ritter den Großmeister gefangen hielten. Durch die Vermittelung des Papstes wurden diese Unruhen im Jahr 1581 gestillt. Der Großmeister kam selbst mit hundert der vornehmsten Ritter nach Rom dem Hohenpriester zu danken. Die Demuth des Montalto machte auf ihn solchen Eindruck, daß er ihn fast täglich besuchte, und ihn zum Tröster auf seinem Todtbette haben wollte, da der Großmeister bald nachher tödlich krank wurde. Montalto verließ ihn nicht eher, bis er den Geist aufgegeben hatte, und erhielt für diesen Liebedienst ein kleines Vermächtniß.

Schon lange hatten die Astronomen die Nothwendigkeit einer Calendar-Reformation bewiesen. Ein Mathematiker, Namens Vilio, schrieb darüber einen mit genauen Berechnungen verbundenen Tractat. Montalto nahm sich der Sache eifrig an, und trug sie dem Papst vor, der jedoch anfangs nicht darauf achtete, allein endlich durch das anhaltende Bitten des Cardinals bewogen,

wegen, den Vorschlag untersuchen ließ, und ihn sodann den vornehmsten Höfen und Universitäten in Europa mittheilte. Der Calcul wurde sehr richtig befunden, und im Jahr 1583 nahm die verbesserte Gregorianische Zeitrechnung in ganz Europa ihren Anfang. Also auch diese nothwendige Verbesserung, deren Vortheile wir noch jetzt genießen, war im eigentlichen Verstande das Werk des Montalto, der selbst in dem Stande seiner sentimental und politischen Erniedrigung der Welt Nutzen zu stiften suchte. Seine Mitbrüder im Purpur beneideten ihn nicht um seine Gelehrsamkeit und deren Anwendung; sie begnügten sich an dem, was ihr Loos war: Gold, Ansehn und Gewalt.

Eine große Hungersnoth wüthete in Rom, woran die Habsucht des Cardinal = Ministers Schuld war. Montalto gab den Armen alles, was er hatte; da es ihm aber zuletzt an Lebensmitteln so wie am Gelde fehlte, so nahm er seine Zuflucht zum Cardinal Colonna, der ihn großmüthig unterstützte. Diese Almosen theilte er wieder mit dem Dürftigen, weshalb ihn das Volk als einen Heiligen betrachtete.

Mitten unter dieser Volksnoth entstanden in Rom andre Unruhen, die viel Blut kosteten, wobei auch Montalto in Lebensgefahr kam. Die

Häſcher hatten einen Banditen verfolgt; dieſer Flende glaubte ſich im Palaſt Orſini zu retten, allein man nahm ihn hier gefangen. Eine Anzahl römischer Ritter, worunter ſich auch einer aus dem Hauſe Orſini beſand, kamen von einem Spagierritt und ſtießen auf die Häſcherſchar, die der Varigello, das Oberhaupt dieſer Menſchenjagd, in Perſon anführte. Man rieth ihm erſtlich, den Gefangenen frey zu laſſen, und da er dieſes verweigerte, ſchlug ihn der Ritter Ruſticucci mit dem Stock. Der Varigello ſchrie ſeinen Leuten zu, Feuer zu geben; dieß geſchah, und drey Ritter ſtürzten tödtlich verwundet zu Boden, worunter auch Ruſticucci war, der gleich darauf ſtarb. Am nächſten Tage folgten ihm auch im Tode die beyden andern. Noch andere Menſchen wurden verwundet. Montalto kam eben aus der Kirche, und da ihn ſein Weg gerade auf dieſen Mordplatz führte, ſo war er ein Zeuge des blutigen Auftritts, wobei auch ſein ihm folgender Bediente eine Wunde bekam.

Ganz Rom gerieth in Aufruhr. Alle Verwandte und Freunde des Hauſes Orſini und der andern Ermordeten griffen zu den Waffen, durchſtrichen die Stadt, und maſſacirten zwey Tage lang alle Häſcher, die ſie nur anſichtig werden konnten; ſie verfolgten ſie ſelbſt bis in den Vorhof

hof des päpstlichen Pallasts. Der Varigello versuchte es, sich verkleidet aus der Stadt zu retten; er wurde aber ertappt, und da der Papst dem aufgebrachten Volke und dem wüthenden Volk ein förmliches Justizopfer schuldig zu seyn glaubte, so wurde diesem Urheber des Blutbades der Kopf abgeschlagen.

Montalto hatte nun nebst andern Rollen auch seit drey Jahren die Rolle eines kränklichen und schwachen Mannes gespielt; auch ging er selten anders aus dem Hause, als wenn er die Kirchen besuchte. Der Gesundheitszustand des Papstes versprach kein langes Leben; alles also kam auf die nächste Vacanz des heiligen Stuhls an. Seine List und Klugheit mußte daher jetzt verdepelt werden. Nach dem Maas, daß der Papst kränker wurde, nahm auch Montaltos verschleierte Krankheit zu. Sein Alter hatte er jederzeit geheim gehalten, und seitdem er Cardinal war, sieben Jahr höher angegeben. Um dieß desto glaubwürdiger zu machen, vernachlässigte er seinen Bart, seinen Anzug, und die nöthige Reinlichkeit. Alles dieses paßte gut zu seiner Kränklichkeit und zu den beständigen Klagen eines durch Alter entkräfteten Körpers. Wenn er nöthige Ehrenbesuche unterließ, so war die Entschuldigung, daß seine Beine ihn nicht mehr tragen

wollten. Er hustete und leuchtete beym Treppenaufsteigen, als wenn er den Athem verlieren sollte. In diesem Zustande traf ihn einst der Cardinal della Torre, und wurde so gerührt, daß er sagte: „In Wahrheit, diese Höflichkeit wird Ihnen das Leben kosten! Um Gotteswillen schonen Sie sich!“ „Was will dieser Lazarus bey uns?“ sagte einst ein stülzer Cardinal, als Montalto auf seiner Krücke dem Pallast langsam zutroch. Der Prälat Castagna, ehemals Reisegefährte des Montalto in Spanien, war Cardinal geworden, und kam jetzt nach Rom, wo er von seinem alten Freunde einen Besuch erhielt. Castagna erschrak, als er ihn erblickte, und sagte: „Ich finde Sie sehr verändert seit unsrer Spanischen Reise.“ Die Antwort des Montalto war: „Das Alter drückt mich, und ich erliege unter meinen körperlichen Schwachheiten.“

Die Angelegenheiten der Kirche im Türkischen Reiche erforderten sehr überdachte Maßregeln; man hielt deshalb eine Congregation, wozu auch Montalto berufen wurde, da man seine Erfahrung in Kirchenfachen benutzen wollte. Er entschuldigte sich aber mit seiner schlechten Gesundheit, worauf der Papsst befahl, daß die Congregation in seinem Hause gehalten werden sollte; allein auch dieses half nichts; denn hier hatte er
eine

eine schöne Gelegenheit, seine angebliche Geisteschwäche zu zeigen, daher stimmte er, ohne selbst zu urtheilen, immer den Meinungen anderer bey. Dieß Betragen verursachte, daß die Versammlung nicht mehr bey ihm geschah.

Einige der Kirche vortheilhafte Vorfälle veranlaßten große Feste in Rom, bey welcher Gelegenheit Mentalto bey dem Cardinal Nessen zur Tafel eingeladen wurde; da sein Weigern nichts half, erschien er zwar, aß aber nichts, und schien zum Schrecken der Gesellschaft zweymal der Ohnmacht nahe zu seyn. Der Cardinal Nesse sagte: „Wenn Sie nicht essen, so sterben Sie, ehe Sie Papsst werden.“ Mentalto erwiderte: „Wer würde wohl einem so schwachen elenden Greise diese hohe Würde ertheilen?“ Er fügte hinzu: „Meine Brustkrankheit benimmt mir die weilen so sehr den Athem, daß ich immer glauke zu ersticken.“ Man rieth ihm Arzeneymittel an, allein seine Antwort war, daß diese zwar das Uebel, aber nicht die Anzahl seiner Jahre vermindern könnten.

Zum Beweise, wie sehr er sich von der Welt zu entfernen wünschte, und daß er seinen Tod vor Augen habe, brachte er die Fastenzeit im Jahr 1585 in einem Kloster zu. Die Mönche waren im Erstaunen verbleiben, daß der ehemals

so unruhige Priester und so furchtbare Francis-
caner-General, jetzt ein ganz demüthiger schläf-
riger Mann geworden war, dessen Gegenwart
im Kloster man nicht einmal merkte.

Jetzt also war es nach einer funfzehnjährigen
nie erhörten Verstellung dahin gekommen, daß
ganz Rom, so wie die ganze catholische Chri-
stenheit, den Pontalto für einen an Leib und
Geist äußerst geschwächten und dem Tode nahen
Cardinal hielt; seine eignen Bedienten waren
so wie alle Welt hingegangen, und bestätigten
den in so langer Zeit beobachteten elenden Ge-
sundheitszustand ihres Herrn. Er hatte die klüg-
sten, die listigsten, die erfahrensten Priester und
Laien dergleichen getänicht, daß bey keinem der-
selben mehr Zweifel Statt fanden, und nun starb
der Papst Gregorius nach einer dreyzehnjährigen
Regierung.

Drittes Buch.

Der Tod des Papstes eröffnete den Intriquen ein weites Feld. Alle Cardinäle waren in Bewegung, um entweder für sich, oder für ihre Freunde zu arbeiten; nur allein Mentales, dem das Herz mehr als allen andern pochte, schien müßig zu seyn. Er sah wohl ein, daß wenn er jetzt in seinem vier und sechzigsten Jahre nicht erwählt wurde, die päpstliche Krone wahrscheinlich für ihn verloren seyn dürfte. Seine Besorgniß war daher sehr groß, und nach diesem Verhältniß auch seine zweckmäßige Arbeit, durch verdoppelte Bestrebungen zu Hause und außerhalb desselben zu wirken. Es schien entschieden, daß er der kränkste, der schwächste, und jetzt auch der einfältigste aller Cardinäle war. Man hatte ihm längst den Namen, der Anconische Esel, beigelegt. Sämmtliche Cardinäle verachteten ihn. Niemand aber that dieß mehr, als der Decan des heiligen Collegiums, der Cardinal Farnese, ein auf sein altes mächtiges Haus sehr stolzer

Mann, Onkel des Herzogs Alexander von Parma, jenes berühmten Feldherrn des Königs Philipp des II. Noch ehe man ins Conclave ging, kamen neue Nachrichten von den Siegen dieses jungen Heerführers in Rom an. Alles eilte zum Cardinal, ihn deshalb zu complimentiren; auch Montalto, auf seine Krücke gestützt, wackelte zu ihm, um seinen Glückwunsch herbeizustammeln, der bey jedem Athemzug durch ein heftiges Husten unterbrochen wurde. Farnese pflegte ihn oft die z b m i s c h e D e s t i e zu nennen; jetzt aber empfing er ihn höflich, um ihn in sein Wahlinteresse zu ziehen. Montalto aber ließ sich in nichts ein, sagte von jedem Cardinal alles Gute, nur von sich allein sprach er mit Verachtung, wobey er hinzufügte, daß wenn er wüßte, daß das Conclave lange dauern sollte, so würde er nicht hineingehn, aus Furcht, noch vor der Wahl eines neuen Papstes zu sterben. Farnese munterte ihn auf. Montalto ließ sich gern trösten, und in der Ueberzeugung, daß aus vielen Gründen die Wahl der Cardinäle nicht auf ihren Dechanten, Trotz seines mächtigen Anhangs, fallen würde, both er jetzt diesem seine Stimme an. Farnese, um ihn auszuforschen, erinnerte ihn, an sich selbst zu denken, erhielt aber zur Antwort, daß die Cardinäle ganz verblendet seyn müßten, wenn sie einen so schwachen und ganz unbrauchbaren Mann, wie

wie er wäre, wählen wollten. Diese Sprache hielt er bey allen, besonders bey den Häuptern der Factionen, und da die Cardinalminister der vorigen Regierung noch den stärksten Anhang hatten, so behauptete er gegen sie, daß es ein Unglück für die Kirche wäre, wenn das Stenertus der derselben in andre Hände käme. Solche Reden konnten ihren Eindruck nicht bey ehrgeizigen Männern versetzen, die von seiner gänzlichen Unfähigkeit zum Selbstregieren überzeugt zu fern glaubten, und daher bey ihm ehrwürdige Absichten für unerkennbar hielten, überdies auch wußten, daß er ohne alle Verbindung mit andern Cardinälen und Prälaten war.

Das Conclave wurde den 21. April 1585 mit den gewöhnlichen Feierlichkeiten eröffnet, und zwei und vierzig Cardinäle gingen hinein; sie beschworen gleich am ersten Tage, daß wer auch immer zum Papst erwählt werden möchte, folgende sieben Artikel halten sollte: 1) Den Frieden unter allen christlichen Fürsten zu befördern, und sie sowohl als ihre Völker dahin zu vermögen, mit aller Macht die Keger, die Ungläubigen, und überhaupt alle Feinde des christlichen Namens zu bekämpfen. 2) Die päpstliche Residenz, nicht außerhalb Rom zu verlegen, es sey denn durch Noth gedrungen, oder zum Vortheil der Kirche, und

und mit Zustimmung der meisten Cardinäle.

3) Von allen vornehmern und geringern Beamten und Richtern im Kirchenstaat nach geendigtem Besig ihrer Aemter Rechenschaft zu fordern.

4) Niemand zur Cardinalswürde zu erheben, als Personen von guten Sitten, und achtungswürdig sowohl wegen ihrer Tugenden als Lebenslage; desgleichen unter keinem Vorwand zwei Brüdern den Cardinalsstuhl zu ertheilen.

5) Die Güter der Kirche zu erhalten, und ohne Genehmigung des heiligen Collegiums nichts davon zu veräußern.

6) Niemand den Krieg zu erklären, auch wenn er noch so gerecht wäre, ohne zuvor förmlich durch die Stimmenmehrheit der Cardinäle dazu berechtigt zu seyn.

7) Alle Privilegien und Rechte der Cardinäle ungeschwächt zu erhalten.

Das Conclave bestand aus fünf Factionen, deren Haupten waren: Die Cardinäle, Farnese, Este, Alexandrini, Altens, und Buon Comagni. Die Faction dieses letztern, der als Neffe Gregorius XIII und als Minister, unter der vorigen langen Regierung sich viel Freunde gemacht hatte, war die stärkste von allen. Die Cardinäle Altens, Alexandrini und Medicis vereinigten sich jedoch, um durch List den Cardinal Esti, einen Römer, zu erwählen. Da am ersten Tage des

des Conclave es allen Cardinälen frey steht, nach Vorlesung der Bullen, den Vatican auf einige Stunden noch einmal zu verlassen, welches auch die mehresten thun, so war der Anschlag, wenn die dem Cesi nicht günstigen Cardinäle sich entfernt haben würden, ihn sogleich durch die ihm geneigte zusammengehaltene Phalanx zum Papst erwählen zu lassen. Buon Compagni aber, der größte Feind des Cesi, erhielt von diesem Vorhaben Nachricht, da er eben fort wollte, und vereitelte es sogleich durch die nöthigen Maßregeln. Der Anschlag einer so einseitigen Wahl war jedoch für alle andere Cardinäle so sehr empörend, daß Cesi während des ganzen Conclave gar nicht mehr vorgeschlagen werden durfte.

Der erste förmliche Wahlversuch war zum Besten des Cardinals Albani, der aber denn Scru-
tinio nur dreizehn Stimmen hatte. Nun traf dem Cardinal Siretti die Reihe; er wurde aber auch verworfen: man wollte von ihm gar nichts hören, bloß wegen seiner vertrauten Freundschaft mit dem Cardinal Cosimo, einem allgemein verhaßten Manne, der neunzehn Jahre lang große Staatsämter bekleidet, und durch sein Verrathen fast alle Cardinäle beleidigt hatte. Der Cardinal Castagna wurde nun von Buon Compagni vorgeschlagen; obgleich aber gegen diesen Prälaten
nichts

nichts einzuwenden war, so wollte es doch den Cardinälen nicht in den Kopf, ihm, der erst bey der letzten Promotion den rothen Hut erhalten hatte, jetzt schon als Statthalter Christi zu huldigen; die Wahl fand daher nicht die Stimmenmehrheit. Der von der starken Faction des Hauses Medicis unterstützte Cardinal Savelli war nicht glücklicher. Sein überaus stolzer Character hatte ihm viele Feinde gemacht; daher selbst mehrere Anhänger des Cardinals Medicis ihm erklärten, seine Partey zu verlassen, wenn er fortführe, Savelli zu unterstützen.

Montalto war der aufmerksamste Beobachter aller dieser Auftritte, woran er doch gar keinen Antheil zu nehmen schien. Von Furcht und Hoffnung beständig hin und her geworfen und durch seine Rolle zur Unthätigkeit verdammt, erwartete er in der Stille sein Schicksal. Der Cardinal Alexandrini fiel endlich darauf, ihn zu wählen; er erinnerte sich der ehemals zwischen ihm und Montalto obwaltenden Freundschaft, und der großen Verbindlichkeiten, die dieser ihm schuldig war. Nichts schien ihm gewisser, als daß der neue Papst, durch diese Wahl noch mehr zur Dankbarkeit angefeuert, ihm die Regierungsgeschäfte übertragen würde. Er vermochte den Cardinal Este, das Haupt der Französischen Faction,

zum

zum Beytritt, und endlich auch dem Cardinal Medicis, der die Intriguen seines Feindes Farnese mehr wie alles fürchtete. Medicis, der am Hofe zu Madrid in großer Achtung stand, versprach dabei auch die Zustimmung aller Spanischgesinnten Purpurpriester. Nach diesen Vorbereitungen machten die drei Cardinäle dem Montalto um Mitternacht einen Besuch.

Dieser von so vielen Leidenschaften beströmte Mann lebte indeß in seiner Zelle wie ein Einsiedler, und schien sich um die ganze Welt nicht zu bekümmern. Er ging zu keinem Menschen, besuchte bloß die Capelle zum Gottesdienste, und nur manchmal war er bey'm Scrutiniren zugegen. Wenn er sprach, so waren es Lobeserhebungen der am meisten Gewicht habenden Cardinäle; dieß geschah aber bloß zu ihren Anhängern und Freunden, woben er bey jedem die Gründe anführte, warum dieser vorzüglich gewählt werden mußte. Solche hingeworfne Reden verursachten, daß ihn jede Parthey als ihren Anhänger betrachtete, ob er gleich an den mannigfaltigen Intriguen keinen sichtbaren Antheil nahm. Seine Rolle erforderte sehr mehr wie jemals, sich krank und schwach zu stellen; auch verlor er nie keinen Augenblick aus dem Gedächtniß. Die gewaltige Gemüthsunruhe erlaube ihm kaum, etwas von
seiner

seiner einfachen Nahrung zu sich zu nehmen, und entfernte den Schlaf von ihm; er hustete und stöhnte die ganze Nacht dermaßen, daß die Ruhe der in den benachbarten Zellen wohnenden Cars dinstle nicht wenig gestört wurde.

Der nächste Besuch von drei so vielvermögenden Cardinälen war dem vor Freude zitternden Montalto nicht räthselhaft. Kaum erblickte er sie, so war sein Willkommen ein erschrecklicher Husten, als wenn er ersticken wollte. Nach dessen Endigung erfolgte die für ihn so hoffnungsvolle Erklärung, die er durch ein Lamento beantwortete, daß nämlich seine Regierung nur wenig Tage dauern würde; dabei berief er sich sehr listig auf seine geringe Erfahrung in Staatsgeschäften, und auf seine gänzliche Unfähigkeit, eine so große Last zu tragen. Die Cardinäle, um ihn aufzumuntern, erwiederten, daß Gott ihm dazu die Kräfte verleihen würde. Endlich geschah die Erklärung des Montalto, daß wenn er sich ja entschließen sollte, die päpstliche Krone, der er so unwürdig wäre, anzunehmen, so müßten sie ihm ibren kräftigen Beistand versprechen. Dieser wurde ihm gern zugesichert, und nun entfernten sie sich.

Die Betrachtungen, die diese Cardinäle nun unter sich anstellten, mußten dem Montalto sehr
ganz

günstig fern. Einen Papst zu haben, den sie ganz beherrschen konnten, war ein erwünschter Zufall. Seine vermeinte Freymüthigkeit war so sehr von den kunstvollen verstellten Reden und Versprechungen andrer Kron-Candidaten verschieden. Hiezu kam die Erinnerung, daß Montalto nur sehr kurze Zeit seinen Orden regiert, und wenn gleich mit Religionsangelegenheiten, doch mit Staatsgeschäften nie etwas zu thun gehabt hatte; ferner, daß er sich ohne Anhänger und Freunde befand, daß seine Verwandten arme Landleute waren, und daß er immer als Cardinal mißtrauisch auf seine eignen Kräfte gewesen, und sich beständig nach den Meinungen andrer gerichtet hatte. Folglich mußte er durchaus auf einem so erhabenen Posten sachkundige Personen zu Gehülfen haben, durch deren Hände alle die großen Geschäfte der Kirche und die Verwaltung des Staats besorgt, so wie die Günst- und Gnadenbezeugungen ertheilt werden könnten; und war es nicht wahrscheinlich, daß er aus Dankbarkeit den Männern, die ihn erhoben hatten, vor andern sein Zutrauen schenken würde? Diese Betrachtungen bestimmten die drey Cardinäle, alles nur mögliche anzuwenden, die so wohl überwachte Wahl zu bewirken.

Die größte Schwierigkeit war, die Faction des Zarnese zu gewinnen, oder zu entkräften, der

N

den

den Montalto nicht leiden konnte, und überdies im Trüben fischen wollte, ja selbst Anschläge auf die päpstliche Krone hatte. Die dem Montalto geneigten Cardinäle wollten zuvörderst die Feinde des Farnese besorgt machen, und sprengten deshalb aus, daß er Ceuriere aus Spanien und Frankreich erwartete, um ihn im Namen der Hofe dem Cardinal-Collegio zu empfehlen. Medicis arbeitete von den Verbündeten am meisten, die Sache zu beschleunigen; weil er den Cardinal Alexandrini als einen wankelmüthigen Mann kannte. Mit ihnen hatte sich der Cardinal Rusticucci vereinigt; ein intriguanter Prälat, der auch Theil an der Regierung eines schwachen Papstes zu haben hoffte. Alles kam nun darauf an, den Cardinal Buon Compagni zu gewinnen, der an der Spitze der zahlreichsten Faction stand. Da dieses wegen seiner Freundschaft mit Farnese sehr schwer war, so suchte man einzelne Glieder von der Faction abzu ziehen. Dieß gelang auch. Die Cardinäle Riario, Guastavillano, Spinola, Gonzaga, Salviati, Camano und Castagna wurden alle gewonnen, und traten zur Partei des Medicis über. Nach Anwendung vieler Ueberredungskünste bequimte sich auch der Cardinal Sforza dazu, und endlich auch der Cardinal Altemps, das Haupt einer abgeforderten Faction, der den Farnese haßte.

Man

Man hatte den Montalto förmlich vorgeschlagen. Der dagegen gemachte Widerstand von vielen, besonders von der ganzen Faction des Hauses, war nicht unerwartet. Indessen war dieser ehrgeizige Dechant des heiligen Collegiums weit entfernt, sich vorzustellen, daß man die Wahl seines Gegners mit so großem Eifer betriebe, und schon damit so weit gekommen wäre; er hatte bloß zum Augenmerk, die Parthey des Cardinals Este zu schwächen, und hielt die andern Intriguen für ohnmächtige Versuche, besonders da ihm Buon Compagni sein Wort gegeben hatte, ohne seine Mitwirkung keine Wahl zu treffen.

Montalto kam indessen nicht aus seiner Zelle, die aber jetzt von seinen Anhängern fleißig besucht wurde, um ihm von Zeit zu Zeit die Lage der Sache zu melden. Er fuhr fort, seine Bescheidenheit und Demuth zu zeigen, redete immer von der großen Last der Regierungsgeschäfte, und von der Zuversicht, daß man ihm solche erleichtern würde. Der Cardinal Buon Compagni war ihm jedoch noch abgeneigt, weil er glaubte, Montalto hege gegen ihn einen heimlichen Groll wegen der ihm entzogenen Pension. Man wollte also diesem vielvermögenden Cardinal Furcht einjagen; daher ließ sich der von ihm sehr geschätzte, am Podagra krank liegende Cardinal Riaro

zu ihm in die Zelle tragen, um ihm zu melden, daß die Wahl des Montalto so gut wie geschehen sey, und daß für diejenigen, die sich ferner widersetzen wollten, Scham und Verwirrung ersolgen würde. Buon Compagni erstaunte über diese Nachricht, die ihm gleich darauf durch Guastavillano bestätigt wurde. Dem Cardinal Madrucci war die geheime Willensmeinung des Königs von Spanien anvertraut, und da die Politik dieses Hofes sich von jeher besser mit einem schwachmüthigen, als mit einem regierungsfähigen Papst vertrug, so erklärte auch dieser Cardinal seine Zustimmung zur Wahl des Montalto. Man setzte den folgenden Tag dazu an. Die Cardinäle versammelten sich in der Paulinischen Capelle. Noch war Buon Compagni unentschieden, aber Alexandrini zog ihn auf die Seite, und sagte ihm, daß Medicis, Alessi, und überhaupt fast alle von den angesehensten Cardinälen durchs aus die Wahl des Montalto beschließen, und nur aus Rücksicht für ihn die Vollendung verzögern hätten, um ihn nicht von der ehrenvollen Theilnahme auszuschließen; er fügte hinzu, er könne jetzt wählen, ob er sich dem neuen Papst verbindlich machen, oder zusehn wollt, daß er auch ohne ihn, und Trog seines Widerstandes, erwählt würde.

Der durch diese nachdrückliche Anrede bestürzte Buon Compagni verlor alle Fassung, vergaß sein dem Farnese gegebenes Wort, und rief eiligst die ihm ergebenen Cardinäle zusammen. Es waren deren zwölfe. Er trug ihnen die Sache vor, und fand keinen abgeneigt, diese Wahl zu befördern. Eine solche Reihe von bedenklichen Bewegungen, mitten unter dem Gottesdienst, da gleich darauf das Scrutinium vorgenommen werden sollte, war etwas ganz ungewöhnliches, und dennoch erregte es nicht die Aufmerksamkeit des mit Blindheit geschlagenen Farnese, der bey vielem Verstande und in allen Conclavetänsten erfahren, die drey letzten Päpste größtentheils selbst erwählt hatte. Er durfte nur dem Buon Compagni nachgehn, so war nichts gewisser, als die Besiegung dieses wankelmüthigen durch sein dem Farnese gegebenes Wort ohnehin gebundenen Cardinals, und dann hätte man vereinzelt durch eine thätige Opposition der Wahl des Montalto große Hindernisse in den Weg legen können. Um alle schon so weit gebiehene Maßregeln der Gegenpartey zu vernichten, war nur eine kurze Unterredung zwischen diesen beyden vielvermögenden Cardinälen erforderlich. Diese aber geschah nicht. Auch die Worte, die der Cardinal Este laut sagte, als man eben der Gewohnheit zu Folge gewisse Bulden vorlesen wollte: „Es bedarf keiner weitem

„Verlesung, denn die Wahl ist geschehen,“ schien Farnese nicht zu achten. Da ihm endlich die Ausgen aufgingen, so erfolgte seine ganz unerwartete Zustimmung, in Rücksicht auf die vermeintliche Gebrechlichkeit des Mentalis an Leib und Geist. Er fragte jedoch Buon Compagni um die Bewegungsgründe seiner Concurrenz mit dieser Wahl. Die Antwort war: „Weil Mentalis von einer stillen nachgiebigen Gewaltherrschaft ist, und wir unter seiner Regierung große Freiheit haben werden.“ „Ich bin auch Ihrer Meinung,“ erwiderte Farnese, denn dieser Mensch hat weder Verstand genug, um Uebel zu thun, noch Beurtheilungskraft genug, um etwas Gutes anzuzurorden.“

Die Wahl eines Papstes geschieht gewöhnlich auf dreierley Art: durchs Scrutinium, durch die Annäherung, und durch die Adoration. Hierzu kommt noch eine vierte, die man aber seit einigen Jahrhunderten nicht gebraucht hat. Wenn nämlich das Conclave so getheilt ist, daß man unmöglich zu einer Wahl kommen kann, so wird ein Ausschuss von drei Cardinälen ernannt, und diese erhalten Vollmacht, einen Papst zu erwählen, den alle übrigen sodann anerkennen.

Das Scrutiniren besteht darin, daß ein jeder Cardinal den Namen desjenigen, dem er seine Stimme

Stimme geben will, auf ein Papier schreibt, das sodann versiegelt, und mit einem Denkspruch auf der Außenseite bezeichnet wird. Diese Votals werden in einen goldenen Kelch gethan, der auf dem Altar steht, und hernach von drei Cardinälen untersucht wird. Mer zwei Drittheil dieser Stimmen hat, wird als erwählter Papst anerkannt. Die Wahl der Annäherung ist jedoch gewöhnlicher, woben ein jeder, indem er hinzutritt, ganz laut die Worte sagt: „Ich näherte mich dem Cardinal N.“ Die Adoration geschieht auf eben diese Art, nur daß alle Cardinäle die Annäherung mit einer tiefen Verbeugung begleiten. Haben zwei Drittheile dies gethan, so ist er als erwählt betrachtet, doch wird das Scrutinium noch als Formalität hinzugefügt.

Die Wahlstunde kam, und fast alle anwesende Cardinäle drängten sich zur Adoration des Montalto. Der Cardinal: Dechant Jarneze besaß nun, zum Scrutiniren zu schreiten. Man wollte eben damit anfangen, als Montalto dem ihm nahe sitzenden Cardinal Buon Compagni heimlich sagte, er möchte doch erinnern, daß das Scrutinium ohne Präjudiz der Adoration geschehen müsse. Diese etwas unerwartete Erinnerung von Seiten eines vermeintlich einfältigen Mannes schien einigen befremdend; indeß wirkte sie;

und mehrere Cardinäle riefen zu wiederholtemmalen diese Art von Prostration aus.

Der entscheidende Augenblick war so gut als vorüber, und Montalto schien das große Ziel, wornach er so lange gestrebt, und das er durch eine beispiellose Rolle errungen, endlich erreicht zu haben; als er, der seit fünfzehn Jahren behutsamste und vorsichtigste der Menschen, der seine Wahl nun als undenkbar berrückte, eine unglaubliche Unbedachtsamkeit beging. Er, der vier und sechzig Jahr gewartet hatte, der die fünfzehn langen im Elend und in Verachtung verlebten Jahre, wo jede Stunde die gewaltigste Bekämpfung seiner Leidenschaften und die Verleugnung seiner selbst, seine traurige Arbeit war, nicht zu lange gekündet hatte; dieser so sonderbare Mann, konnte oder wollte nicht die noch wenigen Minuten erwarten, um seine Erhebung vollständig bestätigt zu sehn. Die Larve, womit er alle Welt bezaubert, und die ihm allein die päpstliche Krone so nahe gebracht hatte, diese Zauberlarve riß er auf einmal zur höchsten Unzeit ab. Man beschäftigte sich noch mit dem Scrutinio, als der bisher immer krumm gebückte Montalto sich auf einmal wie neu erschaffen in die Höhe richtete, eine majestätische Stellung annahm, seine Krücke von sich schleuderte, und wie der gesund-

stärkste, kraftvollste Mensch mit großem Gekrönte seinen Speichel auswarf. Mit Blicken voller Ernst und Würde sah er umher. Alle versammelten Cardinale standen wie versteinert; es war ihnen, als ob sie das Haupt der Medusa sähen. Nie vielleicht ergriff das Erstaunen eine Anzahl Menschen so gewaltig, als diese Priester im Purpur bey einer solchen alle Begriffe übertreffenden Scene. Kaum konnten sie ihren Sinnen trauen. Was war nicht von einem mit der höchsten Autorität bewaffneten Papst zu erwarten, der seine jedermanns erinnerlichen großen Talente und wüthende Leidenschaften bis auf den Grad verleugnet hatte, funfzehn Jahre lang im Staube zu kriechen, und die Rolle eines Elenden zu spielen? Keiner durfte von dieser ominösen Veränderung etwas gutes für sich erwarten, und alle sahen sich in ihren Erwartungen schrecklich getäuscht. Die Cardinale Medicis und Alexandrini, Este und Buon Compagni nebst allen andern klugen, listigen und im kirchlichen Gewande grau gewordenen Priestern, alle waren ganz betäubt, und verloren die Besonnenheit in kostbaren Augenblicken, wo sie noch die kräftigsten Mittel in ihren Händen hatten, das ihnen drohende Uebel zu entfernen. Nichts war jetzt leichter, als mit Hintansetzung aller Formalitäten und aller üblichen Gebräuche eine einstimmige Vernichtung

der Wahl zu bewirken, die noch ein Geheimniß des Conclave war. Gesah dieß, so war Montalto verloren; die Früchte seiner tiefdurchdachten und höchst mühsam ausgeführten Plane waren auf ewig dahin. Spott und Schande ohne Gränzen erwarteten ihn, und zwar in eben dem Maasse, als seine Verstellung groß gewesen war. Er wäre der Nachwelt als einer der seltsamsten Thoren bekannt geworden, und Rom hätte seinen größten Papst, den Hersteller alter Kunst und Pracht, den strengen aber weisen Gesetzgeber, und Europa einen der außerordentlichsten Regenten nie bewundert. Noch war es Zeit, allein die schnellste Entschloßung war erforderlich. Endlich schien sich der Cardinal Farnese zu ermannen, und rief aus: „Man sehe sich wohl vor, das „Scrutinium ist nicht richtig!“ Montalto aber mit der Superiorität, die wahrhaft große Männer über andre haben, schreckte ihn so wie alle übrigen durch einen fürchterlichen Blick zurück, und schrie: „Es ist richtig!“ Und nun fing er selbst an, das Te Deum mit einer so starken Stimme zu singen, daß die ganze Capelle erdbt; die betäubten außer sich gezeigten Cardinäle stimmten mechanisch mit ein, und nun war Montalto Papst.

Viertes Buch.

Der neue Papst bekräftigte gleich in den ersten Augenblicken die unangenehmen Erwartungen der Cardinäle. Die Ceremonien-Meister fragten ihn dem Gebrauch zufolge, ob er die päpstliche Würde annehmen wolle. Die Antwort war: „Ich kann nicht mehr empfangen, was ich schon besitzen, aber gern möchte ich noch weit mehr annehmen, da ich durch die Gnade Gottes Kraft genug in mir empfinde, nicht allein die Kirche, sondern die ganze Welt zu regieren.“ Als man ihm die päpstlichen Kleider anlegte, waren seine Bewegungen ganz die eines Jünglings, voll der größten Lebhaftigkeit. Die Cardinäle schüttelten die Köpfe, und keiner sprach, bis Rusticucci das Wort nahm und scherzend sagte: „Heiligster Vater! Die päpstliche Krone ist eine Universal-Arztney, denn sie macht alte kranke Cardinäle jung und gesund.“ Er antwortete ernsthaft: „Das ist sie auch, wie ich jetzt erfahre.“ Rusticucci, der nur nothgedrungen seine Baskinime ge-
geben

gegeben hatte, fand eine Vinderung seines Unmuths in dem Leiden seiner Feinde Medicis und Alexandrini, die ehrgeizigen Urheber dieser Wahl, die sich nun so schrecklich getäuscht sahen; er sagte daher beim Ausgange aus dem Conclave zum Cardinal Sforza: „Den Kaiser Carl V. renete es schon am Abend des nämlichen Tages, daß er seine Krone niedergelegt hatte; diese Herren aber haben zu ihrer Reue nicht so lange Zeit gehabt.“ „Ich will Sie noch glücklich preisen,“ erwiderte Sforza, wenn Ihre Reue nicht von weit längerer Dauer ist.“ Der neue Heheypriester nahm den Namen Sixtus V. an, um das Andenken des Papstes Sixtus IV. zu ehren, der auch ein Franciscaner gewesen war.

Sixtus wurde nun im Pomp nach der Peterskirche gebracht. Das Volk stürzte herbei, um den neuen Papst zu sehn, und seinen Segen zu empfangen. Man erkannte ihn nicht, und Alt und Jung fragten einander, wer denn dieser Papst wäre? so groß war die Verwandlung. Der alte kränkliche Montalto, der Tag und Nacht leuchtete, und auf den Straßen aus Schwachheit umfiel, war in einen gesunden kraftvollen Mann umgestaltet; vorher krumm gebückt auf einer Seite hängend mit niedergeschlagenen Augen, jetzt gerade aufgerichtet mit Blicken voll Ernst und Majestät.

heßte um sich her schauend; die Hände und Arme, die sonst nur mit Zittern in die Höhe gehoben wurden; bewegten sich jetzt mit Grazie, um noch allen Seiten den Segen auszuspenden. Das Volk schrie unaufhörlich: „Es lebe Sirtus! Heiliger Vater, Ueberfluß und Gerechtigkeit;“ Er antwortete zu wiederholten malen: „Ueberfluß thut ihr wie eine Gnade verlangen; Gerechtigkeit aber, auch ohne Ansehn der Person zu theilen, ist meine Pflicht, die ich erfüllen werde.“

Es herrschten in allen Zweigen der Regierungsverwaltung die größten Mißbräuche und Unordnungen. Niemand kannte sie besser, als Sirtus; auch war sein Verlangen, denselben abzuwehren, so groß, daß er selbst am Wahltag sagte: „Noch heute Abend will ich anfangen, für die Bedürfnisse des Volks Anstalten zu treffen.“ Es war der 24ste April im Jahr 1585. Man bath ihn, als er aus der Kirche im päpstlichen Pallast ankam, daß er etwas ausruhen möchte; er erwiderte aber, daß die Arbeit künftig seine größte Ruhe seyn würde. Die Cardinale Alexandrini, Rusticucci und Medici bemühten sich, sich bey ihm einzuschmeicheln, allein dieß war fruchtlos; ihr Scherz sowohl als ihr Ernst, alles war bey dem neuen Papst verloren. Der letztere

Caro

Cardinal sagte: „*Em. Heiligkeit haben* jetzt eine „ganz andre Miene, als sonst, da Sie *Cardinal* waren.“ *Sirtus* antwortete: „Damals „suchte ich die Schlüssel des Paradieses, und um „sie zu finden, ging ich gebückt, und sah auf „die Erde; jetzt aber, da sie in meinen Händen „sind, betrachte ich bloß den Himmel, da ich auf „Erden nichts mehr nöthig habe.“ *Alexandriani* bewunderte seine geschwinde Heiligung, und folgte hinzu: „*Em. Heiligkeit haben* weder gestern „noch vorgestern mit so viel Kraft gesprochen, „als heute.“ *Sirtus* antwortete: „Ich war gestern nicht Papst, auch vorgestern nicht, jetzt „aber bin ich es.“ *Rusticucci* wollte ihm seinen unordentlich hängenden Mantel zurecht rücken, und legte deßhalb Hand an; allein auch dieser Dienst war nicht angenehm, und zog dem dienstfertigen Cardinal die kränkenden Worte zu: „Bei „einem Papst ziemt sich keine solche Vertraulichkeit.“ Es fehlten in den päpstlichen Zimmern einige Bedürfnisse; die Cardinale, um dem Papst ihre Aufmerksamkeit zu zeigen, befohlen die schleunige Herbeschaffung der fehlenden Artikel. *Sirtus* aber machte bald allen ihren Bestrebungen ein Ende, indem er ihnen mit einem ernsthaften Tone sagte, sie möchten sich die Mühe ersparen, er würde selbst anordnen, was er nöthig hätte.“

Eben

Schon die erste Nacht: Mahlzeit des Papstes hatte etwas Auszeichnendes. Er ließ die Cardinäle, Medicis, Alexandrini, Rusticucci, Buon Compagni, Altens und Este dazu einladen, und hier während der Mahlzeit, woben sie nicht als Gäste, sondern nur als Zuschauer zugegen waren, erklärte er ihnen die Grundsätze, nach welchen er regieren würde; er sprach viel von der Nacht, die Christus dem heiligen Petrus gegeben hätte, die folglich jetzt mit Ausschließung aller andern Menschen auf Erden in seine Hände gekommen wäre, und die er daher auch brauchen würde. Die Cardinäle verstanden diesen Wink und wollten Vorstellungen versuchen; er ließ sie aber nicht zu Worten kommen, sondern sagte, die Kirche brauche nur einen Herrscher; worauf Rusticucci äußerte, daß Sixtus sich doch im Conclave ausdrücklich ihren Beystand abgeschieden habe. „Das habe ich gethan,“ antwortete der Papst, ich denke aber jetzt anders, und wenn diese Veränderung mein Gewissen beschweren sollte, so werde ich meinem Beichtvater die Nacht ertheilen, mich zu absolviren. Ihr habt mich zum Papst gemacht, ich geschehe es; dieß geschah aber nur bloß um Euer eignes Interesse, nicht meinetwegen; wenn ich also jetzt das meinige allein vor Augen habe, so folge ich Euerm Beispiel.“ Mit diesem Compliment entließ er sie. Keiner trankte

fränkte sich mehr als Medicis, der beim Weg-
gehn zu den andern Cardinälen sagte: „Ich sehe
„ein Ungewitter, das sich über unsre Häupter zu-
„sammenzieht; ein jeder muß auf seine Sicherheit
„denken.“

Eirtus, seiner großen Hoffnung voll, hatte
als Cardinal immer ein Buch bei sich getragen,
worin er alle seine Entwürfe von künftigen Ge-
setzen, Unternehmungen und Verbesserungen,
eingezeichnet hatte. Dieß that er oft, sogar
während seines Brevier-Gebets, wobei er sagte:
„Das Wohl des einzeln Menschen muß dem bfe-
„sentlichen Wohl nachstehn. Das Brevier geht
„nur mich allein an, mein Gedankenbuch aber
„ist für die ganze Christenheit.“ Die Justizste-
ge im Kirchenstaat war über alle Begriffe schlecht,
und Verbrechen jeder Art gehörten zu den ge-
wöhnlichsten Ereignissen des Tages; daher war
eine der ersten Handlungen des neuen Papstes,
den Gewerke von Rom und alle Criminals-
Richter zu sich kommen zu lassen, um ihnen nach-
drücklich ihre Pflichten einzuschärfen, wobei er
unter allerhand Drehungen auch die Worte sag-
te: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu
„bringen, sondern das Schwert.“ Die Audien-
zen der fremden Gesandten und der Römischen
Großen waren nur kurz, indem er erklärte, daß

er die ersten Tage seiner Regierung nicht mit Complimenten verschwenden wollte.

Es war zur Gewohnheit geworden, am Krönungstage eines Papstes alle Gefängnisse zu öffnen, und die Verbrecher frey zu lassen, welche sich besonders unter der milden Regierung des Papstes Gregorius zahllos gehäuft hatten. Diese Gewohnheit zog immer gegen Ende des Conclaves eine Menge Banditen nach Rom, die sich, so wie in England die Schuldner, kurz vor einer Insolvenz: Aete, freiwillig in die Gefängnisse begaben. Mehr als fünf hundert, unter welchen die Hälfte Mörder waren, hatten dieß auch sehr gethan, in der festen Hoffnung, am Krönungsfeste ihre Freyheit und völlige Begnadigung zu erhalten. Der Gouverneur der Stadt begab sich deßhalb einige Tage zuvor zum Papst, um dessen Befehle einzuholen. Seine Frage war, ob alle ohne Ausnahme begnadigt werden, oder einige der größten Bösewichter von dieser Gnade ausgeschlossen werden sollten? Ciriakus ergrimmte, und sagte mit flammenden Augen: „Was untersteht Ihr Euch von Begnadigungen zu sprechen? Die Richter haben unter der dreizehnjährigen Regierung meines Vorfahren nur zu lange ausgeruhet; ich will sie aus ihrer schändlichen Schlafsucht wecken. Ich weiß, daß

D

, ander

„andere Pöpsie und Monarchen bey ähnlichen
 „Gelegenheiten mit solchen Begnadigungen frey-
 „gebig sind; dieß aber ist keine Regel für mich.
 „Rom hat Richter nöthig; ich stelle mich an ihre
 „Spitze, und werde mit dem Schwert in der
 „Hand durch eine genaue Justizpflege meine
 „Regierung auszeichnen. Ich verbiethe also,
 „daß ohne Rücksicht auf Stand und Alter keiner
 „von den Gefangenen losgelassen wird, vielmehr
 „soll man sie enger als zuvor einschließen, und
 „ihnen so geschwind als möglich den Proceß ma-
 „chen, damit die Gefängnisse leer werden, und
 „andre ihren Platz einnehmen können. Ja! um
 „der Welt zu zeigen, daß Gott mich auf den
 „Stuhl des heiligen Peters gesetzt hat, die Un-
 „genden zu belohnen und das Verbrechen zu be-
 „strafen, so sollen morgen viere der strafbaren
 „verurtheilt werden, und zwar zwey zum Strick,
 „zwey aber zum Block, und die Hinrichtung soll
 „am Krönungstage selbst geschehn.“

Dieser Entschluß erregte große Bestürzung;
 selbst die Unbefangenen waren unzufrieden, daß
 ein Tag der Freude durch Henkerarbeit sollte
 entehrt werden. Die meisten Cardinäle, Gesand-
 ten und vornehmen Römer, hatten ihre strafbare
 Bedienten, ihre Kreaturen, ja einige ihre eigne
 Verwandten in die Gefängnisse geschickt, und
 alle

alle fanden sich jetzt in ihrer Erwartung betrogen. Um den Künften dieser Beschützer vorzubeugen, ließ der Papst den Gouverneur wissen, daß er und alle Richter mit ihrem Leben und Freiheit für die Entweichung irgend eines Missethätters haften sollten. Die Kardinäle vereinigten sich Vorstellungen zu thun, und Farnese, Medicis und Colonna, diese Priester im Purpur der drei erlauchtesten Familien Italiens, begaben sich zum Papst. Sie sprachen im Namen des heiligen Kollegiums, vom Scandal des Blutvergießens an einem so feyerlichen Tage, von ungezügelter Strenge, von den Blößen, die man dadurch den Kegnern gäbe, und beschwuren den Papst, sich nach dem Vorbilde Christi, dessen Statthalter er sey, als den Vater der Barmherzigkeit zu zeigen. Cirtus brach in Zorn aus, und verwies ihnen in den heftigsten Ausdrücken ihre Verwegenheit, seiner Autorität zu nahe zu treten; er sagte, nicht die Strafe der Verbrechen, sondern deren Straflosigkeit wäre ein Scandal der Keger, und da Rom zu einer Mördergrube geworden wäre, so wollte er mit der Hilfe Gottes durch strenge Gerechtigkeit die Missethäter vertilgen, und die Sitten des Volks bessern. Die betroffenen Kardinäle eilten von dannen; sie waren aber noch nicht die Treppe herunter, als sie wieder zurückgerufen wurden. Der Papst sagte ih-

nen im Vorzimmer: „Ich habe vergessen Euch Nachricht zu geben, daß ich mich nicht bloß auf die Bestrafung der Missethäter einschränken werde, sondern daß auch ihre Beschützer bestraft werden sollen.“ Nach dieser Anzeige wandte er ihnen den Rücken zu, und entfernte sich.

Dieß Betragen des Papstes erregte das Schrecken aller Einwohner Roms; man zitterte wenn man seinen Namen nannte, und das heilige Collegium der Kardinäle, das bis dahin die eigenmächtige Autorität der Päpste nicht wenig eingeschränkt hatte, verlor allen Muth, und getraute sich nicht seine alten Rechte zu behaupten. Das Volk sagte: die Kardinäle hätten ein Päpstlein machen wollen, sie hätten aber ein Ungeheuer von einem Papst gemacht.

Unter den so unerwartet und so geschwind zum Tode verurtheilten Personen befand sich ein Mann von guter Familie, Namens Ciacci, der nach Römischer Sitte seinen Delch gebraucht, und sich sodann in der gewissen Zuversicht seiner Begnadigung ins Gefängniß begeben hatte. Seine Frau und fünf Kinder warfen sich in Thränen schwimmend dem Papst zu Füßen, und flehten um Gnade. Sirtus antwortete: „Meine gute Frau! Euer und eurer Kinder Schicksal rührt mich; ich kann es aber nicht ändern. Meine

„Pächt

sein Verbrechen durch die Herrath wieder gut gemacht habe. Der Papst antwortete, daß Montalto sich noch mit Vergnügen der alten Freundschaft des Cartelli erinnere, daß aber der zum Papst gewordene Montalto vergessen müßte, daß sie Freunde gewesen wären, besonders da hier von der Bestrafung eines Verbrechers die Rede sey. Er rath daher Cartelli an Statt für das Leben seines Nessen zu bitten, Gott seine Seele zu empfehlen. Nun machten die gewonnenen Richter noch einen Versuch; sie bezogen sich auf neuere Untersuchungen, und auf die Erklärung des Vaters, daß alles mit seiner und seiner Tochter Genehmigung geschehen sey; allein der Papst ließ sich die Akten der ersten Untersuchung holen, und sah daraus, daß der Vater Anfangs selbst Kläger gewesen, und daß das Verbrechen durch Zeugen bewiesen worden war. Dieß ungerechte Verfahren der Richter wollte er nicht ungestraft lassen. Zwen dieser Unglücklichen mußten um den Grad ihrer Strafe loosen; der eine bekam dem Staubbefen, und der andre wurde aus Rom gejagt, nachdem er zuvor selbst sein böses richterliches Verfahren umständlich hatte erklären müssen. Der Nesse des Cartelli wurde vor dem Hause, wo er das Verbrechen begangen hatte, angesetzt, ihm selbst aber gab er zum Beweise seiner Achtung, und zum Trost bey der Hinrichtung
selb

seines Verwandten, daß zum Königreich Neapel gebührige Bisthum Ananrea, sein daturay erledigtes Kanonikat aber erhielt der Bruder des Hingerichteten.

Ein sehr reicher Prälat, Monsignore Cesario, ohne Rücksicht auf seinen Stand zu nehmen, lebte ganz mit der Welt und fröhnte seinen Leidenschaften. Er hatte dem armen Kardinal Montalto viele beträchtliche Geschenke gemacht, ja, ihm sogar ein Haus und Garten mit allem Zugehör geschenkt. Dieser Prälat besaß nahe bey Rom einen Landsitz, wo sich beständig einige von ihm besoldete Banditen aufhielten. Drey der ruchlosesten aber, über welchen das Schwert der Gerechtigkeit schon lange schwebte, ließ Cesario jetzt ins Gefängniß gehn, und begab sich zum Papst, um ihnen Gnade zu erbitten. Sirtas versicherte ihn, daß er sich mit dankbarem Herzen seiner Freundschaftsdienste erinnere, daß er aber nicht wüßte, ob er ihn länger unter seine Freunde zählen sollte, weil er um die Vergnadigung solcher Abweichter bäte. Er führte ihm daken sein schändliches Leben und seine vielfachen Verbrechen durch gedungne Mörder zu Gemüthe, und fügte die schrecklichen Worte hinzu: „Ich bin deshalb gezwungen Euch zum Tode zu verdammen. Das Urtheil ist in meinem Herzen gesprochen; ich will

„es aber wegen Euler mir erwiesenen Dienste vernichten; jedoch mit der einzigen Bedingung, „daß Ihr den nun an ein neues Leben führt.“ Die Festürzung des Cesarini, bei dieser höchst unerwarteten Anrede war so groß, daß er zu den Füßen des Papstes sank, und weggebracht werden mußte. Diese Scene, die darauf folgende Hinrichtung der Banditen, seiner Mitgenossen, und das laut Urtheil vollzogene Niederreißen seines Landhauses als einer Mörderhöhle, machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er die Welt verließ, und ein Karthäuser wurde.

Die Krönung des Papstes geschah mit großer Pracht, neben die Gesandten der vornehmsten Monarchen, den die Person des Hohenritters bedeckenden Himmel trugen. Unter diesen Gesandten befanden sich zwei Japanische Prinzen, die auf Veranlassung der Jesuiten nach Rom gekommen waren, um im Namen der Könige von Bungo und Arima dem Papst zu huldigen. Man hatte wegen der Länge der Reise sehr junge Personen dazu ausgesucht. Die Gesandten selbst waren nur sechzehn Jahr, und zwei vornehme Japaner, ihre Assistenten, nur achtzehn Jahr alt. Erst nach einer viertelhalbjährigen Reise kamen sie in Rom an, wo sie nicht allein mit Pomp, sondern auch mit Liebe und Dienstleister aufgenom-

men

men wurden. Bey der Ceremonie der Krönung mußten sie auf Befehl des Papstes ganz nahe bey ihm seyn. Man verbrannte dem Gebrauch zu Folge ein Weihrauch, um Rauch zu machen, wobei man die Worte sagte: „sic transit gloria mundi.“ Diese wohl bedachte Erinnerung an die Vergänglichkeit irdischer Größe in den Augenblicken göttlicher Verehrung, war von den Fürsten gewöhnlich unbeantwortet geblieben; Sixtus aber sagte laut vor dem ganzen Volk mit stolzer Stimme: „Der Ruhm meines Namens wird nie vergehn, weil ich ihn durch die Ausübung der genauesten Gerechtigkeit gründen werde.“ Hierauf wandte er sich an die Japaner mit den Worten: „Meine Kinder, erinnert euch dieser Ceremonie und erzählt sie euern Beherrschern.“ Bey der großen Cavalcade nach der Laterankirche, von welcher der Papst Bischof ist, hatte einer von diesen Japanern die damals von so vielen Fürsten beneidete Ehre, den päpstlichen Stelzhügel zu halten. Sixtus bestieg das Pferd wie ein Jüngling. Der Cardinal Farnese bezeugte ihm darüber seine Verwunderung, erhielt aber zur Antwort: „Sie irren sich, als Cardinal war ich behender wie jetzt, denn ich hatte damals die Welt unter meinen Füßen, jetzt aber trage ich sie auf meinen Schultern.“

Die Japaner blieben drei Monat in Rom. Es fehlte ihnen an Geld, da die Reise so lange gedauert hatte, und die Schiffe ausblieben, weshalb sie der Papst in allem frey unterhielt, und überdies ihnen 3000 Römische Thaler auszahlen ließ. Man hatte in Japan Seminarien angelegt, zu deren Unterhalt der verstorbene Papst jährlich 4000 Zechinen anwies; diese Summe würde jetzt von Sixtus mit 2000 Zechinen vermehrt. Vor der Abreise dieser Gesandten wurde ihnen das Kapitol geführt, und hier mit Verkündigung der dazu gehörigen Patente, sie sowohl als ihre Nachkommen, zu Römischen Bürgern und Patriciern ernannt. Der Papst schlug sie selbst in der Peterskirche zu Rikern vom goldenen Sporn, und umarmte sie so gütlich, wie ein Vater seine Kinder, zum Erstaunen aller Anwesenden, die wegen seiner Strenge ihm keine sanften Gefühle trauten. Sixtus las selbst eine Messe für ihre glückliche Reise, und reichte ihnen das Abendmahl in eigener Person; sodann entließ er sie mit seinem Segen und mit Geschenken überhäuft.

Die Familie des Sixtus hatte bisher in großer Armuth gelebt, da er aus ebenangeführten Gründen, von seinen Verwandten nichts wissen wollte. Jetzt war dieser Zwang nicht mehr nöthig,

phig, und er konnte die so lange unterdrückten Wünsche seines Herzens erfüllen. Er befahl, daß seine Schwester Camilla mit ihren Kindern, jure Ebhne und eine Tochter, nach Rom kommen sollte. Sie machte sich geschwinde auf, und fand vor der Stadt die Kardinäle, Medici, Alexandrini und Este, die in der Meinung dem Papst gefällig zu seyn, ihr entgegen gekommen waren, sie in einen Pallast führten, und wie eine Prinzessin aus schmückten. In diesem Glanz begleiteten sie die neugebohrne Dame nach dem Vatican. Sirtus eilte ihr freudig entgegen, stuzte aber über ihre prächtigen Kleider; er kellte sich nun als ob er sie nicht kenne, und fragte zu wiederholten malen, wo denn seine Schwester wäre. Hier ist sie, sagte Kardinal Alexandrini, indem er sie bey der Hand nahm, und dem Papst zuführte, der aber mit Verachtung erwiederte: „Sie ist es nicht. Ich habe nur eine Schwester, die eine arme Bäuerinn ist, hier aber sehe ich eine Römische Prinzessin.“ Hieranf entfernte er sich, und ließ der ankommenden Familie befehlen, den Pallast zu verlassen. Die gekränkten Kardinäle begaben sich nach Hause, und sandten die verstoßene Schwester nach einem Gasthose, um dort für sich selbst zu sorgen. Sie kam bald wieder nach dem Vatican in ihrer Bauernkleidung, und umfaßte mit ihren Kindern die Knie

Anie ihres Bruders, und nun empfing sie Sirtus aufs zärtlichste mit den Worten: „Jetzt bist „du wirklich meine Schwester, und wenn du als „Prinzessin erscheinen sollst, so soll es durch „mich allein geschehn.“ Die Kleider und der Schmuck wurden dem Kardinal Alexandrini im Namen des Papstes wieder zurückgeschickt. Er gab ihr seinen vorigen Pallast und wies ihr ansehnliche Einkünfte an, verboth ihr aber ausdrücklich, sich in keine Regierungs-Angelegenheiten zu mischen, und nie eine Gnade von ihm zu verlangen. Sie befolgte genau diesen Befehl, und da ihr Alter und vorige Lebensart sie ehedem für die große Welt untauglich machten, so lebte sie mit einem kleinen Gefolge ruhig, und brachte ihre meiste Zeit zu mit Veten und Besichtigung der Kirchen. Ihre Kinder, von welchen der älteste Sohn achtzehn Jahr alt war, ließ Sirtus erziehen, und oft mußten sie ganze Tage im Vatican bleiben.

Ein Damenstift in Neapel, genannt: „Zu „Auch zu unsern lieben Frauen,“ wählte die Camilla zu ihrer Beschützerin in Rom, diese aber eingedenk des brüderlichen Befehls, schlug die Stelle aus, obgleich höchst ungern. Sirtus erfuhr es, und erlaubte ihr den Antrag anzunehmen. Nun aber verlangten die Neapolitanischen

Damen

Damen für ihr Stift außerordentliche Indulgenzen. Die Beschülerin war in der größten Verlegenheit; endlich ermannte sie sich, warf sich zitternd dem Papste zu Füßen, und brachte stammelnd ihr Anliegen vor. Eirtus lächelte über ihre Furcht bey einer so geringfügigen Sache, und sagte: „Ich gewähre deine Bitte, weil „sie niemanden schadet, vielmehr frommen Seelen „zum Trost gereichen wird; aber erinnere dich, „was ich dir untersagt, und daß dieß die erste „und auch die letzte Gnade ist, die ich dir je bewilligen werde.“ Dieß Betragen glaubte er seiner Regentenspflichten angemessen: denn er ließ es nie an Zärtlichkeit für sie ermangeln, und gab ihr unaufhörliche Beweise davon.

Kaum hatte Eirtus den päpstlichen Thron bestiegen, so kamen eine Menge Menschen, die ihn ehemals gekannt, oder mit ihm in irgend einer Verbindung gestanden hatten, aus allen Gegenden Italiens nach Rom, in Hoffnung ihr Glück zu machen. Eirtus hatte dieß vorher gesehen, und befohlen, niemanden Audienz zu versagen, zuvor aber ihre Namen, Stand, Zeitpunkt der Bekanntschaft, und Art der Verbindung genau aufzuzeichnen. Er hatte ein vorzügliches Gedächtniß; dieß kam ihm zu Hülfe, und so entstanden allerhand Scenen. Eines Ta-

geß stellte ihm der Magier Damo vierzig Personen dieser Klasse auf einmal vor, die er folgendermaßen anredete: „Meine lieben Kinder! Obgleich Montalco für die Welt gestorben, so ist doch seine Freundschaft für euch noch lebendig, und mir ist sie von ihm als ein Erbtheil hinterlassen worden. Es ist aber nöthig, seine wahren Freunde kennen zu lernen, um sie nicht mit so vielen andern zu vermischen, die aus Privatabsichten vergeben, Freundschaft für ihn gehabt zu haben. Erst aber muß ich an die Geschäfte des großen Amtes denken, das mir die Vorsehung gegeben hat, und die von hier so lange verbannte Gerechtigkeit wieder zurückrufen; hernach will ich meinen Freunden meine Dankbarkeit zeigen.“ Diese Anrede wiederholte er mehreren Haufen sogenannter Freunde, die sich einstellten, und jedermann ging hoffungsgekränkt von ihm weg.

Seine Sorgfalt für die Ruhe und Sicherheit seiner Unterthanen verdrängte bei ihm anfangs alle andre Unternehmungen. Er befahl dem Gouverneur von Rom zwölf Scharfrichter, alle aus verschiedenen Provinzen und Gegenden in Sold zu nehmen, damit ein jeder Verbrecher durch einen von seinem eignen Volk bestraft werden könnte. Diese Scharfrichter mußten regelmäßig ein-
mal

mal mit Stricken in den Händen und Weilen auf den Schultern paarweise in Procession durch die Straßen der Stadt ziehn, um das Volk in Furcht zu erhalten. Ein Bäckermeister, dem dieß Schauspiel mißfiel, warf einen Stein nach der vorbeziehenden Gesellschaft, und verwundete einen Henker. Seine Strafe war, von acht Schussrichtern durch die vornehmsten Straßen Roms gepeitscht zu werden, und sodann auf die Galeeren. Viel Gouverneure der Städte und viele Richter wurden abgesetzt, weil sie zu gelinde verfahren; und wenn ein neuer Richter eingesetzt wurde, so ließ ihn Sixtus vor sich kommen, und erinnerte ihn, das Schwert nicht zu schonen. Diese Strenge des Papstes, die an Grausamkeit gränzte, war jedoch so nöthig als heilsam. Die Wirkung davon war auch schnell und groß. In wenig Monaten fand man im ganzen Kirchenstaate eine hier nie gekannte Sicherheit, und die heilige Stadt, sonst der Sitz so vieler öffentlichen Schandthaten und Verbrechen, wurde jetzt ein Wohnort in Ruhe lebender Menschen.

Um aber diese Ruhe aufrecht zu erhalten, so nahm er eine Menge Spione an, die in alle große und kleine Städte des Kirchenstaats vertheilt wurden, und große Pensionen erhielten. Er wählte sie unter den Priestern und Mönchen, den Advo-

katen

laten und Krämern. Sie mußten auf die Gouverneurs und Richter ein wachsamcs Auge haben, und ihm auch melden, was das Volk von ihm sagte. Die Spione kannten sich untereinander nicht; sie schrieben alle in Chiffren und unter verschiednen Adressen. In Rom allein waren dcrer funfzig, die von allem Nachricht gaben. Die aufmerksamsten erhielten außer ihren Pensionen noch Prämien. Auch außerhalb des Kirchenstaats, in ganz Italien, ja in allen europäischen Ländern hatte er dergleichen Spione, die von allen Schritten und Handlungen der Nuntien und andrer päpstlichen Minister, Bericht ertheilen mußten. In Rom hatten diese Kundschafter ein jeder sein besonderes Geschäft. Manche waren bloß bestimmt, das Betragen und die Reden unserer dem gemeinen Pöbel, selbst der Soldaten und Stallknechte, zu beobachten. In jedem Kloster der Stadt befanden sich ein, auch wohl zwey solcher Spione. Auf diese Weise erfuhr der Papst alles aufs genaueste, was in Rom, in Italien, ja in ganz Europa geschah. Kein Monarch seines Jahrhunderts, ja vielleicht kein Monarch unsers eignen Zeitalters, war so gut von seinen Kundschaftern bedient, und von allem so wohl unterrichtet, als er. Die Nuntien hatten Befehl, kein Geld zu sparen, um die Geheimnisse der Cabinette zeitig zu entdecken.

Der

Der Papst ließ alle seit zehn Jahr abgeurtheilte Criminal: Proceſſe durchſehn, und die zu gelinde behandelte Verurtheilten wurden jetzt von neuem beſtraft; hatte ſie der Tod indeß weggeſtaft, ſo wurden ihre Güter eingezogen. Selbſt die Ausübung der Amtspflichten aller Criminal: Richter in den letzten zehn Jahren wurde unterſucht, und bey Strafe der Excommunication jedermann aufgefordert, Ungerechtigkeiten anzuzeigen. Die Angeber erhielten Belohnungen. Viele Richter warteten dieſe Unterſuchung nicht ab, ſondern entflohen. Diejenigen aber, die in ihren Aemtern blieben, wurden zurüchhaltender, lebten einſam, um nicht durch ihre Miſchung in Geſellſchaften wider ihren Willen zu unerlaubten Gunſtsbezeigungen vermocht zu werden. Ein Richter, der die Empfehlung einer Juſtiz: Sache ſelbſt von einem Fürſten auch nur anhörte, verlor ſein Amt ohne Gnade. Ließ jemand gegen einen Gerichtsbedienten eine Drohung fallen, ſo wurde er am Leben geſtraft. Die Magiſtrats: Perſonen, ſowohl in den Städten als auf dem Lande, mußten Liſten von allen Mäſſiggängern, Landſtreichern, und liederlichen Menſchen an den Papſt ſelbſt einkommen. Die geringſte Nachſicht wurde mit dem Verrenken der Glieder am Schnellgalgen beſtraft; eine noch ſeltene Italieniſche Sitte, die die Menſchen oft um geringer Vergehungen

zu Krüppeln macht. Ein Syndicus in Albano hatte seinen Neffen, einen sehr lieberlichen Menschen, von der Liste weggelassen; der Papst erfuhr es, ließ den Syndicus geschlossen nach Rom bringen, und obgleich der Spanische Gesandte um seine Begnadigung bath, so mußte er dennoch an den Schnellgalgen. Alle Landstreicher und Lieberlichen kamen auf die Galeeren. Die Magistrats-Personen erhielten Befehl, die Criminal-Processse abzukürzen. Nur zwey Monath gab er zu dem Urtheil Zeit; bey einem Aufschub aus erheblichen Gründen mußten ihm selbst die Acten des Processus zugesandt werden, woben er erklärte, daß ihm die gefüllten Galeeren und Galgen lieber, als die gefüllten Kerker wären. Er verbot die Sterndeuterey, die damals in Rom sehr beliebt wurde; einige Astrologen aber, die dennoch ihr Handwerk insgeheim trieben, mußten Trog des Schutzes der vornehmsten Cardinale auf die Galeeren wandern.

Nun kam die Reihe an die Armen, deren Noth er nach Möglichkeit abhelfen wollte. Die Reichthümer Roms befanden sich damals, so wie noch jetzt, in den Händen einer kleinen Anzahl Familien zusammengelaufen; alle übrige Einwohner waren mehr oder weniger arm. Sixtus wählte vier Männer von anerkannter Rechtschaffen-

senheit und Erfahrung. Diese mußten in Person alle Familien in der Stadt besuchen, und von allem Erkundigung einziehen. Diejenigen, die kein Gewerbe hatten, wurden entweder zu einer Unterhalt gebenden Beschäftigung angewiesen, oder auf päpstliche Kosten nach andern Orten hingebacht, wo sie ihr Brod verdienen konnten. Diese Sorgfalt schränkte sich jedoch nur auf die alten Einwohner ein; in Ansehung neuer Ankömmlinge aber wurde verordnet, daß man niemanden ohne Gewerbe gestatten sollte, sich in Rom niederzulassen, und die Pfarrer erhielten Befehl, bey Strafe aus der Stadt gejagt zu werden, keine Trauung zu verrichten, ohne das Certificat eines von den Anständen der Brautleute unterrichteten Polizey-Richters zu haben.

Einer sehr alten Gewohnheit gemäß, schrieb das Volk immer, wenn ein Papst sich zeigte, ihm ein Vivat zu. Er verbot dieß durch ein öffentliches Edict, und wer es doch that, mußte auf einen Tag ins Gefängniß wandern. Dieß schreckte die Einwohner so sehr, daß sie, anstatt ihm entgegen zu eilen, um seinen Segen zu empfangen, vielmehr davon flohen, wenn er sich nur von weitem zeigte. So allgemein war das Schrecken seiner Gegenwart, daß die Mütter und Väter, um ihren Kindern Furcht einzujagen und sie zum

Schweigen zu bringen, oft die Worte brauchten: „Still! der Papst Eirtus kommt!“ eine Drohung, die so starken Eindruck machte, daß diese Kinder selbst nach dem Tode des Eirtus seinen Namen nicht ohne Schrecken nennen hören konnten. Die Absicht Eirtus bei diesem Verbot war, den Endzweck seiner Incognito-Spaziergänge nicht zu verlieren, weil er bald die Richter in den Tribunälen, bald die Mönche in den Klöstern, bald das Volk auf den öffentlichen Plätzen überraschen wollte.

Sein grausamstes Gesetz betraf den Ehebruch, worauf er die Todesstrafe setzte. Der erste, der sie litt, war ein Mann von Verdiensten, ein vornehmer Römer und Verwandter des Cardinal Altrens, der alles anwandte, ihn zu retten, aber vergebens; er wurde unter den Thränen des Volks enthauptet.

Ein Edelmann aus Salerno, Namens Tassa, war kurz vor der Wahl Eirtus nach Rom gekommen, um sich hier niederzulassen. Der Wunsch, ein Mädchen, das er liebte, desto freyer zu genießen, vermochte ihn, sie an seinen gutmüthigen Kammerdiener zu verheirathen, und so lebten alle in einem Hause beyammen. Sobald jenes strenge Gesetz erschien, riefen ihm seine Freunde, allen Umgang mit der Frau aufzugeben, oder

oder mit ihr nach Salerno zurückzukehren. Tascia achtete diese Warnung nicht, weil er als ein Fremder nicht unter den Gesetzen begriffen zu seyn glaubte. Die Richter, die der Gouverneur von Rom deshalb zusammen rief, waren eben dieser Meinung; dennoch stimmten sie, daß man den Befehl des Papstes darüber einholen mußte. Diese Ungewißheit der Richter, setzte Cirtus in Wuth. Er rief aus: „Was! sollte ich leiden, „daß Ausländer hier unter meinen Augen meinen „Gesetzen trogen? An den Galgen mit dem Eheblicher, mit dem Weibe und ihrem Manne, „und weil Ihr doch Skrupel wegen des Vaterlandes dieser Verbrecher habt, so nehmt dazu in „Neapel versfertigte Stricke.“ Die Todesstrafe des Tascia wurde jedoch wegen seiner besondern Verdienste und andrer günstigen Umstände erlassen, und in eine Galeerenstrafe verwandelt; die Frau aber nebst dem Manne und zwei Bedienten wurden gehenkt; eine Magd hingegen, bloß weil sie es den Gerichten nicht angezeigt hatte, wurde ausgepeitscht.

Der Römische Adel genoß damals große Freyheiten, und erlaubte sich daher die größten Vergehungen. Die Edelleute nahmen Waaren von den Kaufleuten, und wenn diese um ihre Bezahlung anhielten, wurden sie aus dem Pallast ge-

prügelt; klagten sie, so waren sie in schändlicher Gefahr, von gedungenen Länditen ihren Tod zu erhalten. Eirtus, der diese Mordliche Mißbräuse kannte, befahl allen Kaufleuten, ihm ein Verzeichniß ihrer an Edelenten habenden Forderungen zu bringen, weil er sie selbst bezahlen wollte. Auf diese Nachricht eilten die meisten Schuldner noch in der Nacht mit ihrem Gelde zu den Kaufleuten, um ihre Namen von der Schuldlifte zu vertilgen.

Die vornehmsten Beamten am päpstlichen Hofe, so wie alle Bedienten der Cardinale, waren gegen Schuld = Gefangnisse gesichert, daher viele Schuldner, die nicht bezahlen wollten, von ihren Gläubigern gedrängt, zur Livree eines Cardinals ihre Zuflucht nahmen, und so selbst ohne Lohn die Schaar seiner Pfastertreter vermehren. Au dieß Uebel mit der Wurzel auszurotten, ließ Eirtus bey Trompeten = Schall den Kaufleuten anzeigen, ihre Schuldner selbst in den Cardinals Pallästen nicht zu suchen, und daß der weltliche Arm ihnen Hülfе leisten würde; nur acht Tage sollte den Schuldnern Frist gelassen werden, die alsdann nicht bezahlen, sollten aus den Pallästen zum sichern Gang der Ebirren gejagt werden. Wer von den Cardinalen es nicht thun würde, sollte selbst durch den Beschlag sel-

ner geistlichen und weltlichen Einkünfte für die Schuld haften. Die Cardinäle glaubten, ihre Würde wäre durch diese Verurtheilung entehrt; sie gingen daher in großer Anzahl zum Papst, sich zu beklagen, der ihnen aber die Grundätze der wahren Ehre erklärte, und so sehr beschränkt abfertigte, daß sie beschloßen, ferner keinen Antheil an der Regierung zu nehmen, und dem Papst seinen Willen zu lassen, um sich seinen verderblichen Vorwürfen nicht mehr auszusetzen.

Diese Verurtheilung wegen der Schuldner war für die Cardinäle desto empfindlicher, da fast keiner ihrer Bedienten ohne Schulden war, und diese, viele Jahre durch unbezahlt gelassen, jetzt in der kurzen Zeit von einer Woche bezahlt werden sollten. Unter andern war der Cardinal Sforza in der größten Verlegenheit, da sein Marguier Domo für die Bedürfnisse Sr. Eminenz sehr beträchtliche Schulden gemacht hatte. Er sagte deshalb zum Cardinal Gonzaga, mit dem er nach Hause fuhr: „Ich will alles, was ich habe, verkaufen, um meine Gläubiger zu bezahlen, hernach in einen Mönchsorden treten, und als Missionair nach Indien gehn; denn von diesem schrecklichen Papst haben wir nichts als endlosen Verdruß zu erwarten.“ Der Cardinal Gonzaga erwiderte: „Wenn Sie das thun, so werden Sie

ihm gewiß ein großes Vergnügen machen; denn wer wünscht nichts so sehr, als und so arm und verarmt zu sein wie die Pilger zu Rom."

Sixtus selbst gab das Beispiel zu Abtragung der Schulden, indem er alle die unter seinem Vorgänger gemachten sorgfältig bezahlte; desgleichen übernahm er die Schulden der armen Cardinäle, und um den Luxus in der Hauptstadt zu vermindern, befahl er allen Erzbischöfen und Bischöfen, nach ihren Diöcesen zu reisen.

Um die Mordthaten zu verhindern, verbot er das Tragen der Dolche und Messer, so wie das Entblößen der Degen auf den Straßen. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung wurden vier Männer aufgeknüpft, bloß weil man Messer in ihren Taschen gefunden hatte, und einem Edelmann aus Spoleto, der jemanden mit seinem Degen gedrohet hatte, wurde der Kopf abgeschlagen.

Obgleich nun durch diese Maaßregeln die Sicherheit in der Stadt Rom bald völlig gegründet war, so schwärmten dennoch die Banditen in den Provinzen des Kirchenstaats herum: ihre große Anzahl machte sie furchtbar und unternehmend; und wurden sie verfolgt, so glichen sie über die Gränze. Sixtus ersuchte die benachbarten Staaten,

ten, diesen Banditen keinen Zufluchtsort zu gestatten, sodann setzte er Preise auf ihre Köpfe, und bestrafte hart diejenigen Freunde, ja selbst die Verwandten, die diesen Abseiwichtern zu ihrem Entkommen behülfslich waren, oder sie nur einige Augenblicke beherbergten. Eines Tages sahe der Papst einen Ebirren - Hauptmann aus der Provinz in Rom herum gehn. Er ließ ihn gleich vor sich bringen, und fragte mit schrecklichen Blicken, wer er sey? Der Zitternde nannte sein Amt. „Du erschreckst Dich, dem Papst ins Angesicht zu lügen, denn wie könnte ein Varigello vom Lande Zeit haben, in Rom herum zu wandern?“ Sofort schickte er ihn ins Gefängniß, und sein Leben schien verloren; allein der Papst begnadigte ihn mit der Bedingung, ihm in acht Tagen sechs Banditen - Köpfe zu bringen. Der Varigello eilte weg, und in der bestimmten Zeit lieferte er drey dieser Köpfe und vier lebende Banditen nach Rom, wofür er vom Papst, außer der versprochenen Begnadigung, noch eine goldene Kette erhielt. Die von allen Orten eingeschickten Köpfe dieser Abseiwichter wurden theils auf den Thoren Roms, theils auf den beyden Seiten der Engelsbrücke aufgezplant, wo Sirtus sich oft an ihrem Anblick weidete. Diese Justiz - Trophäen mehrten sich aber bald so sehr, daß der Gestank, zumal in

so besuchten Gegenden, unheimlich wurde. Der Magistrat von Rom bat daher den Papst, sie an einem andern Ort aufzustellen. Seine Antwort war: „Ich finde Euch Herren sehr delicat, „da Euch der böse Geruch von Köpfen beleidigt, „die niemanden mehr schaden können. Was mich „betrifft, so sind mir die Köpfe, die andre Menschen quälen, weit unansehnlicher.“

In kurzer Zeit war der Kirchenstaat von Banditen gereinigt. Alle, die der Justiz entwichen, flohen in die benachbarten Länder, die nach dem Maße unsicher wurden, als die Sicherheit im päpstlichen Gebiet zunahm. Alle Beherrscher Italiens klagten darüber, und ihre Gesandten brachten diese Beschwerden selbst vor den Papst. Sixtus lächelte und sagte: „Wenn Eure Herrscher mir ihre Staaten überlassen wollen, so will ich sie eben so, wie den Kirchenstaat, von Verbrechern reinigen. Versöhnen sie so, wie ich, „so würde bald ganz Italien der vollkommensten Ruhe genießen.“ Er setzte hinzu: „Souverains „ne können Wunder thun, wenn sie nur wollen.“

Sixtus trieb jedoch bisweilen seine Strenge zu weit. Ein Jüngling von sechzehn Jahren hatte sich den Ebirren widersetzt, weil sie des gestohlenen Pferdes seines Lehrers sich bemächtigen wollten. Der Papst verdamnte ihn zum Tode,

Trög

Trotz aller Vorstellungen wegen seines ungeahneten Verbrechens und seiner Jugend; er sagte zum Gouverneur von Rom: „Um Eure Strupel wegen des kurzen Lebens zu heben, so gebe ich dem Verbrecher zehn Jahre von den Meinigen, und nun thut Eure Pflicht.“ Ein anderer Jüngling hatte sich gegen seine Mutter vergangen. Da sein Vater nicht mehr lebte, ließ ihn sein Onkel auf einige Tage einsperren. Cirtus erfuhr den Vorfall, verwarf die willkürliche Strafe des Onkels, ließ dem Jüngling den Proceß machen, und verdamnte ihn zu den Galeren.

In Bologna hatten viele der vornehmen Häuser ihre eignen Banditen, die folglich den ihren Mordthaten geschuldt wurden. Der Graf Vespoli, einer der reichsten und angesehensten Edelleute der Stadt, war einer der vorzüglichsten dieser Beschützer. Dieß war eine unbezweifelte Thatfache. Es kam daher ein Befehl von Rom, ihm den Proceß zu machen. Die mit ihm durch Verwandtschaft, durch Freundschaft, oder durch andere Verhältnisse verbundenen Richter von Bologna aber behaupteten, keine Beweise zu ihrem gerichtlichen Verfahren zu haben, und schon wollten sie ihn förmlich für unschuldig erklären, als ein Abgeordneter vom Papst ankam, mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn als Beispiel für andere

ders zum Tode zu verdammen. Die Richter, die es nicht wagten, zu widersprechen, fällten das bestimmte Urtheil, verschoben aber die Vollziehung, um seinen Freunden Zeit zu lassen, Beggnadigung zu ersuchen. Sixtus blieb jedoch unerbittlich, und Pepoli, der in Bologna durch Pracht und große Feste sich vor allen andern ausgezeichnet hatte, mußte aufs Blutgerüst wandern, wo ihm der Kopf abgeschlagen wurde.

Sixtus vergaß auch den Mord seines Neffen nicht, und ließ dem Mörder den Proceß machen. Den Auftrag dazu bekam der Cardinal Buon Compagni, Neffe des verstorbenen Papstes. Der Cardinal wollte seinen Onkel entschuldigen, und sagte, daß man damals schon das Nöthige gethan haben würde, wenn Sixtus nicht selbst so viel Widerwillen gegen die Untersuchungen gezeigt hätte. „Ich handelte so, sagte der Papst, zufolge des göttlichen Gesetzes, das mir befiehlt, zu vergeben. Ich erfüllte dadurch meine Pflicht als Privatmann; als Regent aber ist es meine Pflicht, diesen Mord zu bestrafen. Hätte Euer Onkel die Strafe übernommen, so hätte er mir jetzt die Mühe und den Schmerz erspart, den Tod meines Neffen, den ich zärtlich liebte, zum greipen male zu beweinen.“

Fünftes Buch.

So groß auch die Sorgfalt war, womit Sirtus die innern Regierungsgeschäfte verwaltete, so wurden doch die auswärtigen Angelegenheiten nicht vernachlässigt. Es war damals ein Zeitpunkt großer Begebenheiten. Elisabeth saß auf dem Englischen, Philip II auf dem Spanischen, und Heinrich III auf dem Französischen Thron, während daß Heinrich IV, zu der Zeit noch König von Navarra, der Schutzherr der Hugenotten war. Sirtus schien für diese Epoche geschaffen, und als Papst des sechzehnten Jahrhunderts hatte überdies alles für ihn Interesse. Gleich im Anfange seines Pontificats gerieth er mit den Herrschern von Frankreich und Spanien in große Streitigkeiten. Der Gesandte des letztern Hofes übergab ihm am St. Peters-Tage, als Vehmepflicht für das Königreich Neapel, das jährliche Geschenk eines weißen Zelers, nebst einem Beutel von 7000 Römischen Thalern; eine alte Ceremonie, die vom Kaiser Carl V, als er das Königreich

nigreich in Besitz nahm; beschäftigt worden war. Die Handlung geschah auch diesmal, wie gewöhnlich, mit großem Pomp, und der Gesandte begleitete den Tribut mit einer unterwürfigen Ansprache. Der Papst empfing ihn sehr ernsthaft, und sagte, indem er sich von seinem Thron erhob: „Das heutige Compliment ist nicht übel, aber es gehöret viel Beredsamkeit dazu, jemanden den Tausch eines Königreichs gegen ein Pferd annehmlich zu machen; aber, setzte er hinzu, es soll nicht mehr lange dauern.“ Der Gesandte erstaunte, besonders über die letzten Worte, die nichts geringers, als eine absichtliche Eroberung von Neapel andeuteten. Er sandte sogleich einen Courier nach Spanien. Philip aber forderte keine nähere Erklärung; auch that er keine weiteren Schritte, weder den Papst zu reizen, noch zu besänftigen, aber dem Herzog von Ossona, Vizekönig von Neapel, befahl er für die Sicherheit des Königreichs zu sorgen. Ossona befand sich ohnehin in großer Verlegenheit, sowohl wegen der Banditen-Schaaren, die täglich aus dem Kirchenstaat nach Neapel zuströmten, als auch wegen des Kornmangels, der schon zu wiederholten malen gefährliche Volksunruhen veranlaßt hatte. Hierzu kam, daß der Papst die Ausfuhr des Getreides aus Neapel streng verboten, und über die Unruhen frohlockte. Man hörte ihn oft sagen:

sagen: „Nichts kann sich glücklicher ereignen,
„meine Absichten zu befördern.“

Indessen brach ein anderer Streit mit dem Französischen Hofe aus. Der Papst hatte seinen Nuntius Ragazoni aus Paris zurückgerufen, und den Prälaten Frangipani an dessen Stelle gesandt. Dieser war schon ehemals in Frankreich als Nuntius gewesen, und hatte sich durch seine standhafte Behauptung der päpstlichen Rechte so sehr die Abneigung des Französischen Hofes, als die Gunst des Römischen erworben. Diese wohlüberdachte Wahl des Cirtus war daher dem König Heinrich sehr unangenehm; er erfuhr sie erst, als der Nuntius bereits unterwegs war, und schickte eilig einen Courier ab, um ihn zu bitten, die Reise nicht weiter fortzusetzen, bis er fernere Nachrichten aus Rom erpichte; denn Heinrich hatte auch sofort einen Courier dahin geschickt, mit der Bitte an den Papst, ihm den Ragazoni zu lassen. Frangipani war schon in Lion angelangt, wo er einen prächtigen Einzug gehalten hatte, als die königliche Botschaft ankam, daß er da verweilen möchte. Der Nuntius, ein stolzer, hitziger Mann, war aber darüber so aufgebracht, daß er sogleich umkehrte, und seinen Weg nach Rom nahm.

Auf

Auf die erste Nachricht von diesem Vorfall ließ Sixtus dem französischen Gesandten, Saint Eobard, andeuten, Rom und den Kirchenstaat in zwei Tagen zu verlassen. Heinrich war außer sich über diese Beleidigung; er rechtfertigte sich an allen Höfen, und fragte, ob eine höfliche Vorstellung an den Papst eine solche Begegnung verdient habe. Die Schuld fiel zuletzt auf den Gesandten, der die harten Aeußerungen des Sixtus über diesen Gegenstand, da es noch Zeit war dem Zwist vorzubeugen, seinem Hofe verschwiegen hatte, um einen Bruch zu vermeiden. Der Papst donnerte mit Drehungen umher, und ganz Frankreich war in Besorgniß. Die Sache wurde endlich beigelegt. Heinrich gab nach, er nahm den neuen Nuntius auf, und nun kehrte auch Saint Eobard wieder nach Rom zurück, wo er sich viel Achtung erworben hatte.

Man hatte in Frankreich ein Bündniß gegen den König Heinrich von Navarra und die immer sich mehrenden Protestanten gemacht. Nach dem ursprünglichen Entwurf sollten die päpstlichen Bannstrahlen dieß Bündniß durch ihren Glanz verherrlichen; allein der vorige Papst hatte ungeachtet der dringendsten Vorstellungen abgeschlagen, diese Waffen zu brauchen. Sixtus entschloß sich dazu ohne Bitten, und nun erschien

sind

eine Excommunication's-Bulle in so heftigen furchterlichen Ausdrücken, wie man noch keine zuvor gesehen hatte. Es hieß darin, daß der Papst vermöge der von Christo dem heiligen Peter und seinen Nachfolgern verliehenen Gewalt über alle Mächte der Welt erhoben wäre; daß diese Gewalt über die Menschen mit derjenigen, die Gott über die Engel hätte, verglichen werden könnte; vermöge derselben müßte er die Gesetze der Kirche in Aufsehn erhalten, alle die sich dagegen auflehnten, als Rebellen bestrafen, die Autorität ungehorsamer Fürsten vernichten, ihre Kronen zerbrechen, und sie als Gottlose von ihren Thronen versagen. Diesen gegen Heinrich und den Prinzen von Condé gerichteten Bann sprach Sixtus selbst aus im versammelten Consistorio, wobei er eine schwarze Nachpöle in Händen hielt. Er erklärte sie für Keger, beraubte sie, ihre Kinder und Nachkommen, aller ihrer Staaten und Besitztungen, erklärte sie aller Souverainität für unfähig, entband ihre Unterthanen vom dem geleisteten Eid, und untersagte ihnen allen fernern Gehorsam.

Dieser schreckliche Bannfluch weckte den guten Heinrich, der bis dahin zu sehr die Ruhe und die Vergnügungen geliebt hatte, aus seiner Schlafsucht. Er beklagte sich gegen den König

von Frankreich über den Schritt des Papstes, der eine Beleidigung aller Monarchen wäre, und zeigte ihm die Nothwendigkeit, ein solch Verfahren nicht gut zu heißen, wenn er anders auf seinem eignen Thron sicher seyn wollte. Die Vorstellung wirkte, und die Publication der Bulle wurde in Frankreich untersagt, so sehr auch der Nuntius und die eifrigen Katholiken darauf bestanden. Heinrich gab ferner eine Rechtfertigung heraus, worin er alle Verläumdungen der Katholiken widerlegte, und bat den König von Frankreich als seinen Lehnsherrn, damit das Blut unschuldiger Menschen erspart, und die Länder nicht verheert würden, um Erlaubniß, durch einen Kampf die große Streitfache zu endigen. Er erbot sich zu einem Zweikampf mit dem Herzog von Guise, als Haupt der Ligue, oder es sollten zehn von jedem Theil, auch noch mehrere mit einander kämpfen, und so durch ihren Sieg den Streit entscheiden. Diese Erklärung machte auf alle Aufbehaltenen großen Eindruck. Man fand Heinrichs Verfahren großmüthig; der Herzog von Guise aber wollte nicht die Sache der Religion zu der seinigen machen; auch besorgte er, und zwar mit Recht, daß selbst der Sieg der Verbündeten die Gesinnungen der Protestanten nicht umlenken würde.

Heinr.

Heinrichs edler Charakter hatte ihm in der ganzen Christenheit Freunde erworben. Er hatte deren eine Menge, selbst in Rom, die ihm mit solchem Eifer dienten, daß man eines Morgens in den vornehmsten Straßen, an allen Pallästen der Cardinäle, ja am Vatican selbst, eine Protestation gegen den Bannfluch in Heinrichs und Conde's Namen angeschlagen fand. Sie war so heftig wie die Bulle selbst. Eirtus wurde darin ein Mensch benannt, der sich für einen Papst hielt; der in Ansehung der ihm zur Last gelegten Regereien gelogen hätte, der mehr als sie ein Keger, ja selbst der Antichrist wäre, dem sie hiemit einen ewigen Krieg erklärten, entschlossen die Verleumdung, die er durch seine Bulle allen Monarchen angethan, an ihm durch die Waffen zu rächen. Sie erklärten fernerlich, daß sie ihn nicht für einen Papst erkannten, daß sie alle seine Anhänger für Feinde Gottes, des Staats, und der ganzen Christenheit hielten, und daß sie an eine künftige Kirchenversammlung appellirten.

Eirtus war weniger erkant über die Handlungsung, als über die Art wie sie, Trotz aller seiner Spione, so heimlich konnte ausgeführt werden. Anfangs war sein Stolz außerordentlich beleidigt, aber bald triumphirte sein großer Geist über diese Schwachheit. Er bewunderte laut Heins-

richs unternehmenden Charakter, der bey aller seiner Unmacht und in seiner kritischen Lage, dennoch Mittel gefunden hatte, ihn in einer so großen Entfernung seine Rache fühlen zu lassen. Von Stund an zeigte er für diesen Monarchen die größte Achtung, versagte den Verbündeten in Frankreich allen fernern Beistand, und erklärte oft, daß um Europa glücklich zu machen, es nur von drey Regenten beherrscht werden müßte, nemlich von Heinrich von Navarra, von der Englischen Elisabeth, und von Sixtus. Diese Hochachtung für Englands Königin überwand bey ihm alle andre Betrachtungen, und entstand zu eben der Zeit, da Elisabeth unaufhörlich beschäftigt war, den Bruch mit Rom ewig zu machen. Aber auch sie trennte den Papst von dem Regenten, und sprach nie von dem letztern, als mit Verwunderung.

Die Staatsgeschäfte wurden ungeachtet seiner ernsthaften Gemüthsart manchmal mit scherzhaften Scenen abgewechselt. Die Veranlassung dazu gab sein vieljähriges Tagebuch, worin alle Vorfälle seines Lebens aufgezeichnet waren. Er las es fleißig, und erinnerte sich dabey sowohl empfangener Wohlthaten und Veleidigungen, als erlebter Tiberheiten. Zur Zeit seines Abendsstandes in Macerata, wollte er einst ein Paar Schube

Schuhe kaufen. Er stritt mit dem Schuster lange um den Preis, wollte einige Groschen weniger geben, und versprach diese zu seiner Zeit zu bezahlen. Der Schuster sagte, vermuthlich wenn er Papst werden würde. Der Vater Felix erwiderte: „Ja wenn Ihr so lange warten wollt, aber dann sollt Ihr auch das Geld sammt den Zinsen bekommen.“ Der Schuster reichte ihm lächelnd die Schuhe hin. Felix schrieb seinen Namen ins Tagebuch und ging weg. Die Erinnerung an dieß Versprechen vermochte ihn an den Gouverneur von Macerata zu schreiben, den Schuster, wenn er noch lebte, von einem Polizeibeamten begleitet nach Rom zu schicken. Dreß geschah, und der erstaunte Schuster, der die Ursache dieses päpstlichen Befehls nicht begreifen konnte, machte die Reise voll bangter Erwartung, und langte zitternd im Vatican an. Sixtus ließ ihn vor sich kommen, und fragte ihn, ob er ihn je in Macerata gesehen habe? Die Antwort des alten Mannes, der bebend auf den Knien lag, war: Nein! „Was, sagte der Papst; erinnerst du dich nicht, mir ein Paar Schuhe verlanft zu haben?“ Der Schuster versicherte, daß dieser Umstand ihm ganz entfallen sei. „Wisse,“ erwiderte Sixtus, „daß ich dein Schuldner bin, und daß ich dich habe herkommen lassen, um meine Schuld zu bezahlen.“ Er erklärte ihm

nun den Vorfall, und entließ ihn. Sein Major Demo erhielt sofort Befehl, die versprochene Scheidemünze mit den Zinsen von vierzig Jahren her, dem Mann zu bezahlen, und das bey genau auf sein Betragen Acht zu geben. Der Schuster, der große Summen erwartete, konnte seinen Unwillen nicht bergen, als er den dritten Theil eines Römischen Thalers empfing, und sagte zu jedermann in ungemäßigten Ausdrücken, es wäre grausam, ihn deshalb zu einer so weiten Reise zu verleiten, die ihm zwanzig Thaler kostete, und ihn lebenslang ruiniren würde. Er war schon zur Stadt heraus, als Sirtus, der sich herzlich an der Erzählung belustigt hatte, ihn zurückrufen ließ, und ihn fragte, ob er einen Sohn hätte. Der Schuster bejahte die Frage, und nannte seinen Sohn, der ein dem Sirtus wohlbekannter Mönch vom Servitenorden war, und Verdienste besaß. Der Papst ließ diesen noch vor der Abreise des Vaters nach Rom kommen, und gab ihm ein kleines Bisthum im Königreich Neapel, worauf er seinen alten Gläubiger mit den Worten entließ: „Nun könnt ihr berechnen, ob ich euch meine Schuld sammt den Zinsen bezahlt habe.“

Es ist im zweyten Buch erzählt worden, daß Sirtus als Generalprokurator sich eiligst von dem
in

in Florenz versammelten Generallapitel entfernte, und aus Furcht auf seiner Reise nach Rom in Verhaft genommen zu werden, seinen Namen veränderte, und kein Franziskanerkloster berührte. Auf dieser Route übernachtete er in einem Augustinerkloster, dessen Prior, Namens Salviati, ihn sehr lieblich aufnahm, seine eigne Zelle mit ihm theilte, und mit Dienstbezeugungen überhäufte; da es dem Montalto damals an Geld fehlte, und dieser sich vier Römische Thaler auf eine Verschreibung ausbat, so erhielt er auch dieß Geld. Die Verschreibung aber war mit seinem falschen Namen unterzeichnet, und wurde nicht von ihm eingelöst, weil er diesen Umstand so wie seine Reiseroute nicht bekannt machen wollte. Jetzt aber befahl er dem General der Augustiner, den Pater Salviati, wenn er noch lebte, so gleich nach Rom zu senden. Salviati hatte damals einen großen Zwist mit seinem Bischof, der ihn auch aufs heftigste bey der Congregation der Cardinäle angeklagt hatte; er glaubte daher, daß der Befehl zur Erscheinung vor dem so gefürchteten Papst, diese Klage betraf. Dieß vermuthete auch der Ordensgeneral, der ihn deshalb durch vier Mönche, die ihn wie Häsher bewachten, nach Rom bringen ließ. Der Bischof freute sich schon zum voraus auf seine Bestrafung, und die Ordensbrüder, deren Rechte er versoch-

ten hatte, und die ihn liebten, betrauertem sein bevorstehendes Schicksal. Der General führte ihn selbst zum Papst, mußte sich aber sogleich entfernen. Kaum war Salvatori mit Sixtus allein, so bemühte er sich seine Unschuld zu vertheidigen. Der Papst, der nie etwas von diesem Zwiste gehört hatte, stellte sich doch ob er von allem unterrichtet wäre, und sagte: „Ihr, habt Unrecht Euch gegen Euren Bischof aufzu-
„lehnen. Indessen habe ich Euch wegen einer
„andern Sache herkommen lassen. Man hat
„Euch beschuldigt, daß Ihr mit den Einkünften
„Eures Klosters nicht gut umgegangen seid. Ihr
„sollt davon Rechnung ablegen. Aber erst will
„ich, daß Ihr es mir geistlich sollt.“

Salvatori hing an wieder aufzuleben, weil von dem bischöflichen Streite nicht die Rede war, und er im ökonomischen Fache keine Untersuchung scheute; denn diese mußte für ihn vorthellhaft ausfallen, weil er durch seine gute Wirtschaft die Einkünfte des Klosters vermehrt hatte. Er versicherte daher dem Papste, daß er sich der größten Strafe unterwürfe, wenn man ihm das geringste beweisen könnte. „Bedenkt wohl was
„Ihr sagt,“ erwiderte Sixtus mit ernstem Blick,
„denn ich habe Beweise in Händen.“ Salvatori blieb ruhig, da denn der Papst sagte: „Erinnert
„Ihr

„Ihr Euch nicht, daß Ihr als Prior im Jahr
 „1564 einem Franziskaner vier Thaler geborgt
 „habt? Nun frage ich Euch, ob Ihr nicht straf-
 „fällig seyd, so mit dem Gelde Eures Klosters
 „umzugehn?“ Salvatori erinnerte sich gleich des
 „Umstandes, war aber weit entfernt zu ahnen,
 „daß Sixtus dieser Franziskaner gewesen wäre;
 „er sagte daher: „Es ist wahr, heiliger Vater!
 „und ich würde ihm noch mehr gegeben haben,
 „wenn er es verlangt hätte, denn er schien mir
 „ein verdienstvoller würdiger Mann zu seyn. Ei-
 „der aber habe ich seitdem gefunden, daß er ein
 „Betrüger war.“ Der Papst lächelte und sagte:
 „Gebt Euch keine weitere Mühe ihn zu suchen,
 „denn Ihr werdet ihn nicht finden; aber er hat
 „mir den Auftrag gegeben, seine Schuld zu be-
 „zahlen, und Euch zu danken. Hoffentlich wer-
 „det Ihr also zufrieden seyn, mich zu Eurem
 „Schuldner zu haben.“ Nun fiel dem Salvatori
 „die Decke von den Augen, und wenn die Worte
 „des Papstes ihn mit Freude erfüllten, so war
 „er doch über den gebrauchten Ausdruck Betrü-
 „ger etwas besorgt. Sixtus ließ ihn jedoch nicht
 „lange in Unruhe, und sagte: „Es ist Zeit, daß
 „ich Euch meine Dankbarkeit bezeige, denn ich
 „bin eben der Vater, den Ihr so großmüthig be-
 „handelt habt; und da Ihr mich in Eure eigne
 „Zelle aufnahmt, so ist es billig, daß Ihr auch
 „iezt

„iezt ben mir wohnt.“ Er ertheilte auch sogleich deßhalb die nöthigen Befehle, und er mußte täglich an der Tafel seines Neffen speisen, bis der Papst Gelegenheit fand, ihm ein einträgliches Bisthum im Königreich Neapel zu geben. Die Wilsäule des Vasquins, die in Rom an Statt der Schmähschriften diente, und damals immer als redend vorgestellt wurde, sagte bey diesem Vorfall: Man habe jetzt für die Bisthümer den Preis aufgefunden, er betrüge gerade vier Thaler.

Diese Erwiderung guter Dienste und Wohlthaten zeigte er bey aller Gelegenheit, und bedauerte immer, wenn ihm der Tod zuvergesprochen war. In diesem Fall aber ließ er seine Dankbarkeit die nächsten Verwandten des Verstorbenen empfinden. Dagegen zeigte er keine Rache gegen seine alten Feinde; denn er sagte: „Wenn ich alle mir angethane Beleidigungen rächen wollte, so müßte ich den halben Franciscaner = Orden ausröthen.“

Die Jesuiten, die den vorigen Papst ganz beherrscht hatten, strengten alle Kräfte an, sich auch bey diesem einzuschmeicheln. Sie hingen sich deßhalb an den ältesten Neffen des Sixtus, einen Jüngling, der in der Geschwindigkeit gleich im ersten Jahre dieses heilwürdigen Pontificats

Carz

Cardinal geworden war, und so wie sein Enkel den Namen Montalto angenommen hatte. Ihr größter Wunsch war, dem Papst einen Reichsvater aus ihrem Orden zu geben. Der Cardinal Nefse wurde bald gewonnen, und that Sixtus diesen Antrag, erhielt aber zur Antwort: „Es wäre besser, wenn ich der Reichsvater der Jesuiten würde, als sie zu meinen Reichvätern zu machen.“ Er las einst auf ihr Ansuchen Messe in ihrer Hauptkirche, wo man ihn mit dem Lobe seines Vorfahren bedauerte, vielleicht um ihn durch diesen Beweis von Dankbarkeit zu vermögen, so wie er ein Wohlthäter ihres Ordens zu werden. Der Papst aber sagte: „Ihr betrügt Euch. Ich bin nicht Gregorius sondern Sixtus, und verspreche Euch so lange ich regiere, die Schwachheiten meines Vorgängers zu benutzen.“ Man zeigte ihm das Collegium und die Säle. „Zeigt mir lieber Eure Schätze,“ sagte Sixtus. Der Rector versicherte, sie wären noch nie so arm gewesen, wie jetzt. „Desto besser für Euch,“ erwiderte der Papst, je ärmer Ihr seyd, je brauchbarer werdet Ihr seyn.“

Die verfallenen herrlichen Denkmäler des alten Roms nach Möglichkeit wieder herzustellen, beschäftigte den Sixtus schon in den ersten Tagen seiner Regierung. Es lag seit Jahrhunderten

ten ein prächtiger Obelisk auf der Erde nahe bey der Peter-Kirche. Er war von einem seltenen mit Feuerflecken bezeichneten Egyptischen Marmor, 72 Fuß lang, und so wie alle Spitzsäulen dieser Art aus einem Stück gehauen. Necoceus, König von Egypten, ließ ihn, als Numa Pompilius, der zweite Römische König, regierte, in den Thebanischen Klüften verfertigen; folglich war er fast so alt, als Rom selbst, wohin er unter der Regierung des August nebst zwey und vierzig andern theils größern, theils kleinern, mit unsäglicher Mühe und Kosten gebracht und aufgestellt wurde. Schon viele Päpste, unter andern Julius II. Paul III. und Paul IV. hatten die Aufstellung dieser Prachtsäule gewünscht, allein die Schwierigkeiten der Unternehmung, die selbst viele Baumeister für unübersteiglich hielten, und die mit dem Versuch verbundenen großen Kosten, schreckten alle Päpste von dem Entwurf zurück. Sixtus aber, der das Schwere liebte, und seine Entwürfe fast nie ausgab, wies alle Gegenvorstellungen von sich; er bestand fest auf der Unternehmung, und Fontana, ein berühmter Baukünstler, übernahm die Ausführung.

Fontana, der durch eine päpstliche Bulle förmlich zum Transport dieses Obelisks bevollmächtigt wurde, brauchte mehr als ein Jahr, um dazu eine

eine von ihm erfundene künstliche Maschine fertig zu lassen; sie hatte vierzig Walzen, wovon jede von zwanzig starken Männern und zwanzig Pferden gezogen wurde. Außer diesen acht hundert Menschen und acht hundert Pferden, waren noch vier hundert Männer bestimmt, an Stricken zu ziehen, und gewisse andere Maschinen in Bewegung zu setzen, wozu zwei auf dem Giepfel des Vaticanus sitzende Männer die Signale gaben; der eine rief in eine Trompete, wenn man arbeiten, und der andere läutete mit einer Glocke, wenn man einhalten sollte.

Eine Menge Schaumünzen wurden unter dem Piedestal gelegt, theils den dem Papst, theils von den vornehmsten Römischen Familien und fremden Gesandten, die sämmtlich um die Erlaubniß baten. Sixtus ertheilte sie, jedoch mit der Bedingung, daß auf der einen Seite der Medaillen sein Bildniß seyn mußte. Auf den Schaumünzen der Gesandten sah man die Beherrscher Europens vor dem Papst auf den Knieen liegen. Die Höhe des Piedestals war sechs und dreißig Fuß, auf demselben lagen vier Löwen von vergoldetem Bronze, die ohne eine Befestigung die 72 Fuß hohe Säule trugen, auf deren Gipfel ein fünf Fuß hohes Kreuz von vergoldetem Bronze gepflanzt wurde. Im Innern dieses

dieses Kreuzes legte man ein Stück Holz von dem Kreuze Christi, und forderte die Gläubigen durch Indulgenzen zur Anbetung auf, die auch mit dem Anblick dieses Obelisks selbst aus der Ferne verbunden ward. Unter dem Kreuze standen mit goldenen Buchstaben folgende Worte: „Cirtus V. weihet dieses Denkmahl dem heiligsten Kreuze, „nachdem er es dem Andenken der Kaiser August und Liberius, denen es geweiht war, „entzogen hat.“ Auf den vier Seiten des Piedestals standen in lateinischer Sprache Wünsche und Gebete für die Erhaltung der Catholischen Kirche, verbunden mit Ausfällen auf die Heiden und ihre Götter. Auch wurde auf ausdrücklichen Befehl des Papstes unter diesen Inschriften eine abgesonderte zu Ehren des Fontana gesetzt. Die Aufstellung geschah am 10ten September 1586. Man hatte außer den dazu gehörigen Werkleuten noch neun hundert Arbeiter und fünf und vierzig Pferde genommen, und alles ging überaus glücklich von Statten. Die Apostolische Kammer hatte zu dem Kreuz und zu den Säulen das Metall geliefert, und überdies zu der Errichtung dieser Prachtstule 38000 Römische Thaler, eine für die damaligen Zeiten ungeheure Summe, hergegeben.

Ein anderer Obelisk lag unter der Erde bey der Kirche des heiligen Rochus, und war in
drey

dren Stücken gebrochen. Cirtus ließ ihn ausgraben, sodann wurde er künstlich zusammengefügt, und von dem Baumeister Fontana vor der Kirche Maria Maggiore aufgestellt. Seine Größe war zween und vierzig Fuß. Er hatte nebst noch einem andern von gleicher Größe das Mausoleum des Augustus gezier., und beide prunkten am Eingange jenes erlaunungswürdigen Denkmahls von Kunst und Pracht, neben nur noch sehr wenig Spuren übrig sind.

Noch ein anderer Obelisk mit Hieroglyphen, oder Egyptischer Bilderschrift bedeckt, wurde aus den Ruinen des großen Circus ausgegraben, und auf dem Platz del Popolo aufgestellt. Er war acht und achtzig Fuß hoch, und wurde vom Kaiser August nach einer noch lesbaren Inschrift der Sonne geweiht. Fontana bediente sich bey dessen Errichtung mehr einfacher Maschinen, als bey der ersten Unternehmung dieser Art.

Auch der größte Obelisk von allen, die man je nach Rom gebracht hatte, wurde aus den Trümmern des großen Circus hervorgezogen. Dieser ungeheure Stein, ebenfalls mit eingegrabenen Hieroglyphen bedeckt, lag in mehreren Stücken zerbrochen tief in der Erde. Nach der Zusammensetzung wurde er vor der Lateran-Kirche aufgestellt. Seine Höhe war außer dem Pselement

Stemmt hundert und zwölft Fuß, und seine Breite im untern Theil zehnmal Fuß. Der Kayser Constant, Sohn des Constantins, ließ diese Prachtssäule aus Ober-Egypten hohlen, und auf dem Nil nach Alexandria transportiren. Er hatte sie anfangs für Constantinopel bestimmt, änderte aber seinen Entschluß, und ließ sie nach Rom bringen. Der Transport geschah auf einem ungeheuren ausdrücklich dazu erbauten Schiffe, das auf der Tiber einen solchen Raum einnahm, daß der Fluß aus seinen Ufern zu treten drohte.

So groß auch die Kosten des diesen Unternehmungen waren, so setzte doch Sixtus seinen Bau-Entwürfen kein Ziel. Er ließ in der Kirche Maria Magiere eine überaus prächtige Capelle bauen, dergleichen ein herrliches Grabmahl zum Andenken seines Wohltäters Pius V. dessen Leichnam mit großem Gepränge hieher gebracht wurde; auch ließ er hier sein eigen Grabmahl errichten. Die Lateran-Kirche wurde verschönert, und das große Portal mit einer durch kostbare Malereien verzierten Gallerie versehen, von welcher die Päpste noch heut zu Tage an gewissen Festen den Segen geben. Neben der Kirche ließ er einen ungeheuren Pallast bauen, dessen Bestimmung war, großen Rom besuchenden Fürsten und Cardinlen ihren Wohnort anzuweisen.

Um

Um ihn in seiner Pracht zu erhalten, so bestimimte er durch ein Gesetz, daß alle Päpste zwey Monathe im Jahr darin residiren sollten; ein Gesetz, das jedoch nach seinem Tode gar nicht befolgt wurde.

Die sogenannte heilige Treppe, von welcher die Legende sagt, daß sie zu dem Pallast des Pontius Pilatus in Jerusalem gehörte, und daß Christus sie mit Blut und Thränen benetzt habe, stand mitten unter Trümmern, hatte keinen schicklichen Zugang, und überhaupt nichts auszeichnendes, um die Verehrung einer solchen Reliquie ins Licht zu setzen. Für diese Treppe wurde jetzt ein isolirtes prächtiges mit Mahlereyen reichlich versehenes Gebäude errichtet, und mit der Ersteigung der acht und zwanzig Stufen, die nicht mit den Füßen, sondern mit den Knien geschehn mußte, wurde großer Ablass verbunden.

Die berühmte Trajanische Säule, diese costallischen Annalen antiker Gebräuche und Alterthümlicher Kunst, worauf die Thaten des Kaisers Trajan und seine Siege über die Parther und Dacier in großen Figuren von halberhobener Arbeit in Schneckenlinien dargestellt wurden, diese Säule war auf ihrer Spitze durch die Raubsucht aller Zierrathen entbloßt worden.

R

Ein

Ein gleiches war auch mit der Antoninischen Säule geschehn, ein eben so erstaunungswürdiges Denkmahl als die Trajanische, obgleich von minderer Schönheit. Der Kayser Marc Aurel hatte sie seinem Schwiegervater Antonin zu Ehren errichtet, und die Siege über die Marcomanen darauf anbauen lassen. Sixtus ließ beide Säulen, die durch den Zahn der Zeit viel gelitten hatten, ausbessern, und die Spigen mit Colossalischen Bildsäulen von verguldetem Bronze zieren. Es waren die Statuen der Heiligen Peter und Paul. Der Standplatz der erstern war die Trajanische, und der letztern die Antoninische Säule, und nun wurden diese außerordentlichen für heidnische Kayser errichteten, und mit Schlachtzügen bezeichneten Trophäen, den beiden christlichen Aposteln geweiht.

Es befanden sich in den Säulern Constantins zwei Pferde nebst ihren Führern, alle von Marmor, Werke von großer Kunst, die man den beiden hochberühmten Griechischen Bildhauern, Phidias und Praxiteles, zuschreibt. Die eine Gruppe war ein Geschenk, das Tiridates, König von Armenien, dem Kayser Nero machte, der sie in dem vergoldeten Theater des Pompejus aufstellen ließ; nachher zierte Constantia damit seine Säule, wohin auch die andre Gruppe gebracht

bracht wurde. Sixtus ließ sie ankessern, und nach dem Quirinalischen Berge bringen. Hier befand sich der alte päpstliche Palast, Monte Cavallo. Da dieser aber nicht der Größe eines Papstes angemessen war, so ließ Sixtus einen andern daraufschießenden Palast bauen, mit welchem eine prächtige Caserne für seine zwey hundert Mann starke Schweizerwache verbunden war. Es fehlte diesem Berge, der die gesündeste Luft in Rom hat, und daher immer der liebste Wohnung der Päpste war, an Wasser. Dieß Bedürfnis dahin zu leiten, hatte den Römern ummöglich geschehen. Sixtus unternahm es, und in achtzehn Monathen war das Werk zu Stande, nachdem damit gewöhnlich zwey tausend, an manchen Tagen auch drey bis vier tausend Arbeiter beschäftigt gewesen waren. Die Wasserleitung war zwey und zwanzig Italienische Meilen lang, und ergoß sich in Rom in ein prächtiges Bassin nahe bey den Bädern des Diocletian. Er ließ ferner an dem Ufer der Tiber ein großes Hospital für Kranke und Gebrechliche bauen, das noch jetzt vorhanden ist, und reichlich mit Almosen versehen wird.

Nun kam die Reihe auch an den Vatican, der ihm nicht groß genug war. Fontana mußte mit demselben einen weitläufigen prächtigen

R 2 Pal

Pallast verbinden, da denn das Ganze das ausgedehnteste Gebäude in der Welt wurde. Die herrlichste Treppe in Europa *) führte aus dem Pallast zur Peters-Kirche. Er ließ den sehr zierlichen Thurm von Belvedere, zum Vatican gehörig, der ganz verfallen war, wieder herstellen; ein gleiches that er mit den schönen Kirchen der heiligen Sabina und des heiligen Hieronymus. Vorzüglich aber war von allen Bauunternehmungen die Peters-Kirche sein Augenmerk. Schon viele große Baumeister hatten den Entwurf einer ungeheuren der Größe des Gebäudes angemessenen Kuppel durchdacht; schon viele Päpste hatten die Ausführung gewünscht, allein kein Bauführer hatte sie unternehmen wollen. Sixtus fand endlich diesen Künstler in der Person des unsterblichen Michaels Angelo Buonarrotti, der durch den großen Geist und die Beharrlichkeit des Papstes ermuntert wurde, und so ward dieß erstaunungswürdige Werk angefangen.

Seine wohlthätige Pracht schränkte sich jedoch nicht allein auf Rom ein, sondern der ganz

*) Diesen und andern hier angeführten Werken der Kunst, theilweis noch vorhanden und wohl erhalten, hat der Verfasser in seiner Skizze von Italien seine tiefe Bewunderung gezeigt.

ganze Kirchenstaat genoss dieser großen Vortheile, durch Aufführung von Gebäuden, durch Anlegung von Wasserleitungen, Brücken und Landstraßen, durch Errichtungen von Schulen, von Hospitiern, und andern Wohlthaten. Voretto war damals, ungeachtet des dort befindlichen heiligen Hauses, ein schlechter Flecken; Eirtus verwandelte ihn in eine zierliche Stadt. Ein gleiches that er mit dem Flecken Montalto, seinem Geburtsort, der vergrößert, verschönert, mit Mäurern versehen, und zu einem Bischofthum erhoben wurde. Um das Erdreich bey Rom fruchtbarer und die Luft erfrischender zu machen, und den innern Handel zu befördern, beschloß Eirtus, dem Fluß Teverone mit der Tiber zu vereinigen. Es fanden sich jedoch dabey solche Schwierigkeiten, daß dieß so nützliche Vorhaben aufgegeben werden mußte.

Bei allen diesen großen Entwürfen und Unternehmungen, bey der Mischung in alle Europäische Handel, bald als Oberhaupt der Kirche, bald als weltlicher Regent, dachte der rastlose Papst immer noch an Eroberungen. Er wollte den Degen des heiligen Pauls mit den Schlüsseln des heiligen Peters vereinigen, und errichtete deshalb eine Miliz, die in Bataillone eingetheilt wurde. Alle päpstliche Unterthanen, die fähig

R 3

waren,

waren, die Waffen zu tragen, wurden aufgezeichnet. Da der heimliche Entwurf des Papstes auf Neapel ging, so wurden eine Anzahl an den Gränzen dieses Königreichs liegender Städte befestigt, unter dem Vorwande, die Einwohner zu verhindern, die Ruhe ihrer Nachbarn zu stören. Diese Befestigungen geschahen mit Ripa tranjera, Esperia, Ncoli, und Nieri. Alle kleine Feste in der Gegend von Rom wurden für nachtheilig gehalten, und niedgerissen, dagegen die Festungswerke von Frosinone und Agnone mit desto größerer Sorgfalt vermehrt. Auch vernachlässigte er die Marine nicht. Vor allen Dingen hatte Civita Vecchia, der vornehmste Hafen des päpstlichen Gebiets, eine Wasserleitung nöthig, die Sixtus auch sogleich anlegen ließ. Es wurden geschickte Schiffsbaumeister aus Venedig verschrieben, die zehn große überaus schöne Galeeren bauten.

Die Unterhaltung dieser Seemacht erforderte gewisse Fonds, welche festzusetzen er eine Congregation von Cardinälen zusammen berief; allein nur diejenigen wurden dazu genommen, die gehörne Unterthanen des Papstes waren. Die andern Cardinäle, über diese Ausschließung äußerst aufgebracht, baten den Cardinal von Medicis, ihre Klagen und Beschwerden Sixtus vorzutragen. Dieser Cardinal brauchte alle Behutsamkeit bey seinen

seinen Vorstellungen, die sich darauf gründeten, daß die im Auslande geberne Cardinäle, eben sowohl wie die inländischen, Fürsten der Kirche wären. Sirtus antwortete: „Ich bin gern zufrieden, daß Sie und Ihre Mitbrüder sich Fürsten der Kirche nennen, nur nicht Fürsten in meinem Staat.“ Medicis, der sich bey dieser Antwort kaum zu mäßigen vermachte, versetzte: „Wenn dieß der Fall ist, heiliger Vater, so ist es am besten, daß wir andern Cardinäle Rom verlassen, und nach Hause reisen.“ Sirtus erwiederte: „Das thun Sie. Gott geleite und erhalte Sie auf Ihrer Reise.“ Der Cardinal wollte noch den nehmlichen Tag abreisen, allein die andern mißvergünstigten Cardinäle beschwuren ihn, zu bleiben, weil man durch Troß nichts bey dem so entschlossenen Papst gewönne, und sie selbst in der Entfernung die Folgen seines Unwillens nur zu sehr empfinden würden. Bald nachher starb der Großherzog von Toscana, Franciscus von Medicis; sein Bruder Ferdinand, eben der jetzt erwähnte Cardinal, war sein nächster Erbe, der auch die Regierung dieses Staats sogleich antrat, die Priesterkleidung ablegte, sich mit einer Lothringischen Prinzessin vermählte, und den Cardinalsstuhl zurücksandte.

Die Galeeren wurden auf Kosten der Provinzen und der vornehmsten Städte des Kirchen-

staats gebaut, und auch von ihnen unterhalten. Die jährlich dazu erforderlichen Kosten berechnete man auf 90,000 Römische Thaler, wozu die Stadt Rom allein 12,000 Thaler beysteuern mußte. Selbst die Cleriken wurde nicht verschont, und mußte dazu auch 12,000 Römische Thaler beysteuern. Diese Zursüßungen erregten großes Aufsehn. Besonders waren die Spanier in Unruhe, die es sehr gereuete, Sixtus zur päpstlichen Würde verbolfsen zu haben. Man war jedoch so unverfichtig, den Herzog von Esfona, der vier Jahre lang als Vice-König mit vieler Klugheit Neapel regiert hatte, zurücksurufen, und seine Stelle dem Grafen von Miranda, einem bigotten schwachen Manne, zu übertragen.

Indessen langten von Zeit zu Zeit unangenehme Nachrichten von den Fortschritten der Reformation in Rom an. Die Catholischen Schweizer-Cantons schickten Abgeordnete an den Papst, um ihm ihre traurige Lage und die zunehmende Macht der Protestantischen Schweizer zu melden. Die Waffen der Protestanten waren auch am Rhein glücklich gewesen, und nur in Flandern hemmten die Kriegstalente des großen Spanischen Feldherrn, Alexander Farnese, den Lauf ihrer Siege. Sixtus schickte ihm zur Be-

lohn

lohnung seiner Tapferkeit gegen die Keker, einen geweihten Huth und Degen, ein Geschenk, das auch in diesem Jahrhundert die beiden Heerführer, Engen und Daun, wegen ihrer Siege gegen die Türken und Preußen erhalten haben. Die Cereemonie dieser geweihten Sachen geschah im spanischen Lager, wobei die ganze Armee auf den Knieen liegend die Gesundheit des Papstes unter dem Donner aller Kanonen und dem Schall der Kriegsmusik trank.

Um den Catholiken in der Schweiz durch sein Ansehen zu Hülfe zu kommen, schickte Sixtus den Prälaten Santerio, einen sehr klugen Mann, als Nuntius dahin, der auch durch seine tiefe Politik einige Cantons dem päpstlichen Hofe erhielt. Er vermochte die Catholiken zu einem Bunde unter sich, und zu einer ewigen Allianz mit dem Römischen Stuhl, für dessen Wohlfahrt sie ihr ganzes Eigenthum, und ihr und ihrer Kinder Leben weiheten. Dieß schwuren sie auf den Knieen vor dem Altar in die Hände des Nuntius, der hier eine Nuntiaturs, oder päpstlichen Gerichtshof, gründete, ein Tribunal, das sich noch bis auf diesen Tag erhalten hat. Santerio ging jedoch in seinem Eifer zu weit; er ließ einen Priester selbst aus dem protestantischen Gebiet holen. Es geschahen Repressalien; die Erbitterung

war überaus groß, und man hielt Versammlungen, worin über Angriff und Vertheidigung berathschlagt wurde. Der Nuntius verlangte Verhaltungsbefehle vom Papst, dessen Antwort aber zeigte, daß dieser große Regent bei aller seiner Hefigkeit und den hohen Begriffen seiner Macht, dennoch den Grad ihrer Wirkung genau kannte, und nicht jede Kühnheit zu Verbaftung seiner Rechte gut hieß. Die Worte in seinem eigenhändigen Schreiben waren: „Ich habe Euch nach der „Schweiz geschickt, nicht um die dortigen Angelegenheiten zu verwirren, sondern um den Frieden zu erhalten; um den Catholiken Ruhe zu verschaffen; nicht aber die Protestanten dahin zu bringen, sich gegen sie zu waffnen. Meine Absicht war, daß Ihr an der Bekehrung dieser arbeiten, und für die Sicherheit und Erhaltung der andern sorgen solltet. Ihr wißt, nichts ist so delicat und gebrechlich, als die Ehre und das Interesse einer Gerichtsbarkeit, und daß man solche Dinge mit vieler Klugheit behandeln muß. Aufruhr und Zwietracht sind den Catholiken so gefährlich; als sie den Protestanten vortheilhaft sind: deßhalb müßt Ihr diesen Uebeln aus allen Kräften vorzubeugen suchen. Es würde freulich nicht wohlgethan seyn, den Kezern etwas einzuräumen; aber man muß ihnen auch nichts nehmen, wegen der verdrüßlichen Folgen,

„Folgen, und ich empfehle Euch fürs Künftige
 „Vorsicht sowohl wegen meiner Ruhe, als we-
 „gen der Eurigen.“ Er schlug auch dem Herzog
 von Savoyen die Bitte ab, ihm durch seine
 Unterstützung die Stadt Geneva wieder zu ver-
 schaffen.

Der Papst sann auf alles, was seine Würde
 in den Augen der Menschen erheben konnte;
 daher wollte er, daß seine Gesandten an den Hö-
 fen nicht in gemietheten Häusern wohnen, und
 dadurch der Willkür der Eigenthümer ausge-
 setzt seyn sollten. Er wünschte in jeder Europäischen
 Hauptstadt einen eignen Pallast zu haben.
 Der Senat von Venedig both dazu gleich groß-
 müthig die Hand, da das Vernehmen zwischen
 der Republik und dem Papst zu jedermanns Er-
 staunen, sehr gut war. Man hatte erwartet,
 daß die so selten unterbrochenen Streitigkeiten
 der Venerianer mit den Oberhäuptern der Kir-
 che wegen der Gränzen ihrer beiderseitigen Macht
 bey diesem Papst den höchsten Gipfel erreichen
 würden. Allein es schien, daß da beyde Theile
 einander kannten, sie sich hochschätzten; vielleicht
 auch aus kluger Vorsicht, allen Zwist zu vermei-
 den, der nach den gleich beharrsamten Grund-
 sätzen sowohl des Papstes als des Senats noth-
 wendig zu Extremitäten hätte führen müssen.

Jetzt

Jetzt also, da von eignen Gesandtschaften wehnen-
gen die Rede war, schenkte der Senat dem heil-
igen Stuhl einen schönen und großen Pallast,
wehin der Nuntius mit vielen Ceremonien ge-
führt wurde; in dem Schenkungsbrief standen
die Worte, daß dieser Pallast von jezo an kei-
nen andern Herrn als den Papst erkenne. Sir-
tus wollte in Großmuth nicht zurückbleiben, und
schenkte auch den Venetianern einen Pallast in
Rom, der einer der geräumigsten in Europa ist,
und noch jezo unter der Benennung der Pallast
des heiligen Marcus von den Gesandten
der Republik bewohnt wird. Dieß Beispiel blieb
jedoch ohne Nachfolge, und Sirtus selbst änderte
seine Meinung, aus Besorgniß eine zu große An-
zahl unabhängiger Völker in den Ringmauern
seiner Stadt zu haben, deren Sicherheit und ge-
naue Aufsicht immer sein Hauptaugenmerk
blieb. Man sah daher von Zeit zu Zeit damit
verbundene merkwürdige Scenen.

Ein junger Spanischer Edelmann war unter
der Führung seines Onkels, eines berühmten
Abbeys, nach Rom gekommen. Die Begier-
de den Papst zu sehn, verursachte, daß er sich ei-
nes Tages in der Capelle mit Lebhaftigkeit her-
vordrängte, und dafür von einem Schweizer
mit der Hellebarde einen Schlag empfing. Der
Span

Spanier schwur sich zu rächen, suchte den Schweizer auf, und fand ihn in der Peterskirche vor einem Altar kniend. Der Durst nach Rache bemächtigte sich seiner Seele; er ergriff einen am nächsten Pfeiler angelehnten Pilgerstab, und versetzte damit dem Schweizer einen solchen Schlag auf den Kopf, daß dieser todt zur Erde stürzte. Der Mörder hoffte sich in den Pallast des Spanischen Gesandten zu retten; er wurde aber im Fliehen erhascht. Sirtus war vor Zorn außer sich, er rief aus: „Ein solcher Mord geschieht in der Kirche, und zwar unter der Regierung des Papst Sirtus. Es gibt also noch Menschen, die seine Gerechtigkeitsliebe nicht kennen. Nun wohl! Ich will davon ein so schleuniges und schreckbares Beispiel geben, daß niemand mehr daran zweifeln soll.“ Sod gleich ließ er den Gouverneur von Rom kommen, der ihm meldete, daß die Befehle zum Criminalproceß bereits gegeben wären. Der Papst sagte, bey dem gegenwärtigen Verbrechen wären alle Formalitäten überflüssig; der Gouverneur hingegen bemühte sich sie zu vertheidigen, da besonders die Sache einen unter dem Schutz des Spanischen Gesandten stehenden Edelmann beträfe. Sirtus erwiederte: „Macht so viel Untersuchungen wie Ihr wollt, wenn nur der Verbrecher gehängt wird, „ehe ich mich zur Tafel setze, und dieß wird heute „zeitig

„zeitig geschehn, weil ich viel Appetit habe.“ Er ließ den erschauerten Gouverneur nicht zu Worten kommen, sondern befahl unverzüglich einen Galgen vor seinem Fenster zu errichten, weil er selbst Augenzeuge der Hinrichtung seyn wollte. Der Spanische Gesandte und vier Cardinale dieser Nation eilten zum Papst, nicht, um die Vergnabigung des Verbrechers zu erslehn, sondern nur um die Abänderung der Todesstrafe; sie wünschten für die Ehre der Familie und der Nation überhaupt an Statt des Hängens eine Enthauptung. Eirtus aber verwarf die Bitte, und sagte: „Ein solch Verbrechen verdient durchaus „den Strick, und ich würde mich selbst entehren, „wenn ich Euer Begehren erfüllte. Um jedoch „die Schande der Familie etwas zu schwächen, „so will ich die Hinrichtung selbst mit ansehen.“ Hieben blieb es. Er verließ das Fenster nicht eher, bis der Unglückliche erwürgt war, und nun setzte er sich zur Tafel mit der Aeußerung, daß die vollzogene Justiz seinen Appetit vermehrt habe. Pasquin scherzte darüber sehr bitter. Man setzte vor dieser Wildsäule eine Schale gefüllt mit Ketten, Ketten, Galgen und Rädern, und auf die Frage des Marforio, wo er hinginge, sagte Pasquin: „Ich bringe dem Papst ein Ragout, „um ihn Appetit zu machen.“ Eine Hinrichtung fünf Stunden nach begangnem Verbrechen war
in

In Rom ohne Beispiel, und machte einen gewaltigen Eindruck. Alle fremde Minister empfahlen ihren Bedienten strenge Ordnung mit dem Bedenken, sie sogleich ohne Schutz der grausamen Justiz zu überlassen, und Eirtus drückte diesem Schrecken das Siegel auf, durch den Befehl an die Hüfcher, daß wenn ein Verbrecher sich in den Pallast eines Cardinals flüchten sollte, ihn auch von da herauszuholen.

Eirtus verlachte die auf ihn gemachten Pasquille, weil sie gewöhnlich seine Strenge, seine Unbiegsamkeit und seinen Stolz betrafen. Ein Pasquillant aber ging weiter; er hing dem Pasquin ein schmutziges Hemd um, und auf Befragen des Marforio, warum er in einem solchen Aufzuge erschiene, antwortete der andere: „Weil meine Wäscherin eine Prinzessin geworden ist.“ Dieß war eine rauhe Anspielung auf die Camilla, die Schwester des Eirtus, die sich mit Wäschen ernährt hatte. Der Papst wurde dadurch so beleidigt, daß er genaue Untersuchung wegen des Verfassers anstellen ließ, und da man nichts erfuh, ließ er bey Trompetenschall bekannt machen, daß er dem Pasquillanten, wenn er sich selbst angäbe, Leben und Freyheit nebst 2000 Zechinen schenken wollte; geschähe diese Entdeckung aber durch einen andern, so sollte der Pasquillant gehan-

gehalten, und der Angeber die 2000 Zechinen erhalten. Der Verfasser hatte nichts zu befürchten; denn niemand wußte sein Geheimniß. Die Belohnung aber verbunden mit Leben und Freiheit reizten ihn, sich selbst anzugeben, da er überzeugt war, Sirtus, der nie sein Wort gebrochen, würde es auch ihm halten. Er begab sich zum Papst, der über das verräthene Geständniß erstaunte, ihm aber gleich seine Freiheit zusicherte, und die versprochene Summe auszahlen ließ. Sodann ließ er ihn wieder kommen und sagte: „Ihr seht, wie genau ich mein Versprechen erfülle.“ „Ja. Das Geld ist in euren Händen, und ihr seid frey. Damit ihr aber künftig verhindert werdet, dergleichen Schwähungen, weder zu schreiben noch mündlich auszusprechen, so sollen euch die Hände abgehauen, und die Zunge ausgeschitten werden.“ Diese Sentenz wurde auch sogleich vollzogen.

Ein Dichter, Namens Matera, aus Neapel gebürtig, lebte in Rom, und zählte unter seine vielen Beschützer auch den Cardinal Montalto, dem er ein Gedicht auf die Ordnung des Papstes zugeweiht hatte. Matera, um sich an einem Advocaten zu rächen, der sein Feind war, verfertigte ein Sennet, worin die Frau seines Gegners, eine Person von unbescholtenem Ruf mit einem schändlichen

lichen Namen belegt wurde. Der Advocat, Namens Fontana, brachte das Sennet dem Papst, der den Dichter sofort in Verhaft nehmen, und vor sich bringen ließ. Auf die Frage, was ihn zu dieser Beschwörung einer rechtschaffenen Frau veranlaßt habe, entschuldigte er sich bloß mit der poetischen Freyheit, die man zu allen Zeiten Dichtern und Malern eingeräumt hätte, dabey versicherte er, daß er nur allein um des Reims willen, und um seinen Versen eine gewisse Harmonie zu geben, die Worte Fontana und Putana in Verbindung gebracht hätte. Sixtus sagte, er wollte sich auch der poetischen Freyheit bedienen, und machte aus dem Siegreis einen Vers, der den Dichter zu den Galeeren verdamme, wobey er versicherte, daß ihn bey den Worten Matera und Galera bloß der Reim gelei- tet hätte.

Es wurde in Rom ein Generalkapitel vom Franciscanerorden gehalten; der Papst selbst war bey einer Sitzung gegenwärtig, und speisete auch in Refektorium mit den Mönchen, die bey dieser freyen Gelegenheit vom Stillschweigen bey Tische losgesprochen wurden, wobey man auch auf das Wohl des Ordens trank. Er überließ ihnen die freye Wahl eines Generals; indessen befreumdete es ihn doch, daß man ihn nicht wenigstens des Wohl-

Wohlstandes halber um seine Meinung wegen des zu wählenden Oberhauptes befragte. Er sagte aber nichts, und da sein Nefse dieß grobe Versehen auf die mangelnde Weltkenntniß der Ordensbrüder schob, sagte Cirtus: „Es ist nicht werst heute, daß ich erfahre, was man von Mönchen zu erwarten hat.“ Er befahl, daß nach geendigtem Capitel alle diese Mönche in Procession zu ihm kommen sollten, um ihm die Füße zu küssen, woben er einem jeden erlaubte, sich eine Gnade auszubitten. Diese päpstliche Günst wurde ihnen den Tag zuvor bekannt gemacht, damit sie sich sämtlich vorbereiten könnten. Die Freude dieser Franciscaner war unaussprechlich, und ein jeder pries seinen Glückstern, der ihn zu diesem Capitel geführt hatte. Die andern Mönchsorden zeigten ihren Meid; ja selbst die Cardinäle, denen die Wohlthaten des Papstes sehr sparsam zufließen, sprachen zum voraus von unzeitiger Frengelbigkeit. Nur allein Rusticucci, der den Papst besser kannte, sagte, daß man das Ende des Tages abwarten müsse.

Cirtus saß auf seinem Thron und neben ihm stand ein Secretair, der den Namen und die Bitte eines jeden Franciscaners, so wie er sich absondert von seinen Brüdern zum Fußfuß darstellte, aufschreiben mußte. Der General war der erste,

erste, und bat bloß um den päpstlichen Schutz. Ihm folgten die andern größtentheils mit wunderlichen oder ausschweifenden Bitten. Der eine, bekannt als ein Erzzänker und unruhiger Kopf, verlangte ein päpstliches Breve, wodurch allen Mönchen bey Strafe der Excommunication verboten würde, mit ihm zu streiten. Ein andrer verlangte zwey Zellen im Kloster zu haben, worin er machen könnte was er wollte, ohne hier von irgend einem Ebern, ja nicht einmal vom Papst abzuhängen; an andern Orten des Klosters wollte er sich den Ordensregeln unterwerfen. Ein Vaccalaureus von Bologna verlangte ein Breve, um in allen sowohl Pfarr- als Klosterkirchen zu jeder Stunde ohne alle Erlaubniß der Ebern predigen zu dürfen; wobey die eingesammelten Gelder ganz zu seiner Disposition seyn sollten. Der Vater Peppa, Provinzial im Königreich Neapel, ein Mann aus einem vornehmen Hause, bat den Papst um die Ehre der Vereinigung seiner Familie mit der Familie Peretti. „Ich habe nichts dawider,“ sagte der Papst, „aber erst muß ich wissen, von welchem Stande Ihr seyd.“ „Heiliger Vater,“ antwortete Peppa, „meine Familie ist Gott sey Dank, eine der ältesten und reichsten im Königreich Neapel.“ „Desto schlechter für Eure Absicht,“ erwiederte Sixtus, „denn wie kann ein reicher und vornehmer Edelmann

S 2

„wie

„wie Ihr seyd, mit einem armen Schweinhirten
 „in Verbindung treten? Wollt Ihr's aber doch,
 „so bin ich es auch zufrieden, aber mit der Be-
 „dingung, daß Ihr Eure Mönchskleidung ablegt,
 „ausß Feld geht und die Schweine hütet, so wie
 „ich in meiner Jugend gethan habe.“ Der bes-
 stürzte Provinzial entfernte sich eiligst. Ein Dok-
 tor der Theologie aus Spoleto, Namens Zarco,
 hath daß sein Kloster in eine Abtey verwaandelt
 werden möchte; von dieser Abtey sollte seine Fas-
 millie das Patrenarecht haben, und niemand dar-
 ein aufgenommen werden, der nicht drey Jahre
 lang bey einem seiner Verwandten gedient hätte;
 dabey verlangte er auch ansehnliche Einkünfte.
 Sixtus lächelte und sagte: „Man wird nicht un-
 „terlassen, Euch Klöster zu geben, um nach dem
 „Patrenarechte die Narren einzusperren.“ Ein
 anderer Neapolitaner näherte sich dem Ohr des
 Papstes und trug ihm sein Anliegen im Stillen
 vor; es betraf die Erlaubniß den Mönchshabit
 abzulegen und heyrathen zu dürfen, wo nicht,
 ihm eine Beschläferin zu gestatten. Ein 77jäh-
 riger Greis, der schon sieben Generalkapiteln be-
 gewohnt hatte, erregte durch seine Naivität das
 Lächeln des Papstes und aller Anwesenden. Er
 sagte, daß er sich vom heiligen Vater zwar die
 Gnade ausbitten wollte, noch zehn Jahr zu le-
 ben; da dieß aber nicht in seiner Macht stünde,

so blte er bloß um Indulgenzen auf seinem Todes-
bette, das nicht mehr entfernt wäre. Cirtus
rieth ihm, den Tod ohne Furcht und ohne Unge-
duld zu erwarten.

Die Thorheit der Mönche bey ihren Bitten
war ohne Gränzen. Einige wollten Provinziale
werden, und es Lebenslang bleiben; andre be-
geherten Geld, um sich Wohnungen nach ihrer
Phantasie zu bauen; andre batben um Pensionen
von hundert, zweyhundert, auch dreyhundert Ab-
mischen Thalern. Einige verlangten Abteyen,
andre Bisstümer, Erzbisstümer, ja selbst die
Cardinalwürde. Manche batben um Bisstüm-
mer, die noch nicht erledigt waren. Ein junger
Mönch wünschte Major Domo des heiligen Vols-
lastes, das ist Hofmarschall des Papstes zu wer-
den. Eine große Anzahl begnädte sich bloß mit
der Bitte, das Kloster verlassen zu dürfen. Ei-
ner der lezten Bittenden war ein alter dienender
Bruder, aus dem Kloster der heiligen Apostel,
wo Cirtus selbst gewohnt hatte. Dieser Mann,
den der Papsst sehr gut kannte, war dreyßig Jahr
Klosterkoch gewesen, und da nun die Reihe an
ihn kam, eine Gnade zu erslehn, so bath er um
einen Springbrunnen für sein Kloster, das an
Wasser großen Mangel litt, woben er sich auf
Cirtus eigne Erfahrung berief, der selbst diesen

Mangel empfunden hätte. Nachdem nun sämtliche Mönche, sechshundert an der Zahl, ihr Anliegen vorgetragen hatten, so wurden alle in einen großen Saal gerufen, wo ihnen der Papst folgende Anrede hielt: „Wenn Eure Wünsche meiner guten Absicht entsprechen hätten, so würde ich sie mit Vergnügen erfüllt haben, Euer thörichtes Verlangen aber legt mir die Pflicht auf, Euch insgesammt Eure Bitten abzuschlagen. Ich erwartete, daß Ihr Eures eigenen Interesses uneingedenk, nur das Beste der Religion und Eures Ordens vor Augen haben würdet. Eure Habsucht aber hat mir die Hände verschlossen, und ich würde glauben eine große Sünde zu begehn, wenn ich Eure Begierden durch meine Wohlthaten nähren wollte.“ Hiermit entließ er sie beschämt. Nur allein den Bruder des Klosterschloß rief er zu sich, um ihm zu danken, daß er ihn an eine nützliche Sache erinnert habe. Er begab sich dem folgenden Tag selbst in Begleitung eines Baumeisters nach dem Kloster, in dessen Mitte er einen sehr schönen Springbrunnen anlegen ließ, der einen solchen Ueberfluß an Wasser verschafte, wie ihn kein Kloster in Rom hatte, und der noch jetzt mit so vielen andern Denkmälern den Namen des Sixtus ehrt.

Jetzt sahe man in Rom, daß der Papst sich an dem dummen Ehrgeiz der Mönche hatte belustigen, und ihn öffentlich zur Schau stellen wolten. Jedermann gab der Scene seinen Beyfall, und Pasquin, der den Tag zuvor gesagt hatte; „Es wäre jetzt besser Franciscaner als Cardinal zu seyn,“ sagte nun, daß wenn man doch gekränkt werden müßte, es besser sey die Kränkung im heiligen Collegio, als im Kloster zu dulden.

Sixtus gründete funfzehn Congregationen von Cardinälen, wovon noch die folgenden zwölfde behalten sind. Die erste war die Inquisition, deren Mißbräuche zum Theil von ihm abgeschafft wurden. Er verordnete, daß dieß Tribunal, wenigstens aus zwölf Cardinälen und einer großen Anzahl Theologen von mehreren Rängen bestehen sollte. Die zweite Congregation sollte die Streitigkeiten der Bischöfe mit den Bewohnern ihrer Diöcese schlichten. Die dritte sollte auf die Vollziehung der Decrete der Tridentischen Kirchenversammlung sehn, und alle damit in Verbindung stehende Zweifel aufklären. Die vierte, die Staats- Congregation, zur Regierung der Kirche bestimmt, bestand aus allen Cardinälen, die Minister und päpstliche Gesandten gewesen waren. Die fünfte befaßte sich bloß mit kirchli-

den Ceremonien, Gebräuchen und Canonisatoren der Heiligen. Die sechste hatte die Aufsicht über die Fische und Bräcken, so wie die lebende über die Wasserkleitungen, Springbrunnen und Straßen. Die achte führte den Namen des Janders, weil sie unter dem Vorfig eines Cardinals die Jurisdiction über das Wäherwesen hatte. Die neunte, die Consulta genannt, war ein Ausschuss der vierten, und entschied in kirchlichen Angelegenheiten alle Zweifel und Anfragen der Römischen, der Gouverneure, und anderer Staatsbeamten. Die zehnte entschied provisorisch über Beschimpfungen, Gewaltthätigkeiten, und Verletzungen des Rechts. Die elfte war bloß mit Münzsachen beschäftigt, und die zwölfte mit Consistorial-Angelegenheiten.*

Nachdem hatte vor Sixtus Regierung nur dreizehn Quartiere. Dieser Papst folgte das vierzehnte del Borgo, hinzu. Er wollte den Lustmäden, so wie man es mit den Juden gethan hatte, einen eignen Bezirk in der Stadt anweisen, allein dieser Entwurf wurde unausführbar gefunden. Dagegen aber ließ er desto eifriger an vielen neuen Straßen arbeiten, die aus verschiedenen Gegenden in gerader Linie durch die Stadt laufen sollten. Zwei derselben führte er von der Kirche des heiligen Constantius nach der Kirche

Maria

Maria Maggiore und nach den Bildern des Decletian hin. Eine andere lief von der letztern Kirche nach dem Pallast St. Marcus; noch eine andere von der großen Lateran's Kirche nach dem Coliseo, und noch eine führte von der Porta Salaria nach der Porta Pia. Die beträchtlichste Straße aber war bestimmt, von der Kirche des heiligen Kreuzes, einer öden Gegend von Rom, nach dem Thor del Popolo zu führen. Der Tod verbanderte die gänzliche Ausführung dieses großen Plans. Indessen bekam die Straße, selbst in dem unvollendeten Zustande, doch eine Länge von zwei Italienschen Meilen, wurde eine der schönsten in Europa, und erhielt von dem großen Erbauer den Namen Strada Felice. Sein Haus, das er als Cardinal bewohnt hatte, und das er als ein Erbtheil für seine Familie bestimmte, wurde in einen prächtigen Pallast verwandelt, und mit einem Garten versehen, der an Größe und Schönheit alle damals in Rom vorhandene übertraf. Er verbot die Getreide-Ausfuhr, und füllte so viel Magazine an, daß der Ueberfluß im Kirchenstaate herrschte, während daß man in den meisten Provinzen Italiens über Mangel an Brot schrieb. Die Römer waren für so viele Wohlthaten nicht undankbar; sie errichteten ihm auf dem Capitol eine Bildsäule von Bronze, mit der Inschrift: „Sirtus dem süßen

ten, dem obersten Priester geweiht, weil er die öffentliche Sicherheit hergestellt, die Zügellosigkeit der Banditen und Mordelüste abgemindert, dem Elende des Volkes abgeholfen, und die Stadt Rom mit Gebäuden, neuen Straßen und Springbrunnen geziert hat.²⁴

Um diese Zeit sahe man in England das große Trauerspiel mit der schönen Maria, Königin von Schottland, die ihr Leben auf einem Blute gerüfte endigte.²⁵ Die Katholiken aller Länder betrachteten sie als eine Märterin ihres Glaubens; hiezu kam der Haß gegen die unkeusche Elisabeth, daher die zügellosesten Schriften gegen diese Königin, wovon man gegen gekrönte Häupter bis dahin noch kein Beispiel gesehen hatte, in allen Sprachen erschienen. In Rom blieb man damit nicht zurück. Sixtus aber verbot diese Schriften, und bedrohte ihre Verfasser mit den Galeeren, wobei er die merkwürdigen Worte sagte, daß er als König von England, eben so als Elisabeth gehandelt haben würde. Diese Worte sagte der Paps, der durch den Glauben und das Staatsinteresse mit der Maria verbunden, und von ihrer Schuld oder Unschuld aufs genaueste unterrichtet seyn mußte; Worte, die in Verbindung mit den besten gleichzeitigen und nachfolgenden Geschichtschreibern

bern bis auf Hume und Robertson, wohl die neuerlich erschienenen bändereichen, mit schlechten Argumenten aufgeführten Declamationen einer Keralio aufwiegen dürften.

Die Römer, die alles durch die Brille ihres Aberglaubens betrachteten, konnten sich diese Hochachtung des Papstes für eine Prinzessin nicht erklären, die sich als die größte Feindinn des Römischen Stuhls zeigte. Ihre Blicke saßen wurden bald von England abgezogen, und auf einen wichtigen Vorfall gerichtet, der sich in ihrer Hauptstadt selbst ereignete. Der Prinz Farnese, ältester Sohn des berühmten Feldherrn Alexander, Herzogs von Parma, besuchte Rom, und ohne die geringste Rücksicht zu nehmen, auf das strenge überall bekannte schon seit zwei Jahren genau beobachtete Verbot, keine Waffen zu tragen, weil er durch seinen Stand sich darüber erhaben glaubte, begab er sich bewaffnet zur Audienz beim Papst, wurde aber noch vor derselben in Verhaft genommen, und durch Häfcher nach der Engelsburg gebracht. Ganz Rom geriet in Beunruhigung. Der Cardinal nebst allen Anhängern des mächtigen Hauses Farnese eilten zum Papst, und stellten ihm die Beschimpfung vor, die er einer so großen Familie anthäte, dem Sohn eines Fürsten, der für die Kirche so glorreich

reich gefochten hätte. n. von ihm selbst durch
 geweihte Geschenke belohnt worden wäre; sie sa-
 gen, daß der noch unerfahrene Prinz geglaubt
 habe, nicht einem Policen-Gesetz unterworfen zu
 seyn, das absichtlich gegen die Ausschweifungen
 des niedrigen Pöbels gemacht worden wäre. Sie
 baten daher dringend um seine Begnadigung.
 Sixtus antwortete, daß er eine große Hochach-
 tung für den Herzog von Parma, aber eben ei-
 ne so große Abneigung gegen Verbrecher hätte,
 daß er im ähnlichen Fall seinen eignen Sohn
 eben so behandeln würde, wie den Prinzen Kar-
 nese; daß er lieber die päpstliche Krone ablegen
 und ins Kloster zurückkehren, als dulden wollte,
 seine Gesetze verachtet zu sehen, die für jeders-
 mann ohne Ausnahme gemacht wären. Er fü-
 gte hinzu, daß selbst ein Monarch seine Unabhän-
 gigkeit verliere, sobald er seine Staaten verlasse,
 und daß die Jugend kein Verbrechen entschuldige.
 Die Bittenden entfernten sich nach dieser Ant-
 wort, um eine bessere Laune des Papstes zu er-
 warten. Kaum aber war der Cardinal Farnese
 zurück, als ihn eine tödeliche Unruhe wieder zum
 Sixtus führte. Dieser stolze Mann ließ sich jetzt
 zu den demüthigsten Bitten herab, und fuhr da-
 mit so lange fort, bis er die Freiheit seines Res-
 sen erhielt, und zwar durch einen vom Papst ein-
 gehändig an den Commandanten der Engelsburg
 geschrie-

geschriebenen Befehl. Der Cardinal eilte damit ohne Verzug selbst nach dem Staatsgefängniß, und besetzte den Prinzen, der noch in der nehmlichen Stunde Rom verließ.

Der Papst wurde krank, und zwar dermaßen daß er dem Tode nahe war. Er fuhr jedoch, trotz der Bitten der Aerzte, unablässig in seinen Regierungs-Geschäften fort; alle Tage mußten der Gouverneur der Stadt und die vornehmsten Staats-Beamten zu ihm kommen, ihm Bericht von allem erstatten, und seine Befehle einholen. Die freudige Erwartung der Cardinale war so groß, als die Betrübniß des päpstlichen Neffen, der seinen Onkel beschwor, sich zu seiner Erhaltung auf einige Tage den Geschäften zu entziehen. Cirtus antwortete: „Ein Fürst muß das Steuer-
„ruder des Staats nicht eher, als mit dem Le-
„ben verlassen, so wie die Nachtigall, die bis
„zur Stunde ihres Todes singt.“ Er erinnerte den Neffen, die Spione in Thätigkeit zu setzen, um die Meinungen des Volks bei seiner Krankheit zu erfahren, und die Mißvergünstigten kennen zu lernen. Der Befehl wurde befolgt; allein der Schrecken seines Namens hatte so tiefe Wurzel geschlagen, daß man nichts erfuhr. Ein jeder verbarg seine Gesinnungen, selbst diejenigen die ihn am meisten haßten, besuchten am häufigsten

die

die Kirchen, wo für seine Genesung Gebete angestellt wurden. Viele hielten sogar die Krankheit für verstellt, und glaubten, es sey eine List, um die Meinung des Volks zu erfahren. Er verbot jedoch bald die öffentlichen Gebete, indem er sagte: „Sie machen das Volk glauben, daß ich „meinem Ende nahe bin, und ich möchte gern, „daß man mich selbst noch nach meinem Tode lebend glaube.“ Eines Tages schienen die Lebensegeistern ihn ganz zu verlassen, so daß die Umstehenden ihn für todt hielten. Der anwesende Arzt berührte die Nase des Papstes, um zu untersuchen, ob sich noch natürliche Wärme im Körper befände. Diese Berührung rief den Kranken wieder ins Leben zurück; er blickte den Arzt zornig an, und sagte: „Was! Ihr seyd so vermessen, den Papst bey der Nase zu fassen?“ Wenig Tage nachher war er völlig hergestellt, und zeigte sich dem Volke.

Seine Genesung wurde durch neue außerordentliche Justiz-Scenen der Welt bekannt. Der päpstliche Randschenk, Ballochio, wünschte zur Erbauung eines Pallastes ein Haus zu kaufen, dessen Grund zu seinem Plan gehörte. Der Eigenthümer aber wollte sein Haus nicht verkaufen, und widerstand allen Anerbietungen. Nichts blieb übrig, als ein päpstlicher Befehl, and um
die

diesen lag er dem Papst dringend an, der sie ihm jedoch immer versagte, und ihm seine Unge-
 rechtigkeit verwies. Bellocchio wollte aber sei-
 nen Plan nicht aufgeben; er entwandte daher
 das heilige Siegel des Papstes, unter dem Na-
 men der Fischeerring bekannt, und nun ver-
 fertigte er selbst ein Breve, worin der Verkauf
 des Hauses dem Eigenthümer anbefohlen wurde.
 Dieser, durch den furchtbaren Namen Sixtus
 geschreckt, gab es sogleich für einen geringen
 Preis hin. Der Papst erfuhr es, und verdammt-
 te seinen Mundschent zu den Galeeren, wo ihn
 der Gram bald tödtete. Zu gleicher Zeit wurde
 auch dem Prälaten Gualterucci, einem Mann
 von großem Ansehen und Verdiensten, der Pro-
 cess gemacht, weil er an dem vorgedachten Ver-
 brechen Theil gehabt hatte. Das ganze heilige
 Collegium und fast alle Römische Fürsten, in
 Verbindung mit den Gesandten von Spanien und
 Venedig, baten vergebens um seine Vergnadigung.
 Sixtus antwortete, er würde sie bewilligen, wenn
 die Beleidigung seine Person betroffen hätte, als-
 lein eine Verräthercy gegen den heiligen Stuhl
 mußte durchaus bestraft werden. Auf diese Wei-
 se wurde auch der Prälat Gualterucci auf die
 Galeeren geschmiedet, wo er bis zum Tode des
 Sixtus aufhalten mußte.

Frankreich, wo aus Anathemismus der Bürgerskrieg immer fortwüthete, zog jetzt am meisten die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich. Der Herzog von Guise, als Haupt der Ligue, erhielt von Sixtus einen geweihten Degen, von eben der Art, wie er dem Herzog von Parma einen zugesandt hatte; dabei schrieb er dem König Heinrich III einen eigenhändigen Brief, worin er ihn ermahnte, die Ehre seiner Krone zu erhalten, und den Stolz seiner rebellischen Unterthanen zu zähmen, mit der Erinnerung, Feuer und Schwert zu gebrauchen. Dieser Privatbrief, den der König öffentlich bekannt machte, goß Oel in die Flamme, und machte den Papst sowohl bey den Protestanten, als bey den Catholicen verhaßt.

Der berühmte Theodor de Beze predigte um diese Zeit mit außerordentlichem Vorfall in Geneve, wo er die Lehre Calvins fortpflanzte. Um Mittel aufzufinden, diese Fortschritte zu hemmen, wurde in Rom eine große Cardinalsversammlung gehalten. Einige waren der Meinung, man müßte einen Vertrauten nach Geneve senden, um diesen Prediger durch Versprechungen der höchsten geistlichen Würden, ja selbst der Purpurs, auf die Seite der catholischen Kirche zu ziehen. Andre glaubten, er dürfte nicht leicht

zu bereben seyn, vielmehr würde er die Erfüllung der Versprechungen bezweifeln, und durch die Entdeckung des Antrags sich bey seinen Anhängern noch mehr Ehre und Zutrauen erwerben. Endlich nahm Eirtus das Wort, und sagte, daß hierüber keine Berathschlagung Statt fände, weil ihm allein die Antheilung der Cardinals-Hürbe zustünde; daß er lieber die Hälfte des Reichthums verlieren, als einen Keher ins heilige Collegium aufnehmen wollte; eine solche Handlung, fügte er hinzu, würde andere unternehmende Geistlichen von Talenten reizen, die catholische Religion auf eine Zeit zu verlassen, um dadurch Cardinal zu werden. Er beschloß mit den Worten: „Man muß Geduld haben. Die Frucht wird fallen, wenn sie reif ist, ohne daß es der Mühe bedraucht, den Baum zu rütteln.“

Mehrere catholische Fürsten, besonders der König von Spanien, lagen dem Papst unaufhörlich um seinen Bannfluch gegen die Königin Elisabeth von England an, der dem Kriege der Spanier wider die Engländer größern Nachdruck geben sollte. Hiermit stimmten alle Cardinale und das Römische Volk ein. Eirtus, ungeachtet seiner großen Hochachtung für Britanniens Königin, ließ sich genöthigt, nachzugeben, und die Bannbulle wurde in Rom auf dem Balken

T

der

der Peters-Kirche von einem schwarzgekleideten Priester verlesen, wobei er ein schwarzes Wachslicht auslöschte; und nun erfolgte die fernere Bekanntmachung der Bulle in allen catholischen Ländern. Die Vorlesung geschah drei Sonntage hintereinander unter den finsternsten Ceremonien in sämtlichen Kirchen. Nur allein die Venetianer zögerten mit der Bekanntmachung, und da sich der Nuntius deshalb Verhaltungsbefehle vom Papst ausbat, antwortete dieser: „Ich wundre mich, daß Ihr bei dem Betragen der Venetianer nicht ihre Bewegungsgründe einseheth. Es geschieht nicht aus Mangel an Ehrfurcht oder an Eifer für den heiligen Stuhl, sondern ihre Absicht ist, eine Nation nicht zu erzürnen, die ihren Freunden Gutes, und ihren Feinden Abwesenes zufügen kann, wenn sie es am wenigsten erwarten.“ Dieser Wink war für den Nuntius hinreichend. Er schwieg, und die Bulle wurde in den Staaten von Venedig nicht bekannt gemacht, wofür Elisabeth dem Senat förmlich danken ließ.

So sehr diese Monarchin auch überzeugt war, daß Eirtus nur nothgedrungen so gegen sie gehandelt habe, so glaubte sie doch in diesem Fall ihn nicht schonen zu dürfen. Sie versammelte daher die Großen ihres Reichs und die vornehmsten

sten Bürger in London in der Pauls-Kirche, und ließ hier durch einen Bischof von der Kanzel auch einen Bannfluch gegen den Papst, gegen seine Cardinäle und gegen alle, die an der Bulle Theil gehabt hatten, ablesen. Dieser Cerimonie folgte ein Banquet im königlichen Palais, wo an achtzig prächtig besetzten Tischen gespeist, und unter lautem Jubel auf die Gesundheit der Königin, auf das Wohl des Reichs, und auf die Vernichtung aller Feinde der Arme getrunken wurde. Als Eirtus diese Nachricht erfuhr, sagte er: „Unser Bannfluch hat der Königin von England weder das Leben noch den Muth genommen. Die Spanier werden nun sehen, was sie gewonnen haben. Wollte Gott, daß sowohl sie als wir nicht noch mehr dabei verlieren.“

Eirtus fand seinen Eroberungs-Entwurf auf Neapel noch nicht ausführbar. In Erwartung eines günstigeren Zeitpunkts richtete er seine Augen auf Urbino. Dieß Herzogthum, das aus mehr als zweihundert Städten, Flecken und Dörfern bestand, und mitten im Kirchenstaat liegt, war davon unter der Regierung Eirtus IV gerissen, und dem Hause Rovero zugetheilt worden. Der Plan war, sich dessen ohne Schwertschreich zu bemächtigen. Pianosi, ein stolzer

unternehmender Prälat, wurde deshalb als Nuntius nach Urbino geschickt, unter dem Vorwand, die geistlichen Immunitäten zu vertheidigen. Kaum war er angekommen, so griff er die Auctorität des Herzogs an, und gründete ein Tribunal, um die Gültigkeit aller seit zwanzig Jahren gemachten Ehebündnisse zu untersuchen, bey deren größerer Zahl er Mißbräuche zu finden vorgab. Die vornehmsten Personen mußten vor diesem Tribunal erscheinen, und einige wurden, um die Ehicanen zu verlängern, selbst nach Rom gesandt.

Der Herzog von Urbino merkte bald, daß die Absicht des Papstes sey, ihn zur thätlichen Widersetzung zu bringen, um einen Vorwand zu haben, ihn als einem Rebellen gegen die Kirche, den Proceß zu machen. Er litt daher eine Zeitlang alle. Endlich aber verließ ihn die Geduld, und es wurde ein Mandat bekannt gemacht, worin allen seinen Unterthanen unter schwerer Strafe verboten wurde, ferner vor dem Tribunal des Nuntius zu erscheinen. Diesen Schritt hatte der Papst gewünscht, der sogleich dem Herzog den Befehl zuschickte, unbedingt dem Nuntius freye Hand zu lassen, und selbst nach Rom zu kommen, um von seinem Verrath, nach dem Abjulegen, wenn er nicht wie ein Rebel

Rebelle behandelt werden wollte. Der Herzog fand jedoch mächtige Freunde. Die Franzosen, die Spanier, die Venerianer, und auch der Großherzog von Toskana erklärten sich als seine Beschützer, und ließen nicht eher mit ihren Vorstellungen nach, bis die Sache vergelegt wurde. Der Nuntius, auf den alle Schuld fiel, wurde zurückgerufen, und der Herzog von Urbino schickte einen außerordentlichen Gesandten an den Papst, um wegen des Geschehenen Abbitte zu thun.

Kaum aber war dieser Streit geendigt, so entstand ein neuer zwischen Sixtus und dem Kaiser Rudolph II. Dieser Monarch wollte die freie Jurisdiction über die Cleriken in seinen Staaten haben, und ließ deshalb durch seinen Vorschafter, den Herzog Savelli, dem Papst Vorstellungen thun. Sixtus aber erwiderte mit Bitterkeit: daß wenn das Glück den ersten Kaisern das Schwert zugeheilt habe, so hätten ihre Nachfolger es nur mit Bewilligung und unter der Autorität der Päpste getragen, um die Religion zu vertheidigen, nicht aber der Kirche ihre Freiheiten zu rauben. Er fügte hinzu: „Ich misse mich nicht in die weltlichen Angelegenheiten des Kaisers, daher werde ich auch nicht zugeben, daß er sich um kirchliche Sachen bekümmere.“ Der Vorschafter führte das alte Rechte

der Kaiser an, einen Praefectus in Rom zu ernennen, der für Ihr Interesse sorgen sollte; ein Recht, dessen sich die Päpste zugeeignet hätten, und das der Kaiser wieder verlange; er sprach dabei von den üblen Folgen einer abschlägigen Antwort. Diese Art von Drohung entrüstete den Papst, der in die Worte ausbrach: „Wie kann der Kaiser, der so schlecht seinem Charakter gemäß handelt, sich einbilden, daß ich meinen Charakter verleugnen werde. Er hat keine Autorität in Rom, wo ich der einzige Beherrscher bin. Ehemals versuhr man nach Regeln und Maximen, die heut zu Tage nichts mehr gelten. Es ist wahr, daß die Praefectura von Rom vor Alters den Kaisern gehörte, weil sie sich dieser Stadt ungerechter Weise bemächtigt, jetzt aber ist der Papst Kaiser von Rom, und also hängt von ihm die Praefectura ab.“ Er fügte hinzu: „Ich bin von der Heiligkeit und Gerechtigkeit meiner Gewalt so sehr überzeugt, daß ich mich derselben mit Nachdruck gegen einen jeden bedienen werde, der mir in meinem Hause Gesetze vorschreiben will.“ Hiermit befahl er dem Botschafter, sich zu entfernen.

Sechstes Buch.

Der große Ruf des Cirtus war auch im Orient erschollen. Die Perser wurden damals von den Türken sehr gedrängt, deren unaufhaltbar schließende Siege den Untergang des Persischen Reiches prophten, das Schach Abbas beherrschte. Dieser Monarch sah keine andre Hoffnung vor sich, als die Hilfe des Papstes, dem es nach seiner Meinung leicht wäre, die Christenheit gegen die Türken in Waffen zu bringen. Er schickte deßhalb einen Gesandten, Namens Babad Chongerd, nach Rom, dessen Gefolge aus zwölf Personen bestand, worunter zwei sehr gelehrte, der lateinischen Sprache kundige Griechische Priester waren, die zu Dolmetschern dienten. Man empfing diese Gesandtschaft mit großer Pracht. Wegen des Zustusses aber entstanden einige Schwierigkeiten; da jedoch der Gesandte um zu bitten gekümmert war, so bequimte er sich zu dieser erniedrigenden Ceremonie. Er übergab einen Brief des Königs von Persien, worin er den Katholiken Gewissens-

freubelt in seinen Staaten bewilligte, nebst der Erlaubniß an verschiedenen Orten Kirchen zu bauen. Dieß Anerbieten fand großen Beyfall in Rom; das Verlangen aber eines allgemeinen Bündnisses gegen die Türken zeigte außerordentliche Schwierigkeiten, so vorthailhaft auch der Zeitpunkt war, diese Barbaren, die so oft Europa zittern machten, auf ewig aus diesem Welttheil zu vertreiben. Der Kaiser hatte innerliche Unruhen zu stillen; der König von Spanien dachte auf nichts so sehr, als auf einen Krieg mit England, wozu alle Kräfte der Monarchie aufgezogen wurden; die Venetianer fanden damals bey einem Türkenkriege nicht ihre Rechnung, und der Papst, dem die Eroberung von Neapel vorzüglich am Herzen lag, war auch gar nicht geneigt, diesen und andre Entwürfe aufzugeben, um einen Kreuzzug zu befördern. Der Gesandte wurde nach einem zweymonatlichen Aufenthalt entlassen, während welcher Zeit er auf Kosten der apostolischen Kirche unterhalten worden war. Der Papst sagte ihm bey der Abschieds-Audienz, daß es ihm sehr leid sey, alle Fürsten von Europa für jetzt außer Stand zu sehen, sich mit einem Monarchen zu verbinden, für dessen Wohl, so wie für die Wohlfahrt seines Reichs er Gott anfehen würde. Mit dieser von vielen Geschenken und Ehrenbezeugungen begleiteten Antwort reiste der Gesandte ab.

Die

Die großen Inzuchtungen des Königs von Spanien England zu unterjochen wurden indessen unablässig betrieben. Eirtus, der nichts mehr wünschte, als diesen Monarchen in einen langwierigen und gefährlichen Krieg zu verwickeln, um seine Absicht auf Neapel desto leichter auszuführen, gab der Unternehmung seinen ganzen Beyfall, und versprach seiner Seite mit einer Million Römischer Thaler die Spanier zu unterstützen, sobald sie in England gelandet seyn würden. Philip, der Beherrscher der Minen von Peru und Mexico, hatte Mangel an Gelde; er bat daher den Papst dringend, wenigstens die Hälfte der versprochenen Summe voranzugeben. Diese Bitte erhielt durch die nachdrücklichen Vorstellungen des Herzogs von Parma, als Feldherrn der Spanier, ein großes Gewicht, der selbst einen Vertrauten nach Rom schickte, um dem Papst den elenden Zustand der Armee in den Niederlanden zu schildern. Eirtus aber, der vielleicht der Unternehmung nicht den besten Erfolg prophezeuete, blieb unbeweglich, und wollte erst die Landung abwarten; das gegen zeigte er sich nicht faumfelig, dem Churfürsten von Ebn beyzuspringen, der von seinen Feinden sehr gedrängt wurde, und vom Papste eine ansehnliche Unterstützung an Gelde erhielt.

Eirtus machte nun in Begleitung seines ganzen Hofstaats eine Reise nach Civita Vecchia, wo er die sechzehn neuerbauten Galeeren einseignete, die angelegten Festungswerke besah, und sie mit neuen zu vermehren befahl. Bald nachher ließ die sogenannte unüberwindliche Flotte aus den Spanischen Häfen, wohin aber auch in kurzem der kleine Ueberrest zertrümmert von den Elementen und Menschen zurückkehrte. Der Papst schickte deshalb an Philip ein Trostschreiben; gegen den Botschafter Olivarez aber äußerte er seine Verwunderung über die schlechten Maassregeln der Spanischen Minister und Feldherren, woben er nur allein den Herzog von Parma ausnahm, und diesem Feldherrn öffentlich bei allen Gelegenheiten die größten Lobspärche ertheilte.

Philip beantwortete den Brief des Papstes nach der ihm eignen Art. Er bat, daß Eirtus mit ihm Gott für die Erhaltung des Ueberrestes der Flotte danken möchte; er machte ihm dabei Vorwürfe wegen seines geringen Eifers, womit er die katholischen Mächte gegen die Feinde des Glaubens unterstützte, und behauptete, er habe seine Flotte im Dienste der Kirche Christi verlohren, daher diese mehr als er Ursache zu trauern habe. Philip hatte schon lange um die Heiligsprechung des Didacius von Alcalá ange sucht, des-

dessen verrichtete Wunder in Rom etwas langsam untersucht wurden. Die Sache des Heiligen aber lag ihm so sehr am Herzen, daß noch in der nehmlichen Woche, als dieser Monarch die unglückliche Nachricht von seiner Flotte erhielt, er an Olivarez schrieb, auf die baldige Vollendung dieses Geschäftes zu dringen. Er wollte das Fest des Heiligen mit außerordentlichem Gepränge begehn, woben er sagte, daß es die Pflicht eines Königs sey, der so viel dem Meer gegeben, auch etwas dem Himmel zu geben. Der Papst erfüllte sein Verlangen, und Didatus wurde feyerlich in der Liste der Heiligen aufgestellt. Es schien, als ob Sixtus den König Philip wegen dieser bewilligten nutzlosen Farce verhehnen wollte; denn er selbst verherrlichte das Fest durch eine nützliche, menschenfreundliche Stiftung. Er setzte jährlich dreytausend Römische Thaler aus, um gefangene in den Händen der Türken und Seeräuber befindliche Sklaven loszukaufen, woben er verordnete, daß man besonders auf die ärmsten und verlassensten Rücksicht nehmen, auch den im Kirchenstaat gebornen den Vorzug geben sollte. Durch solche wohlgeordnete Wohlthaten, durch die zahlreichen Almosenauspendungen an arme mit Kindern belastete Wittwen, und durch die ungeheuren Summen, die er auf die Verschönerung Roms wandte, widerlegte er hinreichend dies

diejenigen, die ihn des Geiges beschuldigten.

Noch mehrere Heiligen wurden unter der Regierung des Sixtus canonisirt. Unter diesen fanden sich zwey von großem Range, die noch in unsern Tagen abgöttisch verehrt werden, und reiche Opfer erhalten. Diese wunderthätigen Menschen waren: Der heilige Antonius von Padua, und der heilige Januarius, Schutzpatron von Neapel, seiner Profession ein Märtyrer und Bischof dieser Stadt, dessen Blut jährlich, und zwar noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Priesterkünste zur Erbauung des abergläubigen Pöbels fließend gemacht wird.

Heinrich III, König von Frankreich, fuhr fort, der Welt das Beispiel einer höchst elenden Regierung zu geben. Bürgerkriege, wovon bald der Fanatismus, bald die Politik die Bewegungsgründe waren; zerrissen damals dieses unglückliche Land. Die mächtige Familie der Guisen war dem König ein Dorn im Auge; er nahm daher den Meuchelmord zu Hilfe, und ließ erst den Herzog von Guise, das Haupt der Ligue, hernach den Cardinal von Guise durch seine Soldaten niedermachen; auch der Cardinal von Bourbons und der Erzbischof von Lyon wurden in Verhaft genommen. Heinrich befand sich
ja

Jedoch nach dieser schändlichen That in großer
 Angst, in der Ueberzeugung, daß Sixtus über
 die Ermordung zweier so vornehmen Prälaten
 wüthete, und die Spanier sowohl als die Franzö-
 zisch-Verbündeten die That in ihrer ganzen
 Schwärze am päpstlichen Hofe aufzudecken wür-
 den. Ein in der nehmlichen Stunde abgefand-
 ter Courier an seinen Vorschaffter in Rom,
 Mardese Visani, brachte diesem den Auftrag,
 das Geschehene nach Möglichkeit dem Papst zu
 rechtfertigen, und um seine Absolution zu bitten.
 Noch ehe aber Visani zur Audienz gelangte, hat-
 te Sixtus schon von allem Nachricht bekommen,
 die ihn in solchen Zorn versetzte, daß er mit den
 Zähnen stämpfte, und allen Anwesenden Furcht
 einjagte. Condé, ein anderer Abgeordneter Heins-
 richs, vereinigte sich nun mit dem Vorschaffter,
 die Sache ihres Herren zu beschönigen. Sie
 stellten dem Papst vor, daß die Guisen Rebels-
 len gewesen wären, die den König selbst aus
 seiner Hauptstadt getrieben hätten; daß ihre
 usurpirte Gewalt es unmdglich gemacht habe,
 sie vor Gericht zu ziehen, um sie nach der ge-
 setzlichen Form zu bestrafen; kurz, daß Heins-
 rich, wenn er anders seine Krone und sein Le-
 ben hätte sichern wollen, zu diesem Mittel habe
 schreiten müssen. Sixtus wollte alle diese Ent-
 schuldigungen nicht anhören; er sagte, der Kö-
 nig

nig habe die göttlichen und menschlichen Gesetze übertreten, und überdies erstreckte sich seine Wache nicht über Prälaten, deren Richter die Kirche allein wäre. Er sagte: „Euer König betrachtet mich als einen unwissenden Mönch, wißt aber, daß Ihr mit einem Papst zu thun habt, der skündlich bereit ist, Blut in Strömen fließen zu machen, wenn die Ehre und die Vortheile der Kirche es verlangen.“ Am meisten war er über seinen Legaten in Frankreich, den Cardinal Morosini, aufgebracht, der in der That durch sein gelassenes hofmännisches Betragen, selbst nach dem Verhaft der Prälaten, den König zu den weitem Schritten veranlaßt hatte. Eirtus nannte ihn im öffentlichen Consistorio einen Verräther und Feind des heiligen Stuhls, und drohte, ihm den Purpur zu nehmen. Er stellte den Cardinälen in einer nachdrucksvollen Rede sowohl den durch diesen Vord ihrer Würde angethanen Schimpf, als den Verlust ihrer Privilegien vor, und schwur, keinen Menschen mehr auf Empfehlung irgend einer Krone zum Cardinal zu ernennen. Er sagte: „Niemand von Euch ist des Lebens sicher, wenn der Vord Eures Niederbrüders ungestraft bleibt. Wollt Ihr dabei unempfindlich seyn, so ist dieß doch keine Regel für mich.“ Kein erhaltner Posten verbindet mich Gerechtigkeit zu handhaben: Sagt mir
 „kein

„kein Wort von üblen Thaten, und von dem „Unglück, das die nöthigen Maßregeln sowohl „für Frankreich, als für die Kirche haben kenn- „ten. Wenn die Rede von Gerechtigkeit ist, so „muß man bloß seine Pflicht vor Augen haben, „und nichts fürchten, als allein Gott zu miß- „fallen.“

Der Papst ernannte eine Congregation von Cardinälen, um die Sache aufs gründlichste zu untersuchen. Ganz Europa war auf die Entscheidung aufmerksam. Nach fünf Monaten erklärte Sixtus dem König Heinrich, daß er innerhalb sechzig Tagen sowohl die beyden gefangenen Prälaten in Freyheit setzen, als auch, entweder in Person, oder durch einen Abgeordneten in Rom erscheinen, und von seinem Betragen Rechenschaft ablegen sollte, wenn er nicht formlich in den Bann gerhan seyn wollte. Dabey verordnete er, daß weder der König noch seine Mordgenossen von jemand anders als allein vom Papst die Absolution erhalten könnten.

Heinrich hatte, um den Papst zu besänftigen, einige der angesehensten und beredtesten Französischen Prälaten nach Rom geschickt; da aber Sixtus unbeweglich blieb, so reisten sie alle in Begleitung der andern Abgeordneten und des Vorschalters Pisani nach Frankreich zurück, und erklär-

erklärten, sobald sie den Kirchenstaat verlassen hätten, daß die eigensinnige Strenge des Sirtus die Kirche der Gefahr aussetze, das Königthum zu verlieren, so wie Clemens VII. England verloren habe. Der Termin der Erscheinung war bis auf einige Tage verschoben, als ein andrer Mordmord den Proceß endigte. Der König Heinrich nemlich wurde zu St. Cloud, mitten unter seinem Heere, womit er Paris belagerte, von Element, einem Jakobinermord, ermordet.

Der von der Vorsehung zum Thron bestimmte König Heinrich von Navarra, das Muster guter Herrscher, setzte nun den Krieg gegen die Liguisten fort, die ungeachtet ihrer dringendsten Vorstellungen so wenig jezt, wie vormals, die geringste Hülfe vom Papste erhalten konnten. Der Legat in Frankreich wies ihnen in der Noth von den päpstlichen Geldern 50,000 Römische Thaler an, womit jedoch der Papst sehr unzufrieden war. Seine Achtung für Heinrich wurde immer größer, so daß, als man einst nach einem Treffen das Gerücht von Heinrichs Tode in Rom verbreitete, Sirtus öffentlich sagte: „Wenn sich die Nachricht bestätigt, so muß man gestehen, daß ein großer Regent gestorben ist.“ Ungeachtet seines Vansinns erkannte er doch schweigend, ja endlich selbst mündlich gegen seine Minister und

Dera

Vertrauten, das Recht dieses Monarchen zur Thronfolge, und erwartete dessen Uebergang zur Römischen Kirche. Die Spanier waren über diese Nachricht des Papstes äußerst aufgebracht; von allen Seiten erschienen Schmähschriften, worin der Charakter des Sixtus auf das grausamste gemißhandelt, und er geradezu ein Keger genannt wurde. Philip vergaß alle Mäßigung, und ließ durch seinen Botschafter Olivarez gegen das päpstliche Verfahren protestiren. Er gewann dadurch doch nichts, als daß Sixtus einen ebdesschen Haß auf diesen geschickten Minister warf, ihn nicht mehr vor sich lassen, ja nicht länger als Botschafter anerkennen wollte. Er ließ sich jedoch wieder etwas besänftigen, und Olivarez fuhr noch eine Zeitlang fort, die Geschäfte seines Monarchen zu besorgen.

Sixtus, erhabener als sein Jahrhundert, erleuchteter am Verstande und größer an Geist wie alle seine Vorgänger, hatte die unter dem Namen der Vulgata bekannte Bibel drucken lassen, worüber die Priester und Andächtler laut murrten. Der Papst verlachte dieß Geschrey, ließ die Bibel ins Lateinische übersetzen, und befahl deren Bekanntmachung durch eine sehr weitläufige Bulle. Nun gerieth alles in Bewegung, und man glaubte die Kirche in der äußersten Ge-

fahr. Einige bigotte Cardinäle verbanden sich mit dem Spanischen Vorschafter, dem Papst die Sache als ein Scandal vorzustellen, weil, wie sie sagten, die Keger durch dieß Mittel von ihrem Glauben abtrünnig gemacht würden. Sixtus verachte ihre elenden Argumente, und sagte: „Es ist für Euch Ignoranten, die Ihr kein Latein versteht, daß ich diese Italienische Uebersetzung habe machen lassen.“ Die Cardinäle wandten sich nun an den König von Spanien, und baten ihn seine Italienische Staaten gegen die Gefahr dieser Neuerung zu sichern. Es bedurfte in gegenwärtigem Fall keiner wiederholten Erinnerung bey einem Monarchen, dessen blinder Religions-eifer vielleicht mehr Blut wie Nero hätte fließen lassen.

Die Unruhen in Frankreich kamen indessen ihrem Ende immer näher. Die Spanier, die Ligue, die Anhänger Heinrichs, alle bemühten sich den Papst auf ihre Seite zu ziehen, der jetzt den Cardinal Cajetano als Legaten nach Frankreich schickte, mit dem Auftrag, sich gegen Heinrich so lange neutral zu bezeigen, als noch irgend Hoffnung zu seiner Religions-Veränderung vorhanden wäre, wenn aber dieselbe wirklich geschehe, so sollte er sich öffentlich für ihn erklären. Der Legat befolgte jedoch nicht diese Befehle, und

und ließ sich von den Spaniern gewinnen, wodurch er ganz das Vertrauen des Papstes verlor. Die Macht, Heinrich zu erheben, oder zu vernichten, und dadurch Frankreich seinen besten König und der Geschichte einen der Menschheit werthen Namen auf ewig zu rauben, hing nur ganz allein von Cirtus ab. Da nun die päpstliche Erklärung gegen Heinrich nicht erfolgte, so verlor die Ligue allen Muth, und die Venetianer, welche die Gesinnungen des Papstes so gut kannten, glaubten berechtigt zu seyn, sich auf Heinrichs Seite zu stellen. Diese Republik war die erste Macht Europens, die ihn öffentlich als König von Frankreich anerkannte, und ihm Hülfe versprach. Heinrich vergaß nie dieß großmüthige Anerbieten, und war eben so sehr von dem Verrathen des Papstes gerührt. Er ließ denselben durch den Herzog von Luxemburg seiner ewigen Dankbarkeit versichern, mit der Aeußerung, daß sein vortrefliches Verfahren gegen ihn des gemeinschaftlichen Vaters der Christen würdig sey.

Die Krone Polen war damals so wie in unserm Jahrhundert ein Gegenstand der Kriege, des Ehrgeizes, der große Zweck zahlloser Intriguen und Cabalen. In diesem Kronenkampf hatte Maximilian von Oesterreich, Bruder des

Kaisers Rudolph, dem König Sigismund unterzulegen, und war gefangen genommen worden. Diese Gefangenschaft, verbunden mit einer schlechten Behandlung, setzte alle Hoffe in Bewegung. Sixtus war keiner der letzten; die sich des Unglücklichen Thron-Candidaten annahmen, dessen Wahl zu befördern, er selbst 22,000 Tschinen nach Pohlen geschickt hatte. Der Cardinal Medobrandini, ein Mann von großem Fähigkeiten und einnehmendem Charakter, wurde jetzt mit großer Vollmacht versehen und als Legat dahin gesandt, der auch in kurzer Zeit alle damit verbundene große Schwierigkeiten überwand, beide Theile ausübnete, dem Herzog Maximilian die Freiheit, und den Polen Frieden verschaffte. Der Legat wurde von dieser Nation wie ein Schutzengel betrachtet, man wehlagte über seine Rückreise, und ganze Schaaren von Edelleuten begleiteten ihn bis an die Grenzen des Königreichs. Ehrenbezeugungen mancherley Art erwarteten ihn auf seinem ganzen Wege bis an die Mauern Roms, wo ihn auf Befehl des Papstes, der vornehmste Adel, die Prälaten, ja das heilige Collegium selbst in Procession einholten. Um die Achtung für den triumphirenden Friedensstifter noch zu erhöhen, erzeigte ihm Sixtus eine Ehre, die noch keinem Cardinal widerfahren war; er sandte ihm seine Staats- Carosse nebst einem Theil

Theil der päpstlichen Leibwache, und so wurde er zur Audienz geführt, wo ihn Sirtus, der keinen niedern Reich kannte, mit offenen Armen empfing.

So sehr aber auch die auswärtigen Angelegenheiten und sein Entwurf auf Neapel den Papst beschäftigten, so wurde dennoch in seinen eignen Staaten nichts vernachlässigt; auch hatte er nun im heiligen Collegio an dem Cardinal Aldobrandini einen sehr sähigen Mann gefunden, der ihn als Minister unterstützen konnte. Es wurden viele Gesetze gemacht. Eins derselben betraf den Luxus in Kleidern, der in kurzem so eingeschränkt wurde, daß man allenthalben die einfachsten Trachten sah. Jedermanns, Arme sowohl wie Reiche, selbst die Bettler, wurden vor ihn gelassen, und ihr Gesuch angehört. Die Wittwen und Waisen fanden an ihm ihren thätigsten Beschützer, und alle Kläger gegen ihre Obern den aufmerksamsten Zuhörer. Viele Mißbräuche in den Klöstern, die niemand besser als Sirtus kannte, wurden abgeschafft; ja er hatte den Entwurf einer großen Reformation des ganzen Priesterstandes gemacht, woben die meisten Mönchsorden aufgehoben werden sollten, allein sein Tod verhinderte die wohlthätige Ausführung.

Sirtus bewilligte dem Römischen Volk eine noch nie im Carneval gehabte Freiheit. Die Schauspiele und Lustbarkeiten aller Art wurden vervielfältigt, von der Regierung geordnet, und beschützt. In allen Provinzen des Kirchenstaats geschah ein Gleiches. Den Ausbrüchen der Freundschaft und der Fröblichkeit war kein Ziel gesetzt; nur Beleidigungen und Unanständigkeiten waren aufs schärfste untersagt; daher auch in der großen Straße, il Corso, dem Theater des Freisinn, Schnellgalgen zur Verrenkung der Glieder und mit den nöthigen Stricken versehen, aufgerichtet waren; eine Methode, die als Zaum des Übels noch heut zu Tage zur Carnevalszeit beobachtet wird. Sirtus bestrafte damit einen Stallmeister des Cardinals Serbelloni, weil er unter der Maske einigen Damen im Corso unanständige Dinge gesagt, obgleich die Damen darüber gelacht hatten; ein Schneider aber, der einem Kammeraden in diesen Stunden des Vergnügens einen Faustschlag gab, mußte auf die Galerien wandern. Mehr Pöhspele waren nicht nöthig, um alle Unordnung zu verbannen. Ueberhaupt hörte man schon im dritten Jahre seiner Regierung sehr selten von Verbrechen; daher der Gouverneur von Rom auch eines Tages zu ihm sagte, daß die Criminal-Richter sowohl in der Stadt, als in den Provinzen, fast gar nichts

zu thun hätten. Seine Absicht war, dem Papst wegen dieser Sittenveränderung zu schmeicheln. Sirtus aber sagte: „Sie wird nicht von Dauer seyn; denn ich bin überzeugt, daß die Römer un-
 „ter der nächsten Regierung eben so zügellos wie
 „sonst seyn werden.“ Diese Prophezeiung traf
 auch richtig ein.

Sirtus schlief wenig. Wenn wichtige Ange-
 legenheiten seinen Geist beschäftigten, so arbeitete er die ganze Nacht durch, auch mußte er sogleich geweckt werden, wenn ein Courier zur Nachtzeit ankam; denn er sagte: „Ich will
 „Herr von meinem Schlaf seyn, und nicht von
 „ihm abhängen.“ Er hielt jedermann mit Strenge zu seiner Pflicht an, und sparte bei deren Uebertretung weder Vorwürfe noch Drohungen; dabei aber war er aufmerksam auf die Vertheidigung der Angeklagten, wenn sie ohne Niedrigkeit, mit Gelassenheit und guten Gründen geschah. Die Päpste hatten die Gewohnheit gehabt, einige der vornehmsten Staatsämter, als die hohen Posten eines Schatzmeisters der Apostolischen Kammer, und des Vice-Cammerlingo, an ihre Creaturen zu vergeben. Sirtus aber machte diese Ämter kaufbar. Der Cardinal Castagna, für den der Papst immer noch die alte Achtung bebehielt, und den er als seinen

Nachfolger betrachtete, machte ihm deshalb freudmüthige Vorstellungen, erhielt aber zur Antwort: „Ist es recht, daß wir die Dienste unserer Staatsbeamten vorausbezahlen? Ich will diesen Gebrauch ändern, und mich von denen bezahlen lassen, die in meine Dienste treten, und ich rathe Ihnen, es eben so zu machen, wenn Sie an meiner Stelle seyn werden.“ Er creirte auch neue Stellen; unter andern das Amt eines Ober-Archiv-Ausschreibers, das er für eine große Summe verkaufte. So groß seine Begierde war, Ehre für die Bedürfnisse des Staats zu sammeln, und prachtvolle Unternehmungen auszuführen, so einfach war er in seinem Anzuge. Selbst seine Hemden wurden immer ausgebessert. (Wer wird nicht in diesen und andern Zügen eine Aehnlichkeit zwischen Sixtus und Preussens Friedrich finden?) Als seine Schwester um Erlaubniß bath, für bessere Wäsche sorgen zu dürfen, sagte Sixtus: „Unsere Erhebung muß uns nicht unsern Ursprung vergessen lassen. Die Lappen und Lumpen sind die ersten Wapen unseres Hauses.“

Der Gedanke an seine niedrige Herkunft war überhaupt seinem Geiste immer gegenwärtig; daher seine große Herablassung, die er oft als Mensch zeigte, zu eben der Zeit, da er als Papst

Papst der stolze Mann seines Jahrhunderts war. Eines Tages besuchte er um Mittagszeit das von ihm ehemals bewohnte Franziskaner-Kloster, und begab sich gleich beim Eintritt in die Stube des Pfortners, der eine Schüssel mit schlechtem Del zubereiteter Bohnen vor sich hatte, die er mit einem hölzernen Löffel zu sich nahm. Der Papst setzte sich neben ihn, ließ sich auch einen hölzernen Löffel reichen, half ihm die Schüssel ausleeren, und da sein Appetit noch nicht gestillt war, so mußte noch eine Schüssel gebracht werden. Seine Begleiter erstaunten über diese Mahlzeit, von welcher Sirtus sagte, sie würde ihm sein Leben noch um zwei Jahre verlängern, so entfernt er auch seinen Tod hielt. Er dankte Gott mit folgenden Worten, die auf das Schicksal so vieler seiner Vorfahren anspielten: „Gehet, lobet sey der Herr für die Gnade, daß ein Papst einmal in seinem Leben hat in Frieden und Sicherheit essen können.“ Der Papst ließ den Pfortner, der ein Layenbruder war, zur Belohnung seiner Bewirthung in den Orden als Priester eintreten, gab ihm seinen Segen, und sagte: „Ich bin ehemals auch in dem Stande gewesen, worin du jetzt bist; mache daher, daß du dereinst auch in denjenigen kommst, worin du mich siehst.“

So sehr auch Sixtus für seine Familie sorgte, so bereicherte er sie doch nicht auf Kosten des Staats, wie fast alle Päpste vor ihm gethan hatten. Der älteste Sohn seiner Schwester, den er unter dem Namen Mentralto zum Cardinal gemacht hatte, war bey dem Tode seines Onkels im Besiz so vieler geistlichen Aemter, Benefizien und Würden, daß er hundert tausend Römische Thaler Einkünfte hatte. Dem jüngsten gab Sixtus ansehnliche Güter; er mußte heirathen, und der Stammvater des neuen Hauses Peretti werden. Die beyden Schwestern dieser Männer, die im Staube erzogenen Töchter der Wäscherin Camilla, kamen durch Heirath in die zwey größten Familien Italiens, Colonna und Ursini. Beide Prinzessinnen nahmen bald den Ton der großen Welt an, ja die älteste, die Gemahlin des Conestable Colonna, wurde durch ihre Grazie und feinen Sitten das Muster der Römischen Damen. Der Fürst Colonna erhielt keinen andern Brautsegen, als zur Bezahlung seiner Schulden, ein Darlehn von 400,000 Römischen Thalern ohne Zinsen, das er sich verpflichten mußte, in sieben Jahren an die Apostolische Kammer zurück zu zahlen. Sixtus verringerte die Pensionen und Päpstlichen Schenkungen, so daß er dadurch allein jährlich 600,000 Römische Thaler ersparen konnte. Er hatte eine Freude über diese Ersparnisse,

nisse, und führte oft das Sprichwort an: „Nichts kann dem Golde widerstehn.“

Eine Menge von den Päpsten gegebene Bullen und Decrete, die theils ungerecht, theils unüberdacht waren, theils für die jetzigen Zeiten nicht mehr paßten, wurden vernichtet. Schon lange hatte man gewünscht, die Anzahl der Cardinäle auf hundert zu bringen. Sixtus aber bestimmete sie auf siebenzig, welche Zahl so wie viele andre Gesetze und Einrichtungen dieses großen Regenten, auch bis jetzt unverändert geblieben ist. Er verordnete, daß im heiligen Collegio immer vier Cardinäle aus den Mönchsorden genommen, und niemals zwey Brüder, ja nicht einmal andre nahe Unverwandten, den Cardinals-Hut bekommen sollten. Die Gründe zu diesen und andern Verordnungen, waren in seinen Bullen umständlich angeführt; auch lud er seine Nachfolger ein, nach seinem Beshpiel Stellen im heiligen Collegio offen zu lassen, um beständig im Stande zu seyn, große Verdienste um die Kirche zu belohnen, und dringende Bitten gekrönter Häupter zu erfüllen, die man gern verbinden wollte. Er machte während seiner Regierung drey und dreyßig Cardinäle.

Wenn er gleich als Papst sich etwas nach den Umständen bequimte, so bestand er doch darauf,
die

die geringsten Rechte als Regent auf das nachdrücklichste zu behaupten. Er hatte einen Streit mit Alphonsus, Herzog von Ferrara, wegen eines Gränzdorfs, wobey die Päpstlichen Beamten etwas eigenmächtig verfahren hatten. Der Marschese Polagni war in Rom Gesandter von Ferrara, und hatte sich durch seine Verdienste und große Gelehrsamkeit die Achtung des Sirtus in einem hohen Grade erworben. Die politischen Klagen des Polagni wurden jedoch nur kaltfinnig angehört, und da er damit fortfuhr, weigerte sich der Papst endlich ihm mehr Audienz zu geben. Der Gesandte aber wollte die Sache entschieden wissen, und begab sich eines Tages nach dem Päpstlichen Pallast, mit der ausdrücklichen Erklärung, ihn nicht eher zu verlassen, bis er Audienz gehabt hätte. Sirtus, von dem man nie etwas errotzen konnte, nahm nun keine Rücksicht mehr auf die vorige Achtung, und ließ ihm sagen, wenn er sich nicht gleich aus dem Pallast entfernte, sollte er zum Fenster heraus geworfen werden, und wenn er sich nach Ablauf von zwey Tagen noch in Rom befände, würde er ihn auf einen Esel setzen, und so zur Stadt hinaus fahren lassen.

Nichts was einen weisen Regenten bey der
Mitwelt und Nachwelt ehrwürdig machen kann,
entging

entging seiner Aufmerksamkeit. Er war ein zu großer Freund der Geistes-Cultur und Gelehrsamkeit, um nicht auch in diesem Felde durch große Anstalten zu glänzen. Die vornehmste derselben war, die Erbauung der Vaticanischen Bibliothek; nichts wurde gespart oder versäumt, um sie zur zahlreichsten und prächtigsten in der Welt zu machen. Schon seit Entstehung der Christlichen Kirche hatte man daran gesammelt. Dieß war selbst von Heiligen und Märtyrern geschehn, daher auch die Bücher einige Jahrhunderte lang in der Lateran-Kirche aufbehalten worden waren, bis man sie endlich nach dem Vaticanischen Pallast brachte. Allein hier wurden sie an einem feuchten, dunkeln, und überhaupt sehr unbequemen Ort aufgestellt, wo ihre nahe Vermoderung gewiß war. Diesen Bücherschatz auf eine seiner würdigen Art zu retten, war eins der ersten Geschäfte seiner Regierung, und in dreien Jahren war auch dieß große Werk zu Stande. Der dazu von Grund aus erbaute prächtige mit dem Vatican verbundene Pallast war sehr geräumig, und mit Wohnungen für die Büchere aufseher versehen. Die berühmtesten Maler Roms bemühten sich, ihn durch ihren Pinsel zu verschönern. Nicht allein die Gemächer und Säle, sondern selbst die Mauern von innen und außen wurden bemalt. Die äußern Gemälde stellten

ten

ten die Wissenschaften, die Künste, und die Tugenden unter Sinnbildern dar. Im Innern sahe man die mit historischen Inschriften gezierten Abbildungen der sechzehn großen Kirchenversammlungen, von der ersten zu Nicea gehalten, bis zu der im sechzehnten Jahrhundert berühmten Tridentinischen, womit diese von den Päpsten geleitete Priester-Schauspiele wahrscheinlich auf immer genügt wurden. Andre Gemälde, auch mit zweckmäßigen Inschriften versehen, waren dem Andenken der berühmtesten Büchersammlungen der Vorwelt gewidmet; es wurden hier geschildert: die Bücher der Juden, die wegen ihres Alters und ihrer Verbindung mit der christlichen Lehre hier den ersten Platz einnahmen; die in Babylon befindliche Bibliothek der Chaldäer; die Bibliothek der Griechen zu Athen; die von August errichtete Palatinische Bibliothek in Rom; die Bibliothek zu Alexandria in Egypten, die berühmteste von allen; die Bibliothek zu Jerusalem, die der heilige Alexander, Bischof und Märtyrer unter der Regierung des Decius sammelte; die von dem heiligen Pampobius gestiftete Bibliothek zu Casarea; die Apostolische Bibliothek zu Ehren des heiligen Peter, der alle zur christlichen Religion gehörenden Bücher gesammelt haben soll. Die letzte durch Gemälde verfinlichte Bibliothek war die Päpstliche. Außerdem sahe

man

man auf allen den großen Saal flügenden Säulen die mit unterrichtenden Inschriften gezierten Bilder aber durch Erfindung der Schriftzeichen und der Wissenschaften berühmt gewordenen Menschen, als: Adam, bezeichnet mit dem Namen des ersten Erfinders; die Kinder Seths, die die Kenntnisse der Himmelskörper auf zwei Säulen eingruben; Abraham, als Erfinder der Syrischen und Chaldäischen Buchstaben; Moses, als Erfinder der ältern Hebräischen, und Esdras, als Erfinder der neuern Hebräischen Buchstaben; der Egyptische Mercur, der die der Religion gewidmete Schriftzeichen den Egyptern lehrte; der Egyptische Hercules, der die Phrygischen Buchstaben erfand; Memnon, der die Egypter in der Kunst zu schreiben unterrichtete; Isis, Königin von Egypten, die zuerst in ihrem Königreich die Buchstaben der Landessprache erfand; Phoenix, der die Buchstaben den Phoeniciern lehrte; Cadmus, der Erfinder von sechszehn Griechischen Schriftzeichen; Linus von Theben; Cereops, König von Athen; Epicharmes aus Sicilien; Simon von Milet und Palamedes, sämtlich auch als Erfinder Griechischer Buchstaben; Porbagoas, der zuerst sich der Schriftzeichen bediente, und sie im bürgerlichen Leben anwendbar machte; Nicostata, die Mutter des Evander, Königin von Arcadien, als Erfinderin der

latein

lateinischen Buchstaben; Demaratus von Gerinth, als Erfinder der Toscanischen; der Kaiser Claudius, weil man ihm die Erfindung von drei lateinischen Buchstaben zuschreibt; der heilige Eusebius, als Erfinder der Armenischen Buchstaben; endlich Christus, als Urheber der himmlischen Lehre, und der Papst als Statthalter Christi.

In den Sälen und Zimmern, wo die Bücher und Manuscripte aufbehalten wurden, sahe man die Bildnisse von Kirchenvätern, Gelehrten und Heiligen. Die auf den Gebrauch der Bücher Bezug habenden Päpstlichen Verordnungen sowohl, als die Geschichte der Bibliothek selbst wurden mit goldenen Buchstaben auf Marmortafeln eingegraben, und in den Sälen aufgestellt. Eirtus warte weder Mühe noch Kosten, diese Sammlung durch Bücher und Handschriften aus allen Sprachen und aus allen Ländern zu vermehren, wozu die ausgesandten Missionarien viel beitrugen. Er ließ auch in der Nähe der Bibliothek eine große Druckerie anlegen, vorzüglich bestimmt, die Bibel in allen Sprachen, und die Werke der Kirchenväter zu drucken. Bezä, ein berühmter Gelehrter der damaligen Zeit, erhielt dazu den Auftrag. Er erfüllte ihn, und im Jahr 1588 sahe man aus dieser Druckerie die Bibel
in

in lateinischer Sprache hervorgehn, der bald nachher eine italienische Uebersetzung derselben folgte.

Die Andächtler und das gemeine Volk, die sich bey dem sinnlichen Gottesdienst und ihrem groben Aberglauben ganz wohl befanden, und jede Prüfung und Belehrung verachteten, wüßten über diese Erscheinung, die nach ihrer Meinung den schleunigen Untergang der Kirche unfehlbar bewirken würde. Niemand aber war wegen dieser Bibelbekanntmachung so aufgebracht, als der bigotte Philip von Spanien, der den Papst um die Unterdrückung dieses Werks auf das dringendste bat, und im widrigen Fall drohte, sich der von Gott verliehenen Macht zu bedienen, die Reinigkeit der Catholischen Religion zu erhalten. Der Graf Olivarez bekam den Auftrag, diese Erklärung zu machen. Der Papst ließ ihm seine lange Rede endigen, ohne sie zu unterbrechen; als aber der Vorschläger alles erforderliche gesagt hatte, und die Päpstliche Antwort nicht erfolgte, bath er um die Meinung Sr. Heiligkeit. „Meine Meinung, verdeckte Sitz,“ mit zernigen Blicken, ist: Sie Herr Vorschläger zum Fenster hinauswerfen zu lassen.“ Hierauf wandte er dem Spanier verächtlich den Rücken zu, der nach Hause eilte, und schon die Häsher hinter sich zu haben glaubte.

In Spanien hielt man noch mehr wie in Italien wegen dieser Bibel die Kirche dem Untergang nahe. Der König Philip berief die vornehmsten Theologen in sein Conseil, um mit ihnen über die Mittel zu berathschlagen, wie man die drohende Gefahr abzuwenden könne. Die Meinung fiel dahin aus, daß der König nach seinem Gewissen verbunden sey, ein aus allen Bischöfen und allen Doctoren der Theologie seines Reichs bestehendes Ratio-

mal. Concilium zusammen zu rufen, diesen Schritt zwar dem Papst zu melden, wenn er sich aber widersetzte, ihn selbst vor diese Kirchenversammlung zu citiren, ihn seiner Würde zu entsetzen, und einen neuen Papst zu erwählen. Dieser beschlossene Entschluß wurde den Spanischgesinnten Cardinälen insgeheim mitgetheilt, besonders dem Cardinal von Toledo, der im Geruch der Heiligkeit lebte, und der erste war, der diese gewaltthätige Maasregeln billigte. Das Concilium sollte zu Sevilla gehalten werden. Nun aber kam es darauf an, wie man dessen Zusammenberufung dem Papst bekannt machen sollte. So sehr auch der Spanische Botschafter vor der Rasche des Sixtus zitterte, so glaubte er dennoch ohne Rücksicht auf eigne Gefahr den Auftrag seines Hofes erfüllen zu müssen. Um jedoch seine persönliche Sicherheit nicht so ganz hintanzusetzen, so beschloß er ihm das Notificationsschreiben nicht im päpstlichen Pallast, sondern auf der öffentlichen Straße bey einer Procession zu übergeben, die am Weihnachtsest gehalten werden sollte.

Sixtus wurde den Abend zuvor durch seine Spione von allem unterrichtet; er ließ sogleich den Gouverneur von Rom rufen, und sagte ihm, daß diesmal die Processions-Ordnung ganz anders wie sonst eingerichtet werden müßte: Zweyhundert Häfcher, sagte er, müssen Reihenweise unmittelbar vor mir marschiren. Sie, Herr Gouverneur aber, halten sich dicht an meiner Seite, und lassen hinter Sich den Henker mit einem Strick in der Hand nachtreten, und wenn jemand die Verwegenheit haben sollte, den Zug zu unterbrechen, um mir eine Schrift zu übergeben, so befehle ich, daß er ohne weiteren Proceß auf der Stelle aufgehängt werden soll.

„Stell, es mag ein Prinz, ein Cardinal, oder ein Gesandter seyn.“ Dieser sonderbare Befehl wurde gleich in Rom bekannt; die Procession geschah zum Erstaunen des Volks nach vorgeschriebener Art, und die Ueberreichung der Schrift unsterblich.

Nun schrieb Sixtus selbst an Philip und erklärte ihm, daß er Olivarez nicht länger als Vorschreiber anerkenne, ihm selbst aber ließ er sagen, daß er keinen Rang mehr habe, und jetzt bloß wie ein Privatmann zu betrachten sey. So sehr Philip auch über diese Kränkung erbittert war, so hatte ihn doch die Entschlossenheit des Sixtus so sehr besiegt, daß er den Entwurf seiner Kirchenversammlung aufgab, den Papst jetzt mit Bescheidenheit behandelte, und auch ohne weitere Klagen den Olivarez aufopferte. Der Herzog von Cesia kam an seine Stelle.

Der Papst fing jetzt an, ernstlich an die Ausführung seines Entwurfs auf Neapel zu denken. In Civita Vecchia waren seine Arienäle und Magazine gefüllt, die er von Zeit zu Zeit in der Stille besuchte. Nun ließ er auch Truppen gegen die Neapolitanischen Grenzen rücken, unter dem Vorwande, die Einfälle der Banditen zu hemmen, die wirklich Schaarenweise die Gränzörter des Kirchenstaats heimsuchten. Er selbst begab sich nach Terracina, und gab als Veranlassung zu dieser Reise seine Absicht an, die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Der Spanische Vice-König von Neapel gab vor, die Banditenjagd auch von seiner Seite zu unterstützen, und zog daher 4000 Mann der besten Truppen unter dem Commando des Grafen Spinelli, eines erfahrenen Feldherrn, in den dortigen Gegenden zusammen, wobei er den Papst durch seinen Sohn complimentiren ließ. Die weitem Unternehmungen

gen wurden nun auf eine andre Zeit verschoben, und Eirtus kam nach Rom zurück.

Diese Reise war das Ziel seines großen Lebens, seiner kurzen aber sehr thatenvollen Regierung. Sein Tod wurde von so vielen Mächtigen der Erde sehnlich gewünscht, und so fand man endlich auch Mittel die Erfüllung dieses Wunsches zu beschleunigen. Er unterwarf sich bey seiner Nahrung den Regeln einer klugen Diät, und da er längst einen Anschlag auf sein Leben ahnete, so wurde in seiner Küche alle nur mögliche Vorsichtigkeit gebraucht; der Koch durfte die Speise nicht aus den Augen lassen, und auch mit niemand Umgang haben. Er sagte selbst zu seinem Arzt: „Die Spanier sind so müde, mich länger als Papst zu sehen, daß sie gewiß Mittel suchen werden, meine Tage zu verkürzen.“ Endlich aber, vier Monat vor seinem Tode, stellte sich bey ihm ein bedenklicher außerordentlicher Kopfschmerz ein, der ihn nie verließ. Selten kam er ins Bette, und immer nur auf kurze Zeit, weil die Ruhe seinen Schmerz vermehrte, und er nur bey starken Bewegungen einige Linderung fand. Die Staatsgeschäfte wurden jedoch keinem Tag unterbrochen; er arbeitete und gab Audienz selbst in den kränklichsten Stunden, indem er sagte, daß ein Fürst bis in den letzten Augenblick des Lebens mit seinen Pflichten beschäftigt seyn müsse, wobey er immer das berühmte Wort des Kaisers Vespasian anführte: „Ein Regent muß sterbend sterben.“ Als er sein Lebensende fühlte, ließ er den Cardinal Castagna zu sich rufen, den er immer noch als seinen Nachfolger betrachtete, empfahl ihm verschiedene Angelegenheiten der Kirche und des Staats, und gebot seinem Neffen, dem Cardinal Montalto, die Ernennung des Castagna zur päpstlichen Würde aus allen Kräften

zu unterstützen. Mitten unter diesen Geschäften entfloß seine große Seele.

Dieser Tod erfolgte des Abends, am 23ten August 1590. und erregte so sehr die Freude des unedelmüthigsten aller Könige, Philip II., als die Betrübniß des edelmüthigsten Monarchen Heinrich IV., der von dieser Nachricht anrief: „Dies ist ein Zug der Spanischen Politik; der Himmel hat keinen Theil daran!“ Cirtus, größer als sein Jahrhundert, wurde ein Opfer seiner aufgeklärten Denkungsart; denn nicht um die Ausbreitung der hierarchischen Gewalt, nicht um Kirchen-Güter und geistliche Jurisdictionen hatte er Streitigkeiten mit den der Catholischen Religion angethanen Königen, vorzüglich mit dem Spanischen Nero, sondern bloß weil er die Keger, in Frankreich, in England, in Deutschland, in Geneve, und überhaupt in allen Weltgegenden nicht verfolgte, und besonders, die von ihm so sehr bewunderten, als von andern befürchteten Monarchen Heinrich IV. und Elisabeth nicht durch seine päpstliche Macht vernichtete, ja endlich selbst zum Scandal seiner barbarischen Zeitgenossen die Bibel drucken, und in die Landessprache übersetzen ließ.

So starb Cirtus nach einer fünfjährigen Regierung. Nie that ein Herrscher, selbst unter den berühmtesten, in einem so kurzen Zeitraum so viel. Die in Rom seit Jahrhunderten herabgewürdigten Gesetze wurden durch Verehrung und genaue Ausübung geheiligt, und wenn gleich nicht die Verbrecher, doch das Verbrechen vertilgt, das Laster vermindert, und die Tugend verherrlicht. Weiße Verordnungen, wohlthätige Einrichtungen aller Art, und nützliche Unternehmungen ohne Zahl, sowohl zur Sicherheit des Staats, als zur Bequemlichkeit der Einwohner, in der

Hauptkraft und in den Provinzen, und endlich die Ausführung großer prächtiger Entwürfe den Glanz der Künste zu vermehren, und den menschlichen Geist zu erheben, alle diese Handlungen dezeichnen eine jede Periode dieser großen Regierung, unter welcher dennoch durch eine vortrefliche Staats-Öeonomie fünf Millionen Leebinen erspart wurden; ein Schatz, der über hundert und achtzig Jahr unberührt blieb, bis er in unsern Tagen unter dem verdächtlichen Pontificat Clemens XIII., sonst Rezzonico genannt, unter dem Vorwand der Noth, angegriffen, aber nicht erschöpft wurde. Die Geschichte liefert vielleicht kein Beispiel von einem so lange unberührt gebliebenen Schatz. Kein despotischer Papst, kein Römischer Staatsminister im Putsch, der mit dem päpstlichen Siegel bewafnet durch neue Bullen, alte so leicht vernichtet, kein ehrfurchtiger, kein geldgieriger Repote getraute sich in diesem so langen Zeitraum seine Hände nach diesem Staatsheiligthum auszustrecken, das der Name Sixtus wie ein Talisman beschützte. Wenn also Rom und der Kirchenstaat vereint bedrängt werden sollten, wird der längst verstorbene Papst Sixtus V. durch sein mühsam aufgehäuftes Gold, noch im Grabe, wo nicht der Retter, doch der thätige Helfer seines leidenden Vaterlandes seyn.

Inhalt.

Gemälde der Preussischen Armee vor und in dem
siebenjährigen Kriege. E. 1

Historische Bemerkungen über die große städtische
Revolution im sechzehnten Jahrhundert. 43

Geschichte der Verschwörung des Fiesco, im Jahr
1547. 57

Geschichte des Papstes Sixtus V. 113

Historische
Schriften

VON

J. W. von Archenholz,
vormals Hauptmann in Königl. Preussischen Diensten.

Erster Band.



Eßlingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1803.



Historische Schriften

von

J. W. v. Archenholz.

Inhalt.

Gemälde der Preussischen Armee vor und in
dem siebenjährigen Kriege. E. 1.

Historische Bemerkungen über die große ita-
lienische Revolution im sechszehnten Jahrhun-
dert. 55

Geschichte der Verschwörung des Fiesco, im
Jahr 1547. 73

Geschichte des Papst Sixtus V. 1

Vorbericht

zur ersten Ausgabe dieses Bandes
im Jahr 1791.

Es gehören in der Welt höchst wichtige Begebenheiten, die, obgleich im Ganzen bekannt, es doch nicht ausführlich sind, so sehr sie es auch verdienen. Manche äußerst interessante Vorfälle dieser Art waren nicht von weitem Umfang, oder nicht von langer Dauer, oder nicht von großen Folgen; sie verlieren sich daher in der Weltgeschichte. Große Geschichtschreiber, eingeschränkt durch weit umfassende Pläne, berührten sie oft nur oberhin, und hiel es bloßen Geschichtsforschern ein, sich da:

VI

mit zu beschäftigen, so wurden die Materien gewöhnlich, wo nicht pedantisch, doch trocken behandelt. Sie sahen nur auf die Resultate, oder auf Nebenumstände; allein auf die Triebfedern der Handlungen, auf ihre allmähliche Entwicklung, so wie auf das Spiel der Leidenschaften, wurde gar keine Rücksicht genommen; und so blieben ihre Geschichtserzählungen ungelesen, so originel und einzig auch der Gegenstand seyn mochte.

Dies hat mich zu dem Entschluß gebracht, die Geschichte solcher Begebenheiten zu schreiben, die sich in ihrer Art auszeichnen, und nur unvollkommen bekannt sind, ihrer Natur und den Regeln des Geschmacks gemäß aber nicht immer in ganzen Bänden ausgedehnt werden können, und daher als abgesonderte, für sich bestehende historische Gemälde zu

VII

betrachten sind. Hier ist davon ein Versuch, der in den folgenden Bänden dieses Werks fortgesetzt werden wird. *)

Zu dem Gemälde der Preussischen Armee habe ich keine Hülfquellen gebraucht; denn das Ganze gründet sich auf eigene Erfahrung und alle mannigfaltigen Züge des großen Danks sind meinem Gedächtniß eingeprägt.

Die Historischen Bemerkungen über die sittliche Revolution im Anfang des 16ten Jahrhunderts sind das Resultat meines Studiums der Geschichte. Ich habe die Gruppen zwar aus dem Gedächtniß genommen, allein dennoch dürfte

*) Die französische Revolution und der darauf erfolgte schreckliche Krieg verdrängen gleichsam jedes tiefere bei den Weltbegebenheiten fremde Interesse, daher man die weitere Ausführung dieses Plans so lange aufsehte.

VIII

schwerlich ein wesentlicher Anachronismus in den Zusammenstellungen befindlich seyn.

Bey der Geschichte der Verschö-
rung des Fiesco, wovon ich vor mehreren
Jahren ein Fragment in den Teutschen Mer-
cur habe einrücken lassen, sind nachstehende
Bücher gebraucht worden:

Dell' Istorie di Genova di Mons. Uberto
Foglietta Patrizio Genovese Libri XII. Tra-
dotte (aus dem Genuesischen ins Italientische)
per M. Francesco Serdonati, Cittadino Fio-
rentino. In Genova 1597. Foglietta
war ein Zeitgenoss des Fiesco, und die Er-
zählung dieser Begebenheit nimmt bey ihm
28 Folio-Seiten ein.

Noch ausführlicher erzählt sie Agostino
Mascardi in seiner Istoria della Conjur

ratione di Fiesco, ein sehr seltenes Buch, dessen ich mit großer Nähe habhaft geworden bin, und von welchem der Cardinal Neg einen Auszug gemacht hat.

Ferner habe ich dabei zu Rathe gezogen: *The History of the Reign of the Emperor Charles V.* by W. Robertson und *Histoire des Conjurations* par Duport du Tertre.

Die vorzüglichste Quelle zur Geschichte des Pabst Sixtus V. ist seine Biographie von Gregorio Leti. Nur dieser Italiener hat von allen seinen Landsleuten allein das merkwürdige Leben dieses großen Regenten abgefondert in 2 Octav: Bänden beschrieben. Dieß ist aber geschehn mit einer ermüdenden Weiterschweifigkeit, und beladen mit zahlreichen zweckwidrigen Nebensachen, so wie auch mit bigotten, seinem Lande und seinem Zeitalter

X

angemessenen, Bemerkungen, wovon man hier hoffentlich keine Spuren finden wird. Ich habe bloß die Thatfachen von ihm entlehnt, solche nach meiner Art erzählt, und sie mit meinen eignen Bemerkungen verwebt. Dergleichen habe ich dabey benützt: *Histoire des Papes depuis St. Pierre jusqu'à Benoit XIII. inclusivement.* A la Haye 1732. 5 Volumes, 4., ein in der Litterargeschichte nicht unbekanntes, und in Italien geschätztes Werk, dessen Verfasser aber sich nicht genannt hat. Zu diesen Quellen habe ich manche fast gar nicht bekannte Züge hinzugefügt, die ich in den Jahren 1779 und 1780 in Rom selbst gesammelt habe.

Geschrieben Berlin im April 1791.

v. Archenholz.

Nachschrift

zur zweyten Ausgabe des ersten
Bandes.

Der Titel *Kleine historische Schriften*, der bisher den ersten Band dieser Sammlung bezeichnete, wurde demselben durch einen Mißverstand vorgelegt; denn er war ganz unpassend, da hier nicht durchaus kleine historische Schriften beabsichtigt waren, und auch schon in eben dem Bande die so viel Vogen anfüllende, nicht fragmentarische, sondern vollständige Geschichte des Pabst Sixtus V. nicht wohl als eine kleine episodische Schilderung seiner so berühmten Lebenstage betrach-

XII

ter werden konnte. Noch weit unschicklicher war dieß in Betreff der Geschichte der Fließbüßier, die selbstständig, und so sehr ein Ganzes enthaltend, als die Natur des Gegenstandes es nur erlauben wollte, den ganzen zweyten Band einnimmt. — Daher die Veränderung des Titels und der Bignette; diese letztere eine Zeichnung von der Hand des trefflichen Mahlers Lesueur, die er in Hamburg, noch wenig Tage vor seinem schrecklichen Flammentode vollendete.

Geschrieben in Hamburg im März 1803.

v. Archenholz.

Kleine
Historische Schriften

VON

J. W. v. Archenholz.

Inhalt.

Gemälde der Preussischen Armee vor und in dem
Neunzigjährigen Kriege. S. 1

Historische Bemerkungen über die große städtische
Revolution im sechszehnten Jahrhundert. 33

Geschichte der Verschwörung des Fiesco, im Jahr
1547. 73

Geschichte des Papstes Sixtus V. 1

Vorbericht.

Es gibt höchst wichtige Begebenheiten, die, obgleich im Ganzen bekannt, es doch nicht ausführlich sind, so sehr sie es auch verdienen. Manche äußerst interessante Vorfälle dieser Art waren nicht von weitem Umfang, oder nicht von langer Dauer, oder nicht von großen Folgen; sie verlieren sich daher in der Weltgeschichte. Große Geschichtschreiber, eingeschränkt durch weit umfassende Pläne, berührten sie oft

nur obenhin; und fiel es bloßen Geschichtsforschern ein, sich damit zu beschäftigen, so wurden die Materien gewöhnlich, wo nicht pedantisch, doch trocken behandelt. Sie sahen nur auf die Resultate, oder auf Nebenumstände; allein auf die Triebfedern der Handlungen, ihre allmähliche Entwicklung, so wie auf das Spiel der Leidenschaften, wurde gar keine Rücksicht genommen, und so blieben ihre Geschichts-Erzählungen ungelesen, so originel und einzig auch der Gegenstand seyn mochte.

Ich bin daher entschlossen von Zeit zu Zeit die Geschichte solcher Begebenheiten zu schreiben, die sich in ihrer Art auszeichnen, und nur unvollkommen bekannt sind, ihrer Natur und den Regeln des Geschmacks gemäß aber nicht in ganze Bände ausgedehnt werden können, und daher als ab-

gesonderte, für sich bestehende historische Gemälde zu betrachten sind. Hier ist davon ein Versuch, der in den folgenden Bänden dieses Werks fortgesetzt werden wird. Nach meinem Entwurf soll alle Jahr ein solcher Band erscheinen.

Zu dem Gemälde der Preussischen Armee habe ich keine Hülfquellen gebraucht; denn das Ganze gründet sich auf eigne Erfahrung, und alle mannigfaltigen Züge des großen Bildes sind meinem Gedächtniß eingeprägt.

Die historischen Bemerkungen über die sittliche Revolution im Anfang des 16ten Jahrhunderts sind das Resultat meines Studiums der Geschichte. Ich habe die Gruppen zwar aus dem Gedächtniß genommen, allein dennoch,

dürfte schwerlich ein Anachronismus in den Zusammenstellungen befindlich seyn.

Bei der Geschichte der Verschwörung des Fiesco, wovon ich vor mehreren Jahren ein Fragment in den Deutschen Mercur habe eindrücken lassen, sind nachstehende Bücher gebraucht worden: Dell' Istorie di Genova di Mons. Uberto Foglietta Patrizio Genovese Libri XII. Tradotte (aus dem Genuesischen ins Italiensiche) per M. Francesco Serdonati, Cittadino Fiorentino. In Genova 1597. Foglietta war ein Zeitgenosß des Fiesco, und die Erzählung dieser Begebenheit nimmt hier 28 Folio = Seiten ein.

Noch ausführlicher erzählt sie Agostino Mascardi in seiner Istoria della Conjurazione di Fiesco, ein sehr seltenes Buch, dessen ich mit großer Mühe habhaft geworden bin, und

von welchem der Cardinal Ketz einen Auszug gemacht hat.

Ferner habe ich dabey zu Rathe gezogen: *The History of the Reign of the Emperor Charles V. by W. Robertson* und *Histoire des Conjurations par Duport du Tertre*.

Die vorzüglichste Quelle zur Geschichte des Papstes Sixtus V ist seine Biographie von Gregorio Leti. Nur dieser Italiener hat von allen seinen Landsleuten allein das merkwürdige Leben dieses großen Regenten abgesondert in 2 Octav-Bänden beschrieben. Dieß ist aber geschehn mit einer ermüdenden Weitläufigkeit, und beladen mit zahlreichen zweckwidrigen Nebensachen, so wie auch mit bigotten seinem Lande und seinem Zeitalter angemessenen Bemerkungen, wovon man hier hoffentlich keine Spuren finden wird.

Ich habe bloß die Thatfachen von ihm entlehnt, sie mit meinen eignen Bemerkungen verbunden, und manche fast gar nicht bekannte Züge hinzugefügt, die ich in Rom selbst gesammelt habe. Desgleichen habe ich dabey benutz: Histoire des Papes depuis St. Pierre jusqu'à Benoit XIII inclusivement. A la Haye 1732. 5 Volumes, 4., ein in der Litterar-Geschichte nicht unbekanntes Werk, dessen Verfasser aber sich nicht genannt hat.

Geschrieben Berlin im April 1791.

v. Archenholz.

Gemälde

Gemälde
der
Preussischen Armee
vor und in
dem siebenjährigen Kriege.



Der Ruhm der Preussischen Heere hat sich in alle Welttheile verbreitet, und dennoch ist das Eigenthümliche dieser Truppen nicht allein entfernten Nationen, sondern selbst den Deutschen, ja man darf kühn sagen, sogar Deutschen Militärs: Personen anderer in der Nähe von Preussens Staaten gelegenen Län- der noch sehr unbekannt. Berühmte Männer unseres Volks mit seltenen Kenntnissen jeder Art versehen, die von den Vortheilen und Nachtheilen der Macedonischen Phalanx, so wie von der Legion der Römer, und von den Solardischen Colonnen genau unterrichtet sind, haben jedoch gewöhnlich höchst unvollkommene Begriffe von der Organisation der Preussischen Armee, so wie von ihrer Kunst zu marschiren,

und sich zu lagern, weil man diese Gegenstände nur verworren in scientifischen Büchern findet, und sie nie populair vorgetragen hat. Von der den Preußen eignen Kunst zu sehen hat der Verfasser sich bemühet an vielen Stellen in seiner Geschichte des siebenjährigen Krieges anschauliche Ideen zu geben. *) Es ist daher nicht überflüssig, diese Truppen, von denen man so viele große Thaten gehört und gelesen hat, durch eine Skizze ihrer charakteristischen Züge näher kennen zu lernen. Auch ist für den Leser dieser Geschichte ein Standpunkt erforderlich, um die mit jenem ewig denkwürdigen Kriege verbundenen Scenen so mancherley Art desto richtiger zu beurtheilen.

*) Diese sehr erweiterte und völlig umgearbeitete Geschichte in 2 Bänden ist ganz zum Druck fertig, und wird im September dieses Jahres erscheinen.

Friedrich, sowie seine Abnherrn beherrschten die Nachkommen derjenigen Nord-Deutschen, die die Admer mit aller ihrer Macht nicht unterjochen konnten, und die nie einem fremden Volke zinsbar waren. Kriegerische Eigenschaften zeichneten diese Völker in allen Jahrhunderten aus; allein erst unter der Regierung des großen Churfürsten Friedrich Wilhelm, erregten sie als Krieger in der Geschichte Europas Aufsehn. Sie machten sich ihren Nachbarn, den Pohlen, fürchtbar, und selbst die damals überall gefürchteten Schweden wurden von ihnen nicht allein im freyen Felde besiegt, sondern auch im strengen Winter durch einen sonderbaren nie erhörten Heereszug auf Schlitten verjagt, womit man über eine heisse Meeressucht fuhr. Die Preussische Tapferkeit wurde bald nachher unter Friedrich I. noch mehr der Gegenstand der Bewunderung, da die Preussen unter sehr verschiedenen Himmelsstrichen,

bald in den Gefilden von Ungarn, bald in den Rheingegenden, bald in den Niederlanden, bald an den Ufern des Poo sich außerordentlich hervorthaten. Bey aller dieser Tapferkeit aber war die Preussische Armee nur schwach, ihre Disziplin hatte nichts auszeichnendes, und von der Taktik hatten selbst ihre vornehmsten Befehlshaber nur gemeine Begriffe; erst unter Friedrich Wilhelm I. wurde diese Armee durch Truppenzahl, Ordnung, und Kriegszucht der Welt merkwürdig.

Dieser wegen seiner rauhen Sitten und rohen Denkungsart nicht geliebte und oft verkannte Monarch, hatte dennoch gewisse Regenten-Eigenschaften und Grundsätze, die nicht wenig bestrugen, seinem großen Thronfolger den Weg zu seinen Triumpfen zu bahnen. Was Philipp von Macedonien dem Alexander war, war Friedrich Wilhelm seinem erhabenen Sohn. Bey dem Tode Friedrich I. war Berlin eine glänzende Königsstadt, die Pfanz-

schule emporkeimender Künste. In wenig Jahren aber war aller Glanz verschwunden. Dagegen sah man jetzt hier ein Nachbild von Sparta, so wie man noch keins auf Erden gesehen hatte. Die Residenz glich einem Lager; nur der Soldatenstand wurde geehrt, der höhere Civilstand herabgewürdigt, der niedrige verachtet, die Wissenschaften verspottet, die schönen Künste, deren hohe Blüthe ein Volk mehr als alles verewigt, krochen nach Brod und fanden keins, die mechanischen Künste aber waren arm: seligen Arbeitern überlassen, die nur durch seinen unansehnlichen Körperbau vor dem Soldatenstande gesichert wurden. Diese Geschöpfe waren die Heloten der Deutschen Spartaner. Täglich sah man Waffenübungen, und der Soldat schien nur für die Parade zu existiren. Reiche Leute flohen nun Berlin, diese dem Mars geweihte Stadt, wo der Despotismus in der gräßlichsten Gestalt seine Zähne wies, wo die Menschen nur nach ihrer Länge geschätzt wurden, wo

die Armuth und Sparsamkeit herrschten, wo die Ersten des Volks, sowie in Sparta, frugal lebten, und wo man in allen Winkeln das Getöse der Waffen hörte.

In den Provinzen war es nicht anders. Jede Stadt war einem Lager ähnlich. Besonders stellte Potsdam ein erstaunungswürdiges Bild dar. Des Königs Leidenschaft, Soldaten von außerordentlicher Größe zu haben, wurde hier aufs Höchste getrieben. Seine 2400 Mann starke Garde war eine Art Riesenschaar, wo man nicht allein in Europa, sondern selbst in andern Welttheilen die Menschen aufgesucht hatte. Alles was nur Geld, in großen Summen verschwendet, alles was nur menschliche List vermochte, wurde dabei angewandt. Reisende von großem Buchs, die aus fremden Ländern in die Preussischen Staaten kamen, oder sie nur auf ihrem Wege nach andern Gegenden berührten, wurden ohne Rücksicht auf Stand, Glücksumstände, und andere Verhältnisse, mit

Gewalt zu Soldaten gemacht. Officiere reiften oft einige hundert Meilen, um einem Handwerker, einem Hirten von seltener Größe, mit Befehl ihres Lebens Verbeanträge zu thun, und seinen Paradedienst mit großen Capitalien zu erkaufen. So entstand dies sonderbare, fast unglaubliche lebendige Naturalien : Cabinet in Potsdam, wo Menschen aus den entlegendsten Ländern der Erde des außerordentlichen Wuchses halber in den Ringmauern einer kleinen Stadt, die eigentlich eine prächtige Caserne war, aufbehalten, und in der Unthätigkeit genährt wurden; die einzige Thorheit ihrer Art, und überhaupt eine der seltsamsten, die man je aufgezeichnet hat. Ein Irländer, Namens Kirchland, der noch nicht der größte dieser Leidenwache war, hatte eine Länge von sieben Fuß und fünf Zoll. Die kleinsten, selbst die Tremmelschläger, hatten die ohnehin schon ungewöhnliche Länge von sechs Fuß. Die Capitalien, die diese Soldaten zum Handgeld bekamen, waren oft so ansehnlich,

und der ausbedungne Sold so beträchtlich, daß der zum Paradien bestimmte Sklave nicht selten ein wohlhabender Mann war, der sich einen Bedienten hielt, bestimmt ihm aufzuwarten, und das Gewehr auf die Parade zu tragen. Diese gemeinen Soldaten hatten zu jeder Stunde Zutritt zum Könige, der sich aller ihrer Angelegenheiten sowohl innerhalb als außerhalb seiner Staaten annahm, der ihre Proceffe führte, ihre Hyvrathen machte, ihren Hochzeiten bewohnte, und ihre Kinder aus der Taufe hob.

Alles in der Preussischen Monarchie wurde damals aus einem militairischen Gesichtspunkte betrachtet; ja alle Zweige und Gegenstände, sowohl der Administration als der Landes-Cultur schienen in den Augen des Königs mehr oder weniger wichtig, nach dem Maasse ihrer Verbindung mit dem Soldatenwesen.

Auf diese Weise wurden die ursprünglich kriegerischen Tugenden der Preußen jetzt geformt, die jungen Einwohner aller Preussischen Staa-

ten in Städten und Dörfern durch Eintheilung in Cantons zu Soldaten gestempelt, eine bisher ganz unbekannte Ordnung und Reinlichkeit unter den Truppen eingeführt, die Disciplin im ein System gebracht, und die militairische Ehre auf den Thron gesetzt.

Nach diesen Vorbereitungen trat Friedrich der Große auf. Er fand ein Heer von 60,000 Mann, durchaus so beschaffen, wie es sich der größte nach Eroberungen dürstende Feldherr im Taumel seiner Phantasie nur wünschen konnte. Nur allein der Krieg, und was noch sonderbarer ist, die Kriegskunst, war diesem so ausgezeichneten Heere fremd. Friedrichs großer Geist wußte das Fehlende bald zu ergänzen. Er machte die zweckmäßigsten Verbesserungen, setzte tactische bisher unbekannte Maximen fest, und erfand sinnreiche Evolutionen, die alle auf den Grundsatz beruhten: bey Angriffen im Felde die feindlichen Schaaren irre zu machen, die größte Macht auf einen Punkt zu concentriren, dabey

aber den schwächeren Theil der Armee in Stellungen zu bringen, wo er, immer den Feind bedrohend, so lange ohne alle Gefahr unthätig seyn kann, bis der verstärkte angreifende Theil den Entwurf des Heerführers vollzogen hat. Die Charakteristik dieser Evolutionen war Geschwindigkeit, Leichtigkeit, und Genauigkeit; dabei waren die Commandowörter kurz und kraftvoll, und die Bewegungen der Truppen im Angesichte des Feindes neu, kühn und entscheidend.

Die ersten Schlesischen Feldzüge des Königs setzten diese Theorie durch mannigfaltige Ausübungen in ein höheres Licht, und veranlaßten eine Menge Kriegsregeln, die man, durch Erfahrung bewährt, als die ersten Elemente der Taktik zum Grunde legte. Und so wurde Friedrich nicht allein Feldherr seiner Heere, sondern auch militärischer Gesetzgeber. Die Art und Weise Feinde zu besiegen, die ehemals so sehr von der Tapferkeit der Hec-

tenden, von ihrer körperlichen Stärke, und von ihrer Anzahl abhing, hatte überdies durch die neuern Waffen der Wälder eine gänzliche Veränderung erlitten. Jetzt wurde die Taktik eine Kunst, oder vielmehr eine sehr verwickelte Wissenschaft, die man studieren mußte.

Friedrich erfand unter andern eine besondre Evolution, die man in der militairischen Sprache Deployiren nennt; ein sehr künstliches Manöver, das man zwar bey andern Truppen nachgeahmt hat, das aber bis auf den heutigen Tag nur allein von den Preussen mit der erforderlichen Ordnung und Geschwindigkeit ausgeführt werden kann. Die Art dieser Evolution ist: eine Linie in viele Haufen zu theilen, diese Haufen dicht auf einander zu schieben, und so die gedrängte Menschenmasse sich bewegen zu lassen. Diese Stellungsart ist durch ihre sehr geschlossenen Glieder, durch ihre Tiefe, und durch die Art der Truppen-Bewegung, die mit der höchstmöglichen Genauigkeit ausgeführt

werden muß, und nur auf großen Flächen geschehen kann, der macedonischen Phalanx nicht unähnlich, die in sechzehn Gliedern marschirte und stritt, viele Menschenalter lang für unüberwindlich gehalten wurde, bis das Schwert der Römischen Legionen sie vertilgte, und von ihr nichts, als der Name übrig blieb. Dieser so gestellte Soldatenkörper nimmt verhältnißweise nur einen geringen Raum ein, und zeigt in der Ferne einen höchstunordentlichen auf einander gehäuften Menschenklumpen; ein scheinbares Chaos, das bey ungeübten Truppen sehr leicht zu einem wirklichen werden kann. Bey den Preußen bedarf es jedoch nur einen Wink des Heerführers, so entwickelt sich dieser Knäul in der größten Ordnung, und mit einer solchen Schnelligkeit, die einem reissenden Strom ähnlich ist.

Friedrich Wilhelms Musterungen waren bloß gigantische Spiele gewesen. Friedrichs Musterungen aber wurden ganz das

Bild des Krieger. Unter seinem Vater war der gemeine Krieger ohne Grund zur Maschine gemacht worden; jetzt wurde er es aus Gründen der Taktik, der Physik, der Politik, und der Philosophie. Der Befehl zwang den Soldaten in Reih und Glied, die Furcht mußte ihn darin wie in einem magischen Kreise erhalten. Nur allein die Befehlshaber groß und klein, sollten nicht Maschinen seyn; daher wartete und pflegte er die militärische Ehre, ob sie gleich schon bey der Armee tiefe Wurzel geschlagen hatte, immer noch wie eine zarte Pflanze. Bey seiner Thronbesteigung hörte Berlin auf, Sparta zu seyn. Es wurde das Deutsche Athen. Friedrich huldigte den Wissenschaften und Künsten, und bauete ihnen Tempel; die Musen lehrten nun in die verdorrte, jetzt aber wieder aufblühende Residenz zurück, und so wie in jener ewig berühmten Minervens Stadt, gingen sie mit den Kriegern Hand in Hand, verfeinerten ihre Sitten, stamm-

ten sie zur Wißbegierde, zur Vaterlandsiebe, zu großen und edeln Thaten an, und wurden ihre Gefährten in den Kampfhältern.

Auch im Aeußern wurden viele Veränderungen gemacht. Das Längenmaß hörte auf, das Maß des Verdienstes zu seyn. Die riesenmäßigen Körper wurden entlassen, und von nun an mehr auf wohlgestaltete Soldaten, als auf große Fleischmassen gesehen. Der schon seit der Regierung Friedrich Wilhelms sehr regelmäßig besoldete Soldat, wurde besser bewaffnet, zierlicher gekleidet, und die Keimlichkeit bey ihm aufs höchste getrieben. Seine Muskete, sein Zettengewehr, die Bleche auf seiner Patronentasche, alles war spiegelhelle. Die Uniformen der Officiere, wenn gleich nicht alle geschmackvoll, waren doch prächtig. Goldne und silberne Treffen, Stickereyen und reiche Achselbänder, waren bey Fußtruppen und Reitern gewöhnlich. Hierzu kamen noch kostbare, zur Rüstung gehörige Feldzeichen, als Schärpen, Ringtragen und Degensbänder.

bänder. Der Leibwache zu Fuß streifte alles in Silber; die Leibhusaren erhielten mit Sternbildern gezeigte Tigerdecken, die Kürassier silberne Pauken und Trompeten, die Dragoner so wie die Infanterie zierlich gearbeitete messingene Trommeln. Die Grenadiere hatten dabey auch Pfeiffer. Fahnen und Standarten wurden gestickt. Die Espontons der Infanterie: Officiere glänzten von Stahl und Gold. Die Garde zu Pferde bekam hellpolirte Kürasse, reich gestickte Super: Westen, und als Paniere, nach Alt: Römischer Art, silberne Adler. Ein jedes Regiment hatte sechs, sieben, auch acht Hoboisken. Das Artillerie: Corps hatte Janitscharen: Musik, und einen großen Wagen mit Heerpauken. *)

*) Der Verfasser erinnert wohl zu bemerken, daß alles hier Aufgezeichnete sich auf die Preussische Armee bezieht, wie sie damals war, nicht wie sie jetzt ist. Nach dem siebenjährigen Kriege machte Jeder doch einige, obgleich unbedeutende, Veränderungen

Dieser Glanz, den nur Undenkende als un-
zweckmäßig betrachten, vermehrt den Muth
und den hohen Sinn der Krieger, rührt die
Sinne, erregt angenehme Empfindungen, er-
höht die Würde der Heere, und wurde auch
von den Griechen, in der durch ihre Waffen
furchtbarsten Periode, nicht vernachlässigt. Krie-
drich, der so viele Regenten: Maximen philo-
sophisch durchdachte, that mit dem Kriegswe-
sen ein gleiches, und so entstanden manche
Einrichtungen, die man verspottete, weil man
ihren Grund nicht kannte, und die daher auch
nirgends nachgeahmt wurden, während daß
man unbedeutende Dinge und Gewehr, Spiele
überall nachahnte, weil man hierin die Geheim-
nisse der Preussischen Taktik suchte. Der König
errichtete eine Menge Füsilier-Regimenter, des

gen. Welt größere aber älter Art, zum Theil sehr
wesentliche, die dem Heere eine andere Form gaben,
wurden nach seinem Tode gemacht, deren Lob oder
Tadel jedoch nicht die Zeit gegeben.

ren Auszeichnendes von der übrigen Infanterie in hellpolirten Mützen und leichtern Gewehren bestand, die man desto geschwinder laden konnte. Diese Regimenter waren bestimmt, die durch ihre körperliche Größe nicht scheinbaren Soldaten aufzunehmen, und die Mützen sollten den Mangel der Länge ersetzen; hiezu kam deren Aehnlichkeit mit den Grenadier-Mützen, die, obgleich etwas unförmlich, and für den Soldaten un bequem, dennoch als Wahrzeichen auserlesener Krieger, welches die Grenadiere bey fast allen Armeen sind, dem Feinde in der Stunde des Treffens furchtbar waren. Der Glanz dieser Mützen verkündigte schon in der Ferne den neuangeworbenen und im Kriege unversuchten feindlichen Truppen, den Anzug Schlachtgeübter Veteranen, und bereitete sie im voraus zur Flucht. Man wußte nicht in toddrohenden Augenblicken die Grenadiere von den Füheliren zu unterscheiden, und so trug dieser verspottete Soldaten-Schmuck, sowohl bey Schlachten, als

beim Treffen und Gefechten, oft nicht wenig zum Siege bey. Oben dieß galt auch von den Brustharnischen der Kürassier, die nicht sowohl wegen persönlicher Sicherheit der Reiter, als wegen der mit Furcht gepaarten Idee von schwerer Cavallerie, von starken Menschen und Rossen, von mit Eisen halb bedeckten und schwer verwundbaren Kriegeren, erhalten wurden. Ein solcher Kürass wog fünf und zwanzig Pfund, überdieß hatten die Kürassire, so wie auch die Dragoner auf ihren Hüften eiserne Kreuze befestigt, um die so gefährlichen Kopfstöße zu schwächen.

Die Preussischen Fahnen wurden, so wie die Römischen Adler, mit großer Ehrfurcht betrachtet. Wenn sie vor den Linien vordenzerragen wurden, begrüßte man sie so wie Könige begrüßt werden: die ganze Feldmusik ertönte, die Bataillone neigten ihre Waffen, und die Officiere standen mit entblößtem Haupt. Selbst der König gab dieß Zeichen der Ehrerbietung

keit; er, der überhaupt alle Kriegergebräuche wie der geringste Officier befolgte, und nie eine andre Kleidung als die Uniform seiner Leibwache trug, in Verbindung mit den übrigen Feldzeichen eines Officiers. Die Tausendstücker waren alle Edelleute, und dieser Dienst die erste Stufe zu Militair-Würden. Da die Subordination, oder die blinde Befolgung der Befehle der Obern, die Seele des Preussischen Heeres war, so wurde der mit dem Namen *Parole* bezeichnete tägliche Oberbefehl, wie ein Orakelspruch angesehen. Man empfing ihn mit allen Zeichen der Ehrfurcht; auch der König, wenn er ihn erteilte, zeigte sie, und stand mit unbedecktem Haupt in Sturm und Regen. Die Parole wurde nachher im Lager bey allen Regimentern bekannt gemacht, und zu diesem königlichen Befehl fügten die Befehlshaber die ihrigen. Die eigentliche Parole war nur ein einziges Wort, gewöhnlich der Name einer Stadt, und das damit verbundene Feldgeschrey

der Name eines Menschen. Beide Wörter dieses Feld-Schülerths wurden einem jeden Officier und Unter-Officier gesagt, allein bloß das Feldgeschrey wurde den wachhabenden gemeinen Soldaten bekannt gemacht; und geschah eine Desertion bey den Vorposten, so wurden sogleich beyde Wörter von dem dort kommandirenden Befehlshaber verändert, der dazu die Vollmacht hatte.

Die beyden ersten Schlesischen Kriege, durch fünf Siege ohne eine einzige Niederlage bezeichnet, waren gleichsam Vorübungen zu den sieben großen Feldzügen. Die Preußen, des Krieges ungewohnt, obgleich zum Kampf beständig gerüstet, mußten erst lernen ihre Begriffe vom Feld- und Friedensdienst von einander abzusondern, sie zu ordnen, und ihre durch Unwissenheit erzeugte Vorurtheile zu beseitigen. Sie betrachteten zu der Zeit ein Schlachtfeld wie einen Exercier-Platz. Der Soldat mußte mitten unter einem Kugelhagel Tritt halten; er durfte keine

Hand rühren, kein Auge vom rechten Flügel
verwenden, und bey dem Niedersitzzen seiner
todtgeschossenen Kammeraden mußte er gefühllos
über ihre Leichname steigen, um maschinenartig
die Lücken auszufüllen. Da auf den Exerciers
Plätzen der beständig in der Luft schwebende
Stock, der Dämon des gemeinen Kriegers war,
so fürchtete er sich auch auf dem Schlachtfelde
mehr vor diesem, als vor den Kugeln. Beym
Feuern, ganz in der Nähe des Feindes, fiel das
erste Glied regelmäßig auf die Erde, und war:
tete aufs Commando. Wort. Ereignete sich in
diesem Augenblick einige Unordnung in den Hau
fen, so ließen die Officiere auch wohl absehen,
das heiße: die zum Losdrücken angeordneten Ge
wehre wurden in diesen Momenten des Todes
bedächtlich zurückgezogen, und niemand feuerte.
Dies geschah bey Molwitz; in den folgenden
Schlachten aber wurden diese Pedanterien nicht
geachtet, und der Soldat konnte sich ungestraft
als Mensch zeigen.

Zwischen dem zweyten und dritten Schlesi-
schen Kriege war ein Zeitraum von elf Jahren.
In diesem wurde eine mehr raisonnirte Ordnung
in allen Zweigen des Kriegswesens eingeführt.
Die Preußen fuhren fort die Taktik immer mehr
zu studiren. Man machte zahlreiche Versuche
große Haufen Soldaten in künstliche Stellungen
zu bringen, und sie so in diesen Figuren in ge-
schlossenen Reihen marschiren und sechten zu lassen.
Man feuerte viermal in einer Minute, und mar-
schirte nach der Schnur, wobei die Bataillone, so
wie die Reiter. Schaaren überhaupt, ihre Bewe-
gungen so einstimmig machten, als ob ein Uhrwerk
die ganze gewaltige Maschine regierte. Die Dispo-
sitionen zu diesen Manövrer wurden schriftlich
im größten Detail entworfen, und allen Officie-
ren bekannt gemacht, die solche ganz ihrem Ge-
dächtniß einprägten, so daß ein jeder bey den Vo-
sungszeichen der ferne knallenden Canonen, so-
wohl das weit von ihm geschehene, als das noch
kommende, so wie das Maß von Zeit, Raum

und Dauer aller einfachen und zusammengesetzten Bewegungen genau wissen und lernen konnte. Es war bald nicht mehr von Veriuchen die Rede; denn es bedurfte nur eines Befehls vom Heerführer, um das Schwerste so wie das Leichteste, das Neue so wie das Alte, sofort auszuführen.

Eben so aufmerksam war man auch auf die Oekonomie des Kriegswesens, um beständig bereit zu seyn ins Feld zu rücken. Dieser immer marschfertige Zustand eines ungeheuren Heeres war unerhört, und das größte Problem der Staatsmänner aller Nationen. Die Arsenalé waren mit großen und kleinen Mordmaschinen vollgepfropft, die Magazine reichlich gefüllt, die Lastwagen in der besten Ordnung, das Geldgeräth lag fertig, und alle Pferde in den Staaten des Königs waren aufgeschrieben, um sie gegen ein bestimmtes Kaufgeld sogleich zu Zug- und Packpferden gebrauchen zu können. Was noch an der Zahl fehlte, wurde durch das dazu immer

bereitliegende Geld in der größten Geschwindigkeit angeschafft. Die Soldaten wurden alle Jahre durchaus neu gekleidet, und ihre Waffen mußten im besten Zustande seyn. Die Chefs der Compagnien waren verpflichtet noch überdieß einen starken Vorrath von allem zur Kleidung und Rüstung Nothigen in Bereitschaft zu halten. Hierzu kam ein Ueberfluß aller nur ersinnlichen Kriegsgeschäfften, von den Prodswagen und Zelten bis zu den Feldflaschen. Alles mußte in gutem Stande seyn. Die Rüstkammern der Regimenter waren gewöhnlich zu mehrerer Sicherheit unter den Dächern der Kirchen angelegt.

Beym Anfange des siebenjährigen Krieges bestand die Preussische Artillerie außer den zu jedem Regiment gehörigen Feldstücken und Haubitzen, aus achtzig schweren Canonen und zwanzig Mörfern; 16000 Centner Pulver waren in den Festungen vertheilt, und in den Magazinen befanden sich 36,000 Bissel Wehl nebst 12,000 Bissel Hafer.

Der Sold des gemeinen Soldaten stand mit dem in den meisten Europäischen Staaten üblichen in gleichem Verhältniß. Die vornehmen Officiere aber vom Hauptmann an wurden sehr reichlich besoldet; nur allein die Preussischen Subaltern-Officiere mußten sich mit einem geringen Solde begnügen, und sich mit der Ehre und dem Prospekt in die Zukunft trösten. Der abgelebte und schwer verwundete Soldat fand seine Versorgung in dem Invaliden-Hause bey Berlin, das Friedrich nach Endigung des zweyten Schlessischen Kriegs hatte bauen lassen.

Die Strafen der Preussischen Soldaten bestanden bey kleinen Vergehungen in Stockschlägen, die nach dem Xenophon auch bey den Atheniensischen Truppen, ja unter Heinrich IV. selbst bey den Französischen Truppen üblich waren. Beging der Soldat aber ein Verbrechen, so mußte er durch eine Gasse von zweyhundert Mann Spießruthen laufen, oder viel:

mehr gehen; sechsmal war die geringste, und sechs und dreyßigmal die höchste Zahl dieser schmerzvollen Wanderungen. Die letztere Strafe hieß: auf Leben und Tod, und war auf drey Tage vertheilt, da denn am letzten Tage mit dem Verbercher auch zugleich der Saeg auf die Parade gebracht wurde. Die Desertion zum ersten und zweytemale wurde auch mit Spießruthen bestraft; nur mit einer wiederholten Entweichung war der Strang verbunden; auf Mordthaten erfolgte das Schwert, oder das Rad. Das höchste Verbrechen aber war die Verletzung der Subordination. Selbst auf die geringsten Vergehungen dieser Art stand das Spießruthenlaufen, oder auch die Kugel vor dem Kopf. Wer sich aber mit Waffen in der Hand bis zur Thatlichkeit verging, wurde lebendig gerädert. Der Officer, der seinen Obern so behandelte, selbst wenn er dazu als Mensch gereicht war, wurde mit vieler Feyerlichkeit erschossen.

Allen Regimentern waren große Distrikte zu ihren Rekrutierungen angewiesen, die man Cantons nannte. Diese Distrikte waren in der ganzen Preussischen Monarchie mit großer Ordnung abgetheilt, und alles was darin mannbar war, aufgezeichnet. Sobald der Knabe ins Jünglingsalter trat, mußte er dem Vaterlande schwebden, wenn man gleich seinen Dienst noch nicht brauchte; daher ein jeder Compagnies Chef eine Anzahl Dörfer als eine beständige Hilfsquelle, als ein nie leeres Soldaten-Magazin, betrachten konnte. Der damit natürlich verknüpfte Despotismus der Befehlshaber, wurde durch weise Gesetze sehr vermindert, und um so viele tausend Menschen dem Landbau nicht zu entzuehn, war die Einrichtung getroffen, daß der größte Theil dieser eingebornen Soldaten sechs und vierzig Wochen im Jahr freigelassen sein Gewerbe nach Wohlgefallen treiben konnte, und nur sechs Wochen lang zur Waffenübung bey seinen Fahnen zubringen durfte. Außer diesen

wurden noch andre, zum Theil Ausländer, unter dem Namen *Freyschützer* in den Besatzungsstädten von Zeit zu Zeit beurlaubt, um durch ihrer Hände Arbeit ihren Unterhalt zu verbessern, und ihren Mitbürgern zu nützen. Während dieser Zeit fiel ihr Sold dem Compagniechef zu, der wie ein wahrer Hausvater für alle Bedürfnisse seiner Soldaten sorgen mußte; selbst ihre Weiber und Kinder, deren Aufzucht, Erwerbsmittel und weiteres Fortkommen, waren seiner Aufsichtsamkeit empfohlen. Um den Menschenvorrath im Lande zu schonen, wurden Officiere nach allen Reichsstädten geschickt, Ausländer als Recruten anzuwerben. So war der Zufluß für die Armee in Ansehung der Gemeinen; denn an Officieren war noch weniger Mangel, da der zahlreiche und arme Preussische Adel keiner Aufmunterung bedurfte, einen Stand zu wählen, der der erste im Staat war, und der, indem er ihm Unterhalt verschaffte, zugleich seinen Ehrgeiz befriedigte.

Die Waffen und deren Gebrauch bey dem Heer, bewiesen ebenfalls das wohldurchdachte System erfahrener Feldherren. Die geharnischten Reiter und Dragoner führten Catabiner; diese regelmäßig zu handhaben wurden sie fleißig geübt, um im Nothfall als Fuß-Soldaten Dienste zu thun; selbst die Husaren waren damit versehen, um sich auf mehr als eine Art zu vertheidigen. Alle diese Reiter hatten Pistolen, allein nie feuerten sie damit im Treffen, so wie die Oesterreicher und andere Truppen, um in großer Nähe des Feindes keine Zeit bey einem ungewissen Schuß zu verlieren. Der Pallasch und der Säbel aber, beyde durchs Schleiffen den Scheermessern an Scharfe ähnlich, waren die Hauptwaffen der Preussischen Reiterey. Die Artillerie führte mit sich im Kriege sechspündige Feldstücke, achtpfündige Haubitzen, und Batterie-Cannonen, die zwölf Pfund Eisen schossen. Man feuerte mit diesem Geschütz sechsmal in einer Minute. Zur persönlichen Vertheidigung

gung im Nothfall hatte der Artillerist einen kleinen Pallast.

Die Haubitzen wurden von Friedrich im Felde zuerst eingeführt. Ihr großer Nutzen war auffallend. Es wurde dadurch Menschenblut und Zeit, das kostbarste im Kriege, erspart. Ein offener, mit Soldaten besetzter Ort, ein verammeltes Dorf, erforderten sonst, selbst mit Hilfe der Canonen, langwierige Angriffe; vermöge der Haubitzen aber war die Besiegung solcher Oerter die Sache eines Augenblicks; auch die Cavallerie, die sonst hinter Hecken und Gebüsch gegen Canonenschüsse sicher war, wurde durch die im Bogen geworfenen Grenaden bald hinter ihren Brustwehren erreicht, und leicht in Unordnung gebracht. Bey der Infanterie, als der Stärke des Preussischen Heeres, war zwar alles auf die Musketen eingeschränkt, diese aber hatte man sich bemüht, so vollkommen als möglich zu machen. Der Lauf des Gewehrs, das Schloß, das Holzwerk, alles wurde
mit

mit Sorgfalt und auf die Dauer bearbeitet, und der in ganz Europa übliche hölzerne Laderock, der oft zerbrach, mit einem eisernen vertauscht. Dennoch war die Muskete weiter nichts, als eine Maschine, die nach der Abfeuerung niemanden Furcht einflößen konnte, ja die fehlendes Pulver und Blei, oder ein heruntergefallener Feuerstein, in der Stunde der Schlacht zu einem lächerlichen Hassenstücke machten. Nur erst durch die Aufspießung eines langen Dolchs wurde diese Maschine zu einem fortdauernd fürchterlichen Vordgewehr, das, unabhängig von combinirten physischen Verbindungen, seiner Form nach zu den schrecklichsten Waffen gehörte. Die Preußen waren die ersten, die alle ihre militärischen Uebungen, schwere und leichte, mit aufgezplantem Bajonet machten, es weder auf ihren Rachen, noch auf ihren Rärtschen, selbst mitten im Frieden ablegten, ob sie gleich eine Scheide dazu trugen, und die überhaupt diesen Dolch als unzertrennlich von der Muskete betrachteten.

Die Ordnung und die wohlbedachten Einrichtungen, die die Preussischen Armeen im Frieden auszeichneten, waren eben so vortheilhaft in Kriegzeiten. Es war bey den Preussischen Heeren im Felde nichts überflüssiges, aber es fehlte auch an nichts. Allenthalben waren Magazine; hiezu kam ein immer mitmarschirendes Proviant-Commissariat, eine sehr thätige Feldbäckerey, eine reichlich gefüllte Kriegskasse, und bewegliche Feldlazarethe; in jedem Hauptquartier war eine reichlich versehene Feldapotheke, ein Feld-Postamt, und eine Feld-Policey. Ueberdies waren bey den sammtlichen Armeen hundert und funfzig kupferne Pontons vertheilt um Schiffsbrücken zu schlagen.

Die Preußen nahmen fast in keiner Sache andre Heere zum Muster; kein alter Gebrauch, keine neue Mode, kam hier in Betrachtung; alles wurde nach Grundsätzen bestimmt und geordnet; daher die erlaunungswürdigen Märsche Friedrichs und deren Geschwindigkeit ohne

große Anstrengung, wobey die Felnde immer zurückblieben. Aber nicht durchaus nöthige Troß wurde von der Armee entfernt. Keine Tausende von Marketenbern und Krämern, keine Chaisen für Matressen, wie bey den Franzosen, keine Zeltwagen wie bey den Oestreichern, keine Plünderkatten wie bey den Russen, wurden gesattelt. Alles was nur tragbar war, mußten Packpferde tragen; nur allein die Munition und das Brod für die Truppen wurden gefahren. Eine jede Compagnie hatte einen großen von vier Pferden gezogenen Brodwagen, und auch selbst diese so nöthigen Maschinen blieben, um die Armee nicht aufzuhalten, immer in der Entfernung vom Heereszuge. Dieser geschah gewöhnlich in Schlachordnung. Patrouillen von Reiterey und Fußvolk marschirten der Armee zur Seite, um kleine feindliche Scharen abzuhalten, die Colonnen selbst zu beunruhigen. Diese hatten zur Rechten ihren Canonen, und Munitionszug, für den allein die Landstraße be-

himmt war, und zur Linken der Linie gingen die Packpferde einzeln in langen Reihen geordnet. Die Ladungen dieser Pferde waren mit Decken behangen, worauf der Name des Regiments in Verbindung mit dem Namen des Eigenthümers gemahlt war. Auf diese Weise waren auch alle Wagen und Karren bezeichnet. Die Armee marschirte immer in mehreren Colonnen, und nie kreuzte sich die Cavallerie mit der Infanterie.

Die Preussischen Lager zeichneten sich auch durch große Ordnung und sinnreiche Einrichtung aus; sie formirten ehemals so viel Gas- sen als Compagnien in der Zeltenstadt waren; gegen Ende des siebenjährigen Krieges aber wurde diese Methode abgeändert, die dem Feinde die Stärke der Armee in der Ferne verrieth. Friedrich wählte eine andre Bauart der Lager, die minder zerstückt, aber zweckmäßiger war. Die Zeltgassen verschwanden, und die Armeen campirten in drey Reihen neben einan-

der gefesteter Zelte. Diese dreyfache Reihe konnte man nöthigenfalls in eine zweyfache, auch in eine einfache verwandeln; man konnte sie ohne Mühe ausdehnen, und überhaupt den Feind auf mannigfaltige Art täuschen. Eine Compagnie Infanterie hatte gewöhnlich vier Zelte für die Officiere, zwey für die Unterofficiere, und sechs und zwanzig für die gemeinen Soldaten, von denen sechs auch sieben in einem Zelte lagen. Hier fanden auch die Soldatenweiber ihren Platz, deren jede Compagnie wegen des Marschens und der Zubereitung gewisser Viskualien acht, zehn, auch zwölf mitnahm. Die Kürassier, Reiter und Dragoner hatten etwas mehr Raum in ihren Zelten; die Husaren aber hatten gar keine; sie bauten sich Strohhäuten, oder lagen unter freyem Himmel. Die Artillerie campirte theils bey den großen Batterien, theils bey den Regiments-Canonen. Dazu zu einem Zelt gehörige Geräth bestand in zwey wollenen Decken, in einem Feldkessel, einer Wasserflas-

sche, einem Beil, einer Schaufel, und einer Hacke; und alles dieß mußten sowohl Ritter als Fuß: Soldaten beständig bey sich führen. Die Last dieses lehtern wurde dadurch sehr erschwert, daß er außer seinem Gewehr und Tornister einen Sack mit sechs, neun, auch wohl mit zwölf Pfund Brod, und eine mit sechzig scharfen Patronen gefüllte Patronentasche zu tragen hatte; allein diese Bedürfnisse waren zu unentbehrlich, um sie ungewissen Zufällen und der Plünderung der Bagage auszusetzen.

Kleine Feld: Flaggen bezeichneten im Lager die Grenzen der Regimenter und Bataillone. Eine jede Compagnie hatte ihre Musteren vor ihrem Lagerplatz in zwey Gewehr: Pyramiden aufgestellt, die bey schlechtem Wetter in eine Art von Zelten verwandelt wurden. Im Mittelpunct des Bataillons waren alle Trommeln aufgethürmt, und die Fahnen aufgestellt. Ein jedes Infanterie: Regiment führte vier Canonen und eine Haubize mit sich, die bey den Feldwa-

chen aufgesparrt wurden. Von diesen aus vierzig Mann bestehenden Feldwachen, stellte der Hauptmann des Bataillon eine vor der Fronte aus, in einer Entfernung von hundert, oder auch von zweihundert Schritten, nach Beschaffenheit des Terrains. Hier warfen die Soldaten in wenig Stunden eine kleine Schanze auf, die jedoch mehr zur Ordnung, als zur Brustwehr diente. Die vor derselben postirten Schildwachen standen nie einzeln, sondern immer zwey zusammen in Gesellschaft, und zwar in großer Nähe von dem benachbarten Posten, so daß die ganze Wachlinie eine ungeheure zusammenhängende Kette zum Kampf gerüsteter Soldaten darstellte, die des Nachts ihre Wachsamkeit durch ein immer fortwährendes Laufgeschrey dem Weilen weit geflagertem Feinde bezeugten.

Um diese Wachsamkeit immer angestrengt zu erhalten, gingen die ganze Nacht durch unaufhörlich Ronden und Patrouillen; die letztern geschahen durch einen Unterofficier und zwey Ge-

meinen; bey den ersten aber befand sich ein Of-
ficier. Oft übernahmen vornehme Befehlshab-
er diese Geschäfte, besonders diejenigen, die für
jeden Tag vom Oberseldherren commandirt wa-
ren für die Sicherheit des Lagers zu sorgen, und
auf alles aufmerksam zu seyn. Diese Comman-
do, das man mit dem ausländischen Namen de
jour bezeichnete, wechselte alle Tage bey den
Staabs-Officieren der ganzen Armee ab, die
ihre Thätigkeit sodann durch das Visitiren
sämmlicher naher und ferner Lagerposten zeig-
ten. Eine Nachlässigkeit dieser Art war bey dem
Preussischen Heere etwas unerhörtes. Der Kö-
nig selbst gab das Beyspiel einer rastlosen Wach-
samkeit. Nirgends war man vor ihm sicher, so
wenig an den gefahrlosesten Orten, als an den
gefährlichsten, in einer gestirnten Nacht, so wie
bey der schrecklichsten Bitterung; und da er es
dahin gebracht hatte, daß sich hohe und niedere
Officiere mehr vor ihm als vor den Angeln fürch-
teten, so war die Möglichkeit seines Besuchs

allein hinreichend die Wachsamkeit zu verdoppeln. Oft machte er sogar selbst die Ronda, auch ohne sich zu erkennen zu geben. Er ritz vom einer Wache zur andern, und gab dadurch diesem geringen Dienstgeschäfte eine gewisse Wichtigkeit. *)

Die vorbeschriebene Kette der Infanterie aber war durch eine andre von den zahlreichen Wachen der Kürassier, und Dragoner, Regimenter gedeckt, die eben so wie das Fußvolk ihre

c f

*) Der Verfasser befand sich im August 1761 im Lager bei Etredien, wo er am Oten des gedachten Monats die Feldwache des ersten Bataillons von Fozzade commandierte. Hier erhielt er kurz vor Tages-Andbruch auch einen solchen Besuch von Friedrich, der unter dem Namen eines Obersten herumkriechte, und ganz in dem Ton eines solchen Officiers mit vieler Höflichkeit mehrere Fragen that, die sich auf einige von den Vorposten gefallene Schiffe bezogen. Der König entfernte sich endlich mit den Worten: „Ich wünsche Ihnen eine gute Wache, Herr Lieutenant.“

doppelte Posten ausstellten, und auch diese Kette war wieder durch leichte Infanterie, die bey den Preußen in Frey: Bataillonen und Jägern bestand, oder durch Pikets, das heißt: durch große Nachscharen des regulairen Fußvolks, und durch die in größere und kleinere Trups abgetheilten Husaren gedeckt, deren letzte Vorposten, die gleichsam vogelfrey waren, die äußerste Wachlinie vor der Fronte formirten. Hinter der Fronte hatte ein jedes Regiment eine aus vierzig Mann bestehende Wache, die zur Aufrechthaltung der Policey im Lager, und zur Verhinderung der Desertion von der Hinterseite diente. Da hier weniger Gefahr zu befürchten war, so standen die von dieser sogenannten Brandwache ausgestellten Schildwachen nur einzeln. In diesem Bezirk waren die in Vierecke geformten Kochplätze der Soldaten. Jede Compagnie hatte ein solches Viereck, und vor der Fronte eine regelmäßig gegrabene, mit Esträuchern umgebene Grube zur Entledigung

der Bedürfnisse. Hinter den Zeltreihen besanden sich auch die Marktentender, der Troß, und die Wagenburg. »Kelterwachen und Patrouillen schlossen von außen zu auch diesen Theil des Lagers, und vollendeten den ungeheuern Ring.

Das Hauptquartier war gewöhnlich hinter der Fronte, in einer Stadt, oder in einem Dorfe, manchmal auch wohl in einem einzelnen Hause; denn in diesem Kriege campirte Friedrich nie, wohl aber sein Gefolge, wenn es an Raum fehlte. Aus diesem Hauptquartier hohleten die vornehmen Befehlshaber von ihren Adjutanten begleitet täglich die Parole. Ueberdies mußten alle Regimenter, sowohl von der Infanterie als von der Cavallerie einen Officier mit einem beständig gefattelten Pferde im Hauptquartier halten, um außerordentliche Befehle schnell zu überbringen. Diese Officiere, so wie die Adjutanten Friedrichs, wurden aus der königlichen Küche gespeiset. Zu ihnen gesellten sich beständig viele andre aus dem Lager, die sich um

Hauptquartier als zu einem Belustigungsort begaben, wo sich eine Menge Marketender befanden, wo fast immer Musik ertönte, wo sowohl dem Bacchus als der Venus geopfert, und stark geipielt wurde, wo stündlich, bald Ueberläufer, bald Spione ankamen, wo man bald Gefangene, bald Beute überbrachte, und wo man überhaupt immer von neuen Ereignissen hörte.

Die Sorgfalt für den Preussischen Soldaten im Kriege war besonders groß, und bey keinem Volk der neuern Zeit so auszeichnend. Nie in dem ganzen Lauf von sieben höchst wandelbaren blutigen Feldzügen, fehlte es den Preussischen Heeren an Sold, nie an Brod, nie an Fourage, sehr selten an Gemüse, und noch seltener an Fleisch. Gewöhnlich hatte der Preussische Soldat auf drey, auch auf mehrere Tage Brod vorräthig. Die Brodwagen waren in drey Abtheilungen geordnet, wovon der eine Theil im Lager blieb, der andre auf der Hinfahrt zu den Magazinen, der dritte aber zu eben der Zeit auf der Rückfahrt

zur Armee begriffen war. Sobald diese letztere Abtheilung im Lager eintraf, brach sie sich die bisher ausgeruhte Dred, Wagenburg auf. Die tägliche Portion Dred war zwei Pfund; selbst nach verlorenen Schlachten und nach verübten Magazinen wurde der Brodack des Soldaten nie ganz leer; das Gemüse kam immer durch voranstaltete Zufuhr aus Städten und Dörfern ins Preussische Lager, und durfte nicht überkauert werden. Die richtige Zahlung und die gute Mannszucht munterten die Verkäufer auf, solche Märkte zu besuchen. Hierzu kam das vom Könige einem jeden Soldaten wöchentlich bestimmte Pfund Rindfleisch. Die Regimenter kauften daher ganze Tristen von Hornvieh, die nicht ohne die dringendsten Ursachen vom Lager weit entfernt werden durften.

Dies Fleischgeschenk, obgleich an sich unbedeutend, zog eine Menge Ueberläufer zu den Preussischen Fahnen. Die dem Menschen angeborne Frephelt verursacht, daß selbst rohe

Krieger mitten in der Sklaverei einen mindern Zwang für ein beneidenswerthes Loos ansehen. Die gemeinen Soldaten bey den Oesterreichern waren gezwungen, den größten Theil ihres geringen Soldes zur Feldhaushaltung herzugeben. Der Corporal nahm das Geld, filtrierte seine Mannschafft nach Gutdünken, und den Ueberrest des Soldes bekam der Soldat in die Hände. Von diesem Zwange wußten die Preussenen nichts. Man munterte sie durch Worte zu einer geselligen Haushaltung auf; das Comissfleisch und der gemeinschaftliche Feldkessel thaten sodann das Uebrige. Viele Ueberläufer gestanden freymüthig, daß dieses sie zur Desertion bewogen habe.

Die Preussischen Ochsenhäuter selbst waren Soldaten, die auf dem Lande zu diesem Geschäfte gewöhnt, den Prügel in die Hand nahmen und die Muskete übern Rücken warfen. Man wählte dazu die kleinsten und unansehnlichsten. Als Eingeborne war man vor Desertion sicher.

und ihre Waffen waren hinreichend getramscholende Husaren abzuhalten.

Diese Menschen, Oekonomie erstreckte sich bey den Preußen über alles; sie verringerte den Troß und die Bedürfnisse, beförderte die Ordnung, und erfüllte bey allen Operationen den Zweck desto vollkommener. Jede Compagnie hatte ihren Schuster, ihren Schneider, die von dem gewöhnlichen Dienst frey waren, und in Kriegsquartieren sowohl als in Lagern und auf Vorstirungen für ihre Kammeraden arbeiteten. Viele Compagnien hatten ihren eigenen Kleischer, der Vieh einkaufte, schlachtete, und für einen billigen Preis verkaufte; andre Soldaten waren Markender. Die Infanterie hatte ihre Zimmerleute und Bischenmacher; die Cavallerie ihre Schmiede und Sattler, die Artillerie ihre Wagenmacher. Alle waren Soldaten. Jeder Officer hatte einen Bedienten, der ein Soldat war, königliche Wondirung trug, und keine andre Felddienste als mit seinem Herrn that.

Bei jeder Compagnie befand sich ein Unterofficier, der den Titel Capitaine d'armes führte, und sowohl für Gewehr als Mundtragsstücke sorgen mußte; desgleichen ein Fournier, der für Proviant und Fourage sorgte, und das Lager absteckte. Der Fournier hatte bey dieser letztern Arbeit zwey Gehälfen, die Fournierschützen genannt wurden, und auch Soldaten waren. Man rief sie auf dem Marsch vor, wenn der Lagerplatz gewählt war; oft auch machten sie eine Art von Avantgarde. Als Soldaten brauchten sie keine Bedeckung, sondern sie gingen vielmehr selbst auf den Feind los, wenn er ihr Lager: Abmessen hindern wollte.

Bei den Oesterreichischen Armeen war diese Kriegs: Oekonomie nicht Sitte. Unter andern waren die Journiere bürgerliche Personen, deren Begriffe, Grundzüge und Handlungen, oft der Denkungsart und dem Interesse der Soldaten ganz entgegengesetzt waren, und von Subordination sehr wenig wußten. Hieraus entstanden

Streitige

Streitigkeiten und Unordnungen, von denen sich bey den Preußen keine Spur äußerte. Alles war in ihren Lägern Soldat, und alles arbeitete folglich einstimmig an einem gemeinschaftlichen Zweck. Der militairische Handwerksmann, der, in Winterquartieren, auf Postirungen und Feldlagern, von Wachen und Commandos besetzt, ruhig sein Gewerbe trieb, mußte jedoch zum Gewehr greifen, sobald es Marsch hieß, oder der Feind sich zeigte. Keine Geschicklichkeit, keine Arbeitsamkeit, kein Kunstfleiß, keine Gunst der Befehlshaber, schätzte ihn gegen Schlachten und Belagerungen. Er mußte in sein Glied treten und mit seinen Mitsoldaten die Gefahr theilen, sobald sich diese im Prospect zeigte; es mochte auf dem Kampfplatze, oder in den Laufgräben, oder bey einem Sturme seyn.

Die Stärke der Preussischen Armee zu Anfang des siebenjährigen Krieges war: An Infanterie neun und vierzig Feld-Regimenter,

jedes zu 2100 Mann; ferner sechs und dreißig Bataillone Garnison-Truppen, die zum Besatzungsdienst bestimmt waren, und 26,000 Mann betrug. In Cavallerie hatte sie dreizehn Kürassier-Regimenter, die zehn und sechzig, zwölf Dragoner-Regimenter, die siebenzig, und neun Husaren-Regimenter, die neunzig Escadrons formirten. Ein Regiment Kürassier bestand aus 861, ein Regiment Dragoner aus 886, und ein Regiment Husaren aus 1518 Mann. Die nachher so sehr vermehrte Artillerie bestand damals nur aus zwey Regimentern, die 3000 Mann ausmachten. Um den Mangel der leichten Truppen zu ersetzen, errichtete der König Frey-Bataillone, die fast alle im Auslande angeworbene Soldaten waren, ohne die geringste Rücksicht auf körperliche Größe und auf andre Eigenschaften, und die, wenn gleich nicht eben den Rang, doch den nemlichen Sold wie die bey den Feld-Regimentern hatten, deren Dienstzeit aber nur auf die Dauer des Kriegs eingeschränkt war. Ferner gehörten zur Armee das Ingenieur-

Corps, die Mineurs, das Cadetten-Corps, die Pflanzschule künftiger Befehlshaber, desgleichen Jäger, sowohl zu Fuß als zu Pferde, und Cosacken, nach türkischer Art gekleidet und mit Lanzen bewaffnet, einem Hord-Instrument, das der Marschall von Sachsen die Königin der Waffen nennt; zu allen diesen mannichfaltigen Kriegs-Schaaren kam noch eine Landmiliz, um im Nothfall die von Feldsoldaten entblößten Provinzen zu beschützen. Alle diese verschiedenen Truppen wurden immer vermehrt, und zwar in der Geschwindigkeit mit vielen Tausenden, auf eine unmerkliche Art. Aus wenigen Soldaten, die eine jede Compagnie abgab, entstanden große Kriegsscharen, und die dadurch in den Regimentern gemachten Lücken, wurden sehr bald durch die Cantons ersetzt.

Waren die Bedürfnisse eines solchen Heers im Frieden außerordentlich, so waren sie volends ungeheuer, wenn man ins Feld rückte.

Die Preußen hätten zwar durch die beständig unterhaltende Rüstung, durch die immer angefüllten Magazine, durch das im Schatz ihres Königs bereit liegende Gold, und durch die Thätigkeit und weise Einrichtungen, vermöge welcher ohne Widersprüche und Cabalen, alles mit rastlosem Eifer, und in der höchstmöglichen Geschwindigkeit betrieben werden mußte, vor allen Mächten Europens unermessliche Vortheile voraus. Allein alle diese waren noch nicht hinreichend die Armeen mit der zu unserm Zeitalter gehörigen Heereslast in Bewegung zu setzen. Knechte und Verbe mußten angeschafft werden, die man zur Zeit des Friedens zwar aufzeichnen, aber nicht unterhalten konnte, ohne den Landbau zu schwächen, und durch die gehäuften Kosten den Staat zu entkräften. Auch selbst bey Eröffnung des Feldzugs wurde wegen des Zukünftigen große Rücksicht auf den Feldbau genommen. Wenn man daher gleich demselben die Knechte entzog, so

schonte man doch die inländischen Pferde nach Möglichkeit, und kaufte sie dagegen zu Tausenden im Auslande. Das vorgeschriebene Heer brauchte außer den eigentlichen Cavallerie-Pferden, die zu dem Besen der Reiteren gehörten, für die Pack- und Zug-Pferde der Cavallerie, der Infanterie, der Artillerie, der Pomons, desgleichen für das königliche Gefolge, für die Kriegs-Casse, für die Feld-Apotheken, und das Feld-Postamt, ferner für den General-Stab, für das Feld-Lazareth, für die Feld-Bäckerei und mitgeführten Oefen, wozu siebenhundert Feldbäcker theils Meister theils Gesellen gehörten, und für das Proviant-Fuhrwesen überhaupt, zusammen 51,000 Pferde und 26,000 Knechte. *)

b 3

*) Dies bezieht sich auf den Krieg von 1796, und ist also kein genauer Nachah der gegenwärtigen Bedürfnisse, um die Preussische Armee in Bewegung zu setzen, da alle Theile des Quers, besonders die Artillerie, seitdem sehr verhäkelt worden

So war die innere Verfassung des Preussischen Heers, musterhaft in fast allen ihren Theilen, von keinem neuen Volke erreicht, vielleicht von keinem alten übertroffen, als der siebenjährige Krieg anging.

Aud. Mit der Anbahnung der Schwierigkeiten und der größten Verwickelung der zur Entlösung sehr nöthigen Hilfsmittel das man diese Kette von Operationen mit einem neuen Namen belegt, daher spricht man seit einigen Jahren von der Mobilisation der Armeen.

Historische Bemerkungen
über die
große sittliche Revolution
im
sechzehnten Jahrhundert.



Das Ende des funfzehnten und der Anfang des sechszehnten Jahrhunderts war der Zeitraum der wichtigsten Begebenheiten, die in den Jahrbüchern der Menschen ausgezeichnet sind. Eine jede derselben hätte ein Zeitalter verdient, jetzt kamen sie gehäuft. Große Geister aller Arten traten fast zu gleicher Zeit in sehr verschiedenen Ländern auf, und höchst unerwartete, obgleich zum Theil längst vorbereitete Revolutionen des Geistes, der Gesetzgebung, der Politik, des Handels und der Sitten; große Entdeckungen, große Erfindungen, große Kunstwerke, große Handlungen aller Art, bezeichneten diese erkaunungswürdige Periode. Die Europäische Welt wurde wie neu geschaffen, und überhaupt

fängt hier eine neue Epoche des Menschengeschlechts an. Neue Grundsätze im Denken und Handeln, neue Arten des Gottesdienstes; neue Gesetze, Sitten, und Künste, die Bekanntschaft mit weit entlegenen Nationen und Völkern, die uns cultivirte Menschen, Barbaren und Wilde aufstellte, deren Existenz man nicht einmal kannte, ferner, stehende Armeen, andere Wohnungen und Kleidungen, neue Nahrungsmittel und neue Krankheiten.

In der Zeit, da Schwarz durch seine Erfindung des Pulvers die Kriegeskunst umstaltete, und dem Menschen neue Vergnügungen und neue Sicherheit gegen wilde Thiere verschaffte, entdeckte Columbus eine neue Welt, und Gama über die beschiffte Meere einen neuen Weg nach Ost-Indien, erjand Kauff die Druckerkunst, und Luther zeigte den tausend Jahre lang betrogenen Sterblichen den Gebrauch ihrer Vernunft. Man überschwenmt Europa mit nie gesehenen Natur-Produkten,

mit nie gekannten Bedürfnissen, mit Silber und Gold. Der einige Zeit zuvor erfundene Compass hatte die Seefahrt sicherer und kühner gemacht, und die Gemeinschaft der Nationen erleichtert, aber auch die Gefahren der Völker vermehrt, die unermessliche Meere nicht länger als ein für ihre Ruhe von den Göttern errichtetes Bollwerk gegen die kühnen Eroberer betrachten durften, denen eine andre Hemisphäre zum Wohnsitz angewiesen war. Die Portugiesen in Asien geben den Europäern das Beispiel, mit dem Schwert in der Faust Handel zu treiben, und Colonien zu gründen; während daß die Spanier die Americaner wie wilde Thiere mordeten, und die Reiche von Mexico und Peru vernichteten, die Engländer bürgerliche Kriege führten, die Deutschen für und wider theologische Lehrsätze sehten, die Türken unter Solymann ihre Eroberungen fortsetzten, und die Italiener die aus Griechenland entflohenen Künste vervollkommen.

Allenthalben erlebt man höchstsehr ganz außerordentliche Vorfälle. Das Griechische Reich war kurz zuvor von den Türken vernichtet worden, und in Athen herrschen Barbaren. Sie rauschen wie eine Fluth westwärts, und pflanzen Mahomets Fahne im christlichen Europa, zu eben der Zeit, da ihre Glaubensgenossen das westliche Europa verlassen müssen. So wie die Ottomannen in die Abendländer eindringen, werden die Mauren in Spanien nach den Mittageländern gedrängt. Diese Mauren, die Lehrer aller Europäischen Völker in Künsten, in Wissenschaften, in Sitten, werden nach einem achthundertjährigen Besitz aus ihren blühenden Ländern vertrieben. Sie fliehen nach Africa; allein von diesem Augenblick an verschwindet von der Erde der Geist der Ritterschaft, so wie der Geist dieses edlen Volks, das die Wissenschaften liebte, hohen Sinn und Tapferkeit zeigte, und uns die Galanterie lehrte. In Frankreich siehet man einen König, der fast ohne Schwerdtreich das

entfernte Neapel erobert, ja ganz Italien zittern macht; und dann wieder einen andern französischen Monarchen, der als ein Gefangener einem übermüthigen Sieger nachgeschleppt wird. Auf dem Kaiserthron der Deutschen sitzt der mächtigste Fürst, der je diese erhabene Würde bekleidete, der selbst Souveraine wie Knechte behandelt, sie einsperrt, und dessen Despotismus Germaniens Herrscher entgegen arbeiten. Religionskriege, eine Erfindung der Hölle, verheeren Deutschland; endlich ergreife auch der durch Priester und Edle tyrannisirte Deutsche Landmann die Waffen, und so entsteht der merkwürdigste noch in keinem Reich erlebte Bauernkrieg. In England sieht man unter einem rasenden Tyrannen einen rechtschaffenen Mann nach dem andern, eine Königin nach der andern, das Blutgerüst bestiegen. In Dänemark wird der König Christian durch seine Unterthanen vom Throne gestoßen, und muß sein Leben in einem Gefängniß enden. In Belgien siehet man

unaufhöchlich Scenen des Aufruhrs. In Madrid, in Lissabon, in Rom, wüthen die Inquisition's Gerichte, die unschuldige Menschen um des Glaubens willen, gefüllt in Teufelslarven, und von gräßlichen Processionen begleitet, zum Scheiterhaufen führen. Die heilige Stadt, der Sitz des Statthalters Christi, wird erobert, und das stolze Venedig, das tausend Jahre in seinen Lagunen wie ein Fels im Meer unerschüttert gestanden hatte, durch die Ligue zu Cambray dem Untergang nahe gebracht. Die Rhodus-Kitter werden aus ihrer Insel von den Türken verjagt. Diese Barbaren drohen durch ihre wilden Ueber-
schwemmungen der in Europa aufsteigenden Cul-
tur ihre Vernichtung. Inseln und Länder fallen
unter ihrem eisernen Joch. Das stolze Ita-
lien zittert und fürchtet das Schicksal Griechen-
lands. Sie greifen endlich das Königreich Nea-
pel an, belagern Nizza in Savoyen, erobern
Ungarn, und der Sultan Solymann selbst
belagert die Kaiserstadt Wien. Die Türken

Seeräuber eroberten in Africa Königreiche, und
weißen sie auf den Trümmern von Carthago
zu Raubnestern.

Von diesem Zeitpunkt an erlangt die Ge-
schichte für die Menschheit ein hohes Interesse.
Das Eigenthum der Völker in Europa wird nach
und nach vermindert, alle schließen sich an die
große politische Kette an. Bey allen bemerkt
man mehr oder weniger ein Emporsteigen zu ei-
ner höhern Cultur, so wie die Begebenheiten
aller Nationen von dieser Epoche an verwickelter
werden, und gleichsam aus einem Punkt aus-
gehen.

Die Furcht der Vorrwelt vor den alles besie-
genden Römern verband ehemahls so viele Völ-
ker, höchst verschieden durch Gesetze, Sprache
und Sitten mit dem Capitol, oder wider Roms
Legionen; aber selbst die Bundesgenossen dieser
Eroberer waren nicht ganz unabhängig. Ein
Freundschafts-Bund zahlreicher mächtiger Völ-
ker, die in allen Welttheilen und über alle Meere

herrschen, verbunden mit der höchsten Unabhängigkeit, schien wegen des unendlich verschiedenen oft ganz entgegengesetzten Interesse nach der Erfahrung aller Jahrhunderte undenkbar; aber auch diese Begebenheit mußte das 16te Jahrhundert verherrlichen. Es war eine gewisse Aehnlichkeit unter den Völkern Europens entstanden, die man zuvor nicht kannte. Die in so vieler Rücksicht wohlthätige Vereinigung geschah. Das Interesse der Nationen wurde erweitert; sie theilten einander nicht bloß wie zuvor durch den Handel ihre Bedürfnisse, sondern auch die Früchte ihrer Industrie und ihre Kenntnisse mit, und sicherten Europa, wenn gleich nicht gegen Kriege, und gegen Anfälle von Barbaren, doch gegen die Erneuerung Hunnischer alle Cultur begrabender Verheerungen. Von nun an wurden die Tyrannen in diesem Welttheil selten, oder verfuhrten doch gemüßigt, da so viele Nationen Zeugen ihrer Handlungen, und den Unterdrückten andre Zufluchts-Länder offen waren. Die mächtig:

müthigsten Monarchen rechtfertigten ihre aus-
wärtigen Staats-Unternehmungen durch Ma-
nifeste, und führten ihren Unterthanen kein
Geheim, ohne die Bewegungsgründe zu demselben
anzudeuten, so falsch sie auch es sein mochten.
Durch diese Verbannung des Orientalischen Des-
potismus war bey aller noch obwaltenden Knechte-
schaft ein großer Schritt gethan, und mit einem
Vergleichungsblick auf die Vorwelt, Augen die
Völker an, ihre leichter gewordenen Ketten für
nothwendige Fesseln zu halten.

Nun entstand die erste Idee des Gleichge-
wichts unter den großen Mächten, die die
Selbsterhaltung lehrte, und bald allgemein wur-
de, und so ward die neuere Politik geboren;
eine Reihe von Systemen und Grundsätzen, die
bald das Interesse der Völker, bald die Privat-
absichten der Herrscher zur Basis des Staats-
Handlungen machten, die oft rationaltend ange-
wandte, nachher aber blindlings befolgte wur-
den; Systeme, die seit dieser Zeit sorgfältig an

den Höfen studirt, von Pedanten commentirt, und von dem Pöbel angehaunt werden.

Glorreich und erkaunungswürdig waren die Charakterzüge und Scenen jener unsterblichen Epoche. Während daß Luther in Wittenberg seine Völker, erschütternden Predigten hält, die Mönche aus so vielen Staaten verschwinden, und der päpstliche Thron in seinen Grundvesten bebt, rönt Ariosto's Leber unsterbliche Gefänge, mahlt Raphael im Vatikan, umfaßt Michael Angelo mit diesen Armen das Gebiet der Künste, giebt durch seinen Meißel dem Marmor die herrlichsten Gestalten, schildert durch seinen Zauberpinsel das jüngste Gericht, und errichtet die Kuppel der Peterskirche, verschönert Palladio die Lagunenstadt, weihen die Medici's in Florenz den Künsten und den Musen Tempel, bestimmt Copernicus die Bewegung unsrer Planeten, durchstreifen die Missionarien außereifrige und

Zonen um das Christenthum zu lehren, macht Magellan die erste Reise um die Erde, und die Jesuiten gründen ihr neues Reich.

Die Sitten nehmen eine edle Form an. Die Bewohner der Städte, aufgemuntert durch Freyheiten, durch Sicherheit des Eigenthums, und durch befestigte Mauern, mehren sich allenthalben, und zeigen ihre Betriebsamkeit. Der Handel verfeinert die Bequemlichkeiten des Lebens, und Kriege werden auch im Frieden unterhalten. Eine Universität nach der andern wird gestiftet. Man lernt die Sprachen entfernter Nationen, fängt an die Natur zu studiren, beobachtet den Lauf der Sterne mit neuerfundenen Instrumenten, und gelangt durch die Kenntniß des Römischen Rechts zu einem bessern System der Rechtswissenschaft. Alle Ketten des Wissens zeigen mehr oder weniger Blößen, nur allein das Feld der Philosophie bleibt öde, und dessen Cultur einem glücklichen Zeitalter aufbehalten.

Bis zu dieser Epoche waren die kriegsführenden Heere nur schwach, die Feldzüge kurz, und die Kosten geringe. Das Lehnssystem erleichterte diese Thaten, und schwächte die Bedürfnisse der kriegenden Fürsten, daher man auch eher zuschlug als negociirte; denn die Unterhandlungen erforderten Ausbildung des Verstandes, und Kenntnisse, die damals selten waren; ein jeder aber hatte Häute zum balgen. Das allenthalben theils abgeschaffte, theils sehr geschwächte Lehnssystem, die eingeschränkte Gewalt des Adels, und die Verringerung der Volksknechtschaft, hatten zwar die Macht der Fürsten erhöht, aber auch bey Kriegen ihre Schwierigkeiten unendlich vermehrt. Der Zug der Franzosen nach Italien war der erste Versuch eines Europäischen Monarchen die Wirkung dieser neuerlich erlangten Macht praktisch zu zeigen. Die Armee Karls VIII. war nur 20,000 Mann stark, allein die Hindernisse, die diese Truppen bey ihrer Subsistenz in einem fremden Lande, bey Bela-

gerungen und andern Unternehmungen fanden, waren unüberseiglich. Hiezu kam ein in damaligen Zeiten noch unerhörter Troß von Wagen und Pferden, und neue Waffen, die in schweren Musketen bestanden. Die Soldaten, nicht mehr Lehnknechte, sondern besoldet, befanden sich zwar in dem schönsten Lande Europens, wo mehr Ueberfluß wie irgendwo herrschte, allein es fehlten ihnen dennoch eine Menge gewohnter Bedürfnisse; sie empfanden nur zu sehr die Entfernung von ihrem Vaterlande, und alle ihre Tapferkeit konnte sie nicht vor einer baldigen Aufopferung ihrer Eroberungen, und einem schleunigen Rückzuge sichern.

Dies war eine Lehre für alle Jährlinge in Europa. Das so geschwind veränderte Kriegsglück der Franzosen gab die erste Idee von den mit großen und dauernden Kriegsoperationen verbundenen Kosten, die man zur Zeit des Lehnstems nicht kannte; und nun entstanden neue Auflagen, die immer gehäuft wurden, und end-

lich in unserm Zeitalter zu einer so furchtbaren Höhe gestiegen sind.

Man hatte besonders den Italienern viel zu verdanken. Sie trieben einen sehr blühenden Handel, und machten ihn durch die Verpflanzung schöner Natur-Produkte aus entlegenen Erdgegenden doppelt wohlthätig. Sie lehrten den Europäern den Seidenbau; auch machten sie ihnen das Zuckerrohr bekannt, das sie aus Asien brachten, und zuerst in unserm Welttheil verpflanzten. Sie durchstießen rastlos das unermessliche Feld sowohl der schönen als der mechanischen Künste, vervollkommneten die alten, und erfanden neue. So entstand die Kunst auf Kupferplatten Bilder zu graben, die Kunst Spiegelgläser zu verfertigen, die Kunst Porzellanartige Gefäße zu formen, und die nicht minder wie alle übrige mögliche Kunst Papier zu machen. Bey diesen und andern Erfindungen, in deren Gefolge sich Wohlstand und Ueberschuß einstellten, wohnten sie in schönen Häusern und

in prächtigen Palästen, während daß die im Mittelpunkt mächtiger Reiche lebenden Bewohner von Paris, London und Wien in elenden Hütten vegetirten.

In dieser dem Andenken aller künftigen Generationen ewig merkwürdigen Periode, wo gleichsam alle Räder in die große Weltuhr griffen, und die moralische Existenz der cultivirten Erdbewohner eine neue Form erhielt, war der menschliche Geist in Gährung, und in allen Ländern, wo ihn der Despotismus oder der Aberglaube nicht unterdrückt hatte, zeigte er seine Größe. In Italien war dieß besonders der Fall, wo man damals in der Cultur mehr wie irgendwo große Fortschritte gemacht hatte, wo die theils recht, theils unrecht verstandene Freiheit, in so vielen Provinzen der große Volks-Gegenstand war, und wo die Leidenschaften der Menschen durch unaufhörliche Unruhen und Tumulte immer in Bewegung erhalten wurden; ein Zustand, der jedoch den Flor von Toscana, von

Venedig, von Genua, von Lucca, und von andern Italienschen Staaten nicht hemmte, deren Handel und Gewerbe nie blühender, deren Städte nie volkreicher, und deren Felder nie besser bebaut waren, wie damals. Auch reiste man in dieser Epoche aus allen Ländern Europens nach Italien, um hier die Politik, den Handel, die Wissenschaften und die Künste zu studiren.

Geschichte
der
Verschwörung des Fiesco
im Jahr 1547.

Dies im vorigen Aufsatze geschilderte Zeitalter war auch der Gipfel der Größe von Genua. In keinem Staate war man eifriger auf Freiheit, als in dieser Republik, die einst ihre siegreichen Fahnen an den Ufern des schwarzen Meeres hatte wehen sehn, und die so wie ihre Rivalin Venedig, durch den Handel reich, mächtig, und stolz geworden war. Witten unter diesem Freiheits-Traum aber, der durch die Idee eines entbehrlichen Erbsürsten erzeugt

wurde, waren die Genueser so wie die Venetianer gewohnt von Aristocraten beherrscht zu werden. Nach den verworrenen Begriffen des Volks, die auch noch jetzt, am Ende des achtzehnten Jahrhunderts, in manchen Ländern noch nicht geordnet sind, konnte die Ausübung, selbst der unbefugten mit Tyranny verbundenen Gewalt mehrerer Bürger, sehr wohl mit der sogenannten Freiheit bestehen; nur diese Gewalt in den Händen eines Einzigen war ihnen ein alles überwiegender Beweis ihrer Sklaverei; daher entstanden die Einschränkungen des Doge, und die kurze Dauer seiner Regierung.

Die Familie Doria war im Anfang des 16ten Jahrhunderts die mächtigste in der Republik Genua. Das Haupt dieses Hauses, Andreas Doria, war der größte Seeheld seines Zeitalters, und überhaupt einer von denen außerordentlichen Männern, die vom Schicksal geschaffen sind, jedes Land berühmte zu machen, und ein schon berühmtes zu verewigen. Dieser

außerordentliche Mann hatte sich durch große Tathen und Thaten die Ehrfurcht seiner Mitbürger, und die Achtung aller damals regierenden Monarchen erworben. Durch seinen Verstand hatte sich die Republik Genua dem Schutz des Königs von Frankreich Franz I. unterworfen, und Französische Besatzung eingenommen. Dieser große und für die französischen Waffen in Italien so wichtige Dienst wurde aber bald vergessen. Doria, als Republikaner, hatte Begriffe von Unabhängigkeit, die an einem monarchischen Hofe nicht gangbar waren, und das von Kindheit auf geführte Privatleben hatte vollends seinen erusten Charakter nicht sehr zur Nachgiebigkeit gestimmt. Unbekannt mit den Künsten der Schmeichelei, und im Bewußtseyn seiner Verdienste und Wichtigkeit, gab er immer seine Rathschläge mit Freymüthigkeit, so wie seine Vorstellungen und Klagen oft das Gepräge der Kühnheit hatten. Eine solche Sprache war den Französischen Ministern ungewohnt. Sie be-

schlossen seinen Untergang, und stellten ihn dem Könige als einen stolzen, ehrsüchtigen, räuberischen Mann vor, der sich um Frankreichs Interesse gar nicht bekümmerte, und nur auf sein eigenes bedacht wäre.

Franz ließ sich überreden, und ward miss-
trauisch auf einen Helden, den er sehr nöthig
hatte, der hingegen der königlichen Gunst gar
nicht bedurfte. Man suchte ihn auf allerhand
Art zu kränken. Doria zog eine ansehnliche
Pension vom König, die nun sehr unregelmäßig
bezahlt wurde; man verachtete seine Rathschläge
selbst in Seesachen, und achtete gar nicht auf
die ernstlichen Vorstellungen des Papstes Ele-
mens VII., der den König auf die wahrscheinli-
chen Folgen aufmerksam machte, und selbst sei-
nem Secrétaire Senga an Doria schickte, ihn
zu beruhigen. Ja so weit trieben die Minister
ihr sinnloses Spiel, daß sie angingen Savon-
na zu besetzen, und den dazwischen liegenden Hafen zu rei-
nigen, um verschiedene Genuesische Handels-

zweige nach Frankreich zu verpflanzen. Uebersieß wollte man diese Stadt, die sich von der Republik losgerissen, und unter Franzens Schuß begeben hatte, damals so wie jetzt die zweite im Staat an Größe und Beisamenge, empor bringen, um die Genueser im Zaum zu halten.

Mehr war nicht erforderlich, den ohnehin höchst mißvergünstigten Doria aufs äußerste zu treiben. Er verlangte mit Drohungen, daß dieser Entwurf sogleich aufgegeben werden sollte. Die Antwort des Königs war ein Verhaftsbefehl. Doria erhielt davon insgeheim Nachricht, ging mit seinen Galeeren nach Neapel, schickte seine Patente und Ordenszeichen an Franz zurück, und trat in die Dienste des Kaisers Carl V., der, voll Freude über diesen wichtigen Gewinn, alle Bedingungen bewilligte, worunter auch die war, daß Savona wieder der Genuessischen Herrschaft unterworfen werden sollte. Franz bot alles auf, den gemäßigten

Heersführer wieder zu gewinnen, und ließ sich herab, ihm jede Genugthuung anzutragen, allein Doria blieb unbeweglich, und antwortete im Ton eines erzürnten Republikaners.

Neapel wurde eben zu der Zeit von den Franzosen belagert. Der Hunger wüthete hier, und überhaupt befand sich die Stadt in dem elendesten Zustande. Doria's Ankunft aber veränderte alles. Alle Hoffnung der Franzosen, die Stadt zu erobern, war verschwunden; ihre Truppen wurden durch unaufhörliche Ausfälle geschwächt, von den Bundesgenossen verlassen, und durch epidemische Krankheiten aufgerieben. Nichts als eine übereilte Flucht blieb ihnen übrig, die aber nur bis Aversa fortgesetzt werden konnte; denn hier mußte der Rest des französischen Heers die Waffen strecken, Fahnen und Bagage schimpflich überliefern, und so wurden diese nach vor kurzem lerbereichen Siegen unter einer Bedeckung, bis an die Grenzen Frankreichs gebracht.

Doria segelte nun nach Genua, und über-
rumpelte in der Nacht ein Stadthor. Die
hier befindliche Französische Besatzung räumte
nun sogleich die Stadt, und warf sich ins Castel,
das sie aber bald übergab, da denn die Genueser
herbey stürzten, und dieß Denkmal ihrer Dienst-
barkeit dem Erdboden gleich machten. Es stand
jetzt in der Nacht des Besizers sich zum unum-
schränkten Herrn von Genua zu machen.
Seine vorigen Thaten, die durch die jetzige ge-
krönt wurden, seine zahlreichen Freunde, die
Dankbarkeit seiner Mitbürger, und die mächtige
Unterstützung des Kaisers, alles sicherte ihm ei-
nen unfehlbar glücklichen Erfolg. Doria aber,
dessen Seele zwar mit Ehrgeiz, jedoch noch mehr
mit Tugend erfüllt war, gab einem solchen Ge-
danken keinen Raum, und mit einer Großmuth,
wovon die Geschichte wenig Beispiele liefert,
setzte er seinen höchsten Ruhm darin, seinem Va-
terlande die Freiheit zu geben. Er rief das
Volk zusammen, that auf alle auszeichnende Ge-

walt förmlich Verzicht, und überließ es den Gemeinern, sich eine selbst beliebige Regierungsform zu wählen.

Das Volk antwortete durch Thaten der Freude und der Bewunderung. Man erwählte großs Personen um der Constitution der Republik eine neue Form zu geben. Es wurde mit einiger Abänderung die vorige wieder eingeführt, wodurch die Regierung von neuem ausschließlich in die Hände des Adels kam. Die Tugenden, und das Beispiel des Doria wirkten auf seine Landesleute, und selbst die Faktionen unter den edlen Familien, die den Staat so oft dem Untergang nahe gebracht hatten, schienen verschwunden zu seyn. Der Kaiser Carl schrieb damals Europa Gesetze vor. Die Zuneigung eines so mächtigen Monarchen zu Doria sicherte dem neugebornen Staat die Achtung der Nachbarn, und überhaupt die Ruhe von außen; die Reichthümer sowohl der Kaufleute als des Adels mehrten sich mit der innern Eintracht und Sicherheit aller

ordents

ordentlich, und der Handel blühte. So war der Zustand von Genua im Jahr 1521.

Dies Glück aber war zu groß, um lange anhaltend zu seyn. Der den Republikern eigne Geist der Unruhe und Zwietracht erwachte hier bald wieder. Nach einem Zeitraum von zwanzig Jahren waren Doria's unsterbliche Verdienste um seine Mitbürger von vielen vergessen, und eben die wohlthätigen, durch Erfahrung geleiteten Rathschläge, die er als Greis dem Senat erteilte, wurden von neidischen Edeln als eine geschwirdige Autorität betrachtet. Zwar war jedermann von seiner Rechtschaffenheit, Mäßigung, und Liebe zur Freyheit überzeugt, daher man auch von seinem Einfluß keine schädliche Folgen besorgte. Allein die Furcht, diese erlangte Macht nach seinem Tode auf einen unwürdigen Neffen übertragen zu sehn, gab selbst friedliebenden Bürgern zu gerechten Besorgnissen Anlaß.

Dieser Jüngling, Glauertino Dorta, war das Gegenbild seines großen Onkels. Er war hochmüthig, unverschämmt, und beleidigend in seinem Betragen; er lebte prächtig, achtete niemand, und wurde auch von jedermann gehaßt. Dorta, der ihn jätlich liebte, und aus Schwachheit des Alters den Charakter des Glauertinos verkannte, hatte ihn zum Erben seines Vermögens eingesetzt, da er selbst kinderlos war, und man fürchtete, daß er auch seine Nacht erben würde. Die Blindheit, womit der Greis alle Vergehungen, ja selbst die Verbrechen des Jünglings über sah, und die Demuthungen, die er angewandt hatte, ihm nach seinem Tode die Ehrenstellen und Würden zu sichern, die er selbst am kaiserlichen Hofe be saß, alles dieß berechtigte zu den unangenehmsten Erwartungen. Indessen wäre es doch wahrscheinlich beim bloßen Murren geblieben, wenn sich unter den unzufriedenen Edeln nicht ein junger Mann von außerordentlichem Charakter gefunden hätte.

Dies war Johann Ludwig Flesco, Graf von Lavagna, einer der reichsten und durch Geburt vornehmsten Genuesischen Adliger, damals zwey und zwanzig Jahr alt. Er hatte bereits in seiner ersten Kindheit von seinem Vater Sinibald Flesco ein sehr großes Vermögen geerbt, wovon er einen edeln Gebrauch machte. Seine ungemein schöne Bildung, sein durchdringender Verstand, seine Höflichkeit und Offenherzigkeit, sein einnehmendes großmüthiges Betragen erwarben ihm alle Herzen, und man verglich ihn nicht ohne Grund mit dem Alcibiades. In der That war er diesem berühmten Griechen an Charakter, an Verstand, Muth und Entschlossenheit, so wie an körperlicher Schönheit sehr ähnlich. Man hatte seine natürlichen Talente durch eine vortrefliche Erziehung ausgebildet, allein dabey ihm auch unglücklicher Weise einen Ehrgeiz eingefloßt, der mit dem Alter zunahm. Niemand verstand besser als er, die schwere Kunst zu geben. Er

kam den Wünschen seiner Freunde, ja selbst fremder Personen durch großmüthige Handlungen zuvor, und war in seiner Lebensweise prächtig bis zur Verschwendung, voll Eifer jedermann zu dienen, und ein Slave seines Wortes. Diese glänzenden Eigenschaften bestimmten ihn zur Zierde des geselligen Lebens, allein sie waren bloß die Larve, worunter er die kühnsten tiefdurchdachtesten Anschläge verbarg. Er kannte keine Furcht, und bey einem unersättlichen Verlangen zu herrschen, sträubte er sich zu gehorchen. Durch diese Leidenschaften gefoltert, beschloß er alle diejenigen zu stürzen, die seinem Ehrgeiz im Wege standen, und der Regierung eine andre Gestalt zu geben. Seine Lieblingsbücher waren die Verschöderung des Catilina und Machiavelli's Fürsten: Lehre.

So jung, wie Piesco auch war, lebte er jedoch mit Cäsar Fregosi in vertrauter Freundschaft; einem Manne, der die ersten Würden des Staats bekleidete, und der Repu-

blick ruhmvolle Dienste geleistet, allein im Jahr 1731 aus Unzufriedenheit mit der Regierung, eine große Unternehmung wider Genua gewagt hatte. Fiesco war damals nur elf Jahre alt, dennoch nahm er schon Antheil daran; er würde auch, ohne den mächtigen Schutz des Doria, gestraft worden seyn, wenn dieser nicht mit seiner großen Jugend Mitleid gehabt hätte. Im Jahr 1744 nahm er an einem andern Entwurf Theil, dessen Urheber Peter Zerossi war, der mit einigen Französischen Truppen, die er nach Piemont führte, Genua überzumpeln wollte. Dieser Plan aber blieb unausgeführt, weil Zerossi auf seinem Marsch von einem Corps kaiserlicher Truppen angegriffen und geschlagen wurde.

Der Ehrgeiz war es jedoch nicht allein, der den jungen Fiesco zu so gefährlichen Entwürfen verleitete; denn die Eifersucht auf den großen Credit der Familie Doria hatte auch nicht wenig Antheil daran. Die Erhöhung des jun-

gen Doria war dem Fiesco ein Dorn im Auge. Sein Verdruß wurde noch vermehrt, da man ihm gewisse stolze Tiden hinterbrachte, die Doria wider ihn ausgesprochen hatte. Von dieser Stunde an betrachtete Fiesco ihn als einen Feind, der nach dem Tode des Andreas noch weit gefährlicher werden würde, und dem man daher nothwendig zuvorkommen mußte. Er hatte keine Hoffnung den Gianettino Doria zu stürzen, ohne auch zugleich den Onkel Andreas Doria aus dem Wege zu räumen, ohne die ganze Regierung zu vernichten, und ihr eine andere Gestalt zu geben. Die Größe des Gegenstandes schreckte ihn jedoch nicht ab, nur sah er wohl ein, daß er mächtige Stützen haben mußte; er warf daher seine Augen auf den Papst, und mehr aber hoffte er von Frankreich. Diese Krone hatte verschiedne Versuche gemacht sich Genoa wider zu bemächtigen, und obgleich solche mißlungen waren, so hatte sie deshalb doch ihre Ansprüche nicht auf-

gegeben. Der päpstliche Stuhl war seit 1534 von Alexander Farnese besetzt, der den Namen Paul III. führte. Dieser Papst hatte einen Sohn, den er zum Herzog von Parma und Piacenza ernannt hatte. Beide waren mit Andreas Doria gar nicht zufrieden; außerdem war ihnen die Macht des Kaisers in Italien höchst mißfällig. Man konnte daher mit Rechte vermuthen, daß sie einen Entwurf unterstügen würden, der sie an dem Doria rächte, und der die Genueser von ihnen abwendig machte, da das Volk in diesem Staat seit der letztern Revolution ganz dem Kaiser Carl V. ergeben war. Fiesco konnte sich daher keine bessern Freunde wünschen, um ihm mit wahrem Eifer zu dienen. Es war daher bloß nöthig die gehörigen Erdönungen zu thun, und die Bedingungen festzusetzen. Er reiste dieserhalb zuerst nach Rom, wo er von dem Papst sehr wohl empfangen wurde. Der Cardinal Trivulce, ein Franzose, der damals sogenannter Protector von Frankreich

am Römischen Hofe war, hatte mit ihm häufige Unterredungen, worin er den Fiesco zu seinen Unternehmungen aufmunterte, ihm den Beistand des Königs von Frankreich versprach, und ihm vorläufig folgende Punkte antrug: daß Fiesco die alte Regierungsform in Genua wiederherstellen, und die Stadt die Französische Oberherrschaft eben so wie vormals anerkennen sollte; daß der König unter dieser Bedingung auf seine Kosten sechs Galeeren unterhalten würde, die ganz von den Befehlen des Fiesco abhängen sollten; desgleichen eine Besatzung von 1200 Mann für die Festung Monroble; und endlich daß der König ihn zum General bey seiner Armee mit einer Pension von 36,000 Livres, (eine ungeheure Summe für die damaligen Zeiten) ernennen würde.

Es schien als ob Fiesco diese Bedingungen nicht ganz nach seinem Sinne fand, oder daß er sie erst noch besser überlegen wollte, bevor er sie einging, denn er verschob die Erklärung seines

Entschlusses bis zu seiner Rückkunft nach Genua. Indessen kaufte er in Placenza vier Galeren, die der Papst versprochen hatte zu bemannen, unter dem Vorwande, sie wider die Türken, und zwar unter Anführung des Hieronimus Fiesco kreuzen zu lassen. Der Herzog von Parma hatte dem Grafen Fiesco auch 2000 Mann Hülfsstruppen versprochen, sobald er sie verlangen würde. Durch diese Zusicherungen aufgemuntert kam er nach Genua, wo er den Gianettino Doria stolzer wie jemals fand. Dieß Betragen war dem Fiesco unausstehlich. Da nun zu eben der Zeit der Cardinal von Trivulce ihm dringend anlag, den vorgeschlagenen Traktat zu schließen, und deßhalb auch einen Agenten, den Ritter Esoderato aus Savonna, einen Anverwandten des Grafen, nach Genua schickte, um den Entschluß des Fiesco zu beschleunigen, so nahm dieser edle Genuesser endlich die französischen Vorschläge an. Esoderato war mit dieser

günstigen Antwort schon abgereiset, als ihn Fiesco wieder zurückerufen ließ. Er hatte noch niemand zu Rathe gezogen, in der Voraussetzung, daß ein Entwurf wie der seinige keiner Vertrauten bedürfte: dennoch glaubte er jetzt seinen Entschluß noch so lange verschieben zu müssen, bis er drey Männer, die sein ganzes Vertrauen besaßen, um Rath gefragt hatte.

Dieses waren Calcagno von Varese Verrina, und Sacco. Calcagno war ein Mann von Verstande, allein etwas furchtsam, und nicht zu großen Unternehmungen gemacht. Seit langer Zeit war er in Diensten des Hauses Fiesco, und dem jungen Grafen besonders so aufrichtig und ohne Eigennuß ergeben, daß er alles für ihn aufzuopfern sich bereitwillig zeigte. Verrina, ein Bürger von Genua, und großer Feind des Adels, war ein Nachbar des Grafen, wodurch zwischen ihnen eine enge Freundschaft entstanden war. Er hing sich an Fiesco sowohl aus Neigung zu seiner Person,

als auch aus Eigennutz; er theilte seine Vergnügungen mit ihm, zog Vortheil von seinem großen Aufwande, und hoffte in der Folge noch weit größere Vortheile von der Freundschaft eines so bedeutenden Mannes einzuernten. In dieser Rücksicht und durch Gleichförmigkeit der Gesinnungen war er sein vertrautester Freund geworden. Verrina besaß so wie Fiesco viel Ehrgeiz, einen unbezwingbaren Muth, Kühnheit zu Unternehmungen, und ein Genie, das großer Entwürfe fähig war. Als ein Feind des Adels, der Familie Doria, und der neuen Regierung, sah er zur Befriedigung seines Ehrgeizes, und zur Vermehrung seiner Glücksumstände kein besser Mittel als den Umsturz der jetzigen Staatsverfassung. Er war folglich fähig, gefährliche Rathschläge zu geben, und nützliche Dienste zu leisten. Was Sacco betrifft, so war dieser Richter auf den Sätzen des Fiesco, von unentschlossener Gemüthsart, wenn er sich entscheiden sollte, der aber blindlings den

Auf Befehl seines Herrn ausführte, und also achtungswerther wegen seines Diensteifers, als wegen seiner Einsichten und Talente. So waren die Freunde beschaffen, die der Graf Fiesco zu Rathe zog.

Sein Endzweck war nicht, mit ihnen zu überlegen, ob er seinen Entwurf, die Familie Doria zu stürzen, und die gegenwärtige Regierung zu verändern, aufgeben sollte oder nicht; sondern nur reiflich dazu die sichersten und besten Mittel zu erwägen. Er legte ihnen daher seinen Plan vor, und verlangte ihre Meinung über die Art und Weise zu hören, wie solcher am besten auszuführen sey. Calca gno sprach zuerst. Eine so gefährliche Unternehmung hatte ihn in Schrecken gesetzt, er stellte daher mit Nachdruck alle Schwierigkeiten derselben vor: „Sie ver-
„lassen sich, gnädiger Herr, sagte er, auf frem-
„de Hülfe und auf den Beystand des Genuesi-
„schen Volks; wo sind aber diese fremde Trup-
„pen? Wie werden sie hier ankommen können,

„ohne beobachtet zu werden? Wie werden die
„Genueser sie aufnehmen, da sie Feinde aller
„auswärtigen Oberherrschaft sind? Was wird
„der König von Frankreich für Sie thun, wenn
„der Krieg sich in Italien erneuern sollte? er,
„der genug zu thun hat, seine eigne Gränzen zu
„verteidigen. Glauben Sie Menschen genug
„zu finden, die sich in ein so gefährliches Unter-
„nehmen einlassen werden, dessen Ausgang
„höchst ungewiß ist? Sie rechnen auf die große
„Anzahl Ihrer Freunde! Sie wissen aber noch
„nicht aus Erfahrung, daß die Menschen bloß
„aus Eigennutz handeln. Die meisten von den
„nen, die Zuneigung zu Ihnen haben, lieben
„sich selbst noch unendlich mehr, und fürchten
„daher ihr eignes Unglück mehr als sie Ihr
„Glück wünschen. Der Kaiser wird die Genue-
„ser gewiß unterstützen, und eine einzige
„Schlacht zwischen seinen und den Französischen
„Truppen wird vielleicht das Schicksal von Ge-
„nua bestimmen. **Er** aber, gnädiger Herr,

„werden vom Sieger abhängen, der allein von
„dieser Unternehmung für sich Nutzen ziehen
„wird. Sie schmeicheln sich, daß das Genuessi-
„sche Volk sich zu Ihrem Vortheil erklären wird;
„aber wird es Sie auch für seinen Herrn erkens-
„nen, da Sie einer der vornehmsten von denjeni-
„gen Edeln sind, die ohne Rücksicht auf persönliche
„Eigenschaften, bloß wegen ihres Ranges, ihrer
„Macht und Reichthümer gehaßt werden, und wi-
„der welche Sie es doch herabsehn wollen? Glückt
„es dem Volke die Edeln zu stürzen, so ist gewiß
„zu erwarten, daß es seine alten Götzen, die
„Adorni und Fregosi *) wieder zurückru-
„fen wird. Warum wollen Sie nicht die Vor-
„züge Ihrer Geburt und Ihres Reichthums in
„Ruhe genießen? Sind Sie nach Ruhm begier-

*) Diese waren eben alte Genuessische Familien, die auf mancherlei Art die Gung des Volks zu erlangen mußten, und überhaupt in der Geschichte dieser Republik große Rollen spielten.

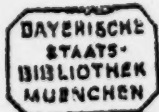
„rig, so geben Ihnen die auswärtigen Kriege
 „Gelegenheit genug Ihre Tapferkeit zu zeigen.
 „Auf was aber wollen Sie, selbst bey dem
 „glücklichsten Erfolge, Ihre künftige Gewalt
 „gründen? Können Sie sich wohl auf einen
 „unbeständigen Pöbel verlassen, und fürchten
 „Sie nicht, daß selbst diejenigen Ihrer Mitbür-
 „ger, die jetzt Ihnen vorzüglich geneigt sind, die
 „ersten seyn werden, sich wider Sie zu erklären,
 „sobald sie Ihnen unterthänig seyn müssen? Ja
 „Ihre Freunde, denen Sie doch nicht alle Ihre
 „Gunst im gleichen Maße mittheilen können,
 „werden sich für nicht genug belohnt halten, und
 „Ihre gefährlichsten Feinde werden. Sie mü-
 „gen die Sache betrachten, von welcher Seite
 „Sie wollen, so sind die Aussichten nicht glück-
 „lich. Von dem Adel gehaßt, von dem Volk
 „betrogen, von Ihren Mitbürgern als der Stör-
 „rer ihrer Ruhe, vom Kaiser als ein Feind der
 „von ihm beschützten Republik, und vom König
 „von Frankreich als ein Mann betrachtet, der

„ihm eine Herrschaft raubt, worauf er Anspruch macht, wird Ihr Versuch bloß dienen, dem „Giannettino Doria Waffen in die Hände zu geben, ihm, der Ihren Untergang so sehr wünscht, und durch denselben bey einer solchen Gelegenheit überdieß noch den Titel Despreyer seines Vaterlandes erlangen dürfte. Auf diese Weise würden Sie selbst „Ihres Feindes Ruhm aufs höchste treiben. „Man wird Ihr Unglück in seinen Bildsäulen zerbewigen, deren Umschriften unter andern „glorreichen Benennungen auch sodann diese „enthalten wird: Ueberwinder des Rebellen Fiesco.“

Der Graf wurde durch diese Vorstellungen lebhaft gerührt, da sie von einem Manne kamen, von dem er wußte, daß er ihm aufrichtig ergeben war. Ferrin bemerkte davon die Wirkung, und eilte daher zu reden, um einen Eindruck zu vernichten, der so sehr mit seinen Gesinnungen stritt. Er vergesse alles was
Fiesco

Giesco von Doria zu fürchten hatte, und zeigte die Nothwendigkeit, ihm zuvorzukommen, wobei er die Wahrscheinlichkeit eines glücklichen Erfolgs mit starken Gründen bewies. Er behauptete, daß man dazu keiner fremden Hilfe vonnöthen habe, und daß besonders die französischen Hilfstruppen mehr gefährlich als nützlich sein würden; daß diese Krone seit den verunglückten kriegerischen Unternehmungen ihren Credit verloren habe; daß ihre Unterstützung die Genueser aufbringen, und die Waffen des Kaisers hieher ziehen würde; daß die Würde eines Gouverneurs von Genua im Namen des Königs von Frankreich kein Posten wäre, der eines Giesco würdig sey. „Warum aber, fügte er hinzu, „wollen wir auswärt's Hilfe suchen? „Es sind nur zweyhundert Soldaten in Genua. „Dort hat zwar Franzis Galeaten im Hafen, „sie sind aber nicht bemannt. Ihre Geburt, „Ihr großer Geist, die Stimme des Volks, „alles ruft Sie zum Herzoglichen Thron. Es

g



„ist Zeit, daß Sie Ihren hohen Muth zur Aus-
„führung Ihrer edlen Absichten anwenden. Die
„stolzen Unterdrücker der Freiheit müssen Sie
„kennen lernen, und Genua soll in Ihnen den
„Müther der Verbrechen, den Beschützer der Un-
„glücklichen, den Bundesgenossen großer Könige,
„und den Schiedsrichter Italiens bewundern. Ein
„jeder Stand des Lebens hat seine eigenthümlichen
„Tugenden. Die Geringen muß man nach ih-
„rer Bescheidenheit, die Großen aber nach ihrem
„edlen Ehrgeiz, und ihrem Muth schätzen. Ein
„elender Seeräuber, der zu Alexanders Zeit
„kleine Fahrzeuge wegnahm, ward für ehr-
„los gehalten; dieser große Eroberer aber, der
„ganze Reiche raubte, und ihre Heerscher mor-
„dete, wird jetzt noch von allen Völkern als ein
„Held verehrt. Indem man den Catilina
„als einen Verräther verdammt, spricht man
„doch von ihm als von einem der größten Män-
„ner des Alterthums. Wenn Sie, gnädiger
„Graf, es daher nur wagen wollen, gebietender

„Herr in Genua zu seyn, so wird es Ihnen,
„bloß mit Hülfe Ihrer Freunde, gewiß nicht
„schlen, es zu werden.“

Diese Aufmunterung schmeichelte zu sehr dem Ehrgeiz des jungen Fiesco, um ihn nicht in seinem ersten Vorsatz zu bestärken. Vergebens war Sacco's Zureden, Frankreichs Hülfe anzunehmen, weil man nach dem glücklichen Erfolg noch immer andre Maßregeln ergreifen könnte. Besonders bezog er sich auf die Unmöglichkeit ohne einen mächtigen Beistand den Spaniern, den Deutschen, und so vielen Italienischen Völkern zu widersprechen, die sich alle wider Genua verbünden würden, wenn nicht die Waffen eines großen Monarchen die Revolution beschirmten. Verrina war jedoch ganz damit einverstanden, und Fiesco fiel dieser Meinung bey; es wurde daher beschlossen, den Sforzato zurückzuschicken. Man gab ihm einen Brief an Trivulce, der nichts als unbestimmte Danksagungen enthielt, und nun nahm Fiesco mit

seinen drey Freunden nähere Maßregeln. Die Grundlagen des Entwurfs war der Tod sowohl des Andreas, als des Gianettino Doria. Verdrina, Calcagno und Sacco übernahmen jeder insbesondere so viel Anhänger anzuwerben, als ihnen nur immer möglich seyn würde, ohne ihnen jedoch das Vorhaben zu entdecken, wozu sie gebraucht werden sollten. Fiesco für seine Person aber bemühte sich mehr wie jemals sich dem Volke angenehm zu machen, und der Familie Doria auch den geringsten Verdacht zu entziehen, daß man etwas wider sie vorhabe.

Es war schon lange die Maxime des Fiesco gewesen, sich Creaturen zu verschaffen. Er fuhr fort zu dienen, wenn er nur konnte, war freygebigter als jemals, und zeigte eine sanftere Gemüthsart und eine Leutseligkeit, die alles besiegten. Seine körperlichen Reize, seine prächtige Kleidung, sein großes Gefolge, die Geschicklichkeit die er beim Reiten und andern öffentlichen Leibesübungen zeigte, alles dieses trug dazu bey,

ihn zum Abgott des Volks zu machen. Diese Neigung zu vermehren war sein eifriges Bestreben, daher er die Gelegenheiten dazu sorgfältig aufsuchte. Er hörte, daß die Seidenarbeiter sich in Dürftigkeit befänden, weil der durch den Krieg unterbrochene Handel noch nicht wieder hergestellt war; er ließ daher bekannt machen, daß diejenigen die Hilfe nöthig hätten, zu ihm kommen sollten; sie säumten nicht sich einzufinden, da er denn allen Getreide aushetheilen ließ; andre erhielten von ihm Geld, und diese Geschenke wurden noch durch Rathschläge, durch Vertehrungen auf eine bessere Zukunft, und durch liebevolle Worte erhöht. Die Armen vom Pöbel die sich immer haufenweise vor seinem Pallast versammelten, bekamen reichliche Almosen. Durch diese Mittel erwarb er sich völlig die Gunst dieser Arbeiter, deren in Genua eine sehr zahlreiche Menge lebte. Um die Gemüther zu seinen Absichten vorzubereiten, ließ er auf eine geschickte Art oft Worte wider die Tyranny

des Adels fallen, und zeigte sein Mitleid über den Zustand, worin das gemeine Volk versetzt sey; wobei er zu verstehen gab, daß es nicht schwer seyn würde diesem Uebel abzuhelfen; da- bey ermahnte er aber immer zur Geduld, und bewies so viel Klugheit und Behutsamkeit in seinen Rieden, daß man auch nicht das geringste von seinen Absichten merken konnte. Die wurde die Vorstellung von einem Jüngling weiter getrieben; denn die tiefsten und verwickeltesten Anschläge wurden unter der Larve des Leichtsinns versteckt, und die thätigsten Maßregeln zu einer Unternehmung von ungeheurem Umfang mit jugendlichen Schwelgereyen und Wollust-Scenen gepaart. Fiesco ging oft in den Pallast des Doria, begegnete dem Andreas Doria mit großer Ehrfurcht, und dem Giannettino, seinem Nessen, mit einer ansehnenden Vertraulichkeit; er fragte ihn in seinen Angelegenheiten um Rath, überhäufte ihn mit Freundschafts-Versicherungen, und brachte es auch wirklich

dahin, daß Doria die kleinen Streizigkeiten vergaß, die vormalz zwischen Ihnen Statt gefunden hatten.

Mit dieser tiefen Verstellung verband Fiesco gewisse Klugheitsregeln, die nicht weniger nöthig waren. Denn ob er gleich ein großes Vertrauen auf die Bürger von Genua setzte, so brauchte er doch Soldaten. Er brachte daher den ganzen Sommer auf seinen Gütern zu, wo er seine Vasallen in den Waffen übte, unter dem Vorwande, daß er einen Angriff vom Herzog von Parma und Piacenza befürchtete, dessen Staaten an seine Ländereien gränzten, obgleich dieser Herzog ihm im Gegentheil zweytausend Mann Hülfsstruppen versprochen hatte. Fiesco konnte auf eine ähnliche Anzahl seiner Vasallen rechnen. Ueberdieß besaß er die vier Galeeren, die er gekauft hatte, von welchen er eine nach Genua kommen ließ. Er gab vor, daß er sie wider die Türken ausrüsten wollte, und gab auch hievon dem jungen Doria im Ver-

traten Nachricht, mit dem Befehl, daß er einer großen Anzahl seiner Vasallen befohlen hätte, sich in Genua einzufinden, damit er die besten Leute zur Besetzung seiner Galeere aus diesem Haufen auswählen könnte. Man wunderte sich daher nicht, als man eine Menge bewaffneter Leute gegen Fiesco ankommen sah.

Verrina hatte auch während dieser Zeit einige hundert Bürger auf seine Seite gebracht, die sich ansehnlich gemacht hatten, ihm zu dienen, ohne daß er nöthig gehabt, ihnen das Geheimniß zu offenbaren. Der Kaiser führte damals in Deutschland Krieg, Italien war ruhig, und Genua ohne alles Mißtrauen. Der Palast der Republik, die Thore und der Hafen waren nur schwach beschützt, die Galeeren abgetakelt, unbemannt, und nur mit wenigen Sklaven besetzt; überdies war der Zeitpunkt nahe, wo der Staat ohne einen Doge seyn würde. Zornari legte nehmlich diese Würde den 1sten Januar nieder, und sein Nachfolger sollte nach den neuen

Gefeszen erst den 4ten ernannt werden. Diese Zwischenzeit war eine Art von Anarchie. Die Umstände konnten zum Vortheil der Unternehmung nicht vorthailhafter seyn. Alle Maßregeln waren genommen, nur diejenigen nicht, die die kleinen Operationen der Ausführung betrafen. Fiesco versammelte nun seine Freunde, um auch die zu bestimmen.

Man schlug anfangs vor, die beiden Doria in der Kirche des heiligen Andreas umzubringen, und zwar während einer pompösen Messe, zu welcher sie eingeladen werden sollten; man fürchtete aber, daß Andreas Doria die Einladung wegen seines hohen Alters ausschlagen würde; es wurde daher für sicherer gehalten, daß Fiesco die dem Tode geweihten Schlachtopfer in seinem eigenen Hause versammeln sollte. Ein großes Gastmal, das er geben mußte, da der Bruder seiner Gemahlin, Giulio Eibo, Marchese von Massa, die Schwester des jungen Doria heirathete, verschaffte ihm dazu eine

sehr gute Gelegenheit. Die Abrede war, die Familie Doria mit einer zahlreichen Gesellschaft einzuladen, da denn die beyden Edeln dieses Geschlechts nebst einigen andern Auserwählten von dazu bestellten Menehelsmördern niedergestossen werden sollten. Fiesco sollte sodann sich auf die Straße begeben, das Volk versammeln, und sich des Pallasts der Republik bemächtigen, während der Zeit ihn Verri na zum Doge ausrufen lassen wollte. Diesem Plan zufolge gab man den Vasallen des Fiesco Befehl, sich auf den ersten Wink marschfertig zu halten; eine gleiche Verfügung wurde auch mit den Hülfs- truppen des Herzogs von Parma genommen.

Es war also der vierte Januar 1547 auf welchen Fiesco die beyden Doria zu seinem Gastmal einlud. Beyde schlugen es aber aus; Andreas weil er die Gicht hatte, und sein Neffe, weil ihn zufälliger Weise eine wichtige Angelegenheit diesen Tag außerhals der Stadt rief. Man mußte also andre Maßregeln neh-

men. Die Unternehmung sollte nun nicht durch List, sondern durch Gewalt geschehn.²² Es war durchaus nöthig, der Wahl des neuen Doge zu vorzukommen; überdieß konnte auch ein Aufschub gefährlich seyn. Die Ausführung des Entwurfs wurde also auf die Nacht zwischen den 2ten und 3ten Januar festgesetzt.

Fiesco hatte keine Vertrauten in Genua als seine drey Freunde, deren Verschwiegenheit er versichert war; er fürchtete aber, daß sein Vorhaben durch die Hülfe von Frankreich oder von Parma, wo mehrere Personen um das Geheimniß wußten, entdeckt werden könnte, um so viel mehr da sein Freund, César Gregosi, ein scharfer Beobachter, und sehr mit den Franzosen verbunden war. Es geschah auch wirklich, daß Don Ferrante Gonzaga, Stadthalter in Mailand, durch einen dieser Hüfe davon benachrichtiget, und Fiesco namentlich als das Haupt der wider Doria und die Republik Verschwornen bezeichnet wurde; eine Entdeckung,

die er sogleich den Andreas Doria und Don Gomez Suarez, Gesandten Kayser Carls V. in Genua, mittheilte. Man hatte aber auf Giesco so wenig Mißtrauen, daß diesen Nachrichten kein Glauben beggemessen wurde. Doria und Suarez unterließen sich eben von dieser Sache, als Giesco ins Zimmer trat. Er schien so ruhig zu seyn, und sprach mit so viel Freymüthigkeit, daß der alte gutmüthige Doria sich nicht enthalten konnte, dem Suarez leise ins Ohr zu sagen: „Urtheilen Sie, ob die Nachricht des Gonzaga die geringste Wahrscheinlichkeit hat.“ So sorgfältig auch Giesco sein Geheimniß aufbewahrt hatte, so war es doch erforscht worden, allein glücklicher Weise für ihn nur von einem seiner Freunde, dem er es bloß besprechen verhehlt hatte, weil er seine Zustimmung nicht hoffen durfte; vielmehr sah er dessen Bemühungen voraus, ihn von seinem Vorhaben abzubringen. Dieser Freund, Namens Pansa, war sein Lehrer in der Klubschheit gewesen, und

hatte überhaupt großen Antheil an seiner Erziehung gehabt. Mit seinen gelehrten Kenntnissen und Talenten verband dieser Mann die Tugenden eines guten Bürgers.

Pansa kannte den Fiesco zu wohl und zu lange, um nicht in seinen Manieren und ganzem Wesen eine obwohl geringe Aenderung zu bemerken; denn so sehr auch manche Menschen ihr Aeußeres beherrschen können, so ist doch die Unruhe der Seele bei wichtigen Vorfällen, vertrauten Freunden sichtbar, die helfender wie andre sind, und vor welchen man sich weniger Zwang anstut. Pansa zog daher eines Tages den Fiesco auf die Seite, und sagte ihm, daß er, seiner Meinung nach, gewiß mit einem großen Entwurf schwanger ginge; daß er dieses an der Veränderung wahrzunehmen, die er manchmal auf seinem Gesichte bemerkt, und daß seine Verbindungen und sein ganzes Betragen ihn in dieser Idee bekräftigt hätten. Er beschwor ihn daher, sich nicht verwegener Weise in eine Unters

nehmung einzulassen, die man leicht errathen konnte, und nicht das gewisse Glück, das er gerne, eingehalten, oder doch wenigstens gefährlichen Hoffnungen aufzuopfern. Fiesco, hierdurch in Verlegenheit gesetzt, antwortete bloß, daß wenn er Entwürfe machte, so würden sie immer seiner würdig seyn. Pansa mußte sich hiermit begnügen, da er aus Ehrfurcht nicht weiter in ihn dringen wollte.

Indessen kamen die bewaffneten Vasallen des Fiesco nach und nach in Genua an. Um durch ihre große Anzahl nicht Aufsehn zu erregen, mußten sie durch verschiedene Stadthore in kleinen Haufen oder auch einzeln hereinkommen; viele waren verkleidet, andre waren als zur Ruderbank bestimmte Verbrecher gebunden, und von Soldaten begleitet; Kunstgriffe, die allen Verdacht entfernten. Alles geschah unter dem Vorwande die Galeere zu bemannen. Sie war auch wirklich bemannt und ausgerüstet worden. Der prächtige und weitläufige Pallast des

Fiesco hatte sowohl an und für sich, als in Rücksicht auf dieß große Unternehmen, eine vortheilhafte Lage. Er befand sich in dem hochliegenden Theil der Stadt, Carignano genannt, der am Ufer des Meeres von mehreren Seiten durch Mauern gedeckt, und von den andern Theilen der Stadt fast ganz abgesondert ist. Der Palast lag auf einem Hügel wie eine Insel allein, daher keine Nachbarn den Tumult der Zurüstungen, und das Geräusch der Waffen hören konnten.

Am zweyten Januar ging Fiesco zum ungen Doria und sagte ihm: daß er willens sey, seine Galeere die kommende Nacht auslaufen zu lassen; er fürchtete aber, Andreas Doria möchte diesen Kreuzzug wider die Türken nicht erlauben, weil der Kaiser mit ihnen einen Waffenstillstand geschlossen hätte; er bat ihn daher dieses zu vermitteln, und am Hasen die nöthigen Befehle zu geben, damit man die Galeere herauslassen möchte. Uebrigens erinnerte

er ihn, es sich nicht beschreiben zu lassen, wenn er in der Nacht Lärm hören sollte, weil es ohne großes Geräusch wohl nicht abgehen dürfte. Der junge Doria, dem dieses Zutrauen schmeichelte, versprach dem Fiesco alles was er verlangte, und nahm es über sich seinen Onkel zur Genehmigung zu bereden. Fiesco blieb lange in dem Pallaste des Doria, wo er die größte Ruhe des Geistes, und eine ausnehmende Munterkeit zeigte. Da er die kleinen Kinder des jungen Doria gewahr wurde, so nahm er sie in seine Arme, und küßte sie mit großer Zärtlichkeit. Sobald er nach Hause gekommen war, fand er ausser seinen Vasallen auch eine Menge Leute aus der Stadt in seinem Pallaste versammelt.

Die von Fiesco angewandte große Vorsicht war äußerst nöthig; denn der Hauptmann der im Pallast der Republik die Wache hatte, Namens Corfa, der durch die vielen bewafneten Leute beunruhigt war, die nach dem Pallast des Fiesco gingen, kam dem Doria davon Nach-
richt

richt zu geben. Er erhielt aber zur Antwort, daß nichts zu befürchten sey, da dieser Zusammenlauf die Vermuthung Valere's beträfe, die die folgende Nacht ansetzen würde. Fiesco hatte indessen Befehl gegeben, daß man Jedermann in seinen Pallast herein, aber niemand heraus lassen sollte. Die Zugänge zu demselben so wie die Thore waren mit seinen kühnsten und getreuesten Leuten besetzt. Er selbst begab sich in die Assemblée, die an diesem Abend nach Italienscher Sitte von den Edeln gehalten wurden; sodann that er die Runde, um die Schildwachen zu visitiren, worauf er sich nach dem Hause des Asseretto, eines Freundes des Verrina, versetzte. Hier traf er drey und zwanzig junge Edelleute von der Volkspartey an, die Verrina allda versammelt hatte, jedoch nur als ob es zufällig geschehen wäre. Fiesco lud sie alle bey sich zum Abendessen und zu nächtlichen Ergötzen ein. In dieser Zwischenzeit aber durchlief Verrina nochmals die Stadt, besuchte den

Pallast der Republik und den Pallast des Doria, um sich zu überzeugen, ob noch alles ruhig sey, und ob man nichts argwöhne.

Die Personen, die Fiesco zum Abendessen eingeladen hatte, fanden sich ein, und erstaunten nicht wenig bey ihrer Ankunft, anstatt der Zubereitungen zu einem Gastmal, unbekannte Gesichter, Soldaten und Waffen zu finden. Ihr Erstaunen aber vermehrte sich, als Fiesco alle anwesende Edelleute, Bürger, Soldaten und Vasallen versammelte, und ihnen folgende Anrede hielt:

„Die Zeit ist gekommen, die unsre Republik
„von der Tyranney einiger Edlen befreyn soll.
„Noch eine Stunde, und Genua wird frey
„seyn. Dieß ist das Festin, wozu ich euch ein-
„geladen habe. Gianettino Doria macht
„Entwürfe sich zum unumschränkten Herrn von
„Genua aufzuwerfen. Ich habe schriftliche
„Deweise davon, die ich bereit bin euch zu zeigen.
„Er sieht mich mit Recht als ein Hinderniß sel-

„ner ehrfürchtigen Absichten an, und ist nur noch
„in der Wahl mit sich selbst nicht einig, ob er
„zu meinem Tode Gift oder Eisen gebrauchen
„soll. Wir sind zur Sklaverei bestimmt; denn
„die Paterlichkeit des Kaisers gegen die Famis
„lie Doria kennt keine Grenzen. Euch allen
„wird von einem stolzen Adel übel bezogen,
„dessen Hochmuth und Verachtung gegen euch
„aufs höchste gestiegen ist. Befreiet euch daher
„selbst, und folget mir. Ich will die Volks-Rez
„glerung wieder herstellen, und dieses Staatsge
„bäude mit dem Blute der Doria's kitten. Meine
„Maasregeln sind so wohl genommen, daß mein
„Entwurf nicht fehlen kann. Ich habe hier drei
„hundert bewaffnete Soldaten, und im Hafen
„eine wohlbemannte Galeere. Die Wachen an
„den Stadthoren und am Pallast der Republik
„sind gewonnen. Funfzehnhundert Arbeitsleute
„in der Stadt warten nur auf meinen Wink, die
„Waffen zu ergreifen. Zweytausend meiner
„Vasallen und zweytausend Soldaten im Dienst

„des Herzogs von Parma sind kühnlich zu
„meiner Unterstützung bereit. Niemand hat
„wegen meiner Unternehmung den geringsten
„Verdacht. Die Tyrannen sind sicher. Fast
„uns also unser Vaterland retten, und durch eine
„muthige Handlung der ganzen Welt zeigen,
„daß Genua noch in seinem Schoße rechtschaf-
„fene Männer hat, die Tyrannen zu stützen
„wissen. Ich habe bey dem langwierigen mühs-
„samen Entwurf alle Gefahren über mich allein
„genommen, und wenn ich euch nun zum Ver-
„stand einlade, so ist es bloß, um mit mir den
„Ruhm zu theilen.“

Diese Anrede, gehalten mit einem Feuer des
großen Gegenstandes würdig, brachte alle Anwe-
sende so sehr aus ihrer Fassung, daß sie eine Zeit
lang kein Wort hervorbringen konnten. Einer
starrte den andern an voll Verwunderung und
Schreckens. Endlich aber bewilligten alle ihm zu
folgen, nur zwey von den eingeladenen Gästen
ausgenommen, die inständigst baten, sie zu ver-

schonen. Sie stellten vor, daß ihre Lebensart sie beständig von dem Gebrauch der Waffen entfernt hätte, und daß sie folglich bey der vorhabenden Unternehmung mehr hinderlich, als nützlich seyn würden. Sie zeigten so viel Furcht und Erschrockenheit, daß Fiesco ihre Untüchtigkeit genehmigte, allein mit der Bedingung, daß sie in einem Zimmer seines Pallastes eingeschlossen werden sollten. Man trug sodann eine leichte Mahlzeit auf, die sämtliche Verschwornen stehend verzehrten.

Während daß die Verschwornen sich durch Speise und Trank zu ihrer großen Unternehmung vorbereiteten, entzog sich ihnen Fiesco auf einige Augenblicke, um sich zu seiner Gemahlin zu begeben, die von allem was vorging, nicht das geringste wußte. Diese Dame war aus dem alten Geschlechte Cibo. Ihr Vater war Laurenzio Cibo, und ihre Mutter gehörte zu dem berühmten Hause Malespina. Sie war jung und schön, und liebte ihren Ge-

mahl zärtlich, von dem sie auch nicht weniger geliebt wurde. Er hatte ihr bis dahin ein Geheimniß aus seiner Verschönerung gemacht, und beschworen den Pansa hohlen lassen, um ihr diesen Abend Gesellschaft zu leisten, damit sie in ihren von den Eingangs-Thoren antlegenden Zimmern keine Gelegenheit haben sollte, die Bewegungen in dem Pallast zu bemerken. Der Tumult aber war zu groß, als daß er der Dame entgegen konnte, die sogleich eine gefährliche Unternehmung fürchtete, und für das Leben ihres Gemahls zitterte. Fiesco fand sie ganz betäubt, und neben ihr den getrennen Pansa, der sie aufmunterte; er näherte sich ihnen mit vieler Unruhe, die er nicht mehr verbarg, noch verbergen konnte, und erklärte beiden mit wenig Worten sein Vorhaben. Seine Gemahlin Eleonora kam darüber ganz außer sich; sie rang die Hände, warf sich zu den Füßen ihres Gemahls, und beschwor ihn in Thränen stehend, bey allem was heilig wäre, einen so

gefährlichen Entwurf aufzugeben; auch Panfa umfaßte seine Knie, und flehte um die Wendung seines Vorsatzes. Allein Fiesco, nachdem er sich vergeblich bemüht hatte, sie sowohl als Panfa zu beruhigen und Muth einzufloßen, entriß sich endlich den Armen seiner Gemahlin, und sagte: „Liebes Weib, es ist nicht mehr Zeit. In einer Stunde bin ich nicht mehr, oder du wirst alles was in Genua ist, unter dir sehen.“ Eleonora fiel ohnmächtig auf den Boden, man trug sie auf ihr Bett, Fiesco aber eilte zu den Verschworenen, um die letzten Verabredungen zu treffen.

Es wurde beschlossen, daß Verrina auf der Gallerie des Fiesco eine Canone abfeuern lassen sollte. Auf dieß Signal würde sich Fiesco in Person der Gallerien des Doria bemächtigen, deren Entfernung aus dem Hafen Verrina durch die Stellung der selbigen hindern wollte. Denn der Besitz des Hafens schien den Verschworenen die Haupt-

sache zu seyn, daher auch ihr kühner Anführer diesen Angriff auf sich nahm. Einige Haufen waren bestimmt, die vornehmsten Straßen, andre die wichtigsten Gebäude der Republik zu besetzen. Die Brüder des Fiesco sollten sich darauf von den Thoren Weisler machen; als dann sollte man nach dem Pallast des Dogen eilen, und beyde Doria's umbringen, während der Zeit man das Volk zu den Waffen rufen, und den Pallast der Republik stürmen wollte. Es war Winternacht, und der Mond schien hell. Alles war auf den Straßen ruhig, und die Einwohner der Stadt lagen im Schlaf, als diesen zahlreichen verwegenen Banden der schreckliche Wink zum Ausbruch gegeben wurde. Man vertheilte die Soldaten unter die Anführer, denen die Ausführung der verschiedenen Theile des Entwurfs aufgetragen war, und so verließen alle den Pallast.

Es währte sehr lange bevor Berrina das Signal gab. Seine Galerie war auf den

Grund gekommen, da sie am Ausgange des Hafens ihren Posten hatte einnehmen wollen, und man brauchte über eine Stunde dazu, sie wieder flott zu machen. Endlich hörte man den Canonen, Schuß, und ein jeder eilte das seinige zu thun. Der Erfolg war auf allen Seiten glücklich. Die Verschwornen waren in kurzer Zeit Meister des Hafens, der Valceren, und der beiden Hauptthore. Der große Lärm auf den Valceren weckte die Doria's auf, deren Pallast nicht weit davon entfernt lag. Ob man nun gleich, der Erinnerung des Fiesco zufolge, die Ursache vermuthete, so glaubte doch der junge Doria, daß seine Gegenwart nöthig wäre, der Unordnung vorzubeugen, die das Gerüth nur zu sehr anzeigte. Er verließ also seinen Pallast, ohne andre Waffen als seinen Degen mitzunehmen. Ein Page ging vor ihm mit einer Fackel, und ein einziger Bedienter folgte ihm. Da er an das zum Hafen führende Thor kam, rief er, daß man

es öffnen sollte. Die Verschwornen die seine Stimme kannten, öffneten das Thor sogleich, aber nur um ihn niederzustossen. Er fiel ganz mit Stichen durchbohrt. Der Abrede gemäß hätte man nun auch ohne Verzug den Anarchas Doria umbringen sollen. Hieronymus Tiesco aber, der von seinem Bruder diesen Auftrag erhalten hatte, vernachlässigte ihn, so wohl weil er glaubte, daß ein achtzigjähriger Greis, der überdies an der Gicht krank läge, nicht zu fürchten sey, und ihm nicht entrennen könnte, als auch um diesen reichen Pallast von der Plünderung zu retten. Doria wollte sich durchaus nicht entfernen, und sagte, er wolle von den Händen der Aufrehrer sterben, um nicht den Untergang der Republik zu überleben. Seine Gemahlin beschwor ihn mit Thränen den Rest seiner Tage zu schonen, da er vielleicht sein Vaterland noch von der drohenden Tyranny befreien könnte. Ihr Witten wurde von seinen Hängengeossen verstärkt,

die sich ihm zu Füßen warfen, und um seine Entfernung flehten. Da das Wort Flucht dem Helden so schändlich klang, so stellte man ihm vor, es sey keine Flucht, sondern seine Abreise wäre als eine Gesandtschaft zu betrachten, wozu ihm der schreckliche Zustand von Genua das Creditiv gäbe. Endlich gab der Greis nach; seine Bedienten trugen ihn aus dem Pallast, setzten ihn zu Pferde, und so war er glücklich genug, durch ein unbesetztes Thor aus der Stadt zu kommen. Er flüchtete nach Marsena, einem festen Schlosse, der Familie Spinola gehörig, funfzehn Italienische Meilen von Genua.

Mittlerweile hatten die Verschwornen, nachdem sie sowohl den Hafen als die Thore wohl besetzt hatten, und für die Galeeren auch nicht besorgt waren, sich zweyhundert an der Zahl in den Straßen der Stadt zerstreuet, um das Volk durch ihr Geschrey aufzuwiegeln. Sie riefen unanshöhlich: *Fiesco* und die *Trepi*

heit! Das gemeine Volk griff auch zu den Waffen, während daß die andern Bürger in der grausamsten Unruhe und Verwirrung waren. Die Edlen hätten sich gern in den Palast der Republik gerettet, sie fürchteten aber, daß man in ihrer Abwesenheit ihre Häuser plündern würde, daher sie solche versammelten, und sich in denselben ruhig hielten. Einer derselben, Namens Laganza, der bey dem Volk sehr beliebt war, versammelte seine Anhänger, in der Absicht, sie zum Vortheil der Adornischen Familie auftreten zu lassen, wenn die Gelegenheit sich dazu ereignen sollte. Der kaiserliche Gesandte wollte auch flüchten, man vermochte ihn aber noch, sich nach dem Pallast der Republik zu begeben, wo sich bereits einige Senatoren versammelt hatten. Die küsseten von ihnen, unter denen sich die Häupter der großen Familien Comellino, Pallavicini, und Calvo befanden, wagten es, in Begleitung einer Anzahl Soldaten herauszugehen;

sie stießen aber auf die Verschwornen, die sie bald zurückschlugen, den Comellino gefangen nahmen, und die übrigen zwangen, sich in den Pallast des Centurione zu flüchten. Die versammelten Senatoren beschloßen endlich Friedensvergleiche zu versuchen; es wurden daher einige unter ihnen abgeordnet, um zu hören, was die Auführer verlangten, denn man mußte noch gar nicht den Todswort dieses fürchterlichen Auftritts. Das einzige, was man bis jetzt erfahren hatte, war, daß der Graf Giesco an der Spitze der Auführer sey.

Dieser Unglückliche aber war nicht mehr. Die Verschwornen suchten ihn schon lange, allein vergebens. Gleich im Anfange des Tumults hatte er sich nach dem innern Hafen, Darsena genannt, begeben, und gerufen: „Es lebe die Freyheit!“ Die Galeeren-Sclaven, durch dieses Geschrey aufgeweckt, wiederholten die Losung mit gräßlichem Gebrülle und dem

Ketten ihrer Ketten. Dieser Umstand ließ den Ziesco fürchten, daß diese Sklaven sich bemühen würden, ihrer Fesseln loszuwerden und sich in Freiheit zu sehen, da es denn am Ausschweifungen nicht fehlen würde. Dieß zu verhindern wollte er selbst die Galeeren besteigen, um die nöthigen Befehle zu ertheilen; indem er aber seinen Fuß auf ein Bret setzte, das von dem Ufer zu einer dieser Galeeren führte, schlug es um, und Ziesco fiel ins Meer. Dieß elende Bret entschied das Schicksal der Republik Genua. Das Wasser war zwar an diesem Ort nicht tief, allein der Schlamm war groß, und der Graf schwer bewaffnet. Er konnte sich von seinen Waffen nicht losmachen; niemand war nahe bei ihm und sein Geschrey um Hülfe wurde wegen des gewaltigen Tumults, das die Luft erfüllte, nicht gehört, oder nicht geachtet. Seine Rüstung, die zur Sicherheit seines Lebens dienen sollte, vertrat hier die Stelle der Noth-Instrumente. Er sank auf dem Grund

des Schlammes, und mußte also in dem Augenblicke, da das Glück alle seine Entwürfe und Wünsche zu krönen schien, in einem Alter von zwei und zwanzig Jahren, ohne alle Hilfe elendiglich umkommen.

Da man ihn nirgends finden konnte, fing man an seinen Tod zu ahnen.^{*)} Die vornehmsten Verschwornen zweifelten gar nicht mehr daran. Wer x i n a wünschte diese fatale Neuig-

*) Es ist sonderbar, daß so viele Schriftsteller, auf Wörter verächtlich gehöret, die beiden Wörtern ahnen und ahnen nicht unterscheiden wollen, womit man doch zwei ganz verschiedene Begriffe bezeichnen kann. Den Dichtern besonders sollte das erstere sanftere Wort willkommen seyn. Oft entsteht aus diesem unangemessenen Gebrauch des Worts ahnen ein Doppelssinn, wie auch oben der Fall ist, wo der Leser erst aus dem Erfolg die Meinung des Verfassers errathen müßte; ein Fall, den ich sorgfältig zu vermeiden suche, ohne hiebei auf kritische Nachsprüche zu sehen, weil selbst das vorerwähnte Wörterbuch mit allen Regeln, der Prüfung so wie der Verdeutlichung unterworfen, für mich kein Orakel ist, und es für niemand seyn sollte. Ich ahne indes, daß man diese Meinung ahnen wird.

Zeit so lange geheim zu halten, bis man den Sieg verfolgt, und einen Vertrag mit dem Senat geschlossen hätte, allein die andern Anführer, uneingedenk ihrer Gefahr, waren nicht so vorsichtig, daher breitete sich die schreckende Nachricht bald aus. Hieronymus Tiesco, der durch den Tod seines Bruders nun das Haupt seiner Familie wurde, war jetzt auch das Haupt der Verschwornen geworden; er besaß aber weder ihr Zutrauen, noch die Talente und lebenswürdigen Eigenschaften seines Bruders. Kaum hatte er dessen Tod vernommen, so marschirte er an der Spitze eines bewaffneten Heers nach dem Pallaste der Republik, um sich desselben zu bemächtigen. Auf dem Wege dahin begegneten ihm die Abgeordneten, die im Namen des Senats mit dem Grafen Tiesco zu reden verlangten. Hieronymus antwortete ihnen, daß jetzt kein anderer Graf von Tiesco als er sey, daß man ihm den Pallast der Republik übergeben sollte, und daß

daß er nachher anhören wollte, was sie zu sagen hätten.

Dieser so oft erwähnte Pallast der Republik war damals so wie noch jetzt der Versammlungsort des Senats, und der Wohnsitz des regierenden Doge. Fast alle Departements und Tribunale des Staats haben hier ihren Sitz und ihre Registraturen. Hier ist auch das Archiv, die Schatzkammer der Regierung, u. s. w. Das Gebäude selbst ist sehr massiv gebaut, hat eine vortheilhafte Lage, und ist mit einer starken Mauer versehen. Die Vernehmung dieses Pallastes hätte daher die allererste Unternehmung der Verschwornen seyn müssen, da man sicher war, hier wenig Widerstand zu finden. Dieser Pallast und der Pallast Doria waren die wichtigsten Oerter, und im letztern war noch weniger Widerstand zu fürchten, da sich hier jedermann unvorsbereitet, und ohne Verdacht befand. Diese nöthigen Maßregeln aber vereitelte der schnelle Tod des Fiesco.

Die Antwort des Hieronymus Riecco die er nicht überlegt hatte, beherrschte die Deputirten was sie noch nicht wußten, nemlich den Tod des Grafen, und sie eilten sogleich fort, dem Senat eine so glückliche Nachricht zu hinterbringen. Man berathschlugte über die Maßregeln die man nehmen wollte. Einige Senatoren waren der Meinung, man müsse die Verschwornen angreifen, andre aber glaubten es sey besser, den Palast nicht zu verlassen, und dieser Rath wurde befolgt. Indeß brach der Tag an. Der Tumult fing an sich zu legen. Die Weiber riefen aus den Fenstern mit Geschrey und Klagen ihre Männer, Brüder, und Eöhne zurück. Der Tod des Riecco war nun allgemein bekannt. Das Volk, das aus Liebe zu ihm die Waffen erariffen hatte, verlor sich, und ging nach Hause: auch die Verschwornen, die seinen Bruder Hieronymus nicht sehr achteten, zogen sich nach und nach zurück. Dieser ungeunerjähre Mann sah sich auf einmal ohne

Anhänger, und endlich von allen Menschen, selbst von seinen Bedienten verlassen; er flüchtete voll Bestürzung nach der Kirche des heiligen Laurentius; da er sich hier aber nicht sicher glaubte, suchte er aus dem Thor Arco zu entweichen.

In dieser Zwischenzeit hatte sich Pansa, der oben gedachte rechtschaffene Freund des Fiesco, nach dem Pallast der Republik begeben. Er erschien vor dem Senat. Die anerkannten Tugenden dieses Mannes setzten ihn über allen Verdacht hinaus, den seine alte Freundschaft mit dem Grafen sonst hätte erzeugen können. Weit entfernt ein Mißtrauen in ihn zu setzen, erwählte man ihn im Gegentheil, um mit dem Hieronymus Fiesco in Unterhandlung zu treten. Nach einigen Stunden kam man endlich überein, daß die Verschwornen die Waffen niederlegen, und sie dafür einen General-Pardon erhalten sollten; wobei ihnen versprochen wurde, daß sie wegen dieses Auftrahs

nie zur Rede gestellt werden würden. Sena-
rega, Secrétaire des Senats, leistete für diese
Einaden: Verwilligung Bürgschaft. Hierony-
mus Fiesco verließ darauf sogleich Genua,
und begab sich auf sein Schloß Montobio;
Ortoboni Fiesco, sein Bruder, hingegen,
schiffte sich mit Verrina, Calcagno und
Sacco auf die Galeere des Grafen Fiesco
ein, und segelten nach Frankreich, woselbst sie
auch glücklich anlangten.

Dies war der Ausgang der berühmten Ver-
schwörung des Fiesco, eine der merkwürdige-
sten und kühnsten, die uns die Geschichte liefert;
eine Verschwörung, die mit so vieler Kunst ent-
worfen war, wober eine bewundernswürdige
Verschwiegenheit beobachtet wurde, deren glück-
licher Erfolg unfehlbar schien, und die nur bloß
durch den sehr zufälligen Tod des Fiesco eine
unerwartete Endschaft erreichte. Dieser edle
Jüngling war von der Natur zu einem großen
Mann bestimmt; auch zeigte er bereits in der

Blüthe seiner Jahre seltene Talente, mit einer tiefen Politik verbunden. Er befaß aber zu viel Ehrgeiz, um einen guten Gebrauch von seinen großen Eigenschaften zu machen; vielmehr schien er geboren zu seyn, sein Vaterland zu verherren, und zu unterjochen. In den glänzendsten Augenblicken seines Lebens, eben da er die Früchte seiner großen Vermühungen einern sollte, kam er um, und zwar auf eine Art, die er am wenigsten erwarten konnte. Sein Körper wurde erst vier Tage hernach gefunden, da das Volk in Venedig durchgehends glaubte, daß er noch am Leben sey, und sich nach Frankreich begeben hätte, um daselbst Hilfe zu suchen. Die Regierung wollte dieß Gerücht nicht widerlegen, und verbot daher den Leichnam aus dem Wasser herauszuheben. Vielleicht fürchtete man auch durch dessen Anblick einen neuen Tumult zu erregen, da des Fiesco Anhänger so zahlreich, und das Volk so sehr auf seiner Seite gewesen war. Nachher aber fand der Senat doch bedenklich,

den Körper immerfort in dem Schlamme liegen zu lassen; er wurde daher nach zwey Monaten heimlich herausgezogen, und ins Meer geworfen.

Sobald die vornehmsten Verschwornen Genua verlassen hatten, wurde alles ruhig, und die eingerissene Unordnung leicht wieder abgestellt. Zwey Tage nachher wurde dem Gebrauch gemäß ein neuer Doge erwählt. Dieser war Benedictus Gentili, ein Mann von einem friedliebenden sanften Charakter, voll Klugheit und Vorsicht, und also sehr geschickt die Ruhe zu erhalten, die man eben wieder hergestellt hatte.

Hieronymus Fiesco befand sich nun auf seinem Schlosse Montebio, wo er sich in Vertheidigungsstand setzte, weil er wenig auf die Begnadigung rechnete, die ihm zugestanden war, und er überdieß an neuen Entwürfen arbeitete. Verrina, Calcagno und Sacco fanden sich bald bey ihm ein; auch Ottoboni Fiesco, sein Bruder, der sich in Frankreich aufhielt, kam nach Italien. Diese Deme-

gungen schienen neue Unruhen zu vorsezen. Man verdoppelte daher die Wachtmeister in Genua, und vermehrte die Wachen. Jedermann wurde nun gegen die Auführer aufgebracht, die den erhaltnen Pardon so schlecht zu schätzen mußten.

Andreas Doria, der unter dem freudigsten Zuruf des Volks wieder nach der Stadt zurück kam, war wegen des Todes seines Neffen ganz trostlos. Er forderte Rache für das vergossene Blut, noch mehr aber für das schreckliche Verbrechen einer Unternehmung, die Regierung des Staats zu vernichten, und wandte daher alle seine Bemühungen bey dem Senat an, damit die Begnadigungs-Acte vernichtet würde. Die Rechtsgelehrten wurden deshalb befragt, und diese waren der Meinung, daß sie als null und nichts zu betrachten sey; sowohl weil sie durch die Noth erzwungen worden, als auch weil nicht eine hinlängliche Anzahl Senatoren sie bestätigte hätte. Diefem Gutachten zufolge wurde

die Familie des Fiesco nebst den vornehmsten Verschwornen aus den Staaten von Genua auf ewig verbannt; die Häuser und Palläste des Grafen, als Anführers der Verschwornen, wurden dem Erdboden gleich gemacht, und alle seine Güter eingezogen. Man bemächtigte sich also seiner Schloßer, das von Montebis als sein ausernommen, aus welchem man zuvor den Hieronymus Fiesco vertreiben mußte.

Dieses Schloß war so fest und so wohl gelesgen, daß man aus demselben der Stadt Genua viel Schaden zufügen konnte; man versuchte daher den Fiesco dahin zu vermögen, es gutwillig zu übergeben. Pansa mußte sich auf Befehl des Senats zu ihm versetzen, mit dem Auftrag ihm für das Schloß eine Schadloshaltung von 14,000 Zechinen anzubieten; Fiesco wollte aber davon nichts hören. Man erneuerte diesen Antrag noch einigemal, aber ohne allen Erfolg. Er verachtete eben so die Drohungen als die Vorstellungen der gewissen Gefahr und des unvers-

meidlichen Unerganges, der die unausbleibliche Folge seiner Weigerung seyn würde. Vielmehr war er so unvorsichtig zu antworten, daß er nicht mehr Herr von Montobio sey, sondern daß es jetzt einem viel mächtigeren Herrn gehöre, wie er wäre. Hierdurch glaube er den Genuesern Furcht einzujagen; im Gegentheil aber diene diese Aeußerung ihnen die Nothwendigkeit zu zeigen, sich schleunig dieses festen Schlosses zu bemächtigen.

Man beschloß daher ohne Verzug zweitausend Mann unter dem Commando des Augustin Spinola abzuschicken, um es förmlich zu belagern, und an den Gränzen wurden die nöthigen Befehle ertheilt, sich den Hülfsstruppen zu widersehen, die Frankreich vielleicht senden möchte. Die Ausführung mußte jedoch bis zum May verschoben werden, weil die üble Witterung den Transport der Artillerie verhinderte. In dieser Zwischenzeit war der König von Frankreich Franz I. gestorben, und Hein-

rich II. hatte den Thron bestiegen. Dieser Vorfall war den Maßregeln des Fiesco höchst nachtheilig, und vernichtete seine Verbindung mit dem Französischen Hofe; dennoch verlor er den Muth nicht. Die vornehmsten Verschwornen waren bey ihm; er nahm so viel Soldaten in Sold, als er nur immer zusammen bringen konnte, und bereitete sich zu einer hartnäckigen Verteidigung. Das anhaltende Regenwetter war den Belagerten höchst beschwerlich; auch fehlte es ihnen oft an Munition, die sie aus einer beträchtlichen Entfernung mußten kommen lassen. Ihre Geschütz war so schlecht beschaffen, daß mehrere ihrer Canonen zersprangen. Alle diese widrigen Zufälle machten die Belagerer misanthig. Endlich aber schoß man doch Breche. Die Soldaten des Fiesco, die auf ihre Gefahr aufmerksam und schlecht bezahlt waren, revoltirten nunmehr auch; es blieb daher nichts übrig als eine schnelle Uebergabe.

Giesco schickte daher dem Spinola Capitulations-Vorschläge, die aber so ausschweifend waren, daß sie ein Gelächter erregten. Giesco war gezwungen aus einem andern Tone zu reden, und erbot sich endlich, das Schloß zu übergeben, wenn man der Besatzung nur einen freyen Abzug mit ihren Effecten verstatte wollte. Auch dieses wurde abgeschlagen. Giesco schlug darauf seinen vornehmsten Anhängern vor, sich des Nachts durch die gebirgigen Abwege zu retten, in der Hoffnung, daß die Feinde diese Orter nicht besetzt haben würden; Calcagno versicherte aber, daß das Schloß so sehr umringt sey, daß es unmöglich seyn würde zu entkommen, wobei er auch bemerkte, daß Giesco, der sehr fett, und nicht gewohnt war zu Fuß zu gehen, die großen Beschwerlichkeiten der Flucht nicht würde ertragen können. Es wurde daher beschlossen, sich auf Gnade und Ungnade

zu ergeben. Dieses geschah denn auch nach einer zwey und vierzig tägigen Belagerung.

Die Soldaten, die bey dem Giesco in Sold getreten waren, wurden nicht mit den andern vermischet, sondern man ließ sie alle gehen; von den Verschwornen aber erhielt keiner Gnade. Verrina, Calcagno und Assereto verloren ihr Leben auf dem Blutgerüste; auch alle übrigen wurden entweder hingerichtet, oder auf die Galeeren geschmiedet. Der Proceß des Hieronymus Giesco währte am längsten. Endlich wurde auch ihm am 23ten Julius 1547. in Montebio der Kopf abgeschlagen, und nachher dieß Schloß geschleift. Ottoboni Giesco, der sich beyzeiten wieder nach Frankreich begeben hatte, war der einzige, der den übeln Folgen dieses Auftrups entging; dennoch konnte er der Rache des Andreas Doria nicht entinnen, der dem Namen Giesco den Untergang ge-

geschworen hatte. Ottoboni war in französische Dienste getreten, und wurde acht Jahre hernach von den Spaniern gefangen. Dorta, vermöge seines Credits am Spanischen Hofe, erhielt leicht dessen Auslieferung. Das Schicksal dieses Gefangenen hing also ganz von ihm ab, der denn auch diese Gewalt auf eine Art nützte, die ein Flecken für das Andenken eines so berühmten Mannes ist. Er ließ ihn nehmlich in einen Sack nähen, und ins Meer werfen. Eleonora, die Wittve des unglücklichen Grafen von Fiesco, wohnte seit dem Aufbruch in dem Hause ihres Vaters Cibo, und wurde nicht mit in den Untergang der Familie ihres Gemahls verwickelt. Sie heirathete nachher den berühmten General Vitellini, Marschall von Cerona.

Julius Cibo, Bruder der Eleonora, der mit dem Andreas Dorta und dem Kaiser sehr unzufrieden war, wollte die Unternehmungen

mungen der Fiesco's* wieder erneuern. Er trat deshalb mit dem Französischen Hofe in Unterhandlung, und versprach den Franzosen Genua zu überliefern. Der Entwurf wurde aber verrathen. Doria sowohl als Gonzaga, Stadthalter von Mailand, erhielten davon Nachricht. Cibo wurde in Montreux im December 1547 in Verhaft genommen, nach Mailand gebracht, und daselbst enthauptet. Einige seiner Anhänger, die sich in Genua befanden, wurden auch hingerichtet, und so behielten die Genueser ihre Staatsverfassung unverändert.

Der Senat blieb dem Kaiser gänzlich ergeben, und blieb durch die unablässigen Bemühungen des Andreas Doria, der in Genua bis an sein Ende allen Credit und Einfluß ungeschwächt erhielt, den seine Talente, seine Tugenden, und seine Thaten verdienten. Seine große Vertheidigung über den Mord seines Neffen wurde

einigermassen durch die verdoppelte Liebe der
Genussler aemuliert. Er lebte noch einige Jahre
nach dieser Verschwendung, fuhr fort der Repu-
blik durch seine weissen Nachschlaas zu nützen,
und starb bezeichnet mit dem ehrenwürdigsten aller
Namen, der von allen Geschichtschreibern ge-
braucht, und auf seinen Denkmälern eingegra-
ben wurde: Der Vater seines Landes
und der Wiederhersteller dessen Frey-
heit.

Ein Zweig von der unglücklichen Familie
Ziesco lebte noch in Frankreich im Jahr 1687.
Es ist aus der Geschichte bekannt, daß der Graf
Johann Ludwig Maria von Ziesco,
damals das Haupt dieses Hauses, den franzö-
sischen Hof für seine Forderungen an Genue,
zu interessieren suchte, die sich auf die eingezoge-
nen Güter des unglücklichen Ziesco, Grafen

von Lavagna gründeten. Dem Traktate gemäß, der 1635 zwischen Ludwig XIV. und der Republik Genua geschlossen wurde, und eine Folge des Bombardements dieser Stadt war, mußte gedachter Graf Fiesco für seine sämtlichen Forderungen sich mit der Summe von 300,000 Französischen Livres begnügen, zu deren Auszahlung sich die Republik verpflichtet hatte, nach dem gezeichneten Tractat ansehnlich machte.

Geschichte
des
Papstes Sixtus V.

THE
LIBRARY
OF THE
UNITED STATES
DEPARTMENT OF
COMMERCE
WASHINGTON, D. C.
1900

Erstes Buch.

Nom, diese auf ihren sieben Hügeln vom Schicksal immerfort zu herrschen bestimmte Stadt, die wechselweise, durchs Schwert, durch weise Gesetze, durch große Cultur, durch geistliche Waffen, durch allenthalben zerstreute Prieesterlegionen, durch weltliche Politik, durch schreckliche Banustrahlen, und endlich auch durch die hier thronenden bildenden Künste, nahe und ferne Völker ihren Geboten unterwarf; hier, wo bald ein bloßes Wort des päpstlichen Edkzen, bald die geheime Feder des Jesuitengenerals in den entlegensten Welttheilen Revolutionen bewirkte; dieser Regentenstuh, weniger fürchtbar in den ersten zweytausend Jahren, als in den letztern fünfshundert, sahe zwar seit der Existenz der das Menschengeschlecht unterjochenden Hierarchie, manchen durch Frömmigkeit und Tugend ehr-

würdevollen Oberpriester; aber nicht einen einzigen wahrhaft großen Regenten mit der dreifachen Krone geschmückt, bis Sixtus V. einer der außerordentlichsten Menschen, die je gelebt haben, den päpstlichen Stuhl bestieg.

Sixtus nach seinem Familiennamen Felix Peretti, wurde im Jahr 1471 in der zur anconesischen Mark gehörigen Herrschaft Montalto geboren, und zwar an dem nehmlichen Tage, als die Cardinäle nach dem Tode Leo X. sich ins Conclave begaben. Sein Vater war ein Tagelöhner in den Reimbergen, und seine Mutter eine Dienstinagd. In seinem vierten Jahre war er dem Tode nahe. Er lag an den Blattern gefährlich nieder, und da die Dürftigkeit seiner Eltern ihn aller Hülfe beraubte, so hielt man sein Leben für verloren; allein er ward wieder gesund, und auch ein Fuß, den er in seinem sechsten Jahre von einem über zwanzig Fuß hohen Gemäuer that, schadete ihm nicht. Schon in dieser ersten Kindheit erregte sein frühzeitiger Verstand Aufmerksamkeit, allein die Armuth seines Vaters verflüchtete seine Bahl, und Felix mußte in seiner großen Vertheidigung in seinem

neunten Jahre Schweinhirt werden. Er blieb es nicht lange. Der Zufall führte einen zum Fastenpredigen in Nicoli bestimmten Franciscaner, Namens Sillery, in diese von mehreren Wegen durchkreuzte Gegend, wo sich der kummervolle Knabe mit seinen Schweinen befand. Kaum wurde er die Verlegenheit des mit dem Wege unbekannten Paters gewahr, so eilte er auf ihn zu, führte ihm die Hand, und botß seine Dienste an, die auch gern angenommen wurden. Sogleich verließ Felix seine Thiere, und begleitete den Mönch, der sich mit ihm in ein Gespräch einließ, wobei er den Verstand des Knaben bewunderte. Dieser erzählte sein hartes Schicksal, und seine große Neigung zum Studiren; auch batß er den Pater inskändig, ihn bey irgend einem Geistlichen in Dienste zu bringen, weil er dadurch seinen Zweck zu erreichen hoffe. Sillery fragte ihn, ob er Franciscaner werden wollte, und da Felix mit Freuden ja sagte, so schilderte er ihm die Strenge dieses Ordens, allein umsonst; und so sehr befürchtete der Knabe sein Glück zu verlieren, daß er nicht einmal zurückkehrte, und die ihm anvertrauten Schweine seinem Herrn aberliefern wollte; er behauptete, sie wußten

ihren Weg allein zu finden, und rastete nicht eher, bis er das Franciscaner-Kloster in Ascoli betreten hatte. Seine Nüchternheit und seine klugen Antworten mit Demuth gepaart, erwarben ihm hier Freunde von dem Augenblick seiner Ankunft, worunter sich auch der Guardian befand, und da er sehr naiv versicherte, seine Absicht sey, ein großer Prediger zu werden, so beschloß man für den Knaben alle Sorge zu tragen, nach dem man zuvor die freudige Zustimmung seiner Eltern erhalten hatte.

Der Vater Sclery, der als Prediger im Kloster in großer Achtung stand, nahm ihn zu sich in seine Zelle, um ihn selbst zu unterrichten. Diesen Unterricht konnte Felix nicht erwarten, und ob er gleich keinen Buchstaben kannte, so hatte er doch immer die Bücher des Predigers in Händen. Da er seinen Lehrer überall begleitete, und in der Kirche seinen Blick von der Kanzel verwandte, so konnte er bey seinem bewunderungswürdigen Gedächtniß des Abends fast die ganzen Predigten hersagen, die er des Morgens gehört hatte. In wenigen Wochen konnte er Italienisch lesen, und nun kam die Reihe an die

lateinische Sprache, worin er eben so schnelle Fortschritte machte. Indessen wurde er mit einem gewissen Unglück bedrohet. Der Vater Deslery ging nach Rom zurück, und der ihn beschützende Gardian verlor seine Stelle. Der neue Regent des Klosters war ein harter Mann, der viele Veränderungen machte, und auch durchaus den jungen Felix wieder zu seinen Eltern schicken wollte. Weder die besondern Talente des Knaben, noch sein Dienstfeifer und unsträfliches Betragen, noch die Vorstellungen und Bitten des ganzen Klosters, konnten etwas über den mütterlichen Mann vermögen, der dem verzweiflungsvollen Felix nur acht Tage zu seinem Abzuge bewilligte. Glücklicher Weise aber kam in dieser Zeit der Provincial des Ordens nach Nicol; die Vorstellungen bey diesem waren nicht fruchtlos, und seinem Befehl zufolge blieb Felix im Kloster dem Gardian zum Trost, der jedoch die Geduld des ihm aufgedrungenen Knaben auf harte Proben stellte. Ein neuer die Gelehrsamkeit sehr liebender Gardian machte dieser Prüfung ein Ende, und wurde ein eifriger Beschützer des wißbegierigen Zögling, den man nun zum Chorknaben ernannte, und förmlich als Noviz

des Ordens annahm. • Er war jetzt dreizehn Jahr alt, und konnte sich nun ganz den Studien widmen, worin er außerordentliche Fortschritte machte. Sein überaus lebhaftes Temperament war bisher zu Erreichung seines Endzwecks in Schranken gehalten worden; jetzt aber glaubte er demselben freien Lauf lassen zu können, und so wurde er oft beleidigend, allein auf die Ermahnung des Gardians, daß ihm dieß beim Profest ablegen sehr hinderlich seyn könnte, legte er seiner natürlich heftigen Gemüthsart, die sich jetzt zu entwickeln anfang, abermahls Fesseln an, duldete Widersprüche, ja selbst Beleidigungen, und so wurde er mit Zustimmung aller Klosterbrüder wirklicher Mönch, nachdem er eben sein vierzehntes Jahr zurückgelegt hatte. Aber auch von diesem Augenblick an hielt er sich für die gezwungene Einschränkung schadlos, und zeigte sowohl seinen Stolz, als den Geist der Unabhängigkeit, wo er nur konnte.

Dies Betragen zog ihm Zankereien und Spottgedichte zu, die von ihm nicht unbeantwortet blieben, und zwar, ungeachtet seiner großen Jugend, was er immer begriff. Allein hier

durch vermehrte er seine Feinde, und vermin-
derte seine Freunde, so daß er bald von Nicoll
entfernt, und nach Macerata versetzt wurde.
Hier blieb er nicht lange. Sein erster Bishöf-
licher, der Pater Zelleg, nunmehr Guardian
in Fermo, bewirkte seine abermalige Versetzung
dahin, und schenkte ihm sein ganzes Vertrauen.
Dies erregte den Neid der Klosterbrüder, die sich
vereinigten, und dem Provinzial eine Klags-
schrift übergaben, der auch sofort, ohne die Sa-
che näher zu untersuchen, den jungen Pater Fe-
lix von neuem nach Recanati versetzte. Von hier
kam er nach Ancona, wo er öffentlich über theolo-
gische und sogenannte philosophische Lehrräthe dis-
putirte. Seine außerordentlichen Talente und
sein immer zunehmender Stolz, den er jetzt nicht
mehr verbarg, erzeugten ihm auch hier eine
Menge Feinde und Feinde. Diese, arm an
Geist, nahmen zu dem elenden Mittel ihre Zu-
flucht, seine vormahlige niedrige Beschäftigung
zu verspotten. In allen Winkeln des Klosters,
wo er sich nur zeigte, hörte man nach Schweine-
art grunzen. Anfangs versuchte Felix diese
niedrige Beleidigungen; da sie aber kein Ende
nahmen, so bewaffnete er sich mit einem großen

Stock, und erklärte öffentlich, daß er dem ersten Grunzer den Kopf einschlagen würde. Ein junger Mönch, Nefte des Provinzials, trotzte dennoch dieser Drohung, und empfing dafür einen so schrecklichen Schlag, der ihm fast den Hirnschädel zerschmetterte, wobei Felix sagte: „Ich habe zwar die Schweine gehütet, bin aber selbst kein Schwein gewesen; willst du nun sie nachahmen, so soll dich mein Prügel ihre Sprache lehren.“ Der Grunzer lag sinnlos auf dem Boden; das ganze Kloster lief herbei nebst dem Provinzial, der eben damals anwesend war. Sobald dieser Mann die Sache untersucht hatte, so verleugnete er ganz den Onkel, und legte dem gereizten Felix nur eine geringe Strafe auf; um jedoch fernern Uneinigkeiten vorzubeugen, schickte er ihn in ein andres Kloster nach Osimo.

Um diese Zeit geschah die Zusammenkunft des Kaisers Carl V. und des Papstes Paul III. in Lucca. Felix wünschte sehr, sich dahin begeben zu dürfen, und dieser Wunsch wurde erfüllt, wovon er scherzweise sagte. „Ich muß mich mit dem päpstlichen Befehl bekannt machen, damit ich künftig als Papst mich gehörig zu benehmen

weiß.“ Solche Scherze waren bey ihm nur zu oft mit Ernst gepaart, und man sah sehr deutlich, daß dieser unbegrenzte Ehrgeiz, sich demnächst bis zu jener hoherhabenen Würde empor zu arbeiten, schon in seinen ersten Jugendjahren bey ihm Wurzel geschlagen hatte. In Lucca wandte er sich an die päpstlichen Hofleute, und war unermüdet, von allem Erkundigung einzuziehen. Als er eines Tages bey der Tafel anstatt zu essen in Ansehung des römischen Hofes Fragen auf Fragen häuften, sagte einer der Anwesenden: „In Wahrheit, Herr Vater, ich glaube, Sie haben Lust, selbst Papst zu werden?“ Felix erwiderte ganz ernsthaft: „Noch bin ich nicht alt genug dazu, sollte mir aber die Vorsehung dero, einst dieß Glück bestimmen, so fühle ich bey mir so viel Muth es anzunehmen.“ Die Reise nach Lucca bey einer so ausserordentlichen Gelegenheit diente bey seiner Rückreise ins Kloster, seinen Stolz zu erbhöhen. Ein Mönch trieb das mit seinem Spott und sagte, er müsse sich jetzt demüthig vor ihm neigen, weil er Se. Heiligkeit gesehen hätte. Felix warf ihm einen verächtlichen Blick zu, und antwortete: „Wenn Sie über die Ehre, daß ich den Papst gesehen, so

„eifersüchtig sind, wie werden Sie sich dann ges-
 „berden, wenn Sie mich selbst an seinem Platz
 „sehen werden?“

Felix bath um die Veränderung seines Wohn-
 klostere, und erhielt von dem versammelten Ca-
 pitel die ungewöhnliche Begünstigung, sich selbst
 Ort und Kloster zu wählen. Er zog das in Ascoli
 vor, weil man ihn dort weggetrieben hatte,
 und er jetzt seinen Feinden zum Trost durch diese
 seine eigenmächtige Rückkehr, allda eine Art von
 Triumph genoss. Dieser wurde noch größer
 durch seine erste Predigt, die er bald darauf in
 Ancona hielt. Der Papst befand sich eben da-
 mals in dieser Stadt, wo der Zusammenfluß
 von Menschen außerordentlich war. Die wahr-
 scheinliche Anwesenheit vornehmer Prälaten in
 der Kirche, ja vielleicht selbst die des Hohen-
 priesters, schien für einen ein und zwanzigjähri-
 gen Prediger abschreckend, der seinen ersten Ver-
 such auf der Kanzel machen wollte; allein Felix,
 ohne auf das Abmuthen seiner Freunde zu achten,
 trat kühn auf, und hielt eine vortrefliche Predigt.
 Sein nächstes Wohnkloster war in Urbino. Hier
 wurde ein Capitel des Augustinerordens gehalten,

wobey man über theologische und philosophisch seyn sollende Theesen kritiz. Der Franciscaner Felix wollte dabey kein mäßiger Zuhörer seyn; er griff den stärksten Streiter an, und trieb ihn in die Enge. Noch war er kein wirklicher Priester. Erst im Jahr 1545 erhielt er diese Würde, zugleich mit dem Grade eines Baccalaureus, und nun nahm er den Namen Montalto an.

Da er wohl einsah, daß er allein durch Predigten seinen Ruf gründen könnte, so wanderte er in den Fasten allenthalben umher, um zu predigen. Dies geschah auch zu Jesi, wo aber sein Religioseifer seiner Beurtheilungskraft einen Strich spielte. Der Tod Luthers ward das mahl der große Stoff in ganz Europa. Montalto griff das Andenken dieses Reformators auf der Kanzel an, und weil derselbe zuvor Augustiner gewesen war, so schonte er auch diesen Orden nicht. Hierauf erfolgte von Seiten der Augustiner eine Klage beym Bischof, und das Urtheil einer Ehrenerklärung, die denn auch von der Kanzel förmlich geschah.

Im Jahr 1548 wurde ein Generalscapitel des Franciscanerordens gehalten, wo der kurz zu

Der zum Doctor der Theologie creirte Montalto, die ganze Macht seiner Gelehrsamkeit und Redekunst ausbohr, und selbst die geübtesten Streiter verdunkelte. Dieß hinderte jedoch nicht, daß ihn der Provinzial bald nachher durch Hintansetzung empfindlich kränkte. Montalto brannte vor Begierde sich zu rächen, und vermochte auch einige Mißvergnügte, eine Klagschrift gegen den Provinzial zu unterzeichnen, die dem General zugesandt wurde. Dieser Versuch aber mißglückte, und fiel auf seinen Urheber, der jetzt von feindseligen Mönchen harter Verbrechen angeklagt wurde. Er hatte von dem Provinzial übel gesprochen, war mehreremahl ohne Erlaubniß ausgegangen, hatte das Eber selten besucht, sein Brevier nicht oft genug gebetet, und die Fassen nicht gehörig beobachtet. Auf diese schweren Vergehungen folgte eine Art von Gefängnißstrafe in dem Kloster zu Recanati. Der äußerst aufgebrauchte Montalto wollte nach Rom zum General gehen, allein der damals sich ereignende Todesfall des Papsts Paul III. und dessen unruhige Folgen in der heiligen Hauptstadt war seiner Privatsache nicht günstig; er mußte sich unterwerfen, machte aber sofort einen Plan, sich in Rom öffter zu ver-

Schaffus. Dieß glückte ihm auch soviel, daß der Cardinal Carpi, Protector des Ordens, wie auch der General der Franciscaner, für seine Loslassung und Beförderung zum Regentenamt stimmten, allein der rachsüchtige Provinzial vernichtete diese für seinen Gegner wohlthätige Gesinnungen dadurch, daß er ihn als einen Criminalverbrecher darstellte, der Bestrafung verdiente.

Indessen hatte man einen neuen Papst Julius III. erwählt, und das Jubeljahr 1550 fing an, wo den nach Rom Wallfahrenden Indulgenzen bewilligt wurden. Montalto bath vergeltens um die Erlaubniß, auch an dieser geistlichen Wohlthat Theil nehmen zu dürfen. Man schlug sein Gesuch rund ab, und nun entwich er aus dem Kloster und wanderte eigenmächtig nach Rom. Dieser so sehr observanzwidrige Schritt machte ihn zum Rebellen und der härtesten Strafe würdig, die auch an ihm vollzogen seyn würde, besonders da der Ordensgeneral sich auch jetzt mit dem Provinzial wider ihn vereinigte, wenn nicht der Cardinal Carpi den verfolgten Montalto aufstärkteste geschützt hätte. Endlich wurde die Sache

begelegt; doch fand man rathsam ihn zu entfernen, und er erhielt die Stelle eines Lehrers der Theologie und Predigers in Sienna, in welcher Qualität er dem in der Anconischen Mark gehaltenen Provinzialcapitel bewohnte, wobei er Gelegenheit hatte, seine Eltern zu besuchen. Aber auch in Sienna blieb er nur kurze Zeit. Es waren dort große Unruhen ausgebrochen, und die Spanier, die damaligen Besitzer der Stadt, waren daraus vertrieben worden. Montalto, mit dem Gouverneur Mendoza durch Freundschaft verbunden, nahm öffentlich dessen Partei, und verlor dadurch das schon erlangte Zutrauen der Einwohner. Länger in Sienna zu bleiben, war nun für ihn nicht rathsam. Der Cardinal Carpi verschaffte ihm daher eine Predigerstelle in Rom, wo er täglich während der Fasten unter einem außerordentlichen Zulauf von Menschen predigte. Die vornehmsten Prälaten, ja selbst die Cardinäle, drängten sich, seine Zuhörer zu werden. Eines Tages predigte er gegen die Ketzer, deren Lehrsätze er nach seiner Art entwickelte. Er hatte dazu alle Gelehrten eingeladen. Es fand sich aber auch ein Lutheraner dazwischen, der die vornehmsten Artikel in der Kirche in seiner

Schreibtafel anmerkte, sie zu Hause dem ganzen Inhalt nach niederschrieb, und unter jedem die Worte setzte: „Du hast gelogen!“ Das Buch wurde nun versiegelt, und dem Montalto zugesandt. Die Sache erregte Aufsehn, und wurde der Inquisition zur nähern Untersuchung übergeben, die jedoch nach reifer Ueberlegung unterblieb, weil man glaubte, der damals immer wachsenden weltlichen Macht der Protestanten schonen zu müssen.

Italien war zu der Zeit der Schauplatz großer Unruhen. Der Kaiser Carl V. hatte sich des dem Hause Farnese zugehörigen Herzogthums Piacenza mit Gewalt bemächtigt. Um es wieder zu bekommen wandten sich die Farnesen an Heinrich II., König von Frankreich, der eine starke Armee nach Italien sandte. Der Papst und ganz Rom gerietten darüber in Bestürzung, da die von den Spaniern verübte Plünderung der heiligen Stadt noch im frischen Andenken war. Aem an weltlichen Waffen nahm man wie gewöhnlich zu geistlichen Waffen keine Zuflucht. Heinrich wurde mit Dankschüssen bedacht, wenn er den Krieg fortsetzen würde;

gegen den minderermächtigen Octavio Farnese aber ergieng der förmliche **Bannfluch**. Der aufgebrachte französische Monarch verbot nun seinen Unterthanen Geld nach Rom zu senden, machte auch andre dem päpstlichen Stuhl schädliche Verordnungen, und suchte die Privilegien der Gallicanischen Kirche in Kraft zu setzen. In Deutschland war der von den Protestanten geschlagene Kaiser Carl zu einem sehr nachtheiligen Frieden gezwungen worden. Zu allen diesen Unfällen kam nun noch die Besetzung Englands von der päpstlichen Gewalt, und die Vernichtung aller Hoffnungen, die man zu der Unterjochung dieser Insel bisher noch gehegt hatte. Es wurden häufig Consistoria gehalten, und zahlreiche Breven ausgesetzt; der Papst schrieb eigenhändig an die vornehmsten catholischen Fürsten; die Nuntien reisten von einem Hof zum andern, und die Ordensgenerale erhielten ihre Instructionen zur Mitwirkung. Dabei wurden jedoch die Gelübde und öffentlichen Gebete nicht vergessen; auch drei Prediger wurden vom Papst ernannt das Volk zur Buße zu ermahnen. Unter diesen war Montalto, der entsehrlich gegen alle Fürsten, Freunde und Feinde loszog, und behauptete,

daß der Kaiser so viele die Könige von Frankreich und Ungarn noch ärgere Feinde als selbst die Lutheraner wären. Diese Hefigkeit erzeugte große Klagen, die die Gesandten der beleidigten Monarchen dem Papst vorlegten, der dem Cardinal Carpi die Sache übertrug. Carpi war selbst in der Predigt gewesen, und hatte diese unzeitigen Ausfälle sehr gemißbilligt. Jetzt verwies er ernstlich dem Montalto seine Kanzelwuth, und bedeutete ihm, daß man nicht in Zeiten lebe, wo Priester den Königen dreist ihre Ungerechtigkeiten vorhalten könnten; dabei befahl er ihm, sogleich zum Spanischen Gesandten Don Silva zu gehen, um von ihm die Art der zu leistenden Genugthuung zu hören. Die Klage der Franzosen aber achtete man nicht, weil man in Rom auf diese Nation sehr erbittert war, und von ihren Drohungen jetzt nicht viel besorgte. Der Spanische Gesandte empfing ihn sehr höflich, und verlangte bloß eine schriftliche Erklärung, daß er nicht die Absicht gehabt habe, weder den Kaiser noch dessen Bruder, den König Ferdinand von Ungarn, zu beleidigen, und daß er künftig von dem Hause Oestreich nichts Respectwidriges mehr sagen wolle. Montalto mußte sich dazu bequemen, allein nie

konnte er den Spaniern diese abgedruckene Demüthigung vergessen.

Ein Lehrstuhl der Theologie war immer noch der Wunsch des Montalto; auch wurde ihm durch die Protection des Carpi einer im Kloster des heiligen Laurentius in Neapel zu Theil. Allein hier war er unglücklicher, als er je gewesen. Seine Talente erzeugten ganze Schaaren von Neidern und seine heftige Gemüthsart zahllose Feinde. Alle Mönche des Klosters machten eine Art von Verschwörung, um ihm auf jede mögliche Art zu nahe zu treten; auch brachte er den Gardlan, den Provinzial, alle seine Obern, und endlich auch den Ordensgeneral so sehr gegen sich auf, daß man ihn wie einen Rebellen behandeln wollte. Nur allein die fortdauernde Gunst des Ordensprotectors, Cardinal Carpi, rettete ihn. Er beschwor den ungestümen Montalto seine Leidenschaften, die Quelle aller dieser Feindseligkeiten und Verfolgungen, zu mäßigen, und seine üble Laune umzustimmen; er stellte ihm vor, daß da er sich freiwillig den Mönchsstand erwählt habe, so müßte er auch jetzt den Ordensregeln und seinen Gelübden gemäß handeln.

Maria sah damals auf dem Englischen Thron, deren höchster Wunsch die Emporbringung der in ihrem Reich so sehr gesunkenen catholischen Religion war. Die Hoffnungen des päpstlichen Stuhls, die Beiden wieder zu unterjochen, wurden von neuem belebt. Der Cardinal Polus, ein Engländer, wurde deshalb als Nuntius an sie abgeschickt. Die Beschäfer des Montalto, um seine verdrießliche Lage in Neapel zu endigen, wünschten ihn als Prediger bey dieser Gesandtschaft anzustellen; nur allein seine unruhige Gemüthsart, die in einem solchen Posten große Folgen haben konnte, erregte einige Zweifel; aber sie wurden durch sein Versprechen gehoben, mit Mäßigung und Klugheit zu handeln, woben er sagte, daß er gewiß sey, sich besser mit Hofsleuten als mit Mönchen zu vertragen. Der Cardinal Staatsminister Sadoletti verwandte sich für ihn mit Eifer bey dem Cardinal Polus, der sich damals in Brüssel befand, und dieser willigte ein. Kaum aber war die Nachricht in Rom und Neapel ruchtbar, so schrieben eine Menge Menschen an Polus, schilderten Montalto mit den schwärzesten Farben, und prophezehten ihm schreckliche Dinge. Der beunruhigte Nuntius

überließ die Entscheidung den Cardinälen Sadoletti und Carpi, die sich jedoch auf die Klugheit des Angeführten verließen, und sofort für seine schnelle Abreise stimmten. Allein Montalto fand sehr Bedenken in einer weiten Entfernung von Rom mit Personen zu leben, die wider ihn zum voraus eingenommen waren; er entsagte daher dem ihn zugeordneten Posten.

In Ancona wurde wieder ein Provinzialcapitel gehalten, wo ein neuer Provinzial gewählt werden sollte. Montalto's Beschützer gaben sich Mühe, ihm diese Würde zu verschaffen; allein der Ordensgeneral, sein Feind, widersetzte sich aus allen Kräften, und erklärte diese Sache für unmöglich, weil die Mönche lieber den Geringssten ihres Ordens, als diesen so sehr verhassten Confrater wählen würden. Um ihn jedoch etwas zu trösten, wurde er als Fastenprediger nach Genua geschickt. Hier war sein Schicksal das alte. Neue Zänkerereien, Verdrießlichkeiten, und ein erstaunlicher Zulauf des Volks, seine Predigten zu hören. Die größte Stadtkirche konnte die zuströmenden Menschen nicht fassen, und man war genöthigt Klöster

zu bauen. Dieser unbegränzte Verfall verschaffte den Franciscanern in Genua eine noch nie gehabte Ehre. Dieß veränderte ganz die Klosterleben; weit entfernt, mehr zu janken, huldigten diese Mönche nun dem Verdienste des Mannes, der ihrem Orden diesen Ruhm verschaffte, und entließen ihn mit Geschenken und guten Wünschen. Er erwiederte dieselben beym Abschiede mit der Versicherung, daß er noch nie in seinem Leben eine so große Freude gehabt habe, noch eine größere haben könnte, er müßte denn Papst werden. Er eilte nach Rom zurück, wo ein Generalcapitel gehalten werden sollte. Um ihn zu beruhigen, ließ man ihm die Wahl, sich in ganz Italien einen Lehrstuhl der Theologie auszusuchen. Er wählte Venedig, weil er wegen der dort herrschenden Freyheit weniger gebunden zu seyn glaubte. Der Papst Paulus IV. hatte nun den päpstlichen Thron bestiegen. Carpi war dessen vertrauter Freund gewesen, und blieb es auch. Er benutzte seinen Einfluß zum Vortheil des Montalto, der vom neuen Hohenpriester zu jedermanns Erstaunen auch zum General-Inquisitor in Venedig ernannt wurde.

Dieses Amt war bisher in dieser Republik unbekannt. Der Senat, der allein despotisiren wollte, ließ sowohl der Geistlichkeit, als dem Volk in Religionsachen eine Art von Freiheit, die man damals in keinem catholischen Lande fand. Die Venetianer, an diesen mäßigen Religionszwang gewöhnt, ertrugen deshalb desto leichter die schweren Fesseln der aristocratischen Gewalt, und dünkten sich nun frei. Die mit dem neuen Amt verbundene päpstliche Vollmacht, that überdies Eingriffe in die Staatsverfassung der auf ihre alte Vorrechte höchst eifersüchtigen Republik. Hierzu kam noch der fürchterliche Name der Inquisition, die nicht allein in der spanischen Monarchie, sondern selbst in Rom zu der Zeit mit der größten Strenge verfuhr. Der Papst war ein erklärter Eiferer für dieses abscheuliche Tribunal, so wie der Cardinal Carpi und andre Beschützer des Montalto, den man daher wegen seines Characters und seiner Talente für sehr fähig hielt, diesem neuen Posten Ansehn zu verschaffen. Der venetianische Botschafter in Rom, Soranzo, gab deshalb dem neuen General-Inquisitor die ernstlichsten Erinnerungen, zeigte ihm die besten und

einzigem Maßregeln, um zu seinem und des päpstlichen Stuhls Nutzen sich aus der ihm bevorstehenden kritischen Lage mit Ehren zu ziehen, und versah ihn mit Empfehlungsbriefen.

Montalto reiste im September 1555 von Rom ab, verweilte aber einige Zeit in Bologna, um dem Auftrag des Ordensgenerals zu Folge einen großen Zwist zu schlichten, der in einem Franciscanerkloster zwischen dem Gardian und einigen Mönchen entstanden war. Da alle seine gütlichen Versuche nichts vermochten, so zeigte er seine Autorität. Der Gardian wurde entsetzt; einige Mönche mußten nach andern Klöstern wandern, und zwar ließ er einkertern. Einer dieser letztern war Reichsvater des Grafen Popoli, der als Haupt einer der vornehmsten Familien in Bologna hier in großem Ansehen stand; er glaubte daher, daß es bloß seiner Verwendung bedürfe, um den Eingesperrten sogleich zu befreien. Allein Montalto sagte ihm geradezu, daß sich weltliche Personen nicht um klösterliche Angelegenheiten bekümmern mußten. Der stolze Graf ließ Drohungen entsallen, die aber der noch jüngere Franciscaner

verdächtigte. Erst im November kam er in Venedig an, wo von Rom und nun auch von Bologna aus, der Ruf eines harten grausamen Mannes schon vor ihm hergegangen war, und die Gemüther zum voraus gegen ihn eingenommen hatte.

Die Venetianer waren damals sehr aufmerksam auf die Schritte des römischen Hofes, der unter dem Vorwande der Inquisition schon mehrere Versuche in den italienischen Staaten gemacht hatte, sich in Regierungs-Angelegenheiten zu mischen. Auch in Venedig hatte man schon vier Jahre zuvor unter Papst Julius III. dergleichen anfangen wollen, allein der Senat sandte allen weltlichen Richtern Befehl zu, ein Inquisitions-Tribunal bey dem Proceß als Zeugen gegenwärtig zu seyn. Der Papst nannte dieß einen Eingriff in seine Gewalt, und schickte deshalb einen außerordentlichen Nuntius nach Venedig, der jedoch nichts ausrichtete, so daß diese der Inquisition so beschwerlichen Aufseher fortführen, als schweigende Despoten im Glaubens-Tribunal ihre Stellen zu behaupten. Die Regierung Paulus IV, eines bigotten Mannes

von festem Character, ließ neue Zwistigkeiten befürchten, die man vollends nach der Wahl seines venetianischen General-Inquisitors für unvermeidlich hielt.

Diese Besorgniß war auch zu sehr gegründet. Montalto vergaß alle Erinnerung wohlmeinender Freunde, und befolgte allein die unvernünftige strenge Instruction, die ihm der römische General-Inquisitor Ghislieri mitgegeben hatte. Kaum war er in Venedig angelangt, so ernannte er eigenmächtig einen neuen Inquisitor, und nun gieng sogleich der Zwist an. Der Senat ließ ihm sagen, daß er keine Amtshandlung ohne Zustimmung der Regierung, und ohne zuvor von ihr als vom Papst abgeordneter Inquisitor förmlich erkannt zu seyn, ausüben könnte. Montalto begriff die Nothwendigkeit dieser Anerkennung, und begab sich nach dem Palast von St. Marcus, wo er dem Staatssecretair sein Patent zeigte. Dieser wollte es nun dem Senat vorlegen, allein Montalto widersetzte sich, und behauptete, daß ein vom Papst ausfertigtes Patent nicht von der Art sey, um von Senatoren untersucht zu werden.

Der Senat ließ ihm melden, daß da die Republik nicht die Schmälerung der päpstlichen Rechte verlange, sie auch nicht zugeben würde, daß man den andern zu nahe trete. Der Nuntius schlug sich nun ins Mittel, und legte den Zwist bey, der das Urtheil der Venetianer gegen den neuen Inquisitor nur zu sehr bestätigte. Die Edlen zeigten ihm wenig Achtung, das Volk verbarg seinen Haß nicht, und die Mönche, die sich von ihm nicht viel Gutes zu ihrem Vortheil versprachen, späheten alle seine Handlungen und Worte aus, um Gelegenheit zu finden, ihn in Rom anzuschwärzen, und auf diese Weise seiner los zu werden. Montalto sehte sich jedoch über alles weg, und gieng entschlossen seinen Gang fort.

Wenn mit dem Posten eines Inquisitors Stolz und Härte keine ungewöhnliche Verbindung waren, so erforderte dagegen der dem Montalto noch zugetheilte Lehrstuhl der Theologie, Sanftmuth und Herablassung; Eigenschaften, die sich nicht in seinem Character fanden; daher röhren ihn seine Schüler, und manche entsagten den Studien auf immer. Sein vorzüglichstes Augenmerk war, seiner Inquisi-

vorwärtige Ehre zu verschaffen. Der Vater Julius, ein in Venedig sehr geschätzter Mönch, war wegen einer unbedeutenden Sache angeklagt worden. Montalto mischte sich in diese ihm fremde Angelegenheit, ließ den Mönch vor sich fordern, und da dieser in seiner Rechtfertigung sich respectwidriger Ausdrücke bediente, so wollte ihn der Inquisitor sogleich einkerker lassen, und wie einen Ketzer behandeln. Die anwesenden Mönche erschrafen, und wollten nicht als Zeugen auftreten. Montalto wollte nun das ganze Kloster ohne weitere Umstände eigenmächtig excommuniciren, allein der behutsame Nuntius, der da wußte, daß der Senat nur auf eine übereilte Handlung des Inquisitors wartete, um ihn los zu werden, verhinderte diesen verwegenen Schritt.

Um diese Zeit brach die Pest in Venedig aus. Der Handel stand still; alles Gewerbe hörte auf; die Tribunale waren verschlossen, und die Klöster auf Befehl des Senats gesperrt. Der Haß, den man überall gegen Montalto hegte, wirkte hier besonders; er sah sich bey diesem Trübsal von allen verlassen, und war in Gefahr

Hungers zu sterben. Er verlor jedoch den Muth nicht, der durch eine glückliche Nachricht von neuem belebt wurde. Sein größter Gönner, der römische General-Inquisitor Ghisilieri, war Cardinal geworden, und hatte nun den Namen Alexandrini angenommen. Montalto weinte vor Freuden bei dieser Nachricht, da überließ der neue Cardinal ihm die Versicherung gab, für seine Beförderung eifrig zu sorgen. Von diesem und dem nicht minder mächtigen Cardinal Carpi beschützt, glaubte er sich jetzt stark genug, gegen den Senat öffentlich zu Felde zu ziehn. Die Gelegenheit dazu zeigte sich bald. Der Kaiser Carl V. war gestorben, sein Bruder Ferdinand war Oberhaupt des deutschen Reichs, und sein Sohn, der bigotte, blutdürstige Philip, war Thronfolger in Spanien geworden. Der Character dieses Monarchen schien dem Papst zur Ausdehnung der Inquisition vorthellhaft; er wollte, daß dieß abscheuliche Tribunal nicht allein über Ketzer, sondern auch über andre Criminal-Verbrechen entscheiden sollte. Er errichtete daher ein aus sechzehn Cardinälen bestehendes Ober-Inquisitionsgerecht, und ernannte den Cardinal Alexandrini zum Präsidenten desselben.

selben unter dem Titel eines Groß-Inquisitors. Dieser Predlar, überzeugt von den Inquisitorsfähigkeiten des Montalto, glaubte durch ihn, und zumahl in einer berühmten Stadt wie Venedig, am besten die Thätigkeit und Macht des neuen Obertribunals der Welt zeigen zu können; er schickte ihm daher eine Menge Verhaltungsbefehle zu. Unter andern sollte er die Buchhändler anhalten, keine Bücher ohne seine ausdrückliche Genehmigung weder zu drucken noch zu verkaufen; dabey erhielt er ein langes Verzeichniß aller derjenigen Bücher, die die höchste Inquisition verdammt hätte. Diese sollte er jedermann bey Strafe der Excommunication verbieten zu lesen, oder auszubewahren.

Diese Befehle waren dem Montalto höchst erwünscht. Er ließ sogleich alle in Venedig wohnende Buchhändler zu sich fordern, forschte genau nach dem bisherigen Verkauf der in Rom neuerlich verworfenen Bücher, und befahl ihnen bey schwerer Strafe, ihm ein umständliches Verzeichniß aller in ihren Läden und Magazinen habenden Bücher einzuliefern. Dieser Befehl setzte die ganze Stadt in Bewegung. Ein Buch-

Händler wagte es jedoch, dem Inquisitor zu treten; er weigerte sich, der Vorladung zu gehorchen, und sagte, er erkenne keine Obern, als den Senat. Der erzürnte Montalto ercommunicirte ihn sofort, und ließ diesen Bannfluch an den Laden des Buchhändlers anschlagen. Jeder Mann gerieth in Ersauern. Der Senat, der seine Autorität mitten in seinen Lagunen auf eine noch nie erhöhte Art verspottet sah, versammelte sich, und decretirte, daß ein Häfcher die Senterz vom Laden abreißen, und in kleinen Stücken zerlegt den Winden überliefern sollte; ferner befahl er, den Assistenten des Montalto, der das Anschlagen verrichtet hatte, in Verhaft zu nehmen, allein er war bereits im Pallast des Nuntius in Sicherheit. Dieser Gesandte, der Venedig genau kannte, war mit dem Vorgefallenen höchst unzufrieden, und beschwor den braufenden Montalto, mehr Mäßigung in seinem Amt zu gebrauchen. Dieser aber antwortete, daß er bloß die aus Rom erhaltenen Befehle vollzöge, worauf der Nuntius erwiderte, daß man dort aus Irrthum die Venetianer so wie die Römer betrachtete, sonst würde man solche Befehle nicht ertheilen. Alle diese Vor-

stellungen vermochten jedoch nichts über den starren Inquisitor, der dem Cardinal Alexandrini meldete, daß der Nuntius sehr gleichgültig für das Interesse der Inquisition wäre. Diese Anklage zog dem Prälaten bittere Vorwürfe zu, von Seiten der päpstlichen Minister; er beschloß daher Montalto seinen Willen ungehindert zu lassen, der jetzt alles hervorriefte, den Senat zu braviren. Mehr als einmahl beschloßen diese gereizten Aristocraten ihn einzuferkeln, allein jederzeit rettete ihn die thätige Verwendung des in großer Achtung stehenden Nuntius von dieser Schande.

Die Spanischen Truppen, die jetzt nach den Befehlen ihres neuen Monarchen Philip II. handelten, vermütheten um diese Zeit den Kirchenstaat, und näherten sich Rom. Der beunruhigte Papst bemühte sich deshalb, alle Italienische Mächte wider die Spanier aufzubringen, und da Don Vargas, als Gesandter Philip's sich nach Venedig begeben wollte, stellte der Nuntius Grassi in Verbindung mit dem Französischen Gesandten dem Senat vor, daß es die Würde der Republik erfordere, den Abgeordneten eines erklären

Feindes der Kirche nicht anzunehmen. Montalto, voller Eifer für den Dienst des Römischen Hofes, blieb bey dieser Gelegenheit nicht müßig. Er schrieb ein sehr heftiges Memoire, worin er es den Venetianern zur Pflicht machte, einen Feind des heiligen Stuhls als den übrigen zu behandeln; er schilderte das Königlich Spanische Haus als eine Race von Erzfehern, die man nicht allein von der Kirche, sondern von aller Gemeinschaft der Christen ausschließen müßte. Der Nuntius wünschte diese beleidigende Ausdrücke zu vermeiden; aber Montalto wollte keine Solbe weglassen, unterzeichnete das Memoire allein, und übergab es in Person einem Staatssecretair. Die Antwort des Senats war sehr bitter. Es hieß: man fände es sehr sonderbar, daß ein niedriger Inquisitor sich unterstände, das Durchlauchtige Haus Oestreich in einer Schmähschrift anzugreifen, daß die Aufnahme eines Gesandten keine Religionsache sey, sondern das Völkerecht betreffe, dessen Grundsätze die Republik nicht erst von einem Inquisitor lernen würde; hätte der Papst diesen Schritte zu ihrem Unterrichte nöthig geglaubt, so hätte er sich geirrt; er selbst aber begreife sich noch mehr, wenn er weltliche und

Religions-Angelegenheiten mit einander vermittel-
schen wollte.

Vargas wurde als Gesandter des Königs von
Spanien aufgenommen. Er las die Vorstellung
des Montalto, und wurde dadurch in solche
Wuth gesetzt, daß er ihm durch seinen Secretaire
Malvredo einen Brief voll der schimpflichsten
Vorwürfe und der ärgsten Drohungen schreiben
ließ. Der ergrimimte Inquisitor erwiderte diese
Drohungen, und wollte den Gesandten, oder
doch wenigstens den Secretair in den Darn
thun, allein der Senat schlug sich ins Mittel,
und ließ ihn warnen, nicht die Ruhe der Repu-
blik zu stören, noch seine Auctorität zu über-
schreiten, weil sonst der Senat durch die ihm
von Gott verliehenen Mittel ihn zur Ruhe
zwingen würde. Montalto kannte vor Ver-
gierde sich zu rächen, mußte aber jetzt schweigen.

Da die Reformation dießseits der Alpen so
große Fortschritte machte, so fanden viele Mönche
in Italien auch ihr Kloster zu enge, und ver-
ließen es. Dieß veranlaßte sehr strenge Verord-
nungen aus Rom; alle Mönche, die man ohne

hinreichende Rechtfertigung außerhalb ihrer Klöster antrug, wurden in Eisen gelegt, und eine große Menge auf die Gasseen geschickt. Montalto wollte auch den Senat zur Bestätigung dieser Verordnungen vermögen, allein man antwortete ihm, daß eine so große Strenae nicht mit der sanften Regierung der Republik verträglich wäre, und daß er sich wohl vorziehen hätte, deshalb keine Strafen ohne Bestimmung der weltlichen Inquisitions-Benken zu vollzieh. Diese Erinnerung hinderte jedoch nicht, daß Montalto viele von Senatoren beschloß und in ihren Pallästen lebende Mönche excommunicirte, und diese Bannflüche an die Klosterthüren anschlagen ließ.

Der Tod des Papstes Paulus IV., der um diese Zeit erfolgte, beunruhigte Montalto nicht wenig; er sahe sich während des Conclave, wo die Italienschen Fürsten gewöhnlich ihre Rechte auszuüben suchten, ohne Entzwey im Kampf mit einem mächtigen ihn hassenden Senat. Er beschloß daher, Venedig auf einige Zeit zu verlassen; ein Vorjahr, den der durch ihn unaufhörlich beunruhigte Montius sehr willigte; und

nun reiste er im September 1559 von Venedig
 ab. Seine Beschützer in Rom, die Cardinale
 Carpi und Alexandrini, waren jedoch mit dieser
 schnellen Abreise gar nicht zufrieden; sie hiel-
 ten sie für schimpflich, sowohl für die Ehre des
 Inquisitions-Tribunals, als für seine eigne
 Würde. Man warf ihm vor, er habe nicht
 Standhaftigkeit genug in Venedig bewiesen.
 Ein Zufall aber, der sich gleich nach seiner An-
 kunft in Rom ereignete, widerlegte diese falsche
 Beschuldigungen, mehr wie seine Beredsamkeit
 hätte thun können. Das durch die Strenge der
 Inquisition aufgebrachte Volk, das sich jetzt
 während der Vacanz des römischen Stuhls frei-
 dünkte, brach in Aufruhr aus, verbrannte den
 Pallast der Inquisition, riß eine dem verstorbe-
 nen Papst als dem neuen Stifter dieses Tribu-
 nals errichtete Bildsäule nieder, und schleppte
 sie unter den schändlichsten Mißhandlungen drei
 Tage lang in allen Straßen herum. Montalto
 sagte nun zum Cardinal Carpi: „Dieß wäre
 „auch mein Schicksal in Venedig gewesen, wenn
 „ich da geblieben wäre; denn wie hätte ich als
 „ein armer Mönch mich der Wuth der freien
 „Venedigener entgegen können, da das ganze

„Collegium der Cardinäle nicht einmahl mitten
„in Rom die Bildsäule eines Papstes gegen eine
„Menge zusammengerotheter Eclaven schätzen
„kann?“

Der Papst Pius IV, ein Mayländer, be-
stieg endlich nach einer viermonatlichen Vacanz
den päpstlichen Stuhl. Seine Meinung war,
die Inquisition mit aller Sanftmuth verwalten
zu lassen; allein Alexandrini stimmte ihn bald
um, und da Montalto ihn zu seinem Plan vor-
züglich geschickt schien, so wurde er wieder als
Inquisitor nach Venedig gesandt, mit der Auf-
sicherung ihm weiter zu befördern, wenn der
Römische Hof mit ihm zufrieden wäre. Men-
talto erwiderte, daß wenn er auch genau seine
Pflichten erfülle, so würde doch der heilige Stuhl
nie mit den Venetianern zufrieden seyn.

Er traf in Venedig die Inquisitions-Geschäfte
in ziemlicher Unordnung an. Die nicht mehr
gezügelter Mönche hatten wieder die Oberhand
erhalten, vernachlässigten ganz die Ordensregeln,
und lebten nun sehr freier wie jemahls. Men-
talto verdoppelte seinen Eifer die Ordnung

wieder herzustellen, und nun brach alles mit vereinigten Kräften auf ihn los. Eine Klage nach der andern von ganzen Mönchscongregationen wurde dem Senat übergeben; ferner sandten alle im Venetianischen wohnende Franciscaner eine Klagschrift nach Rom an dem Protector ihres Ordens; andre Mönchschaaren wandten sich an das dort errichtete höchste Tribunal der Inquisition, und bemühten sich zu zeigen, daß Montalto's Betragen dem Interesse dieses Tribunals höchst nachtheilig wäre, und daß es die übelsten Folgen haben würde; selbst einige Senatoren schrieben mit Genehmigung des Senats an den Gesandten der Republik nach Rom, um die Zurückberufung des Inquisitors zu bewirken, die, wie sie behaupteten, durchaus nöthig sey, wenn man anders die größte Disharmonie zwischen dem Papst und dem Venetianischen Staat verhüten wolle.

Montalto erfuhr alle diese Schritte, die jedoch nicht im mindesten seine Verfahrensart änderten; indessen besorgte er mit Recht, daß ein längerer Aufenthalt in Venedig dem Senat und den Einwohnern gleichsam zum Troß, ein

schlimpfliches Fortjagen endlich nach sich ziehen dürfte; er hielt daher selbst bey'm Cardinal Alexandrini um seine Zurückberufung an, die ihm auch bewilligt wurde. Um jedoch seinen Feinden in Venedig ihren Triumph zu verbits tern, so zeigte er in den letzten Wochen in seinem Inquisition's-Amt, das er nun neun Monath von neuem verwaltet hatte, eine außerordentliche Strenge, und arbeitete Tag und Nacht, seinen Namen noch furchtbarer zu machen. Zahlreiche Citationen vor seinem Tribunal, Strafen, selbst häufige Excommunicationen, alles dieses verei nigt erregte endlich ein solches Aufsehen, daß der Senat glaubte, durch seine Autorität dem Uebel steuern zu müssen. Der Inquisitor erhielt eine ernstliche Warnung, bey seinen Proceduren auf die Freyheit Venetianischer Bürger Rücksicht zu nehmen, wo nicht, so würde man auch gegen ihn alle Rücksicht aus den Augen setzen.

Montafro achtete diese Drohung nicht, und fuhr fort nach seiner Weise zu handeln; aber auch der Senat zeigte bald den Willen seine Macht zu brauchen. Ein Franciscaner war der Ketzerp angelagt, aber nicht überwiesen worden. Nicht

sowohl diesen Mönch zu retten, als den Montalto zu kränken, befaßl der Senat, daß er nicht der Inquisition überliefert, sondern von seinen natürlichen Richtern nach den Landesgesetzen gerichtet werden sollte. Nun überstieg die Wuth des Montalto alle Gränzen; er verfertigte ein Monitorium an den Senat, und citirte einen der vornehmsten an der Regierung Theilhabenden Edlen vor seinem Tribunal zu erscheinen, um von dem Betragen seiner Collegen Rechenschaft zu geben. Diese verwegene Vorladung ließ er um Mitternacht an dem großen Thor der Marcuskirche anschlagen; aber auch in der nehmlichen Stunde verließ er Venedig. —

Zweites Buch.

Obgleich Montalto, sobald man seine Flucht aus Venedig inne ward, auf Befehl des Senats verfolgt wurde, so entging er doch der über ihn schwebenden großen Gefahr, und erreichte glücklich Rom. Er sagte scherzhaft zu seinen Freunden, die ihm dazu Glück wünschten: „Ich „musste natürlich Sorge tragen nicht in der „Venetianer Hände zu fallen, da ich Papst „werden will.“ Er erhielt nun den Posten eines Consulents bey dem Ober-Inquisition-Tribunal. Ohngeachtet dieser Ehre aber wollten ihn die Mönche seines vorigen Klosters, die seine Herrschaft und seinen unruhigen Geist fürchteten, nicht aufnehmen, ja sie schlugen ihm sogar eine Wahlzeit ab; er mußte sie bezahlen; selbst der Ordens-General stimmte diesem Ansinnen bey, und wollte, der Consulent sollte außerhalb dem

Kloster wohnen. Der Streit darüber gieng so weit, daß der Papst selbst sich ins Mittel legen, und den Mönchen die ausdrücklichen Befehle zur Aufnahme ihres Ordensbruders zusenden mußte.

Es war damals die Zeit der tridentinischen Kirchenversammlung. Die Feinde des Montalto, um ihn zu entfernen, bemühten sich ihn dahin zu bringen, allein er wollte durchaus Rom nicht verlassen, weil er Hoffnung hatte, General-Procurator des Ordens zu werden. Er ward auch wirklich am Pfingstfest 1561 dazu erwählt. Dieser Wahl folgte der Tod seines alten Feindes des Ordens-Generals. Montalto wurde jedoch durch diesen Hintzitt nicht gebessert; denn der neue General Avosta war nicht minder sein Feind. Der Procurator aber bewies ihm bald, daß er sich rächen konnte. Der Verfassung zufolge war der neue General immer der Erbe der baaren Summen des Verstorbenen, allein Montalto widersetzte sich diesem Herkommen nachdrücklich, und behauptete, daß die Gelder zum Besten der Religion genutzt werden mußten. Seine thätigen Vorstellungen bey den regierenden

Cardinälen wirkten auch, und diese Summen wurden nun zur Verschönerung der vornehmsten Franciscaner-Kirche in Rom angewandt.

Montalto erlitt jetzt einen großen Verlust: sein eifriger Beschützer, der Cardinal Carpi, starb. Er war Tag und Nacht um den Kranken, zeigte sich trostlos, und verließ seinen Wohlthäter nicht eher, bis er den Geist aufgegeben hatte. Diese ungeheuchelten Thränen, die noch viele Wochen nach dem Tode des Carpi reichlich flossen, bewiesen ein sehr dankbares Herz, und machten auf einen andern seiner Beschützer, den Cardinal Alexandrini, starken Eindruck. Er tröstete ihn daher mit den Worten: „Montalto! „Sie haben einen Freund verloren, der Sie sehr liebte, es bleibt Ihnen aber noch ein anderer übrig, der Sie nicht weniger liebt.“ Der rachsüchtige Ordens-General wollte ihm nun gleich nach dem Tode des Ordens-Protectors seine Wacht zeigen, und fing damit an, ihm zu verbieten, nicht bey den feyerlichen Erequien seines Wohlthäters gegenwärtig zu seyn. Es sehr dieser grausame Befehl auch dem Montalto das Herz brach, so mußte er doch gehorchen.

Es wurde bald nachher ein General-Ordenskapitel in Florenz gehalten. Diese Versammlung, wo sein Feind den Vorschlag haben sollte, fern von Rom und von seinen Beschültern, verabsagte ihm nichts Gutes. Der Cardinal Alexandrini rief ihn unter irgend einem Vorwand in Rom zurück zu bleiben; Montalto aber stellte ihm vor, wie sehr seine Feinde diesen Umstand nutzen könnten; man würde ihn als einen Heilherzigen ausschreien, der aus Furcht vor dem General sein Amt vernachlässigte, und das Interesse der Religion verabsäumte; ferner, daß dieser von seiner Abwesenheit Anlaß nehmen würde, ihn zu verläumdern; außerdem sagte er, daß er vieles in Person dem Capittel vortragen müßte. Er reißte daher ohne Verzug ab, und langte zwei Tage vor dessen Eröffnung in Florenz an. Gleich aber im ersten Augenblick zeigte Avoska seine Erbitterung; er überhäufte ihn mit Vorwürfen, daß er ohne hinreichende Ursache Rom verlassen habe, und behauptete, daß seine Gegenwart hier ganz entbehrlich wäre; auch fand er einen Vorwand, ihn von der ersten Sitzung auszuschließen. Montalto protestirte wider diese Ungerechtigkeiten, da aber der General

diese so weit trieb, ihn auch von der zweiten Sitzung auszuschließen, wo er von Amtswegen Sitz und Stimme hatte, so war die Geduld des Procurators erschöpft; er setzte ein förmliches Protest auf, voll der bittersten Ausdrücke, heftete es selbst an die Thür des Refectoriums, und nun gieng er nach Rom zurück.

Diese Heftigkeit hatte der General erwartet; sie rechtfertigte seine Befehle, die sofort an alle auf dem Wege nach Rom liegende Franciscanerklöster geschickt wurden, ihn in Verhaft zu nehmen. Montalto aber, der dieß ahndete, kehrte auf der ganzen Route blos in Dominicanerklöster ein. Avosla hatte eine zu schöne Gelegenheit seinen Feind aufs empfindlichste zu kränken, um sie nicht zu benutzen. Er ließ dem Montalto von dem versammelten Capitel wegen gewisser im Protest gedrauchter Ausdrücke und gegen einige Mönche ausgestoßenen Drohungen den Proceß machen, und obgleich einige diese Uebertretung tadelten, und vorstellten, daß man mit einem Mann zu thun habe, der in Rom nicht müßig bleiben, sondern selbst zu den Füßen des Papstes um Gerechtigkeit schreyen würde, so

wurde doch der Procurator ungehört seines Amtes entsetzt und für unfähig erklärt, je eins im Leben zu verteideln. Diejenigen, die auf eine förmliche Vorladung angetragen hatten, wurden überstimmt, da der General alle Folgen auf sich nahm, und sogleich einen neuen Procurator erwählen ließ, und zwar den Vater Barosa, Lehrer des Cardinals Borromeo, der als Neffe des regierenden Papstes damals den Kirchenstaat und die catholische Kirche beherrschte. Durch diese Wahl hoffte der schlaue Avosta dem Credit des Montalto entgegen zu arbeiten. Um nichts zu versäumen, so mußte Barosa mit Postpferden nach Rom eilen, und seinem Beschützer Borromeo die Sache auf die zweckmäßigste Weise vorstellen. Dieser Cardinal, eben derjenige, der nach seinem Tode unter die Heiligen versetzt wurde, mußte wohl die Gerechtigkeit nicht unter seine Tugenden zählen; denn ohne den Montalto zu hören, bewirkte er die päpstliche Besätigung aller im General Capitel geschehenen Verhandlungen. Vergebens übergab der Abgesetzte, unterstützt von den Cardinälen Alexandrini und Colonna, dem Papst eine Bittschrift um Gehört zu werden. Es wurde nicht darauf geachtet.

Man glaubte, daß der tiefgekränkte Montalto vor Gram den Verstand verlieren würde. Nebst der erlittenen Schmach schienen auch seine künftigen Hoffnungen zu verschwinden, da Borromeo Protector des Ordens wurde.

Um diese Zeit starb Calvin. Der römische Hof stand in dem Wahn, daß die bisherigen Anhänger dieses Reformators, besonders in Geneve, jetzt zur catholischen Kirche wieder überzutreten würden. Man glaubte dieses durch eine Mission guter Prediger zu bewirken, und Montalto wurde auf Alexandrin's Empfehlung zu deren Haupt ernannt. Schon wollte er abreisen, als man dem Cardinal Borromeo vorstellte, daß der so sehr zum Mißmuth gereizte Priester sich wohl gar zum Nachfolger Calvins aufwerfen könnte. Diese Erinnerung wirkte und die Mission wurde abgeändert. Borromeo sah jedoch das dem Montalto geschehene Unrecht ein, ließ ihn daher zu sich kommen, und bemühte sich durch Versprechungen ihm wieder Muth zu machen.

Einige kirchliche Angelegenheiten machten von Seiten des Papstes eine große Gesandtschaft
nach

nach Spanien nothwendig. Der Cardinal Buon Compagni ward zum Legaten ernannt. Montalto, der jetzt in seiner Erniedrigung nichts so sehr wünschte, als sich von Rom zu entfernen, bath um Erlaubniß, ihn begleiten zu dürfen. Seine Feinde suchten es zu vereiteln, und beriefen sich auf seine ehemaligen heftigen Ausfälle auf den Spanischen Hof. Alexandrini aber ließ nicht nach, und da Borromeo auch sein voriges Unrecht wieder gut machen wollte, so ging Montalto, ungeachtet aller Hindernisse, als Inquisitor bey der Legation nach Spanien. Diese Gesandtschaft hatte das sonderbare Auszeichnende, daß sich bey derselben drey künftige Päpste befanden: Der Cardinal Buon Compagni, der als Gregorius XIII, Montalto, der als Sixtus V, und der Prälat Castagna, jetzt zur Assistenz des Legaten als beständiger Nuntius in Spanien bestimmt, der unter dem Nahmen Urban VI. nach Sixtus Tode den päpstlichen Stuhl bestieg.

Montalto lebte mit beyden Prälaten in der größten Vertraulichkeit. Er gewann ihr Vertrauen in einem hohen Grade; denn nie verließ ihn die Hoffnung, dereinst Papst zu werden.

Eines Tages nahm er den auf dem Tisch liegenden Cardinalsstul in die Hände, um ihn zu betrachten. Der Legat wurde es gewahr, und sagte: „Versuchen Sie, Montalto, wie er Ihnen steht.“ „Diesen Versuch, gnädiger Herr,“ erwiderte dieser, werde ich machen, sobald Sie „Papst sind.“ Der Legat lächelte und sagte: „Sollte ich es werden, so soll die Probe damit „geschehen, um Ihre Verdienst zu belohnen.“ Der Prälat Castagna kam dazu; an den sich Montalto jetzt mit der Bitte wandte, sich zu erinnern, daß der Legat ihm versprochen habe, zum Cardinal zu machen, sobald er Papst sein würde. Der Legat bejahte es und sagte scherzend: „Ich konnte ja nicht weniger thun, als „ihm den Cardinalsstul versprechen, da er mir „die dreifache Krone versprochen hat.“ Diese Worte der Prälaten gegen ihn und sein gewohnter Stolz erweckten den Neid und Haß des ganzen Gefolges. Es erfolgten für ihn unangenehme Scenen und ermüthliche Vorstellungen von Seiten des Castagna, der ihm die absolute Nothwendigkeit zu Gemüth führte, seine Leiden- schaften zu mäßigen, wenn er mit Ruhe und Ehre leben, und seine Laufbahn vollenden wollte.

Montalto fühlte das Gewicht dieser Gründe, die noch durch die Nachricht von der Beifügung des Ordensgenerals verstärkt wurden, der da behauptet hatte, er wolle seine Generalwürde mit Schmach verlieren, wenn Montalto länger wie einen Monat bey der Gesandtschaft bliebe. Von Stund an änderte er sein Betragen; er wurde herablassend und sanftmüthig.

In Spanien widerfuhr ihm viel Ehr, sowohl von seinen Ordensbrüdern, als von den Inquisitions-Beamten, die ihn wegen besserer Einrichtung ihres noch nicht recht geordneten Tribunals um Rath fragten. Der Hof vermehrte diese Achtung, und da der König Philipp fünf und siebenzig Missionarien nach Sien schickte, erhielt Montalto den Auftrag, sie alle nach der Reihe zu prüfen. Dieß geschah in Gegenwart des Legaten, vor dem die Schaar der Bekehrten, nämlich neun Bispriester, drey Augustiner, drey Carmeliter, fünf Benedictiner, dreyzig Franciscaner, und fünf und zwanzig Jesuiten die Musterung passirten. Diese große Mission sollte den Spanischen Waffen gegen die Türken den Segen des Himmels verschaffen; auch hatte

der Papst dem Könige einen außerordentlichen Zehnten von der Weltlichkeit zu erheben bewilligt. Von diesem angenehmen Verthe war der Cardinallegat der Ueberbringer. Man vollzog es, und trieb die Gelder ein unter großen Andachtsübungen. Die Kirchen in ganz Spanien waren unter Ausstellung des Sacraments und beständigem Gebeth neun Tage lang^o offen. Täglich wurde gepredigt, woben der König mit seinem ganzen Hofstaat gegenwärtig war. Auf Philipps Ansuchen predigte auch Montalto in der Hofcapelle. Hier suchte er zu beweisen, daß der König von der Vorsehung ausersehen wäre, das Türkische Reich zu vernichten, die Ketzerey auszurotten, und die Heiden in den entlegensien Welttheilen zu bekehren. Für diese in Italienischer Sprache abgefaßte Predigt, die hernach gedruckt und von Montalto dem Könige zugeeignet wurde, erhielt er von dem Monarchen einen silbernen mit hundert Dublonen angefüllten Kelch zum Geschenk.

Diese ausgezeichnete Gnade setze die andern Prediger, die nichts bekommen hatten, in Bewegung. Einer derselben, der Pater Pongera,

ein mit der Italienischen Sprache vertrauter Dominicaner und weltlicher Hosprediger, machte über die Predigt des Montalto bittere Bemerkungen, critisirte Styl und Text, und behauptete, sie wäre eines christlichen Predigers unwürdig. Er hatte seine Schmähschrift nicht mit seinem Namen unterzeichnet, auch Montalto's Namen nicht genannt, sondern nur von einem Italienischen Priester gesprochen, der in der königlichen Capelle gepredigt hätte. Er wurde bald als Verfasser bekannt. Der Legat ließ ihn rufen, Pangora aber, der einen Minister des Königs zum Verwandten hatte, stützte sich auf diese Protection, und leugnete nicht allein die Schrift, sondern protestirte auch wider die Beschuldigung, und verlangte Genugthuung. Nun legte sich die Inquisition ins Mittel; der Drucker wurde vorgefordert, der durch die fürchterliche Tribunal in Schrecken gesetzt, sogleich den Pangora als Verfasser nannte. Der Nuntius sowohl als Montalto übergaben hierauf dem Könige eine Klagschrift, der auch den Pangora seiner Stelle als Hosprediger entsetzte, und um die Strafe zu vermehren, wurde er drei Monat in sein Kloster eingesperrt. Man übersehte die

Predigt, von der jedermann sprach, ins Spanische, und der Verfall war allgemein. Philipp sandte nun dem Montalto das Patent als Hofprediger, und ließ ihm einen ansehnlichen Gehalt, Wohnung und Tafel im königlichen Palast anbieten, wenn er sich in Spanien niederlassen wollte. Das Patent wurde angenommen, aber das Uebrige verbeihen.

Die Unterhandlungen des Römischen Stuhls am Spanischen Hofe wurden durch den Tod des Papsts Pius IV. unterbrochen. So sehr auch Montalto vom Cardinal-Regenten geliebt wurde, so hatte doch der Cardinal Alexandrini sich so lange und so thätig als sein Freund bewiesen, daß er für die Wahl des letztern täglich Wünsche und Gebete that. Er verbarg diese Gesinnung nicht, und der Legat war so großmüthig, nicht darüber beleidigt zu werden. Diese Wünsche wurden erfüllt, und Alexandrini bestieg im Januar 1566 unter dem Namen Pius V. den päpstlichen Stuhl. Gleich in den ersten Tagen erinnerte er sich des Montalto. Der Ordensgeneral Kroka war gestorben; der Generalprocurator Barasa, unterstützt vom Cardinal Der-

romeo, hielt um diese Würde an, und berief sich auf ein altes Herkommen, vermöge welches das Procurator-Amt zum Generalat führt, wenn dieses durch den Tod erledigt wird. Der Papst antwortete auf die Vorstellung: „Wenn dieß der Fall ist, so soll der alte Gebrauch genau beobachtet werden, und Montalto, den man so unrechtmäßiger Weise mit Uebertretung aller Formalitäten seines Procurator-Amtes entsetzt hat, soll General sein.“ Das Breve, worin der Papst ausdrücklich sagte, daß er ihm aus eigener Bewegung die Würde ertheile, ward sofort ausgefertigt, und durch einen Courier dem Montalto zugesandt, der mit dem Legaten bereits Spanien verlassen hatte, um nach Rom zurück zu gehen. In Piemont traf der Courier auf die Reisenden. „Wir müssen uns trennen, sagte der Cardinal Buon Compagni, denn meine Autorität ist nun zu Ende, und die übrige fängt an.“ Montalto aber bestand darauf, ihn erst nach Rom zu begleiten. Der Papst empfing ihn als seinen Freund, und umarmte ihn herzlich. Die ehemaligen Klosterbrüder des Vincerals, die ihm sogar die armselige Kost und eine Zelle abgeschlagen hatten, befanden sich in großer

Verlegenheit. Um das Vergangene durch außerordentliche Ehrenbezeugungen aus seinem Gedächtniß zu vertilgen, empfingen sie ihn mit einer feyerlichen Procession, mit öffentlichen Lobreden und ausdrücklich dazu verfertigten Concerten, woher Verse zu seinem Lobe in allen Winkeln des Klosters angeschlagen wurden. Alle Ordensgenerale und die meisten Prälaten, durch die päpstliche Gunst aufmerksam gemacht, eilten ihn zu besuchen und um seine Freundschaft zu bitten.

Eine Menge Mißbräuche herrschten im Orden. Diese abzustellen arbeitete er mit großem Eifer, und beschloß, deshalb die Provinzen des Kirchenstaats, Toscana, und das Königreich Neapel zu bereisen. Allenthalben verbreitete er Schrecken unter den Mönchen seines Ordens; er zeigte sich unerbittlich bey seinen Strafen, und diese waren sehr strenge. Allen Franciscanern, die wider die Regeln des Ordens das geringste Eigenthum besaßen, wurde es genommen und den Klöstern zugetheilt; andre wurden eingesperrt, viele Gardian abgesetzt, und nenne von ihnen auf die Galerien geschickt. Diese Strenge erreichte den mönchischen Ehrgeiz, und niemand

drängte sich mehr zu den obern Stellen, so lange Montalto General war. Es verdient indessen zu seiner Ehre bemerkt zu werden, daß die Rache an seinen Feinden, keinen Antheil an diesen Strafen fand. Er war so großmüthig, alles Geschehene zu vergessen, und verzog selbst denen, die an seinem Untergange am thätigsten gearbeitet hatten. Um jeden Gedanken von Rache zu entfernen, so stellte er sich, als ob er ihre Vergehungen, die er bey andern strafe, nicht bemerkt hätte; auch mit Varasa schonte er sich aus. Nur allein gegen das Andenken seines Vorfahren, Arofia, zeigte er sich rachgierig; er annullirte alle seine Verordnungen, und alle Mönche, die unter ihm Ordensämter bekleidet hatten, mußten Rechenschaft ablegen. Er brachte fünf Monate mit diesen Reisen zu, die jedoch noch mehr Zeit erforderten; allein er beschleunigte seine Geschäfte und gab auch die Reise nach Neapel auf, so sehr er auch wünschte, sich den dortigen Ordensbrüdern, die ihn so sehr verfolgt hatten, als ihren General zu zeigen; denn der Papst hatte ihn bey'm Abschiede erinnert, sobald als möglich wieder nach Rom zu kommen, weil er ihn gern um sich haben wollte.

Die geküßigten Mönche waren indessen nicht müßig gewesen; von allen Gegenden waren dem Cardinal Protector des Ordens Briefe voll der heftigsten Klagen über seine Härte zugesandt worden, der sie auch dem Papst vorgelegt hatte. Montalto aber rechtfertigte sich vollkommen gleich bey der ersten Audienz, so daß ihm der Papst sein ganzes Vertrauen schenkte, und bey allen Staatsgeschäften zu Rathe zog; ja er befahl seinem Neffen Bonelli, den er zum Cardinal gemacht hatte, und der jetzt den Namen seines Onkels Alexandrini führte, kaiserlich Montalto zu besuchen, um von ihm zu lernen. Es entstand auch bald zwischen beiden eine vertraute Freundschaft. Der darüber erfreute Papst fuhr fort, dem General immer neue Zeichen seiner Gewogenheit zu geben; er ernannte ihn zu seinem Beichtvater, und wenig Monate nachher machte er ihn zum Bischof. Das ihm ertheilte Bisthum St. Agatha war zwar keines der beträchtlichsten; der Papst aber hatte nicht erst die Erredigung eines andern abwarten wollen, weil es darauf ankam, dem Montalto so geschwind als möglich den Eintritt in den gehehmen Staatsrath zu verschaffen, der alle Woche

zweymahl im päpstlichen Pallast gehalten wurde, und aus vier Cardinälen und drey Bischöfen bestand.

Dieser Staatsrath war damals wichtig beschäftigt. Vorzüglich waren die kirchlichen Angelegenheiten in England der Gegenstand ihrer Verathschlagungen. Die Königin Elisabeth gründete die protestantische Religion immer mehr in ihrem Königreiche, und schränkte dagegen die Freyheiten der Catholiken auf alle Art ein. Hierzu kam die von dieser Prinzessin den Belgien bewilligte Unterstützung, die gegen den König Philipp und gegen Rom in Waffen waren. Dieser Monarch hoffte in solcher Lage viel von den Wirkungen eines auf die Königin gerichteten päpstlichen Bannfluchs, der ehemals mächtig genug gewesen war, alle Bande des Staats und der Geseze aufzulösen, die höchste Unordnung in großen Reichen zu erzeugen, und stolze Könige auf ihren Thronen zittern zu machen; er kannte die Kirchencereimonien und die Spanische Hofetiquette besser, als den Geist seines Zeitalters, und die Fortschritte der Vernunft im nördlichen Europa. Dringend lag er daher

dem Römischen Hof um seine Bannstrahlen an, und weil man damit aus guten Gründen immer abgeriet, so ließ er sich herab, selbst an Montalto zu schreiben, ihm zu seiner bischöflichen Würde Glück zu wünschen, und ihn zu bitten, den Papst zur Beschleunigung der so gewünschten Excommunication zu vermögen. Man schritt endlich zu diesem Mittel, und Montalto mußte die Bannbulle entwerfen, die auch unabgeändert festgehalten wurde. Er wollte Besitz von seinem Bisthum nehmen; der Papst aber wollte ihn nicht aus Rom lassen, daher ein anderer mit dem Titel eines Großvicarius, es in seinem Nahmen thun mußte.

Es liefen häufige Nachrichten aus Arien ein, die die großen Fortschritte der christlichen Religion in jenem Welttheil meldeten. Dieß veranlaßte ein Dankfest und eine feyerliche Procession in Rom, der selbst der Papst bewohnte; auch geschah zur Verherrlichung des Festes eine Cardinals- Promotion, wobei Montalto den Purpur erhielt. Diese große Stufe zur päpstlichen Krone, bestieg er im May 1570, als er neun und vierzig Jahre alt war. Da seine Einkünfte nicht mit seiner

neuen Würde in Verhältniß standen, so gab ihm der Papst eine kleine Pension, und eine **ausserordentliche Summe** zu seiner Einrichtung; **ähnliche Geschenke** bekam er vom Cardinal Alexandrini und andern reichen Cardinälen, wie auch von den vornehmsten Römischen Fürsten.

Montalto arbeitete eifrig an **Erweiterung** der Kirchenrechte in auswärtigen Ländern. Man fing mit Spanien an, und errichtete dort geistliche Tribunale, die von Rom aus befehlet wurden; ferner machte man ohne Wissen der Regierung Bullen bekannt, die die weltliche Macht auf mannigfaltige Art einschränkten, wobei der Römische Stuhl sich auf die Bigotterie des Spanischen Monarchen verließ. Die Erwartung schlug auch nicht fehl. Philipp begnügte sich, einen seiner vornehmsten Minister mit königlicher Pracht nach Rom zu schicken, um gegen so wichtige Eingriffe in die Macht eines dem Papst so ergebeneu Regenten Vorstellungen zu thun. Die Behandlung dieser kritischen Sache wurde dem Montalto allein übertragen, der sie auch mit so vieler Geschicklichkeit zu Stande brachte, daß der Botschafter, ohne das Ge-

eingste bewirkt zu haben, aber dennoch sehr zur
Frieden mit Reliquien, ja mit ganzen heiligen
Körpern beladen, nach Spanien zurückkehrte.
Nun schritt man zur Fertigstellung der berühm-
testen Bulle, in Coena Domini genannt, weil
sie bestimmt war, am grünen Donnerstage öf-
fentlich dem Volk publicirt zu werden. Der
Endzweck derselben ging dahin, der päpstlichen
Macht eine größere Ausdehnung zu geben, und
alle Keger auf die feuerlichste Weise den Hölle-
flammen zu weihn. Der Papst war der Erfin-
der dieser Bulle, und Montalto fertigte den
Text, nachdem der Entwurf im Cardinals-Colle-
gio, obwohl nicht ohne große Widersprüche von
einigen Cardinälen, durch Stimmen-Mehrheit
genehmigt worden war. Sie wurde am grünen
Donnerstage des Jahres 1571 zum erstenmahl
von dem Balcon der Peterskirche in Gegenwart
des Papstes abgelesen, und so sah man seit
zweihundert Jahre lang. Die Vorlesung, be-
gleitet von inbrünstigen Gebeten eines zahllosen
Volks, von Trompeten und Paukenschall, vom
Kanonen Donner und dem päpstlichen Segen,
wurde mit einer besondern Ceremonie beschlos-
sen; man warf nämlich eine brennende Fackel

vom Balkon, um die Reihung aller Köpfe zur Ehre desto sinnlicher zu machen. Noch in unserm Tagze, unter dem Papst Clemens XIII, sah man diese schändliche Handlung, die sein Vorgänger, der oft gepriesene Benedict XIV, nicht Muth genug gehabt hatte abzustellen; erst unter dem vortreflichen Papst Ganganelli, Clemens XIV. genannt, hörte man mit dieser jährlichen Entehrung des Menschenverstandes auf; allein für diese und andre ähnliche Sünden, wurde ihm von den Zeloten ein frühzeitiger Tod zu Theil. Der König Philipp war der erste, der diese Bulle, wider welche man an allen Höfen murrete, in seinen Staaten bekannt machte; aber weder der König von Frankreich noch die Republik Venedig wollten sie annehmen.

Mit der Ausarbeitung und kraftvollen Unterstüßung dieser Bulle hörte die Thätigkeit des Montalto auf. Da die Begierde nach der päpstlichen Krone jetzt bey ihm stärker als je war, so dachte er ernsthaft über die Mittel nach, dazu zu gelangen. Er erschrak über die ungeheure Kluft, die ihn davon entfernte; denn im Grunde sah er jetzt als Cardinal nicht mehr

Wahrheitsliebe vor sich, Papst zu werden, als in seinem niedrigen Mönchsstande. Ohne mächtige Freunde und Anverwandten, ohne beschützende Häufe und ohne Reichthümer, waren bloß seine Talente, sein großer Geist und seine Erfahrung in Geschäften, seine Fürsprecher. Aber eben diese Eigenschaften standen ihm im Wege; und was seine Wahl zum Papst vollends undenkbar machte, war sein bekannter stolzer, heftiger und unbiegsamer Charakter. Diese für jeden andern unübersehbare Hindernisse schienen jedoch einem so außerordentlichen Mann, wie Montalto war, nicht unmöglich, aus dem Wege zu räumen. Hierzu aber war ein höchst sonderbarer Plan und eine über alle Begriffe andächtige Ausführung desselben erforderlich. Es kam darauf an, Rom, Italien, ja die ganze catholische Welt zu täuschen; alle schlaue Priester, die den päpstlichen Stuhl umgaben, alle heilsuchende Feinde, seine Freunde, seine Familie, seine Bedienten, überhaupt jeder lebende Mensch, alle mußten gräßlich hintergangen werden. Die wahrscheinliche Befriedigung des höchsten Ehrgeizes war die Verloppung der schweren täuschenden Rolle; Schande
und

und Spott stand dagegen auf der zu frühen
Entdeckung.

Seinem Entwurf zufolge wurden nun Cha-
racter und Lebensweise verändert. Der Stolzeste
der Menschen zeigte jetzt in Sprache und Ge-
bärden nichts als Demuth, keine Spur von
heftiger Gemüthsart, ja selbst die größte Ge-
lassenheit bey Beleidigungen. Er entsagte allen
Geschäften, allen Freunden, ja allem Umgange,
um mitten in Rom ein einsiedlerisches Leben zu
führen. Döher hatte er immer seine Familie
unterstützt; jetzt schrieb er seinen Verwandten,
sie möchten für sich sorgen, und nicht mehr an
ihn denken, weil er sich hinüher ganz allein dem
Himmel widmen wollte. Seine Kleidung,
seine Wohnung, seine Nahrung, alles war ein-
fach. Eine so erstaunliche Veränderung mußte
jedermann auffallen. Kluge und Einfältige,
Freunde und Feinde, alle sahen den Bewegungs-
grund ein. Ganz Rom spottete darüber, und
die Ueberzeugung einer zu spielenden Rolle schien
bey Jung und Alt tiefe Wurzeln zu schlagen, und
alle seine ehrgeligen Absichten in der Geburt zu
ersticken. Er mußte diese Spottrepen oft selbst

anhören; dennoch fuhr er standhaft in seinem Entwurfe fort. Kaum hatte er diese Veränderung angefangen, so starb der Papst Pius V. Montalto ging mit den andern Cardinälen ins Conclave, nahm aber gar keinen Theil an allen Bewegungen und Cabalen der verschiedenen Factionen bey der neuen Wahl; er bekümmerte sich um gar nichts, redete mit niemand, wenn er es vermeiden konnte, sperrte sich in seine Zelle ein, und verließ sie nie, als um Messe zu hören. Denjenigen, die ihn zu ihrer Partie gewinnen wollten, antwortete er, daß er noch nie im Conclave gewesen, und daher desto eher misleitet werden könne; er wollte deshalb alles erfahrenen Personen als er wäre überlassen.

Ein so sonderbares Betragen von einem Manne, der funfzig Jahre lang in allen Lagen den unbiegsamsten und unruhigsten Geist selbst mit Lebensgefahr gezeigt hatte, empfand alle seine Mitbrüder; auch sagte ihm der Cardinal Gambara, der seine ganze Beredsamkeit aufgeborsen hatte, des Montalto Stimme für seine Faction zu erhalten, endlich spöttisch ins Gesicht: „Ich rathe Ihnen, diese einsiedlerische Rolle bis auf

„ein andermahl zu ersparen, denn jetzt dürfte
„für Sie nichts zu hoffen seyn.“ Man ließ ihn
jedoch nicht im Ruhe; immer kamen Cardinäle
und drangen in ihn wegen seiner Stimme; er
wies sie aber alle ab mit der Aeußerung, daß er
nach seinem Gewissen keinem den Vorzug geben
kunte, weil er sie alle für würdig hielt, die
Kirche zu regieren; er sagte, sein Wunsch wäre,
so viel Stimmen zu haben, als Cardinäle wä-
ren, um einem jeden die Seinige zu geben.
Der Cardinal Farnese, der wegen seiner mäch-
tigen Familie und seines Anhangs im Cardinals-
Collegio so wie in ganz Rom in großem Ansehn
stand, erhielt eine ähnliche Antwort, worauf
er sagte: „Suchen Sie sich andre Narren aus,
„die dieß alberne Vorgehen glauben können.“

Der Cardinal Buon Compagni, eben der-
jenige, der als Legat mit Montalto in Spanien
gewesen war, wurde zum Papst erwählt, und
nahm den Nahmen Gregorius XIII an. Mon-
talto erfuhr es nicht eher, als bis die Wahl
durch Stimmenmehrheit geschehn war; er be-
zeugte dem Papst seine Freude, mit der Verse-
herung, daß er nie sein vormahliges gütiges

Betragen gegen ihn vergessen würde. Der Papst war mit dieser Aeußerung zufrieden, weil er aber so wie viele andre anfing zu glauben, daß mit dem Geiste dieses Cardinals wirklich eine Veränderung vorgegangen seyn müßte, so bestärkte er sich weiter nicht sehr um ihn. Obgleich Montalto keinen Theil an Staatsgeschäften zu nehmen wünschte, so war doch diese Verachtung von Seiten des Hohenprieesters nicht in seinem Plan; um sie zu vernichten, vollendete er ein schon in Spanien angefangenes Werk; dies war ein Commentar über den heiligen Ambrosius. Er eignete das Buch dem Papst zu, der es jedoch kaisernüch aufnahm, und während seiner ganzen Regierung fertigte, ihm mit Verachtung zu begegnen; auch wurde er nie mehr zu den wichtigen Congregationen berufen, die über das Interesse der Kirche berathschlagten, da er doch zuvor die Seele dieser Versammlungen gewesen war. Diese Hintansetzung rührte den stolzen Mann auf; empfindliche, und er hatte die größte Mühe, seinen Schmerz zu verbergen; aber seinem Plan getreu und durch die Hoffnung allein unterstützt, begrub er sich in seine Bibliothek, und vermehrte sie

nach von seinen geringen Einkünften, die nur 2000 römische Thaler *) betragen, und ihn zu einer großen häuslichen Oekonomie nöthigten. Einige reiche Cardinäle hatten Mitleiden mit ihm, und schenken ihm aus Barmherzigkeit eine Anzahl Bücher aus ihren zahlreichen Bibliotheken.

Die christlichen Flotten waren damals gegen die Türken vereinigt, und dreihundert Spanische, Venetianische, Maltesische und päpstliche Kriegsschiffe unter Anführung des Johann von Oesterreich, des natürlichen Bruders Philipp II, waren in der Nähe von Corfu versammelt. Ungeachtet der dringenden Vorstellungen des Venetianischen Befehlshabers wollte Johann nicht schlagen. Die Flotten trennten sich nun, und die erzürnten Venetianer machten ohne ihre Bundesgenossen einen Separatfrieden. In Rom war man darüber sehr aufgebracht; Montalto aber, der seine Ursachen

E 3

*) Zwei römische Thaler oder Scudi sind ungefähr so viel wie ein Ducaten.

hatte, die Venetianer zu gewinnen, vertheidigte
ihr Betragen mit Wärme, wofür ihm die Re-
publik danken ließ.

Er hatte ein kleines Haus gekauft, unweit
der Kirche Maria Maggiore; hier lebte er von
wenigen Bedienten umgeben so frugal, wie ein
armer Mönch. Alles Geld, was er ersparen
konnte, wandte er an die Armen. Das Jubel-
jahr 1575 zog eine Menge Pilger nach Rom.
Die Hospitäler und Klöster konnten sie nicht
alle beherbergen. Montalto nahm so viel auf,
als er nur konnte, und ließ ihnen auch Essen
und Trinken geben; vorzüglich aber waren die
Kranken der Gegenstand seiner Vorsorge; er
unterstützte sie in seiner Armuth nach äußerster
Möglichkeit. Dieß Betragen erwarb ihm unter
dem Volk viel Achtung, die er noch durch ein
stetiges Besuchen der Kirchen vermehrte. Den
größten Theil des Tages brachte er im Beicht-
stuhl zu, wo sich das durch seine exemplarische
Frömmigkeit erbaute Volk Scharenweise hin-
drängte. Die größten Vbschwärter kamen, ge-
sahen ihm ihre Schandthaten, und verließen
zufrieden seinen Beichtstuhl. Auf diese Weise

erfaßt er, Troß seiner Einsamkeit, die geheimsten Verfälle in Rom, die Sittenlosigkeit und ihre Quessen, die schwärzesten Verbrechen und ihre Triebfedern.

Es kam aus Constantinopel ein jüdischer Agent nach Rom, um wegen der gefangenen Christen und Türken zu unterhandeln. Der Cardinal Buon Compagni, Nefse des Papstes und sein vornehmster Minister, rief deßhalb eine Congregation zusammen, zu welcher auch Montalto eingeladen wurde. Dieser aber, der sich von wichtigern Geschäften ausgeschlossen sah, und überdieß immer seinen Plan vor Augen hatte, entschuldigte sich zu erscheinen, unter dem Vorwande, daß er von solchen Dingen nichts verstände, und sich für sein übriges Leben ganz der Theologie gewidmet habe. Der Papst, dem man diese Entschuldigung meldete, wollte sie jedoch nicht annehmen, und befahl ihm, dabey gegenwärtig zu seyn. Er gehorchte; man war aber so wenig mit ihm zufrieden, daß als bald nachher die Pest in Italien ausbrach, und eine andre Congregation gehalten wurde, der Papst den Namen des auf der Liste befindlichen

Montalto ausstrich, mit der Versicherung, daß man keine schläfrige, sondern thätige Personen dazu berufen müßte.

Montalto hatte vom vorigen Papst, so wie alle arme Cardinale, eine kleine Pension zur Verbesserung seiner ohnehin geringen Einkünfte erhalten. Alle diese Pensionen zog Gregorius XIII jetzt ein. Der Cardinal Alexandrini stellte dem Papst die schlechten Umstände des Montalto vor, erhielt aber zur Antwort: „Wollen Sie, ihm Gutes thun, so sollen Sie meinen Segen haben.“ Diesen Tausch fand der Cardinal nicht für rathsam. Montalto zeigte jedoch darüber keinen Verdruß; im Gegentheil, sobald er dem Cardinal Buon Compagni, dessen des Papstes, sah, dessen Wohlwollen zu erhalten in seinem Plan lag, versicherte er ihn seiner Bereitwilligkeit, alles, selbst sein Kleid, herzugeben, da er überzeugt wäre, daß Er, Heiligkeit alles zum Besten der Christenheit anwenden würden; er fügte hinzu, er habe genug ohne die Pension, und bedauerte nur, daß er sie nicht schon längst von selbst aufgegeben habe.

Obgleich er, um die Idee zu gründen, daß er ohne allen Anhang wäre, die Verbindung mit seiner Familie abgebrochen hatte, so liebte er jedoch einen seiner Nissen mit so großer Zärtlichkeit, daß er dem Wunsch nachgab, ihn in seiner Einsiedelei bey sich zu haben. Er ließ ihn nach Rom kommen, kleidete ihn sehr einfach, und wurde selbst sein Lehrer, woben er immer sagte: „Wenn du Vernunft und Muth hast, so wirst du die Stütze unserer Familie werden.“ „Ich habe das Meinige gethan.“ Dieser wißbegierige Jüngling aber, die Freude und Hoffnung des Montalto, wurde ihm auf eine schreckliche Weise entzissen. Er fiel durch die Hand eines Mordelnders. Der tiefsgebeugte Onkel, getrennt seinem Plan, verlegnete auch jetzt seine Empfindungen; er verbarg seinen Schmerz und wollte nicht einmahl gegen den Mörder, der frey herum ging, klagbar werden. Einige Cardinäle und Prälaten kamen ihn zu trösten und zur Klage aufzufordern, allein Montalto sagte, er überlasse die Sache Gott, weil die Rache einem Christen nicht gezieme. Manche schüttelten bey diesen Reden die Köpfe; die meisten aber bewunderten diese exemplarische Denkungsart.

Der Czar von Rußland schickte einen Gesandten nach Rom, um das Vormort des Papstes als des gemeinschaftlichen Vaters der Christen bey dem Könige Stephan von Pohlen zu erbitten, der, ein Ebenbild zur Geschichte unsrer Tage, — — die moscomitischen Länder verherzt. Diese Gesandtschaft von einem der griechischen Heiligen zugehörnen Monarchen, schmeichelte dem päpstlichen Stolz; sie wurde daher sehr prächtig empfangen. Der Kusse aber weigerte sich, den Pantoffel des Papstes zu küssen. Da er fertig Latein redete, und Montalto mit dieser Sprache mehr wie alle andre Cardinale vertraut war, so erhielt er den Auftrag, dem Gesandten diese durchaus nöthige Ceremonie zu erklären, und ihn zur Unterwerfung zu bereden, welches ihm auch gelang. Der Papst belohnte diese Geiomaße durch etwas sehr Wesentliches; er vermochte den sieghafteu König von Pohlen zu einem Vergleich, und verschaffte dadurch beiden Reichen Frieden. Der Gesandte eristte sehr zufrieden von Rom ab; er hatte oft Montalto besucht, konnte sich aber dessen Demuth, schlechte Wohnung und Lebensweise nicht erklären, da

die andern Cardinale, mit ihm von gleicher Würde, sich in ihren Pallästen durch Stolz und thörichte Pracht auszeichneten.

In Malta hatten große Zwistigkeiten geherrscht, die so weit kamen, daß die Ritter den Großmeister gefangen hielten. Durch die Vermittelung des Papstes wurden diese Unruhen im Jahr 1521 gestillt. Der Großmeister kam selbst mit hundert der vornehmsten Ritter nach Rom dem Hohenprieister zu danken. Die Demuth des Montalto machte auf ihn solchen Eindruck, daß er ihn fast täglich besuchte, und ihn zum Tröster auf seinem Todtbette haben wollte, da der Großmeister bald nachher tödtlich krank wurde. Montalto verließ ihn nicht eher, bis er den Geist aufgegeben hatte, und erhielt für diesen Liebesdienst ein kleines Vermächtniß.

Schon lange hatten die Astronomen die Nothwendigkeit einer Calendar-Reformation bewiesen. Ein Mathematiker, Namens Elis, schrieb darüber einen mit genauen Berechnungen verbundenen Tractat. Montalto nahm sich der Sache eifrig an, und trug sie dem Papst vor.

der jedoch anfangs nicht darauf achtete, allein endlich durch das anhaltende Bitten des Cardinals bewogen, den Vorschlag untersuchen ließ, und ihn sodann den vornehmsten Höfen und Universitäten in Europa mittheilte. Der Calcul wurde sehr richtig befunden, und im Jahre 1583 nahm die verbesserte Gregorianische Zeitrechnung in ganz Europa ihren Anfang. Also auch diese nöthige Verbesserung, deren Vortheile wir noch jetzt genießen, war im eigentlichen Verstande des Werk des Montalto, der selbst in dem Stande seiner sentimental und politischen Erniedrigung der Welt Nutzen zu stiften suchte. Seine Mitbrüder im Purpur beneideten ihn nicht um seine Gelehrsamkeit und deren Anwendung; sie begnügten sich an dem, was ihr Loos war: Gold, Ansehen und Gewalt.

Eine große Hungersnoth wüthete in Rom, woran die Habgucht des Cardinal-Ministers Schuld war. Montalto gab den Armen alles, was er hatte; da es ihm aber zuletzt an Lebensmitteln so wie am Gelde fehlte, so nahm er seine Zuflucht zum Cardinal Colonna, der ihn großmüthig unterstützte. Diese Almosen theilte

er wieder mit den Dürftigen, weshalb ihn das Volk als einen Heiligen betrachtete.

Mitten unter dieser Volksnoth entstanden in Rom andre Unruhen, die viel Blut kosteten, wobey auch Montalto in Lebensgefahr kam. Die Häscher hatten einen Banditen verfolgt; dieser Elende glaubte sich im Pallast Orsini zu retten, allein man nahm ihn hier gefangen. Eine Anzahl römischer Ritter, worunter sich auch einer aus dem Hause Orsini befand, kamen von einem Spähtritte and stiegen auf die Häscherschar, die der Barigello, das Oberhaupt dieser Menschenjunst, in Person anführte. Man ließ ihm ernstlich, dem Gefangenen frey zu lassen, und da er dieses verweigerte, schlug ihn der Ritter Rusticucci mit dem Stock. Der Barigello schrie seinen Leuten zu, Feuer zu geben; dieß geschah, und drey Ritter stürzten tödlich verwundet zu Boden, worunter auch Rusticucci war, der gleich darauf starb. Am nächsten Tage folgten ihm auch im Tode die beyden andern. Noch andere Menschen wurden verwundet. Montalto kam eben aus der Kirche, und da ihm sein Weg gerade auf diesen Mordplatz führte,

so war er ein Zeuge des blutigen Auftritts, wobei auch kein ihm folgender Bediente eine Wunde bekam.

Ganz Rom gerieth in Aufruhr. Alle Verwandte und Freunde des Hauses Orsini und der andern Ermordeten griffen zu den Waffen, durchstrichen die Stadt, und massacrirten zwei Tage lang alle Häscher, die sie nur ansichtig werden konnten; sie verfolgten sie selbst bis in den Vorhof des päpstlichen Pallasts. Der Vazigello versuchte es, sich verkleidet aus der Stadt zu retten; er wurde aber ertappt, und da der Papst dem aufgebrachten Adel und dem wüthenden Volk ein förmliches Justizopfer schuldig zu seyn glaubte, so wurde diesem Urheber des Blutbades der Kopf abgeschlagen.

Montalto hatte nun nebst andern Rollen auch seit drey Jahren die Rolle eines kränklichen und schwachen Mannes gespielt; auch ging er selten anders aus dem Hause, als wenn er die Kirchen besuchte. Der Gesundheitszustand des Papstes versprach kein langes Leben; alles also kam auf die nächste Vacanz des heiligen

Stuhls an. Seine List und Klugheit mußte
daher jetzt verdoppelt werden. Nach dem Waaf,
daß der Papst kranker wurde, nahm auch Mon-
talto verstellte Krankheit zu. Sein Alter hatte
er jederzeit geheim gehalten, und seitdem er Car-
dinal war, sieben Jahr höher angegeben. Um
dies desto glaubwürdiger zu machen, vernach-
lässigte er seinen Bart, seinen Anzug, und die
nöthige Keuschheit. Alles dieses paßte gut zu
seiner Kränklichkeit und zu den beständigen Klagen
eines durch Alter entkräfteten Körpers.
Wenn er nöthige Ehrenbesuche unterließ, so
war die Entschuldigung, daß seine Diener ihn
nicht mehr tragen wollten. Er hustete und
keuchte beim Treppensteigen, als wenn er den
Athem verlieren sollte. In diesem Zustande
traf ihn einst der Cardinal della Torre, und
wurde so gerührt, daß er sagte: „In Wahrheit,
„diese Höflichkeit wird Ihnen das Leben kosten!
„Um Gotteswillen schonen Sie sich!“ „Was
„will dieser Lazarus bey uns“ sagte einst ein
stolzer Cardinal, als Montalto auf seiner Krücke
dem Pallast langsam zukroch. Der Prälat
Castagna, ehemahls Reisegefährte des Mon-
talto in Spanien, war Cardinal geworden,

und kam jetzt nach Rom, wo er von seinem alten Freunde einen Besuch erhielt. Castagna erschrak, als er ihn erblickte, und sagte: „Ich finde Sie sehr verändert seit unsrer spanischen Reise.“ Die Antwort des Montalto war: „Das Alter drückt mich, und ich erlege, unter meinen körperlichen Schwachheiten.“

Die Angelegenheiten der Kirche im Türkischen Reiche erforderten sehr überdachte Maßregeln; man hielt deshalb eine Congregation, wozu auch Montalto berufen wurde, da man seine Erfahrung in Kirchensachen benutzen wollte. Er entschuldigte sich aber mit seiner schlechten Gesundheit, worauf der Papst beschloß, daß die Congregation in seinem Hause gehalten werden sollte; allein auch dieses half nichts; denn hier hatte er eine schöne Gelegenheit, seine angebliche Geisteschwäche zu zeigen, daher stimmte er, ohne selbst zu urtheilen, immer den Meinungen andrer bey. Dieß Betragen verursachte, daß die Versammlung nicht mehr bey ihm geschah.

Einige der Kirche vertheilbaste Vorfälle veranlaßten große Feste in Rom, bey welcher Gelegenheit

Gelegenheit Montalto beim Cardinal Nesses zur Tafel eingeladen wurde; da sein Weigern nichts half, erschien er zwar, aß aber nichts, und schien zum Schrecken der Gesellschaft zweymahl der Ohnmacht nahe zu seyn. Der Cardinal Nesse sagte: „Wenn Sie nicht essen, so sterben Sie ehe Sie Papst werden.“ Montalto erwiderte: „Wer würde wohl einem so „schwachen elenden Greise diese hohe Würde „ertheilen?“ Er fügte hinzu: „Meine „Brustkrankheit benimmt mir bisweilen so „sehr den Athem, daß ich immer glaube zu „ersticken.“ Man rieth ihm Arzeneymittel an, allein seine Antwort war, daß diese zwar das Uebel, aber nicht die Anzahl seiner Jahre vermindern könnten.

Zum Beweise, wie sehr er sich von der Welt zu entfernen wünschte, und daß er seinen Tod vor Augen habe, brachte er die Fastenzeit im Jahr 1785 in einem Kloster zu. Die Mönche waren im Erstaunen verloren, daß der ehemals so unruhige Priester und so fürchtbare Franciscaner-General, jetzt ein ganz demüthiger, schläfriger Mann geworden war,

driffen Gegenwart im Kloster man nicht einmal merkte.

Jetzt also war es nach einer funfzehnjährigen nie erhörten Verstellung dahin gekommen, daß ganz Rom, so wie die ganze catholische Christenheit, den Montaldo für einen an Leib und Geist äußerst geschwächten und dem Tode nahen Cardinal hielt; seine eignen Bedienten waren so wie alle Welt hintergangen, und beschäftigten den in so langer Zeit beobachteten elenden Gesundheitszustand ihres Herrn. Er hatte die klügsten, die listigsten, die erfahrensten Priester und Laven dermaßen getäuscht, daß bey keinem derselben mehr Zweifel Statt fanden, und nun starb der Papst Gregorius nach einer dreyzehnjährigen Regierung.

Drittes Buch.

Der Tod des Papstes eröffnete den Intriguen ein weites Feld. Alle Cardinäle waren in Bewegung, um entweder für sich, oder für ihre Freunde zu arbeiten; nur allein Montalto, dem das Herz mehr als allen andern pochte, schien müßig zu seyn. Er sah wohl ein, daß wenn er jetzt in seinem vier und sechzigsten Jahre nicht erwählt wurde, die päpstliche Krone wahrscheinlich für ihn verloren seyn dürfte. Seine Besorgniß war daher sehr groß, und nach diesem Verhältniß auch seine zweckmäßige Arbeit, durch verdoppelte Vertretungskünste zu Hause und außerhalb desselben zu wirken. Es schien entschieden, daß er der kränkste, der schwächste, und jetzt auch der einfältigste aller Cardinäle war. Man hatte ihm längst den Nahmen, der Anconische Esel, beigelegt. Sämmtliche Cardinäle verachteten ihn. Niemand aber that dieß

mehr, als der Decane des heiligen Collegiums, der Cardinal Farnese, ein auf sein altes mächtiges Haus sehr stolzer Mann, Onkel des Herzogs Alexander von Parma, jenes berühmten Feldherrn des Königs Philipp des II. Noch ehe man ins Conclave ging, kamen neue Nachrichten von den Siegen dieses jungen Heerführers in Rom an. Alles eilte zum Cardinal, ihn deshalb zu complimentiren; auch Montalto, auf seine Krücke gestützt, wackelte zu ihm, um seinen Glückwunsch herzusammeln, der bey jedem Athemzug durch ein heftiges Husten unterbrochen wurde. Farnese pflegte ihn oft die römische Vestie zu nennen; jetzt aber empfing er ihn höflich, um ihn in sein Wahlinteresse zu ziehn. Montalto aber ließ sich in nichts ein, sagte von jedem Cardinal alles Gute, nur von sich allein sprach er mit Verachtung, woken er hinzufügte, daß wenn er wüßte, daß das Conclave lange dauern sollte, so würde er nicht hineingehn, aus Furcht, noch vor der Wahl eines neuen Papstes zu sterben. Farnese munterte ihn auf. Montalto ließ sich gern trösten, und in der Ueberzeugung, daß aus vielen Gründen die Wahl der Card:

näle nicht auf ihren Deckanten, Troß seines mächtigen Anhangs, fallen würde, both er jetzt diesem seine Stimme an. Garnefe, um ihn auszuforschen, erinnerte ihn, an sich selbst zu denken, erhielt aber zur Antwort, daß die Cardinäle ganz verblendet seyn müßten, wenn sie einen so schwachen und ganz unbrauchbaren Mann, wie er wäre, wählen wollten. Diese Sprache hielt er bey allen, besonders bey den Häuptionern der Factionen, und da die Cardinalsminister der vorigen Regierung noch den stärksten Anhang hatten, so behauptete er gegen sie, daß es ein Unglück für die Kirche wäre, wenn das Steuerruder derselben in andre Hände käme. Solche Reden konnten ihren Eindruck nicht bey ehrgeizigen Männern verfehlen, die von seiner gänzlichen Unfähigkeit zum Selbstregieren überzeugt zu seyn glaubten, und daher bey ihm ehrfürchtige Absichten für undenkbar hielten, überdies auch wußten, daß er ohne alle Verbindung mit andern Cardinälen und Prälaten war.

Das Conclave wurde den 21. April 1585 mit den gewöhnlichen Feiertlichkeiten eröffnet,

und zwei und vierzig Cardinale gingen hinein; sie beschwuren gleich am ersten Tage, daß wer auch immer zum Papst erwählt werden möchte, folgende sieben Artikel halten sollte: 1) Den Frieden unter allen christlichen Fürsten zu befördern, und sie sowohl als ihre Völker dahin zu vermögen, mit aller Macht die Ketzer, die Ungläubigen, und überhaupt alle Feinde des christlichen Namens zu bekämpfen. 2) Die päpstliche Residenz nicht außerhalb Rom zu verlegen, es sey denn durch Noth gedrungen, oder zum Vortheil der Kirche, und mit Bestimmung der meisten Cardinale. 3) Von allen vornehmern und geringern Beamten und Richtern im Kirchenstaat nach geendigtem Besiß ihrer Ämter Rechenschaft zu fordern. 4) Niemand zur Cardinalswürde zu erheben, als Personen von guten Sitten, und achtungswürdig sowohl wegen ihrer Tugenden als Lehrsätze; dergleichen unter keinerlei Vorwand zwei Brüdern den Cardinalshut zu ertheilen. 5) Die Güter der Kirche zu erhalten, und ohne Genehmigung des heiligen Collegiums nichts davon zu veräußern. 6) Niemand den Krieg zu erklären, auch wenn er noch so gerecht wäre, ohne zuvor förmlich

durch die Stimmenmehrheit der Cardinäle dazu berechtigt zu seyn. 7) Alle Privilegien und Rechte der Cardinäle ungeschwächt zu erhalten.

Das Conclave bestand aus fünf Factionen, deren Häupter waren: Die Cardinäle, Farnese, Este, Alexandrini, Altoms, und Duon Compagni. Die Faction dieses letztern, der als Nefse Gregorius XIII und als Minister, unter der vorigen langen Regierung sich viel Freunde gemacht hatte, war die stärkste von allen. Die Cardinäle Altoms, Alexandrini und Medicis vereinigten sich jedoch, um durch List den Cardinal Cesi, einen Römer, zu erwählen. Da am ersten Tage des Conclave es allen Cardinälen frey steht, nach Vorlesung der Bullen, den Vatican auf einige Stunden noch einmal zu verlassen, welches auch die meisten thun, so war der Anschlag, wenn die dem Cesi nicht günstigen Cardinäle sich entfernt haben würden, ihn sogleich durch die ihm geneigte zusammengehaltene Phalanx zum Papst erwählen zu lassen. Duon Compagni aber, der größte Feind des Cesi, erhielt von diesem Vorhaben

Nachricht, da er eben fort wollte, und bereitete es sogleich durch die nöthigen Maßregeln. Der Anschlag einer so einseitigen Wahl war jedoch für alle andere Cardinale so sehr empörend, daß Eest während des ganzen Conclave gar nicht mehr vorgeschlagen werden durfte.

Der erste förmliche Wahlversuch war zum Besten des Cardinals Albani, der aber beim Scrutinio nur dreizehn Stimmen hatte. Nun traf dem Cardinal Siretti die Reihe; er wurde aber auch verworfen: man wollte von ihm gar nichts hören, bloß wegen seiner vertrauten Freundschaft mit dem Cardinal Cosimo, einem allgemein verhassten Manne, der neunzehn Jahre lang große Staatsämter bekleidet, und durch sein Betragen fast alle Cardinale beleidigt hatte. Der Cardinal Castagna wurde nun von Buon Compagni vorgeschlagen; obgleich aber gegen diesen Prälaten nichts einzuwenden war, so wollte es doch den Cardinälern nicht in den Kopf, ihm, der erst bey der letzten Promotion den rothen Hut erhalten hatte, jetzt schon als Statthalter Christi zu huldigen; die Wahl fand daher nicht die Stimmenmehrheit. Der von der

starken Faction des Hauses Medicis unterstützte Cardinal Savelli war nicht glücklicher. Sein überaus stolzer Character hatte ihm viele Feinde gemacht; daher selbst mehrere Anhänger des Cardinals Medicis ihm erklärten, seine Partei zu verlassen, wenn er fortführe, Savelli zu unterstützen.

Montalto war der aufmerksamste Beobachter aller dieser Austritte, woran er doch gar keinen Antheil zu nehmen schien. Von Furcht und Hoffnung beständig hin und her geworfen und durch seine Rolle zur Unthätigkeit verdammt, erwartete er in der Stille sein Schicksal. Der Cardinal Alexandrini fiel endlich darauf, ihn zu wählen; er erinnerte sich der ehemals zwischen ihm und Montalto obwaltenden Freundschaft, und der großen Verbindlichkeiten, die dieser ihm schuldig war. Nichts schien ihm gewisser, als daß der neue Papst, durch diese Wahl noch mehr zur Dankbarkeit angefeueret, ihm die Regierungsgeschäfte übertragen würde. Er vermachte den Cardinal Este, das Haupt der Französischen Faction, zum Veytritt, und endlich auch den Cardinal Medicis, der die Intriguen seines

Feindes Farnese mehr wie alles fürchtete. Medicis, der am Hofe zu Madrid in großer Achtung stand, versprach dabey auch die Zustimmung aller Spanischgesinnten Purpurpriester. Nach diesen Vorbereitungen machten die drei Cardinäle dem Montalto um Mitternacht einen Besuch.

Dieser von so vielen Leidenschaften bestürmte Mann lebte indeß in seiner Zelle wie ein Einsiedler, und schien sich um die ganze Welt nicht zu bekümmern. Er ging zu keinem Menschen, besuchte bloß die Capelle zum Gottesdienst, und nur manchmal war er bey dem Scrutiniren zugegen. Wenn er sprach, so waren es Lobeserhebungen der am meisten Gewicht habenden Cardinäle; dieß geschah aber bloß zu ihren Anhängern und Freunden, wobey er bey jedem die Gründe anführte, warum dieser vorzüglich gewählt werden müßte. Solche hingeworfne Reden verursachten, daß ihm jede Partey als ihren Anhänger betrachtete, ob er gleich an den mannigfaltigen Intriguen keinen sichtbaren Antheil nahm. Seine Rolle erforderte jetzt mehr wie jemahls, sich krank und schwach zu stellen;

auch verlor er sie keinen Augenblick aus dem Gedächtniß. Die 1gewaltige Gemüthsunruhe erlaube ihm kaum, etwas von seiner einfachen Nahrung zu sich zu nehmen, und entfernte den Schlaf von ihm; er hustete und stöhnte die ganze Nacht dermaßen, daß die Ruhe der in den benachbarten Zellen wohnenden Cardinäle nicht wenig gestört wurde.

Der nächste Besuch von drey so vielvermögenden Cardinälen war dem vor Freude zitternden Montalto nicht räthselhaft. Kaum erblickte er sie, so war sein Willkommen ein erschrecklicher Husten, als wenn er ersticken wollte. Nach dessen Endigung erfolgte die für ihn so hoffnungsvolle Erklärung, die er durch ein Lamento beantwortete, daß nämlich seine Regierung nur wenig Tage dauern würde; dabey vertief er sich sehr listig auf seine geringe Erfahrung in Staatsgeschäften, und auf seine gänzliche Unfähigkeit, eine so große Last zu tragen. Die Cardinäle, um ihn aufzumuntern, erwiederten, daß Gott ihm dazu die Kräfte verleihen würde. Endlich geschah die Erklärung des Montalto, daß wenn er sich ja entschließen

solte, die päpstliche Krone, der er so unwürdig wäre, anzunehmen, so müßten sie ihm ihren kräftigen Beystand versprechen. Dieser wurde ihm gern zugesichert, und nun entfernten sie sich.

Die Betrachtungen, die diese Cardinäle nun unter sich anstellten, mußten dem Montalto sehr günstig seyn. Einen Papst zu haben, den sie ganz beherrschen konnten, war ein erwünschter Zufall. Seine vermeinte Freymüthigkeit war so sehr von den kunstvollen verstellten Reden und Versprechungen anderer Kron-Candidaten verschieden. Hierzu kam die Erinnerung, daß Montalto nur sehr kurze Zeit seinen Orden resigniert, und wenn gleich mit Religionsangelegenheiten, doch mit *Secular*-Geschäften nie etwas zu thun gehabt hatte; ferner, daß er sich ohne Anhänger und Freunde befand, daß seine Verwandten arme Landleute waren, und daß er immer als Cardinal mißtrauisch auf seine eignen Kräfte gewesen, und sich beständig nach den Meinungen anderer gerichtet hatte. Folglich mußte er durchaus auf einem so erhabenen Posten sachkundige Personen zu Gehälfen ha-

ben, durch deren Hände alle die großen Geschäfte der Kirche und die Verwaltung des Staats besorgt, so wie die Günst- und Gnadenbezeugungen ertheilt werden könnten; und war es nicht wahrscheinlich, daß er aus Dankbarkeit den Männern, die ihn erhoben hatten, vor andern sein Vertrauen schenken würde? Diese Betrachtungen bestimmten die drei Cardinäle, alles nur mögliche anzuwenden, die so wohl überdachte Wahl zu bewirken.

Die größte Schwierigkeit war, die Faction des Farnese zu gewinnen, oder zu entkräften, der den Montalto nicht leiden konnte, und überdieß im Trüben fischen wollte, ja selbst Anschläge auf die päpstliche Krone hatte. Die dem Montalto geneigten Cardinäle wollten zuvörderst die Feinde des Farnese besorgt machen, und sprengten deshalb aus, daß er Couriere aus Spanien und Frankreich erwartete, um ihn im Nahmen beider Höfe dem Cardinal-Collegio zu empfehlen. Medicis arbeitete von den Verbündeten am meisten, die Sache zu beschleunigen; weil er den Cardinal Alexandrini als einen mangelhaften Mann kannte. Mit ihnen hatte sich der

Cardinal Rusticucci vereinigt; ein intriguanter Prälat, der auch Theil an der Regierung eines schwachen Papstes zu haben hoffte. Alles kam nun darauf an, den Cardinal Duon Compagni zu gewinnen, der an der Spitze der zahlreichsten Faction stand. Da dieses wegen seiner Freundschaft mit Farnese sehr schwer war, so suchte man einzelne Glieder von der Faction abzugeben. Dieß gelang auch. Die Cardinäle Riario, Guastavillano, Spinola, Gonzaga, Calviati, Cananio und Castagna wurden alle gewonnen, und traten zur Partei des Medicis über. Nach Anwendung vieler Ueberredungskünste bequemte sich auch der Cardinal Sforza dazu, und endlich auch der Cardinal Altemps, das Haupt einer abgesonderten Faction, der den Farnese haßte.

Man hatte den Montalto förmlich vorge schlagen. Der dagegen gemachte Widerstand von vielen, besonders von der ganzen Faction des Farnese, war nicht unerwartet. Indessen war dieser ehrgeizige Dechant des heiligen Collegiums weit entfernt, sich vorzustellen, daß man die Wahl seines Gegners mit so großem Eifer betriebe, und schon damit so weit gekommen

näre; er hatte bloß zum Augenmerk, die Par-
tey des Cardinals Este zu schwächen, und hielt
die andern Intriganten für ohnmächtige Ver-
suche, besonders da ihm Buon Compagni sein
Wort gegeben hatte, ohne seine Mitwirkung
keine Wahl zu treffen.

Montalto kam indessen nicht aus seiner Zelle,
die aber jetzt von seinen Anhängern fleißig be-
sucht wurde, um ihm von Zeit zu Zeit die Lage
der Sache zu melden. Er fuhr fort, seine Ver-
scheidenheit und Demuth zu zeigen, redete im-
mer von der großen Last der Regierungsge-
schäfte, und von der Zuversicht, daß man ihm
solche erleichtern würde. Der Cardinal Buon
Compagni war ihm jedoch noch abgeneigt, weil
er glaubte, Montalto hege gegen ihn einen
heimlichen Groll wegen der ihm entzogenen
Pension. Man wollte also diesem vielvermög-
enden Cardinal Furcht einjagen; daher ließ
sich der von ihm sehr geschätzte, am Podagra
krank liegende Cardinal Riario zu ihm in die
Zelle tragen, um ihm zu melden, daß die Wahl
des Montalto so gut wie geschehen sey, und daß
für diejenigen, die sich ferner widersetzen wollten,

Scham und Verwirrung erfolgen würde. Buon Compagni erkaunte über diese Nachricht, die ihm gleich darauf durch Guastavillano bestätigt wurde. Dem Cardinal Madrucci war die geheime Willensmeinung des Königs von Spanien anvertraut, und da die Politik dieses Hofes sich von jeher besser mit einem schwachmüthigen, als mit einem regierungsfähigen Papst vertrug, so erklärte auch dieser Cardinal seine Zustimmung zur Wahl des Montalto. Man setzte den folgenden Tag dazu an. Die Cardinäle versammelten sich in der Paulinischen Capelle. Noch war Buon Compagni unentschlossen, aber Alexandrini zog ihn auf die Seite, und sagte ihm, daß Medicis, Altieri, und überhaupt fast alle von den angesehensten Cardinälen durchaus die Wahl des Montalto beschloßen, und nur aus Hochachtung für ihn die Vollendung verzögert hätten, um ihn nicht von der ehrenvollen Theilnahme auszuschließen; er fügte hinzu, er könne jetzt wählen, ob er sich dem neuen Papst verbindlich machen, oder zusehn wolle, daß er auch ohne ihn, und Trotz seines Widerstandes, erwählt würde.

Der durch diese nachdrückliche Aureda besührzte Buon Compagni verlor alle Fassung, vergaß sein dem Farnese gegebenes Wort, und rief eiligst die ihm ergebenen Cardinäle zusammen. Es waren deren zwölf. Er trug ihnen die Sache vor, und fand keinen abgeneigt, diese Wahl zu befördern. Eine solche Reihe von bedenkllichen Bewegungen, mitten unter dem Gottesdienst, da gleich darauf das Scrutinium vorgenommen werden sollte, war etwas ganz unmöthliches, und dennoch erregte es nicht die Aufmerksamkeit des mit Blindheit geschlagenen Farnese, der bey vielem Verstande und in allen Conclavekünsten erfahren, die drey letzten Päpste größtentheils selbst erwählt hatte. Er durfte nur dem Buon Compagni nachgehn, so war nichts gewisser, als die Besiegung dieses wankelmüthigen durch sein dem Farnese gegebenes Wort ohnehin gebundenen Cardinals, und dann hätte man vereint durch eine thätige Opposition der Wahl des Montalto große Hindernisse in den Weg legen können. Um alle schon so weit gediehene Maßregeln der Gegenseitig zu vernichten, war nur eine kurze Unterredung zwischen diesen beiden vielvermögenden

Cardinalen erforderlich. Diese aber geschah nicht. Auch die Worte, die der Cardinal Esclaux sagte, als man eben der Gewohnheit zu Folge gewisse Bullen vorlesen wollte: „Es bedarf keiner weitern Vorlesung, denn die Wahl ist geschehen,“ schien Garnefe nicht zu achten. Da ihm endlich die Augen aufgingen, so erfolgte seine ganz unerwartete Zustimmung, in Rücksicht auf die vermeintliche Gerechtigkeit des Montalto an Leib und Geist. Er fragte jedoch Buon Compagni um die Bewegungsgründe seiner Concurrency mit dieser Wahl. Die Antwort war: „Weil Montalto von einer stillen, nachgiebigen Gemüthsart ist, und wir unter seiner Regierung große Freiheit haben werden.“ „Ich bin auch Ihrer Meinung,“ erwiderte Garnefe, „denn dieser Mensch hat weder Verstand genug, um Uebel zu thun, noch Beurtheilungskraft genug, um etwas Gutes anzuordnen.“

Die Wahl eines Papstes geschieht gewöhnlich auf dreyerley Art: durchs Scrutinium, durch die Annäherung, und durch die Aderation. Hierzu kommt noch eine vierte, die man aber seit einigen Jahrhunderten nicht gebrucht hat.

Wenn nämlich das Conclave so gerichtet ist, daß man unmöglich zu einer Wahl kommen kann, so wird ein Ausschuss von drei Cardinälen ernannt, und diese erhalten Vollmacht, einen Papst zu erwählen, den alle übrigen sodann anerkennen.

Das Scrutiniren besteht darin, daß ein jeder Cardinal den Namen desjenigen, dem er seine Stimme geben will, auf ein Papier schreibt, das sodann versiegelt, und mit einem Denkspruch auf der Außenseite bezeichnet wird. Diese Stillschreiber werden in einen goldenen Kelch gethan, der auf dem Altar steht, und hernach von drei Cardinälen untersucht wird. Der zwey Drittheil dieser Stimmen hat, wird als erwählter Papst anerkannt. Die Wahl der Annäherung ist jedoch gewöhnlicher, wobei ein jeder, indem er hintritt, ganz laut die Worte sagt: „Ich nähere mich dem Cardinal N.“ Die Adoration geschieht auf eben die Art, nur daß alle Cardinäle die Annäherung mit einer tiefen Verbeugung begleiten. Haben zwey Drittheile dies gethan, so ist er als erwählt betrachtet, doch wird das Scrutinium noch als Formalität hinzugefügt.

Die Wahlstunde kam, und fast alle anwesende Cardinäle drängten sich zur Adoration des Montalto. Der Cardinal-Dechant Farnese befahl nun, zum Scrutiniren zu schreiten. Man wollte den damit anfangen, als Montalto dem ihm nahe sitzenden Cardinal Buon Compagni heimlich sagte, er möchte doch erinnern, daß das Scrutinium ohne Präjudy der Adoration geschehn müsse. Diese etwas unerwartete Erinnerung von Seiten eines vermeintlich einfältigen Mannes schien einigen befremdend; indessen wirkte sie; und mehrere Cardinäle riefen zu wiederholtenmalen diese Art von Protestation aus.

Der entscheidende Augenblick war so gut als vorüber, und Montalto schien das große Ziel, wornach er so lange gestrebt, und das er durch eine beispiellose Rolle errungen, endlich erreicht zu haben; als er, der seit funfzehn Jahren behutsamste und vorsichtigste der Menschen, der seine Wahl nun als unbezweifelt betrachtete, eine unglaubliche Unbedachtsamkeit beging. Er, der vier und sechzig Jahr gewartet hatte, der die funfzehn langen im Elend und in Verachtung verlebten Jahre, wo jede Stunde die gewalts-

samste Bekämpfung seiner Leidenschaften und die Verleugnung seiner selbst, seine traurige Arbeit war, nicht zu lange gefunden hatte; dieser so sonderbare Mann, konnte oder wollte nicht die noch wenigen Minuten erwarten, um seine Erhebung völlig bekräftigt zu sehn. Die Larve, womit er alle Welt bezaubert, und die ihm allein die päpstliche Krone so nahe gebracht hatte, diese Zauberlarve riß er auf einmal zur höchsten Unzeit ab. Man beschäftigte sich noch mit dem Ecce homo, als der bisher immer krumm gebückte Montalto sich auf einmal wie neu erschaffen in die Höhe richtete, eine majestätische Stellung annahm, seine Krücke von sich schleuderte, und wie der gesündeste, kräftigste Mensch mit großem Geräusche seinen Speichel auswarf. Mit Blicken voller Ernst und Würde sah er umher. Alle versammelten Cardinale standen wie versteinert; es war ihnen, als ob sie das Haupt der Medusa sähen. Die vielleicht ergriff das Erstaunen eine Anzahl Menschen so gewaltig, als diese Priester im Purpur bey einer solchen alle Begriffe übersteigenden Scene. Kaum konnten sie ihren Sinnen trauen. Was war nicht von einem mit der höchsten Autorität

bewaffneten Papst zu erwarten, der seine jedermann erinnerlichen großen Talente und wüthende Leidenschaften bis auf den Grad verleugnet hatte, funfzehn Jahre lang im Staube zu kriechen, und die Rolle eines Elenden zu spielen? Keiner durfte von dieser omlinßen Veränderung etwas gutes für sich erwarten, und alle sahen sich in ihren Erwartungen schrecklich getäuscht. Die Cardinäle Medicis und Alexandrini, Este und Buon Compagni nebst allen andern klugen, sittigen und im kirchlichen Gewande grau gewordenen Priestern, alle waren ganz betäubt, und verloren die Besonnenheit in kostbaren Augenblicken, wo sie noch die kräftigsten Mittel in ihren Händen hatten, das ihnen drohende Nebel zu entfernen. Nichts war jetzt leichter, als mit Hintansetzung aller Formalitäten und aller üblichen Gebräuche eine einstimmige Vernichtung der Wahl zu bewirken, die noch ein Geheimniß des Conclave war. Gesah dies, so war Montalto verloren; die Früchte seiner tiefdurchdachten und höchst mühsam angeführten Pläne waren auf ewig dahin. Sport und Schande ohne Grenzen erwarteten ihn, und zwar in eben dem Maße, als seine Verstellung

groß gewesen war. Er wäre der Nachwelt als einer der seltsamsten Thoren bekannt geworden, und Rom hätte seinen größten Papst, den Hersteller alter Kunst und Pracht, den strengen aber weisen Gesetzgeber, und Europa einen der außerordentlichsten Regenten nie bewundert. Noch war es Zeit, allein die schleunigste Entschliebung war erforderlich. Endlich schien sich der Cardinal Farnese zu ermannen, und rief aus: „Man sehe sich wohl vor, das Scrutinium ist nicht richtig!“ Montalto aber mit der Superiorität, die wahrhaft große Männer über andre haben, schreckte ihn so wie alle übrigen durch einen fürchterlichen Blick zurück, und schrie: „Es ist richtig!“ Und nun fing er selbst an, das Te Deum mit einer so starken Stimme zu singen, daß die ganze Capelle erdbete; die betäubten außer sich gesetzten Cardinäle stimmten mechanisch mit ein, und nun war Montalto Papst.

Viertes Buch.

Der neue Papst bestätigte gleich in den ersten Augenblicken die unangenehmen Erwartungen der Cardinäle. Die Ceremonien-Meister fragten ihn dem Gebrauch zufolge, ob er die päpstliche Würde annehmen wollte. Die Antwort war: „Ich kann nicht mehr empfangen, was ich schon besitze, aber gern möchte ich noch weit mehr annehmen, da ich durch die Gnade Gottes Kraft genug in mir empfinde, nicht allein die Kirche, sondern die ganze Welt zu regieren.“ Als man ihm die päpstlichen Kleider anlegte, waren seine Bewegungen ganz die eines Jünglings, voll der größten Lebhaftigkeit. Die Cardinäle schüttelten die Köpfe, und keiner sprach, bis Rusticucci das Wort nahm und scherzend sagte: „Heiligster Vater! Die päpstliche Krone ist eine Universal-Arzney, denn sie macht alle kranke Cardinäle jung und ge-

„fund.“ Er antwortete ernsthaft: „Das ist sie
„auch, wie ich jetzt erfahre.“ Harnese, der nur
nochgedrungen seine Wahlstimme gegeben hatte,
sah eine Linderung seines Unmuths in dem
Leiden seiner Feinde Medicis und Alexandrini,
die ehrgeizigen Urheber dieser Wahl, die sich nun
so schrecklich getäuscht sahen; er sagte daher
beim Ausgange aus dem Conclave zum Cardinal
Esforza: „Den Kaiser Carl V. reuete es schon
„am Abend des nämlichen Tages, daß er seine
„Krone niedergelegt hatte; diese Herren aber
„haben zu ihrer Reue nicht so lange Zeit ge-
„habt.“ „Ich will Sie noch glücklich preisen,
„erwiderte Esforza, wenn Ihre Reue nicht von
„weit längerer Dauer ist.“ Der neue Hohe-
priester nahm den Namen Sixtus V. an, um
das Andenken des Papstes Sixtus IV. zu ehren,
der auch ein Franciscaner gewesen war.

Sixtus wurde nun im Pomp nach der Pe-
ters-Kirche gebracht. Das Volk stürzte herbei,
um den neuen Papst zu sehen, und seinen Segen
zu empfangen. Man erkannte ihn nicht, und
Alt und Jung fragten einander, wer denn dieser
Papst wäre? so groß die Verwandlung.

Der alte kränkliche Montales, der Tag und Nacht kranke, und auf den Straßen aus Schwachheit umfiel, war in einen gesunden kraftvollen Mann umgestaltet; vorher krumm gebückt auf einer Seite hängend mit niedergeschlagenen Augen, jetzt gerade ausgerichtet mit Blicken voll Ernst und Majestät um sich her schauend; die Hände und Arme, die sonst nur mit Zittern in die Höhe gehoben wurden, bewegten sich jetzt mit Grazie, um nach allen Seiten den Segen auszuspenden. Das Volk schrie unaufhörllich: „Es lebe Sirtus! Heiliger Vater, Ueberfluß und Gerechtigkeit!“ Er antwortete zu wiederholten malen: „Ueberfluß, könnt ihr wie eine Gnade verlangen; Gerechtigkeit aber, auch ohne Ansehen der Person zu ertheilen, ist meine Pflicht, die ich erfüllen werde.“

Es herrschten in allen Zweigen der Regierungsverwaltung die größten Mißbräuche und Unordnungen. Niemand kannte sie besser, als Sirtus; auch war sein Verlangen, denselben abzuheffen, so groß, daß er selbst am Wahltag sagte: „Noch heute Abend will ich anfangen,

„für die Bedürfnisse des Volks Anstalten zu
„treffen.“ Es war der 24ste April im Jahr
1785. Man bath ihn; als er aus der Kirche
im päpstlichen Pallast ankam, daß er etwas
ausruhen möchte; er erwiderte aber, daß die
Arbeit künftig seine größte Ruhe seyn würde.
Die Cardinale Alexandrini, Rusticucci und Me-
dicis bemühten sich, sich bey ihm einzuschmel-
zeln, allein dieß war fruchtlose Nähe; ihr
Scherz sowohl als ihr Ernst, alles war bey dem
neuen Papst verloren. Der letztere Cardinal
sagte: „Ew. Heiligkeit haben jetzt eine ganz
„andere Wiene, als sonst, da Sie Cardinal wa-
„ren.“ Sixtus antwortete: „Damals suchte
„ich die Schlüssel des Paradieses, und um sie
„zu finden, ging ich gekniet, und sahe auf die
„Erde; jetzt aber, da sie in meinen Händen
„sind, betrachte ich bloß den Himmel, da ich auf
„Erden nichts mehr nöthig habe.“ Alexandrini
bewunderte seine geschwinde Herstellung, und
fügte hinzu: „Ew. Heiligkeit haben weder gestern
„noch vorgestern mit so viel Kraft gesprochen,
„als heute.“ Sixtus antwortete: „Ich war
„gestern nicht Papst, auch vorgestern nicht, jetzt
„aber bin ich es.“ Rusticucci wollte ihm seinen

unordentlich hängenden Mantel zurecht rücken, und legte deshalb Hand an; allein auch dieser Dienst war nicht angenehm, und zog dem dienstfertigen Cardinal die kränkenden Worte zu: „Dey einem Papst ziemt sich keine solche Verträulichkeit.“ Es fehlten in den päpstlichen Zimmern einige Bedürfnisse; die Cardinäle, um dem Papst ihre Aufmerksamkeit zu zeigen, befohlen die schnelle Herbeschaffung der fehlenden Artikel. Etrus aber machte bald allen ihren Bestrebungen ein Ende, indem er ihnen mit einem ernsthaften Tone sagte, sie möchten sich die Mühe ersparen, er würde selbst anordnen, was er nöthig hätte.

Schon die erste Nacht, Mahlzeit des Papstes hatte etwas Aufzeichnendes. Er ließ die Cardinäle, Medicis, Alexandrini, Rusticucci, Buon Compagni, Altieri und Este dazu einladen, und hier während der Mahlzeit, wobei sie nicht als Gäste, sondern nur als Zuschauer zugegen waren, erklärte er ihnen die Grundsätze, nach welchen er regieren würde; er sprach viel von der Macht, die Christus dem heiligen Petrus gegeben hätte, die folglich jetzt mit Ausschließung aller andern Men-

schon auf Erden in seine Hände gekommen wäre, und die er daher auch brauchen würde. Die Cardinäle verstanden diesen Wink und wollten Vorstellungen versuchen; er ließ sie aber nicht zu Worten kommen, sondern sagte, die Kirche brauchte nur einen Herrscher; worauf Rusticucci äußerte, daß Sixtus sich doch im Conclave ausdrücklich ihren Beystand ausbedungen habe. „Das habe ich gethan, antwortete der Papst, ich denke aber jetzt anders, und wenn diese Veränderung mein Gewissen beschweren sollte, so werde ich meinem Beichtvater die Macht ertheilen, mich zu absolviren. Ihr habe mich zum Papst gemacht, ich gestehe es; dieß geschah aber nur bloß um Euerm eignes Interesse, nicht meiner wegen; wenn ich also jetzt das meinige allein vor Augen habe, so folge ich Euerm Beispiel.“ Mit diesem Compliment entließ er sie. Keiner kränkte sich mehr als Medicis, der beim Weggehn zu den andern Cardinälen sagte: „Ich sehe ein Ungewitter, das sich über unsre Häupter zusammenzieht; ein jeder muß auf seine Sicherheit denken.“

Sixtus, seiner großen Hoffnung voll, hatte als Cardinal immer ein Buch bey sich getragen,

worin er alle seine Entwürfe von künftigen Gesetzen, Unternehmungen und Verbesserungen, eingezeichnet hatte. Dief that er oft, sogar während seines Dreier-Gebets, wobei er sagte: „Das Wohl des einzeln Menschen muß dem öffentlichen Wohl nachstehn. Das Dreier geht nur mich allein an, mein Gedankenbuch, aber ist für die ganze Christenheit.“ Die Justizpflege im Kirchenstaat war über alle Begriffe schlecht, und Verbrechen jeder Art gehörten zu den gewöhnlichsten Ereignissen des Tages; daher war eine der ersten Handlungen des neuen Papstes, den Gouverneur von Rom und alle Criminal-Richter zu sich kommen zu lassen, um ihnen nachdrücklich ihre Pflichten einzuschärfen, wobei er unter allerhand Drohungen auch die Worte sagte: „Ich bin nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert.“ Die Audienzen der fremden Gesandten und der Römischen Großen waren nur kurz, indem er erklärte, daß er die ersten Tage seiner Regierung nicht mit Complimenten verschwenden wollte.

Es war zur Gewohnheit geworden, am Krönungstage eines Papstes alle Gefängnisse zu

öffnen, und die Verbrecher frey zu lassen, welche sich besonders um: der milden Regierung des Papstes Gregorius zahllos gehäuft hatten. Diese Gemüthsart zog immer gegen Ende des Conclaves eine Menge Banditen nach Rom, die sich, so wie in England die Schuldner, kurz vor einer Insolvenz-Acte, freiwillig in die Gefängnisse begaben. Mehr als fünf hundert, unter welchen die Hälfte Mörder waren, hatten dieß auch jetzt gethan, in der festen Hoffnung, am Krönungsfeste ihre Freyheit und völlige Begnadigung zu erhalten. Der Gouverneur der Stadt begab sich deßhalb einige Tage zuvor zum Papst, um dessen Befehle einzuholen. Seine Frage war, ob alle ohne Ausnahme begnadigt werden, oder einige der größten Bösewichter von dieser Gnade ausgeschlossen werden sollten? Sixtus ergrimimte, und sagte mit flammenden Augen: „Was untersteht Ihr Euch von Begnadigungen zu sprechen? Die Richter haben unter der dreizehnjährigen Regierung meines Vorfahren nur zu lange ausgeruht; ich will sie aus ihrer schändlichen Schlassucht wecken. Ich weiß, daß andere Päpste und Monarchen bey ähnlichen Gelegenheiten mit solchen Begna-

„Befehlungen freygebzig find; dieß aber iſt keine
 „Regel für mich. Rom hat Richter nöthig;
 „ich ſtelle mich an ihre Spitze, und werde
 „mit dem Schwert in der Hand durch eine
 „genaue Juſtißpflege meine Regierung aus-
 „zeichnen. Ich verblethe also, daß ohne Rückſicht
 „auf Stand und Alter keiner von den Gefangenen
 „losgelaſſen wird, vielmehr ſoll man ſie enger als
 „zuvor einſchließen, und ihnen ſo geſchwind als
 „möglich den Proceß machen, damit die Gefänge-
 „niſſe leer werden, und andre ihren Platz ein-
 „nehmen können. Ja! um der Welt zu zeigen,
 „daß Gott mich auf den Stuhl des heiligen
 „Peters geſetzt hat, die Tugenden zu belohn-
 „nen und das Verbrechen zu beſtrafen, ſo ſollen
 „morgen viere der ſtrafbarſten verurtheilt wer-
 „den, und zwar zwey zum Strick, zwey aber
 „zum Bloß, und die Hinrichtung ſoll am
 „Krönungstage ſelbſt geſchehn.“

Dieſer Entſchluß erregte große Verſtürzung; ſelbſt
 die Unbefangenen waren unzufrieden, daß ein
 Tag der Freude durch Henkersarbeit ſollte ent-
 ehrt werden. Die meiſten Cardinäle, Gefand-
 ten und vornehmen Römer, hatten ihre ſtraf-
 bare

bare Bedienten, ihre Creaturen, ja einige ihre eigne Verwandten in die Gefängnisse geschickt, und alle fanden sich jetzt in ihrer Erwartung betrogen. Um den Künsten dieser Verschüler vorzubeugen, ließ der Paps den Gouverneur wissen, daß er und alle Richter mit ihrem Leben und Freyheit für die Entweichung traend eines Missethätters haften sollten. Die Kardinäle vereinigten sich Vorstellungen zu thun, und Farnese, Medici und Colonna, diese Priester im Purpur der drey erlauchtesten Familien Italiens, begaben sich zum Paps. Sie sprachen im Namen des heiligen Collegiums, vom Scandal des Blutvergießens an einem so feyerlichen Tage, von unzeitiger Strenge, von den Blößen, die man dadurch den Kechern gäbe, und beschwuren den Paps, sich nach dem Vorbilde Christi, dessen Statthalter er sey, als den Vater der Barmherzigkeit zu zeigen. Sixtus brach in Zorn aus, und verwies ihnen in den heftigsten Ausdrücken ihre Verwegenheit, seiner Autorität zu nahe zu treten; er sagte, nicht die Strafe der Verbrechen, sondern deren Straflosigkeit wäre ein Scandal der Kcher, und da Rom zu einer Mördergrube geworden wäre, so wollte er mit der

Hülfe Gottes durch strenge Gerechtigkeit die
Wissethäter vertilgen, und die Sitten des Volks
bessern. Die betroffenen Kardinäle eilten von
dannen; sie waren aber noch nicht die Treppe
herunter, als sie wieder zurückgerufen wurden.
Der Papst sagte ihnen im Vorzimmer. „Ich
„habe vergessen Euch Nachricht zu geben, daß
„ich mich nicht bloß auf die Bestrafung der Mi-
„sethäter einschränken werde, sondern daß auch
„ihre Beschützer bestraft werden sollen.“ Nach
dieser Anzeige wandte er ihnen den Rücken zu,
und entfernte sich.

Dies Betragen des Papstes erregte das
Schrecken aller Einwohner Roms; man zitterte
wenn man seinen Namen nannte, und das hei-
lige Kollegium der Kardinäle, das bis dahin die
eigenmächtige Autorität der Päpste nicht wenig
eingeschränkt hatte, verlor allen Muth, und ge-
traute sich nicht seine alten Rechte zu behaupten.
Das Volk sagte: die Kardinäle hätten ein Päpst-
lein machen wollen, sie hätten aber ein Ungeheuer
von einem Papst gemacht.

Unter den so unerwartet und so geschwind
zum Tode verurtheilten Personen befand sich ein

Mann von guter Familie, Namens Elacci, der nach Römischer Sitte seinen Dolch gebraucht, und sich sodann in der gewissen Zuversicht seiner Begnadigung ins Gefängniß begeben hatte. Seine Frau und fünf Kinder warfen sich in Thränen schwimmend dem Papst zu Füßen, und flehten um Gnade. Sixtus antwortete: „Weis, ne gute Frau! Euer und eurer Kinder Schicksal rühre mich; ich kann es aber nicht ändern. „Meine Pflicht ist die Gerechtigkeit wieder in „Rom einzuführen, nachdem sie so lange Zeit „von hier verbannt gewesen ist.“ Elacci wurde enthauptet.

Ein anderer Vorfall aber machte noch größeres Aufsehen. Der Kanonikus Carcelli, ein Mann von Verdiensten und Ansehen, war Magior Domo, oder Hofmarschall, bey dem Kardinal Carpi, dem Wohlthäter des Montalto gewesen, und hatte häufige Gelegenheit gehabt, dem letztern Dienste zu leisten. Der Nefse dieses Carcelli hatte ein Mädchen aus ihrem väterlichen Hause entführt, und hernach genozschäftigt. Er wurde vor Gericht dieser Verbrechen überführt, allein sein Onkel fand Mittel, das fer-

ihre Verfahren der Richter zu verhindern, und der Jüngling heyrathete das Mädchen. Es waren jedoch zur Endigung des Processes noch einige Formalitäten übrig, die Cartelli dadurch abzukürzen glaubte, wenn sein Neffe sich kurz vor dem Rechnungstage im Gefängniß begäbe. Der schreckliche Entschluß des Papstes betäubte ihn zwar, die Erinnerung der alten Freundschaft aber machte ihm wieder Muth, und er übergab Sirtus in Person seine Unterschrift, worin er sich auf die große Jugend seines Neffen und auf dessen Reue berief, wozu er hinzufügte, daß derselbe sein Verbrechen durch die Heurath wieder gut gemacht habe. Der Papst antwortete, daß Montalto sich noch mit Vergnügen der alten Freundschaft des Cartelli erinnere, daß aber der zum Papst gewordene Montalto vergessen müsse, daß sie Freunde gewesen wären, besonders da hier von der Bestrafung eines Verbrechens die Rede sey. Er rath daher Cartelli an, Statt für das Leben seines Neffen zu bitten, Gott seine Seele zu empfehlen. Nun machten die gewonnenen Richter noch einen Versuch; sie bezogen sich auf neuere Untersuchungen, und auf die Erklärung des Vaters, daß

alles mit seiner und seiner Tochter Genehmigung geschehen sey; allein der Papst ließ sich die Akten der ersten Untersuchung holen, und sah daraus, daß der Vater Anfangs selbst Kläger gewesen, und daß das Verbrechen durch Zeugen bewiesen worden war. Dieß ungerichte Verfahren der Richter wollte er nicht ungestraft lassen. Zwey dieser Unglücklichen mußten um den Grad ihrer Strafe loosen; der eine bekam den Staubbesen, und der andre wurde aus Rom gesagt, nachdem er zuvor selbst sein böses richterliches Verfahren umständlich hatte erklären müssen. Der Neffe des Cartelli wurde vor dem Hause, wo er das Verbrechen begangen hatte, aufgeknüpft, ihm selbst aber gab er zum Beweise seiner Achtung, und zum Trost bey der Hinrichtung seines Verwandten, das zum Königreich Neapel gehörige Bisthum Ananica, sein dadurch erlesdigtes Kanonikat oder erhielt der Bruder des Hingerichteten.

Ein sehr reicher Prälat, Monsigneur Cesarino, ohne Rücksicht auf seinen Stand zu nehmen, lebte ganz mit der Welt und söhnte sie

men Leidenschaften. Er hatte dem armen Kardinal Montalto viele beträchtliche Geschenke gemacht, ja, ihm sogar ein Haus und Garten mit allem Zubehör geschenkt. Dieser Prälat besaß nahe bey Rom einen Landsitz, wo sich beständig einige von ihm besoldete Banditen aufhielten. Drey der ruchloseten aber, über welchen das Schwert der Gerechtigkeit schon lange schwebte, ließ Cesarino jetzt ins Gefängniß gehn, und begab sich zum Papst, um ihnen Gnade zu erbitten. Sixtus versicherte ihn, daß er sich mit dankbarem Herzen seiner Freundschaftsdienste erinnere, daß er aber nicht wüßte, ob er ihn länger unter seine Freunde zählen sollte, weil er um die Vergnabigung solcher Bösewichter bäte. Er führte ihm dabey sein schändliches Leben und seine vielfachen Verbrechen durch gedungne Mörder zu Gemüthe, und fügte die schrecklichen Worte hinzu: „Ich bin deßhalb gezwungen Euch zum Tode zu verdammen. Das Urtheil ist in meinem Herzen gesprochen; ich will es aber wegen Eurer mir erwiesenen Dienste vernichten; jedoch mit der einzigen Bedingung, daß Ihr von nun an ein neues Leben fährt.“ Die Verkürzung des Cesarini, bey dieser höchst unerwarteten Anrede

war so groß, daß er zu den Füßen des Papstes sank, und weggebracht werden mußte. Diese Scene, die darauf folgende Hinrichtung der Banditen, seiner Mitgenossen, und das laut Urtbeil vollzogene Niederreißen seines Landhauses als einer Mörderhöhle, machten einen solchen Eindruck auf ihn, daß er die Welt verließ, und ein Karthäuser wurde.

Die Krönung des Papstes geschah mit großer Pracht, wobei die Gesandten der vornehmsten Monarchen, den die Person des Hohenpriesters bedeckenden Himmel trugen. Unter diesen Gesandten befanden sich zwei Japanische Prinzen, die auf Veranlassung der Jesuiten nach Rom gekommen waren, um im Namen der Könige von Bungo und Arima dem Papst zu huldigen. Man hatte wegen der Länge der Reise sehr junge Personen dazu ausgesucht. Die Gesandten selbst waren nur sechzehn Jahr, und zwei vornehme Japaner, ihre Assistenten, nur achtzehn Jahr alt. Erst nach einer vierteljahrigen Reise kamen sie in Rom an, wo sie nicht allein mit Pomp, sondern auch mit Liebe und Dienstfeier aufgenommen wurden. Des der

Ceremonie der Krönung mußten sie auf Befehl des Papstes ganz nahe bey ihm seyn. Man verbrannte dem Gebrauch zu Folge ein Büschel, um Rauch zu machen, wobey man die Worte sagte: „sic transit gloria mundi.“ Diese wohl bedachte Erinnerung an die Vergänglichkeit irdischer Größe in den Augenblicken göttlicher Verehrung, war von den Päpsten gewöhnlich unbeantwortet geblieben; Sixtus aber sagte laut vor dem ganzen Volk mit stolzer Stimme: „Der Ruhm meines Namens wird nie vergehn, weil ich ihn durch die Ausübung der genauesten Gerechtigkeit gründen werde.“ Hierauf wandte er sich an die Japaner mit den Worten: „Meine Kinder, erinnert euch dieser Ceremonie und erzählet sie euren Beherrschern.“ Bey der großen Cavalcade nach der Laterankirche, von welcher der Papst Bischof ist, hatte einer von diesen Japanern die damals von so vielen Fürsten beneidete Ehre, den päpstlichen Zeigbügel zu halten. Sixtus bestieg das Pferd wie ein Jüngling. Der Cardinal Farnese bezeugte ihm darüber seine Verwunderung, erhielt aber zur Antwort: „Sie irren sich, als Cardinal war ich beherrschender wie jetzt, denn ich hatte damals

„die Welt unter meinen Füßen, jetzt aber trage
ich sie auf meinen Schultern.“

Die Japaner blieben drey Monat in Rom.
Es fehlte ihnen an Geld, da die Reise so lange
gedauert hatte, und die Schiffe ausblieben, weß-
halb sie der Papst in allem frey unterhielt, und
überdies ihnen 3000 Römische Thaler auszahlen
ließ. Man hatte in Japan Seminarien ange-
legt, zu deren Unterhalt der verstorbene Papst
jährlich 4000 Zechinen anwies; diese Summe
wurde jetzt von Sixtus mit 2000 Zechinen ver-
mehrt. Vor der Abreise dieser Gesandten wur-
den sie aufs Kapitol geführt, und hier mit Mes-
sertlieferung der dazu gehörigen Patente, sie so-
wohl als ihre Nachkommen, zu Römischen Bür-
gern und Patriciern ernannt. Der Papst schlug
sie selbst in der Peterskirche zu Rittern vom gold-
nen Sporn, und umarmte sie so zärtlich, wie
ein Vater seine Kinder, zum Erstaunen aller
Anwesenden, die wegen seiner Strenge ihm keine
sanften Gefühle zutrauten. Sixtus las selbst
eine Messe für ihre glückliche Reise, und reichte
ihnen das Abendmahl in eigener Person; sodann
entließ er sie mit seinem Segen und mit Ge-
schenken überhäuft.

Die Familie des Cirtus hatte bisher in großer Armuth gelebt, da er aus abenangeführten Gründen, von seinen Verwandten nichts wissen wollte. Jetzt war dieser Zwang nicht mehr wichtig, und er konnte die so lange unterdrückten Wünsche seines Herzens erfüllen. Er befahl, daß seine Schwester Camilla mit ihren Kindern, zwei Söhne und eine Tochter, nach Rom kommen sollte. Sie machte sich geschwinde auf, und fand vor der Stadt die Cardinale, Medicis, Alexandrini und Efta, die in der Meinung dem Papst gefällig zu seyn, ihr entgegen gekommen waren, sie in einen Pallast führten, und wie eine Prinzessin anschnürten. In diesem Glanz begleiteten sie die neugebohrne Dame nach dem Vatican. Cirtus eilte ihr freudig entgegen, stuzte aber über ihre prächtigen Kleider: er stellte sich nun als ob er sie nicht kenne, und fragte zu wiederholten mahlen, wo denn seine Schwester wäre. Hier ist sie, sagte Cardinal Alexandrini, indem er sie bey der Hand nahm, und dem Papst zuführte, der aber mit Verachtung erwiderte: „Sie ist es nicht. Ich habe „nur eine Schwester, die eine arme Wuerthin ist, „hier aber sehe ich eine Römische Prinzessin.“

Hierauf entfernte er sich, und ließ der ankommenden Familie befehlen, den Pallast zu verlassen. Die getränkten Kardinäle begaben sich nach Hause, und sandten die verlassene Schwester nach einem Gasthose, um dort für sich selbst zu sorgen. Sie kam bald wieder nach dem Vatican in ihrer Bauerntleidung, und umfing mit ihren Kindern die Knie ihres Bruders, und nun empfing sie Citrus aufs zärtlichste mit den Worten: „Jetzt bist du wirklich meine Schwester, „und wenn du als Prinzessin erscheinen sollst, „so soll es durch mich allein geschehn.“ Die Kleider und der Schmuck wurden dem Cardinal Alexandrini im Namen des Papstes wieder zurückgeschickt. Er gab ihr seinen vorigen Pallast und wies ihr ansehnliche Einkünfte an, verbot ihr aber ausdrücklich, sich in keine Regierungs-Angelegenheiten zu mischen, und nie eine Gnade von ihm zu verlangen. Sie befolgte genau diesen Befehl, und da ihr Alter und vorige Lebensart sie obzwehn für die große Welt untauglich machten, so lebte sie mit einem kleinen Gefolge ruhig, und brachte ihre meiste Zeit zu mit Beten und Besichtigung der Kirchen. Ihre Kinder,

vom welchen der Älteste Sohn achtzehn Jahre alt war, ließ Cirtus erziehen, und oft mußten sie ganze Tage im Vatican bleiben.

Ein Damenklub in Neapel, genannt: „Zur Sucht zu unsrer lieben Frauen,“ wählte die Camilla zu ihrer Beschützerin in Rom, diese aber eingedenk des brüderlichen Befehls, schlug die Stelle aus, obgleich höchst ungern. Cirtus erfuhr es, und erlaubte ihr den Antrag anzunehmen. Man aber verlangten die Neapolitanischen Damen für ihre Einstufung außerordentliche Indulgenzen. Die Beschützerin war in der größten Verlegenheit; endlich ermannte sie sich, warf sich zitternd dem Papste zu Füßen, und brachte stammelnd ihr Anliegen vor. Cirtus lächelte über ihre Furcht bey einer so geringfügigen Sache, und sagte: „Ich gewähre deine Bitte, weil sie niemanden schadet, vielmehr frommen Seelen zum Trost gereichen wird; aber erinnere dich, was ich dir untersagt, und daß dieß die erste, und auch die letzte Gnade ist, die ich dir je bewilligen werde.“ Dieß Betragen glaubte er seinen Regentenpflichten angemessen; denn er

ließ es nie an Zierlichkeit für sie ermangeln, und gab ihr unausdrückliche Beweise davon.

Kaum hatte Sixtus den päpstlichen Thron bestiegen, so kamen eine Menge Menschen, die ihn ehemals gekannt, oder mit ihm in irgend einer Verbindung gestanden hatten, aus allen Gegenden Italiens nach Rom, in Hoffnung ihr Glück zu machen. Sixtus hatte dieß vorher gesehen, und befohlen, niemanden Audienz zu versagen, zuvor aber ihre Namen, Stand, Zeitpunkt der Bekanntschaft, und Art der Verbindung genau aufzuzeichnen. Er hatte ein vortrefliches Gedächtniß; dieß kam ihm zu Hülfe, und so entstanden allerhand Scenen. Eines Tages stellte ihm der Magior Domo vierzig Personen dieser Klasse auf einmal vor, die er folgendermaßen anredete: „Meine lieben Kinder! Obgleich Montalto für die Welt gestorben, so ist doch seine Freundschaft für euch noch lebendig, und mir ist sie von ihm als ein Erbschaft hinterlassen worden. Es ist aber nöthig, seine wahren Freunde kennen zu lernen, um sie nicht mit so vielen andern zu vermischen, die aus Privatabsichten vorgehen, Freundschaft für ihn gehabt

zu haben. Erst aber muß ich an die Geschäfte
des großen Amtes denken, das mir die Vorsehung
gegeben hat, und die von hier so lange verbannte
Gerechtigkeit wieder zurückrufen; hernach will
ich meinen Freunden meine Dankbarkeit zei-
gen.“ Diese Anrede wiederholte er mehreren
Haufen sogenannter Freunde, die sich einstell-
ten, und jedermann ging hoffnungstrunken von
ihm weg.

Seine Sorgfalt für die Ruhe und Sicherheit
seiner Unterthanen verdrängte bey ihm anfangs
alle andre Unternehmungen. Er befahl dem
Gouverneur von Rom zwölf Scharfrichter, alle
aus verschiedenen Provinzen und Gegenden in
Eold zu nehmen, damit ein jeder Verbrecher durch
einen von seinem eignen Volk bestraft werden könn-
te. Diese Scharfrichter mußten wöchentlich einmal
mit Stricken in den Händen und Beilen auf den
Schultern paarweise in Procession durch die
Straßen der Stadt ziehn, um das Volk in
Furcht zu erhalten. Ein Bäckermeister, dem
dieß Schauspiel mißfiel, warf einen Stein nach
der vorbeziehenden Gesellschaft, und verwundete
einen Hentke. Seine Strafe war, von acht

Scharfrichtern durch die vornehmsten Etrusker Roms gepeitscht zu werden, und sodann auf die Galerien. Viele Gouverneure der Städte und viele Richter wurden abgesetzt, weil sie zu gelinde verfahren; und wenn ein neuer Richter eingesetzt wurde, so ließ ihn Sirtius vor sich kommen, und erinnerte ihn, das Schwert nicht zu schonen. Diese Strenge des Papstes, die an Grausamkeit gränzte, war jedoch so nöthig als heilsam. Die Wirkung davon war auch schnell und groß. In wenig Monaten fand man im ganzen Kirchenstaate eine hier nie gekannte Stille, und die heilige Stadt, sonst der Sitz so vieler öffentlichen Schandthaten und Verbrechen, wurde jetzt ein Wohnort in Ruhe lebender Menschen.

Um aber diese Ruhe aufrecht zu erhalten, so nahm er eine Menge Espione an, die in alle große und kleine Städte des Kirchenstaats vertheilt wurden, und große Pensionen erhielten. Er wählte sie unter den Priestern und Mönchen, den Advokaten und Krämern. Sie mußten auf die Gouverneurs und Richter ein wachsames Auge haben, und ihm auch melden, was das

Voll von ihm sagte. Diese Espione kannten sich untereinander nicht; sie schrieben alle in Ebsen und unter verschiedenen Adressen. In Rom allein waren deren funfzig, die von allem Nachricht gaben. Die aufmerksamsten erhielten außer ihren Pensionen noch Prämien. Auch außerhalb des Kirchenstaats, in ganz Italien, ja in allen europäischen Ländern hatte er dergleichen Espione, die von allen Schritten und Handlungen der Nuntien und anderer päpstlichen Minister, Bericht erteilen mußten. In Rom hatten diese Kundschafter ein jeder sein besonderes Geschloß. Manche waren bloß bestimmt, das Betragen und die Reden unter dem gemeinsten Pöbel, selbst der Soldaten und Stallknechte, zu beobachten. In jedem Kloster der Stadt befanden sich ein, auch wohl zwey solcher Espione. Auf diese Weise erfuhr der Papst alles aufs genaueste, was in Rom, in Italien, ja in ganz Europa geschah. Kein Monarch seines Jahrhunderts, ja vielleicht kein Monarch unsers eignen Zeitalters, war so gut von seinen Kundschaftern bedient, und von allem so wohl unterrichtet, als er. Die Nuntien hatten Befehl, kein Geld zu sparen,
um

um die Geheimnisse der Cabinette zeitig zu entdecken.

Der Papst ließ alle seit zehn Jahr abgetheilte Criminal-Processen durchsehn, und die zu gelinde behandelte Verbrecher wurden jetzt von neuem bestraft; hatte sie der Tod indeß weggerafft, so wurden ihre Güter eingezogen. Selbst die Ausübung der Amtspflichten aller Criminals Richter in den letzten zehn Jahren wurde untersucht, und bey Strafe der Excommunication jedermann aufgefordert, Ungerechtigkeiten anzuzeigen. Die Angerber erhielten Belohnungen. Viele Richter warteten diese Untersuchung nicht ab, sondern entflohen. Diejenigen aber, die in ihren Aemtern blieben, wurden zurückhaltender, lebten einsam, um nicht durch ihre Mischung in Gesellschaften wider ihren Willen zu unerlaubten Gunstbezeugungen vermocht zu werden. Ein Richter, der die Empfehlung einer Justiz-Sache selbst von einem Fürsten auch nur anhörete, verlor sein Amt ohne Gnade. Ließ jemand gegen einen Gerichtsbedienten eine Drohung fallen, so wurde er am Leben gestraft. Die Magistrats-Personen, sowohl in den Städten als auf dem

Landes, mußten Listen von allen Wüthigängern, Landstreichern, und liederlichen Menschen an den Papst selbst einsenden. Die geringste Nachsicht wurde mit dem Verrenken der Glieder am Schnellgalgen bestraft; eine noch übliche Italienische Sitte, die die Menschen oft um geringer Vergehungen zu Krüppeln macht. Ein Syndicus in Albano hatte seinen Nissen, einen sehr liederlichen Menschen, von der Liste weggeslassen; der Papst erfuhr es, ließ den Syndicus geschlossen nach Rom bringen, und obgleich der Spanische Gesandte um seine Begnadigung bath, so mußte er dennoch an den Schnellgalgen. Alle Landstreicher und Liederlichen kamen auf die Galeeren. Die Magistrats-Personen erhielten Befehl, die Criminal-Processse abzukürzen. Nur zwey Monath gab er zu dem Urtheil Zeit; bey einem Aufschub aus erheblichen Gründen mußten ihm selbst die Acten des Processes zugesandt werden, wobei er erklärte, daß ihm die gefüllten Galeeren und Galgen lieber, als die gefüllten Kerker wären. Er verboth die Sterndeutern, die damals in Rom sehr geliebt wurde; einige Astrologen aber, die dennoch ihr Handwerk insgeheim trieben, mußten Troß des

Schufes der vornehmsten Cardinäle auf die
Galeeren wandern.

Nun kam die Reihe an die Armen, deren
Noth er nach Möglichkeit abhelfen wollte. Die
Reichthümer Roms befanden sich damals, so
wie noch jetzt, in den Händen einer kleinen An-
zahl Familien zusammengeläuft: alle übrige
Einwohner waren mehr oder weniger arm.
Er wählte vier Männer von anerkannter
Rechtschaffenheit und Erfahrung. Diese mußten
in Person alle Familien in der Stadt besuchen,
und von allem Erkundigung einzeln. Diejenige
n, die kein Gewerbe hatten, wurden entweder
zu einer Unterhalt gebenden Beschäftigung an-
gewiesen, oder auf päpstliche Kosten nach andern
Ortern hingeführt, wo sie ihr Brod verdienen
konnten. Diese Sorgfalt schränkte sich jedoch
nur auf die alten Einwohner ein; in Ansehung
neuer Ankömmlinge aber wurde verordnet, daß
man niemanden ohne Gewerbe gestatten sollte,
sich in Rom niederzulassen, und die Pfarree
erhielten Befehl, den Strafe aus der Stadt
gejagt zu werden, keine Trauung zu verrich-
ten, ohne das Certificat eines von den Ums

ständen der Brautleute unterrichteten Polizey-
Richters zu haben.

Einer sehr alten Gewohnheit gemäß, schrieb das Volk immer, wenn ein Papst sich zeigte, ihm ein Bivat zu. Er verbot dieß durch ein öffentliches Edict, und wer es doch that, mußte auf einen Tag ins Gefängniß wandern. Dieß schreckte die Einwohner so sehr, daß sie, anstatt ihm entgegen zu eilen, um seinen Segen zu empfangen, vielmehr davon flohen, wenn er sich nur von weitem zeigte. So allgemein war das Schrecken seiner Gegenwart, daß die Mütter und Ammen, um ihren Kindern Furcht einzujagen und sie zum Schweigen zu bringen, oft die Worte brauchten; „Stiß! der Papst Sixtus „kommt!“ eine Drohung, die so starken Eindruck machte, daß diese Kinder selbst nach dem Tode des Sixtus seinen Namen nicht ohne Schrecken nennen hören konnten. Die Absicht Sixtus bey diesem Verbot war, den Endzweck seiner Incognito-Spaziergänge nicht zu verlieren, weil er bald die Richter in den Tribunälen, bald die Mönche in den Klöstern, bald

das Volk auf den öffentlichen Plätzen überraschen wollte.

Sein grausamstes Geseß betraf den Ehebruch, worauf er die Todesstrafe setzte. Der erste, der sie litt, war ein Mann von Verdiensten, ein vornehmer Römer und Verwandter des Cardinal Altems, der alles anwandte, ihn zu retten, aber vergebens; er wurde unter den Thränen des Volks enthauptet.

Ein Edelmann aus Salerno, Namens Tasca, war kurz vor der Wahl Sirtus nach Rom gekommen, um sich hier niederzulassen. Der Wunsch, ein Mädchen, das er liebte, desto freyer zu genießen, vermochte ihn, sie an seinen gutmüthigen Kammerdiener zu verheirathen, und so lebten alle in einem Hause beisammen. Sobald jenes strenge Geseß erschien, ratheten ihm seine Freunde, allen Umgang mit der Frau aufzugeben, oder mit ihr nach Salerno zurückzukehren. Tasca achtete diese Warnung nicht, weil er als ein Fremder nicht unter den Geseßen begriffen zu seyn glaubte. Die Richter, die der Gouverneur von Rom deshalb zusammen rief,

waren eben dieser Meinung; dennoch stimmten sie, daß man den Befehl des Papstes darüber einholen müßte. Diese Ungewißheit der Richter, setzte Strus in Wuth. Er rief aus: „Was! „sollte ich leiden, daß Ausländer hier unter „meinen Augen meinen Gesetzen trogen? An „den Galgen mit dem Ehebrecher, mit dem „Weibe und ihrem Manne, und, weil Ihr doch „Ekel wegen des Vaterlandes dieser Ver- „brecher habt, so nehme dazu in Neapel verser- „tigte Stricke.“ Die Todesstrafe des Tisca wurde jedoch wegen seiner besondern Verdienste und andrer günstigen Umstände erlassen, und in eine Galeren-Strafe verwandelt; die Frau aber nebst dem Manne und zwei Bedienten wurden gehenkt; eine Magd hingegen, bloß weil sie es den Gerichten nicht angezeigt hatte, wurde ausgepeitscht.

Der Römische Adel genoß damals große Freyheiten, und erlaubte sich daher die größten Vergehungen. Die Edelleute nahmen Waaren von den Kaufleuten, und wenn diese um ihre Bezahlung anhielten, wurden sie aus dem Pals laß gedrückt; klagten sie, so waren sie in ständ-

licher Gefahr, von gedungenen Banditen ihren Tod zu erhalten. Sirtus, der diese schreckliche Mißbräuche kannte, befahl allen Kaufleuten, ihm ein Verzeichniß ihrer an Crediten habenden Forderungen zu bringen, weil er sie selbst bezahlen wollte. Auf diese Nachricht eilten die meisten Schuldner noch in der Nacht mit ihrem Gelde zu den Kaufleuten, um ihre Namen von der Schuldliste zu vertilgen.

Die vornehmsten Beamten am päpstlichen Hofe, so wie alle Bedienten der Cardinäle, waren gegen Schuld-Gefängnisse gesichert, daher viele Schuldner, die nicht bezahlen wollten, von ihren Gläubigern gedrängt, zur Thore eines Cardinals ihre Zuflucht nahmen, und so selbst ohne Lohn die Schaar seiner Pflastertreter vermehrten. Um dieß Uebel mit der Wurzel auszurotten, ließ Sirtus bey Trompeten-Schall den Kaufleuten anzeigen, ihre Schuldner selbst in den Cardinals-Pallästen nicht zu schonen, und daß der weltliche Arm ihnen Hilfe leisten würde; nur acht Tage sollte den Schuldnern Frist gelassen werden, die alsdann nicht bezahlten, sollten aus den Pallästen zum sichern Gang

der Schirren gejagt werden. Wer von den Cardinälen es nicht thun würde, sollte selbst durch den Beschlag seiner geistlichen und weltlichen Einkünfte für die Schuld haften. Die Cardinäle glaubten, ihre Würde wäre durch diese Verordnung enteignet; sie gingen daher in großer Anzahl zum Papst, sich zu beklagen, der ihnen aber die Grundsätze der wahren Ehre erklärte, und so sehr beschämt abfertigte, daß sie beschlossen, ferner keinen Antheil an der Regierung zu nehmen, und dem Papst seinen Willen zu lassen, um sich seinen verben Vorwürfen nicht mehr auszusetzen.

Diese Verordnung wegen der Schuldner war für die Cardinäle desto empfindlicher, da fast keiner ihrer Bedienten ohne Schulden war, und diese, viele Jahre durch unbesorgt gehäuft, jetzt in der kurzen Frist von einer Woche bezahlt werden sollten. Unter andern war der Cardinal Esforza in der größten Verlegenheit, da sein Magior Domo für die Bedürfnisse Sr. Eminenz sehr beträchtliche Schulden gemacht hatte. Er sagte deshalb zum Cardinal Gonzaga, mit dem er nach Hause fuhr: „Ich will alles, was ich

„habe, verkaufen, um meine Gläubiger zu bezahlen, hernach in einen Mönchsorden treten, und als Missionar nach Indien gehen; denn von diesem schrecklichen Papsi haben wir nichts als endlosen Verdruß zu erwarten.“ Der Cardinal Gonzaga erwiderte: „Wenn Sie das thun, so werden Sie ihm gewiß ein großes Vergnügen machen; denn er wünscht nichts so sehr, als uns so arm und herumirrend wie die Pilger zu sehn.“

Sirtus selbst gab das Beispiel zu Abtragung der Schulden, indem er alle die unter seinem Vorgänger gemachten sorgfältig bezahlte; deßgleichen übernahm er die Schulden der armen Cardinäle, und um den Luxus in der Hauptstadt zu vermindern, befahl er allen Erzbischöfen und Bischöfen, nach ihren Diocesen zu reisen.

Um die Mordthaten zu verhindern, verbot er das Tragen der Dolche und Messer, so wie das Entblößen der Degen auf den Straßen. Gleich in den ersten Tagen seiner Regierung wurden vier Männer aufgeknüpft, bloß weil man Messer in ihren Taschen gefunden hatte,

und einem Edelmann aus Spoleto, der jemanden mit seinem Degen gedrohet hatte, wurde der Kopf abgeschlagen.

Obgleich nun durch diese Maßregeln die Sicherheit in der Stadt Rom bald völlig gegründet war, so schwärmten dennoch die Banditen in den Provinzen des Kirchenstaats herum: ihre große Anzahl machte sie fürchtbar und unternehmend; und wurden sie verfolgt, so eilten sie über die Gränze. Sixtus ersuchte die benachbarten Staaten, diesen Banditen keinen Zufluchtsort zu gestatten, sodann setzte er Preise auf ihre Köpfe, und bestrafte hart diejenigen Freunde, ja selbst die Verwandten, die diesen Abweichern zu ihrem Entkommen behilflich waren, oder sie nur einige Augenblicke beherbergten. Eines Tages sahe der Papst einen Ebirren-Hauptmann aus der Provinz in Rom herum gehn. Er ließ ihn gleich vor sich bringen, und fragte mit schrecklichen Blicken, wer er sey? Der Zitternde nannte sein Amt. „Du erfrest Dich, dem Papst ins Angesicht zu lügen, denn, wie könnte ein Varigello vom Lande Zeit haben, in Rom herum zu wandern?“ Sofort schickte

er ihn ins Gefängniß, und sein Leben schien verloren; allein der Papst begnadigte ihn mit der Bedingung, ihm in acht Tagen sechs Danditen-Köpfe zu bringen. Der Varigello eilte weg, und in der bestimmten Zeit lieferte er drei dieser Köpfe und vier lebende Danditen nach Rom, wofür er vom Papst, außer der versprochenen Begnadigung, noch eine goldene Kette erhielt. Die von allen Orten eingeschickten Köpfe dieser Bösewichter wurden theils auf den Thoren Roms, theils auf den beiden Seiten der Engelsbrücke aufgespitzt, wo Etrus sich oft an ihrem Anblick weidete. Diese Justiz-Trophäen mehrten sich aber bald so sehr, daß der Geruch, zumahl in so besuchten Gegenden, unelblich wurde. Der Magistrat von Rom bat daher den Papst, sie an einem andern Ort aufzustellen. Seine Antwort war: „Ich finde Euch Herren „sehr delicat, da Euch der böse Geruch von „Köpfen beleidigt, die niemanden mehr schaden „können. Was mich betrifft, so sind mir die „Köpfe, die andre Menschen quälen, weit un- „ausgleichlicher.“

In kurzer Zeit war der Kirchenstaat von Danditen gereinigt. Alle, die der Justiz ent-

wissten, flohen in die benachbarten Länder, die nach dem Maasse unsicher wurden, als die Sicherheit im päpstlichen Gebiet zunahm. Alle Beherrscher Italiens klagten darüber, und ihre Gesandten brachten diese Beschwerden selbst vor den Papst. Sixtus lächelte und sagte: „Wenn Eure Beherrscher mir ihre Staaten überlassen wollen, so will ich sie eben so, wie dem Kirchenstaat, von Verbrechern reinigen. Verführen sie so, wie ich, so würde bald ganz Italien der vollkommensten Ruhe genießen.“ Er setzte hinzu: „Souveraine können Wunder thun, wenn sie nur wollen.“

Sixtus trieb jedoch bisweilen seine Strenge zu weit. Ein Jüngling von sieben Jahren hatte sich den Ebitren widersetzt, weil sie des gestohlenen Pferdes seines Lehrers sich bemächtigen wollten. Der Papst verdammt ihn zum Tode, trotz aller Vorstellungen wegen seines ungeahnten Verbrechens und seiner Jugend; er sagte zum Gouverneur von Rom: „Um Eure Skrupel wegen des kurzen Lebens zu heben, so gebe ich dem Verbrecher zehn Jahre von den Weinigen, und nun thut Eure Pflicht.“ Ein andrer Jüngling

hatte sich gegen seine Mutter vergangen. Da sein Vater nicht mehr lebte, ließ ihn sein Onkel auf einige Tage einsperren. Cirtus erfuhr den Vorfall, verwarf die willkürliche Strafe des Onkels, ließ dem Jüngling den Proceß machen, und verdammt ihn zu den Galeeren.

In Bologna hatten viele der vornehmsten Häuser ihre eignen Banditen, die folglich bey ihren Mordthaten geschäft wurden. Der Graf Nepoli, einer der reichsten und angesehensten Edelleute der Stadt, war einer der vorzüglichsten dieser Beschützer. Dieß war eine unbestreitete Thatsache. Es kam daher ein Befehl von Rom, ihm den Proceß zu machen. Die mit ihm durch Verwandtschaft, durch Freundschaft, oder durch andere Verhältnisse verbundenen Richter von Bologna aber behaupteten, keine Weisrife zu ihrem gerichtlichen Verfahren zu haben, und schon wollten sie ihn förmlich für unschuldig erklären, als ein Abgeordneter vom Papst ankam, mit dem ausdrücklichen Befehl, ihn als Beispiel für andere zum Tode zu verdammen. Die Richter, die es nicht wagten, zu widersprechen, füllten das bestimmte Urtheil, verschoben aber die Voll-

ziehung, um seinen Freunden Zeit zu lassen, Bagnadigung zu ersiehn. Sixtus blieb jedoch unerbittlich, und Depoli, der in Bologna durch Pracht und große Feste sich vor allen andern ausgezeichnet hatte, mußte aufs Blutgerüst wandern, wo ihm der Kopf abgeschlagen wurde.

Sixtus vergaß auch den Mord seines Neffen nicht, und ließ dem Mörder den Proceß machen. Den Auftrag dazu bekam der Cardinal Buon Compagni, Neffe des verstorbenen Papstes. Der Cardinal wollte seinen Onkel entschuldigen, und sagte, daß man damals schon das Nöthige gethan haben würde, wenn Sixtus nicht selbst so viel Widerwillen gegen die Untersuchung gezeigt hätte. „Ich handelte so, sagte der Papst, zu Folge des göttlichen Gesetzes, das mir befiehlt, zu verurtheilen. Ich erfüllte dadurch meine Pflicht, als Privatmann; als Regent aber ist es meine Pflicht, diesen Mord zu bestrafen. Hätte Euer Onkel die Strafe übernommen, so hätte er mir jetzt die Mühe und den Schmerz erspart, den Tod meines Neffen, den ich härtlich liebte, zum zweiten male zu beweinen.“

Fünftes. Buch.

So groß auch die Sorgfalt war, womit Sixtus die innern Regierungsgeheimnisse verwaltete, so wurden doch die auswärtigen Angelegenheiten nicht vernachlässigt. Es war damals ein Zeitpunkt großer Begebenheiten. Elisabeth saß auf dem Englischen, Philip II auf dem Spanischen, und Heinrich III auf dem Französischen Thron, während daß Heinrich IV, zu der Zeit noch König von Navarra, der Schutzgott der Hugenoten war. Sixtus schien für diese Epoche geschaffen, und als Papst des sechszehnten Jahrhunderts hatte überdies alles für ihn Interesse. Gleich im Anfange seines Pontificats gerieth er mit den Beherrschern von Frankreich und Spanien in große Streitigkeiten. Der Gesandte des letztern Hofes übergab ihm am St. Peters-Tage, als Lehnspflicht für das Königreich Neapel, das jährliche Geschenk eines weißen Zelter's,

nebst einem Heutzel von 7000 Römischen Knechten; eine alte Ceremonie, die vom Kaiser Carl V, als er das Königreich in Besitz nahm, bestätigt worden war. Die Handlung geschah auch diesmal, wie gewöhnlich, mit großem Pomp, und der Gesandte begleitete den Tribut mit einer unterwürfigen Anrede. Der Papst empfing ihn sehr ernsthaft, und sagte, indem er sich von seinem Thron erhob: „Das heutige Compliment ist nicht übel, aber es gehört viel Veredelmheit dazu, jemanden den Tausch eines Königreichs gegen ein Pferd annehmlich zu machen; aber, setzte er hinzu, es soll nicht mehr lange dauern.“ Der Gesandte erkannte, besonders über die letzten Worte, die nichts geringers, als eine absichtliche Eroberung von Neapel andeuteten. Er sandte sogleich einen Courier nach Spanien. Philip aber forderte keine nähere Erklärung; auch that er keine weiteren Schritte, weder den Papst zu reizen, noch zu besänftigen, aber dem Herzog von Ossona, Vizekönig von Neapel, befohl er für die Sicherheit des Königreichs zu sorgen. Ossona befand sich ohnehin in großer Verlegenheit, sowohl wegen der Donbitten, Schaaren, die täglich aus dem Kirchen-

Kirchenstaat nach Neapel zu strömen, als auch wegen des Kornmangels, der schon zu wiederholten malen gefährliche Volksumulte veranlaßt hatte. Hiezu kam, daß der Papst die Ausfuhr des Getreides nach Neapel streng verbot, und über die Tumulte frohlockte. Man hörte ihn oft sagen: „Nichts kann sich glücklicher ereignen, meine Absichten zu befördern.“

Indessen brach ein anderer Streit mit dem Französischen Hofe aus. Der Papst hatte seinen Nuntius Maagioni aus Paris zurückgerufen, und den Prälaten Frangipani an dessen Stelle gesandt. Dieser war schon ehemals in Frankreich als Nuntius gewesen, und hatte sich durch seine standhafte Behauptung der päpstlichen Rechte so sehr die Abneigung des Französischen Hofes, als die Gunst des Römischen erworben. Diese wohlüberdachte Wahl des Cirtus war daher dem König Heinrich sehr unangenehm; er erfuhr sie erst, als der Nuntius bereits unterwegs war, und schickte eilig einen Courier ab, um ihn zu bitten, die Reise nicht weiter fortzusetzen, bis er fernere Nachrichten aus Rom erhielte; denn Heinrich hatte auch sofort einen Courier da-

hin geschickt, mit der Bitte an den Papst, ihm den Ragazoni zu lassen. Frangipani war schon in Lion angelangt, wo er einen prächtigen Einzug gehalten hatte, als die königliche Bottschaft ankam, daß er da verweilen möchte. Der Nuntius, ein stolzer, hitziger Mann, war aber darüber so aufgebracht, daß er sogleich umkehrte, und seinen Weg nach Rom nahm.

Auf die erste Nachricht von diesem Vorfall ließ Eirtus dem französischen Gesandten, Saint Gohard, andeuten, Rom und den Kirchenstaat in zwei Tagen zu verlassen. Heinrich war außer sich über diese Beleidigung; er rechtfertigte sich an allen Höfen, und fragte, ob eine höfliche Vorstellung an den Papst eine solche Begegnung verdient habe. Die Schuld fiel zuletzt auf den Gesandten, der die harten Aeußerungen des Eirtus über diesen Gegenstand, da es noch Zeit war dem Zwist vorzubeugen, seinem Hofe verschwiegen hatte, um einen Bruch zu vermeiden. Der Papst donnerte mit Drohungen umher, und ganz Frankreich war in Desorgniß. Die Sache wurde endlich beigelegt. Heinrich gab nach, er nahm den neuen Nuntius auf, und nun fehlte

auch Saint Gobard wieder nach Rom zurück,
wo er sich viel Achtung erworben hatte.

Man hatte in Frankreich ein Bündniß gegen
den König Heinrich von Navarra und die im-
mer sich mehrenden Protestanten gemacht. Nach
dem ursprünglichen Entwurf sollten die päpstli-
chen Bannstrahlen dieß Bündniß durch ihren
Glanz verherrlichen; allein der vorige Papst
hatte ungeachtet der dringendsten Vorstellungen
abgeschlagen, diese Waffen zu brauchen. Six-
tus entschloß sich dazu ohne Bitten, und nun er-
schien eine Excommunications-Bulle in so heftigen
fürchterlichen Ausdrücken, wie man noch keine
zuvor gesehen hatte. Es hieß darin, daß der
Papst vermöge der von Christo dem heiligen
Peter und seinen Nachfolgern verliehenen Ge-
walt über alle Mächte der Welt erhoben wäre;
daß diese Gewalt über die Menschen mit derjeni-
gen, die Gott über die Engel hätte, verglichen
werden könnte; vermöge derselben müßte er die
Gesetze der Kirche in Ansehn erhalten, alle die
sich dagegen auflehnen, als Rebellen bestrafen,
die Autorität ungehorsamer Fürsten vernichten,
ihre Kronen zerbrechen, und sie als Wortlose von

ihnen Thronen verjagen. Diesen gegen Heinrich und den Prinzen von Condé gerichteten Bann sprach Sixtus selbst aus im versammelten Consistorio, wober er eine schwarze Wachskerze in Händen hielt. Er erklärte sie für Ketzer, beraubte sie, ihre Kinder und Nachkommen, aller ihrer Staaten und Besigungen, erklärte sie aller Souverainität für unfähig, entband ihre Untertanen von dem geleisteten Eide, und untersagte ihnen allen fernern Gehorsam.

Dieser schreckliche Bannfluch weckte den guten Heinrich, der bis dahin zu sehr die Ruhe und die Vergnügungen geliebt hatte, aus seiner Schlassucht. Er beklagte sich gegen den König von Frankreich über den Schritt des Papstes, der eine Beleidigung aller Monarchen wäre, und zeigte ihm die Nothwendigkeit, ein solch Befahren nicht gut zu heißen, wenn er anders auf seinem eignen Thron sicher seyn wollte. Die Vorstellung wirkte, und die Publication der Bulle wurde in Frankreich untersagt, so sehr auch der Nuntius und die eifrigen Katholiken darauf bestanden. Heinrich gab ferner eine Rechtfertigung heraus, worin er alle Verläum-

dungen der Katholiken widerlegte, und bat den König von Frankreich als seinen Lehnsherrn, damit das Blut unschuldiger Menschen erspart, und die Länder nicht verheert würden, um Erlaubniß, durch einen Kampf die große Streitssache zu endigen. Er erbot sich zu einem Zweikampf mit dem Herzog von Guise, als Haupt der Ligue, oder es sollten zehn von jedem Theil, auch noch mehrere mit einander kämpfen, und so durch ihren Sieg den Streit entscheiden. Diese Erklärung machte auf alle Unbefangenen großen Eindruck. Man fand Heinrichs Verfahren großmüthig; der Herzog von Guise aber wollte nicht die Sache der Religion zu der seinigen machen; auch besorgte er, und zwar mit Recht, daß selbst der Sieg der Verbündeten die Gesinnungen der Protestanten nicht umlenken würde.

Heinrichs edler Charakter hatte ihm in der ganzen Christenheit Freunde erworben. Er hatte deren eine Menge, selbst in Rom, die ihn mit solchem Eifer dienten, daß man eines Morgens in den vornehmsten Straßen, an allen Palästen der Cardinäle, ja am Vatican selbst, eine Protestation gegen den Bannfluch in Heinrichs

und Conde's Knechten angeschlagen fand. Sie war so heftig wie die Bulle selbst. Sixtus wurde darin ein Mensch benannt, der sich für einen Papst hielte; der in Ansehung der ihm zur Last gelegten Ketzerey gelogen hätte, der mehr als sie ein Keger, ja selbst der Antichrist wäre, dem sie hiemit einen ewigen Krieg erklärten, entschlossen die Beleidigung, die er durch seine Bulle allen Monarchen angethan, an ihm durch die Waffen zu rächen. Sie erklärten feyerlich, daß sie ihn nicht für einen Papst erkannten, daß sie alle seine Anhänger für Feinde Gottes, des Staats, und der ganzen Christenheit hielten, und daß sie an eine künftige Kirchenversammlung appellirten.

Sixtus war weniger erstaunt über die Handlung, als über die Art wie sie, Trotz aller seiner Oplone, so heimlich konnte ausgeführt werden. Anfangs war sein Stolz außerordentlich beleidigt, aber bald triumphirte sein großer Geist über diese Schwachheit. Er bewunderte laut Heinrichs unternehmenden Charakter, der bey aller seiner Unmacht und in seiner kritischen Lage, dennoch Mittel gefunden hatte, ihn in einer so

großen Entfernung seine Rache fühlen zu lassen. Von Stund an zeigte er für diesen Monarchen die größte Achtung, versagte den Verbändeten in Frankreich allen fernern Verstand, und erklärte oft, daß um Europa glücklich zu machen, es nur von drei Regenten beherrscht werden müßte, nemlich von Heinrich von Navarra, von der Englischen Elisabeth, und von Sixtus. Diese Hochachtung für Englands Königin überwand bey ihm alle andre Betrachtungen, und entstand zu eben der Zeit, da Elisabeth unaufhörlich beschäftigt war, den Bruch mit Rom ewig zu machen. Aber auch sie trennte den Papst von dem Regenten, und sprach nie von dem letztern, als mit Bewunderung.

Die Staatsgeschäfte wurden ungeachtet seiner ernsthaften Gemüthsart manchmal mit scherzhaften Scenen abgewechselt. Die Veranlassung dazu gab sein vieljähriges Tagebuch, worin alle Vorfälle seines Lebens aufgezeichnet waren. Er las es fleißig, und erinnerte sich dabey sowohl empfangener Wohlthaten und Belehigungen, als erlebter Thorheiten. Zur Zeit seines Wundstuhls in Macerata, wollte er einst

ein Paar Schuhe kaufen. Er stritt mit dem Schuster lange um den Preis, wollte einige Groschen weniger geben, und versprach diese zu seiner Zeit zu bezahlen. Der Schuster sagte, vermuthlich wenn er Papst werden würde. Der Vater Felix erwiderte: „Ja wenn Ihr so lange wartet wollt, aber dann sollt Ihr auch das Geld sammt den Zinsen bekommen.“ Der Schuster reichte ihm lächelnd die Schuhe hin. Felix schrieb seinen Namen ins Tagebuch und ging weg. Die Erinnerung an dieß Versprechen vermochte ihn an den Gouverneur von Naccarata zu schreiben, den Schuster, wenn er noch lebte, von einem Polizeybeamten begleitet, nach Rom zu schicken. Dieß geschah, und der erstaunte Schuster, der die Ursache dieses päpstlichen Befehls nicht begreifen konnte, machte die Reise voll banger Erwartung, und langte zitternd im Vatican an. Sixtus ließ ihn vor sich kommen, und fragte ihn, ob er ihn je in Naccarata gesehen habe? Die Antwort des alten Mannes, der bebend auf den Knien lag, war: Nein! „Was, sagte der Papst; erinnerst du dich nicht, mir ein Paar Schuhe verkauft zu haben?“ Der Schuster versicherte, daß dieser Umstand

ihm ganz entfallen sey. „Wisse, erwiederte Eirtus, daß ich dein Schuldner bin, und daß ich dich habe herkommen lassen, um meine Schuld zu bezahlen.“ Er erklärte ihm nun den Vorfall, und entließ ihn. Sein Major Domo erhielt sofort Befehl, die versprochene Scheidemünze mit den Zinsen von vierzig Jahren her, dem Mann zu bezahlen, und dabei genau auf sein Betragen Acht zu geben. Der Schuhler, der große Summen erwartete, konnte seinen Unwillen nicht bergen, als er den dritten Theil eines Römischen Thalers empfing, und sagte zu jedermann in ungemäßigten Ausdrücken, es wäre grausam, ihn deshalb zu einer so weiten Reise zu verleiten, die ihm zwanzig Thaler kostete, und ihn lebenslang ruiniren würde. Er war schon zur Stadt herans, als Eirtus, der sich herzlich an der Erzählung belustigte hatte, ihn zurückrufen ließ, und ihn fragte, ob er einen Sohn hätte. Der Schuhler bejahte die Frage, und nannte seinen Sohn, der ein dem Eirtus wohlbekannter Mönch vom Servitenorden war, und Verdienste besaß. Der Papst ließ diesen noch vor der Abreise des Vaters nach Rom kommen, und gab ihm ein kleines Vöggen im Ab-

nigreich Neapel, worauf er seinen alten Gläubiger mit den Worten entließ: „Nun könnt ihr berechnen, ob ich euch meine Schuld sammt den Zinsen bezahlt habe.“

Es ist im zweiten Buch erzählt worden, daß Sixtus als Generalprokurator sich eiligst von dem in Florenz versammelten Generalkapitel entfernte, und aus Furcht auf seiner Reise nach Rom in Verhaft genommen zu werden, seinen Namen veränderte, und kein Franziskanerkloster berührte. Auf dieser Route übernachtete er in einem Augustinerkloster, dessen Prior, Namens Salviati, ihn sehr lieblich aufnahm, seine eigene Zelle mit ihm theilte, und mit Dienstbezeugungen überhäufte; da es dem Montalto damals an Geld fehlte, und dieser sich vier Römische Thaler auf eine Verschreibung ausbat, so erhielt er auch dieß Geld. Die Verschreibung aber war mit seinem falschen Namen unterzeichnet, und wurde nicht von ihm eingelöst, weil er diesen Umstand so wie seine Reiseroute nicht bekannt machen wollte. Jetzt aber befahl er dem General der Augustiner, den Vater Salviati, wenn er noch lebte, sogleich nach Rom zu senden. Salviati

hatte damals einen großen Zwist mit seinem Bischof, der ihn auch aufs heftigste bey der Congregation der Cardinäle angeklagt hatte; er glaubte daher, daß der Befehl zur Erscheinung vor dem so gefürchteten Papst, diese Klage bestrafe. Dieß vermuthete auch der Ordensgeneral, der ihn deßhalb durch vier Mönche, die ihn wie Häsher bewachten, nach Rom bringen ließ. Der Bischof freute sich schon zum voraus auf seine Bestrafung, und die Ordensbrüder, deren Rechte er verfochten hatte, und die ihn liebten, betraurten sein bevorstehendes Schicksal. Der General führte ihn selbst zum Papst, mußte sich aber sogleich entfernen. Kaum war Salviati mit Sixtus allein, so bemühte er sich seine Unschuld zu vertheidigen. Der Papst, der nie etwas von diesem Zwiste gehört hatte, stellte sich doch als ob er von allem unterrichtet wäre, und sagte: „Ihr habt Unrecht Euch gegen Euren Bischof aufzulehnen. Indessen habe ich Euch wegen einer andern Sache herkommen lassen. Man hat Euch beschuldigt, daß Ihr mit den Einkünften Eures Klosters nicht gut umgegangen seyd. Ihr sollt davon Rechnung ablegen. Aber erst will ich, daß Ihr es mir gestehn sollt.“

Salviati fing an wieder aufzuleben, weil von dem bischöflichen Streite nicht die Rede war, und er im ökonomischen Fache keine Unterfuchung scheute; denn diese mußte für ihn vortheilhaft ausfallen, weil er durch seine gute Wirthschaft die Einkünfte des Klosters vermehrt hatte. Er versicherte daher dem Papste, daß er sich der größten Strafe unterwürfe, wenn man ihm das geringste beweisen könnte. „Bedenkt, wohl was Ihr sagt, erwiederte Sirtus mit ernstem Blick, denn ich habe Beweise in Händen.“ Salviati blieb ruhig, da denn der Papst sagte: „Erinnert Ihr Euch nicht, daß Ihr als Prior im Jahr 1564 einem Franziskaner vier Thaler „geborgt habt? Nun frage ich Euch, ob Ihr „nicht straffällig seyd, so mit dem Gelde Eures „Klosters umzugehn?“ Salviati erinnerte sich gleich des Umstandes, war aber weit entfernt zu ahnen, daß Sirtus dieser Franciscaner gewesen wäre; er sagte daher: „Es ist wahr, heiliger Vater! und ich würde ihm noch mehr gegeben haben, wenn er es verlangt hätte, denn er schien mir ein verdienstvoller würdiger Mann zu seyn. Leider aber habe ich seitdem gefunden, daß er ein „Verräther war.“ Der Papst lächelte und sagte:

„Gebt Euch keine weitere Mühe ihn zu suchen,
„denn Ihr werdet ihn nicht finden; aber er hat
„mir den Auftrag gegeben, seine Schuld zu be-
„zahlen, und Euch zu danken. Hoffentlich wer-
„det Ihr also zufrieden seyn, mich zu Eurem
„Schuldner zu haben.“ Nun fiel dem Sal-
viati die Decke von den Augen, und wenn die
Worte des Papstes ihn mit Freude erfüllten,
so war er doch über den gebrauchten Ausdruck
Heerführer etwas besorgt. Sixtus ließ ihn
jedoch nicht lange in Unruhe, und sagte: „Es
„ist Zeit, daß ich Euch meine Dankbarkeit be-
„zeige, denn ich bin eben der Vater, den
„Ihr so großmüthig behandelt habt; und da
„Ihr mich in Eurer eignen Zelle aufnahm, so
„ist es billig, daß Ihr auch jetzt bey mir wohnt.“
Er ertheilte auch sogleich deshalb die nöthigen
Befehle, und er mußte täglich an der Tafel
seines Neffen speisen, bis der Papst Gelegen-
heit fand, ihm ein einträgliches Bisthum im
Königreich Neapel zu geben. Die Bildsäule
des Pasquins, die in Rom an Statt der
Schmähschriften diente, und damals immer
als redend vorgestellt wurde, sagte bey diesem
Vorfall: Man habe jetzt für die Bisthümer

den Preis aufgefunden, er betrage gerade vier Thaler.

Diese Erwieberung guter Dienste und Wohlthaten zeigte er bey aller Gelegenheit, und dauerte immer, wenn ihm der Tod zuvorgekommen war. In diesem Fall aber ließ er seine Dankbarkeit die nächsten Verwandten des Verstorbenen empfinden. Dagegen zeigte er keine Rache gegen seine alten Feinde; denn er sagte: „Wenn ich alle mir angethane Beleidigungen rächen wollte, so müßte ich den halben Franciscaner-Orden ausröthen.“

Die Jesuiten, die den vorigen Papst ganz beherrscht hatten, strengten alle Kräfte an, sich auch bey diesem einzuschmeicheln. Sie hingen sich deshalb an den ältesten Neffen des Sixtus, einen Jüngling, der in der Geschwindigkeit gleich im ersten Jahre dieses denkwürdigen Pontificats Cardinal geworden war, und so wie sein Onkel den Namen Montalto angenommen hatte. Ihr größter Wunsch war, dem Papst einen Beichtvater aus ihrem Orden zu geben. Der Cardinal Neffe wurde bald gewonnen, und that

Sixtus diesen Antrag, erhielt aber zur Antwort: „Es wäre besser, wenn ich der Reichsvater der Jesuiten wäre, als sie zu meinen Reichvätern zu machen.“ Er las einst auf ihr Ansuchen Messe in ihrer Hauptkirche, wo man ihn mit dem Lobe seines Vorfahren betäubte, vielleicht um ihn durch diesen Beweis von Dankbarkeit zu vermögen, so wie er ein Wohlthäter ihres Ordens zu werden. Der Papst aber sagte: „Ihr betrügt Euch. Ich bin nicht Gregorius sondern Sixtus, und verspreche Euch so lange ich regiere, die Schwachheiten meines Vorgängers zu benutzen.“ Man zeigte ihm das Collegium und die Säle. „Zeigt mir lieber Eure Schätze,“ sagte Sixtus. Der Rector versicherte, sie wären noch nie so arm gewesen, wie jetzt. „Desto besser für Euch, erwiederte der Papst, je ärmer Ihr seyd, je brauchbarer werdet Ihr seyn.“

Die verfallenen herrlichen Denkmäler des alten Roms nach Möglichkeit wieder herzustellen, beschäftigte den Sixtus schon in den ersten Tagen seiner Regierung. Es lag seit Jahrhunderten ein prächtiger Obelisk auf der Erde nahe bey der Peterskirche. Er war von einem seltenen

mit Feuerflecken bezeichneten Egyptischen Marmor, 7½ Fuß lang, und so viele alle Epithsäulen dieser Art aus einem Stück gehauen. Nocomereus, König von Egypten, ließ ihn, als Numa Pompilius, der zweyte Römische König, regierte, in den Thebanischen Klästen verfertigen; solalich war er fast so alt, als Rom selbst, wohin er unter der Regierung des August nebst zwey und vierzig andern theils größern, theils kleinern, mit unsäglicher Mühe und Kosten gebracht und aufgestellt wurde. Schon viele Päpste, unter andern Julius II. Paul III. und Paul IV. hatten die Aufstellung dieser Prachtsäule gewünscht, allein die Schwierigkeiten der Unternehmung, die selbst viele Baumeister für unübersteiglich hielten, und die mit dem Versuch verbundenen großen Kosten, schreckten alle Päpste von dem Entwurf zurück. Sixtus aber, der das Schwere liebte, und seine Entwürfe fast nie aufgab, wies alle Gegenvorstellungen von sich; er bestand fest auf der Unternehmung, und Fontana, ein berühmter Baukünstler, übernahm die Ausführung.

Pontana, der durch eine päpstliche Bulle
strenge zum Transport dieses Obelisks bevol-
mächtigt wurde, brauchte mehr als ein Jahr,
um dazu eine von ihm erfundene künstliche Ma-
schine verfertigen zu lassen; sie hatte vierzig
Walzen, wovon jede von zwanzig starken
Männern und zwanzig Pferden gezogen wurde.
Außer diesen acht hundert Menschen und acht
hundert Pferden, waren noch vier hundert
Männer bestimmt, an Stricken zu ziehn, und
gewisse andere Maschinen in Bewegung zu
setzen, wozu zwey auf dem Gipfel des Vaticans
sitzende Männer die Signale gaben; der eine
stieß in eine Trompete, wenn man arbeiten, und
der andere läutete mit einer Glocke, wenn man
einhalten sollte.

Eine Menge Schaumünzen wurden unter
dem Piedestal gelegt, theils von dem Papst,
theils von den vornehmsten Römischen Familien
und fremden Gesandten, die sämmtlich um die
Erlaubniß baten. Sixtus ertheilte sie, jedoch
mit der Bedingung, daß auf der einen Seite
der Medaillen sein Bildniß seyn mußte. Auf
den Schaumünzen der Gesandten sah man die

Beherrscher Europas vor dem Papst auf den
 Knieen liegen. Die Höhe des Piedestals war
 sechs und dreyßig Fuß, Auf demselben lagen vier
 Löwen von vergoldetem Bronze, die ohne eine
 Befestigung die 72 Fuß hohe Säule trugen, auf
 deren Gipfel ein fünf Fuß hohes Kreuz von
 vergoldetem Bronze gepflanzt wurde. Im In-
 nern dieses Kreuzes legte man ein Stück Holz
 von dem Kreuze Christi, und forderte die Gläu-
 bigen durch Indulgenzen zur Anbetung auf, die
 auch mit dem Anblick dieses Obelisks selbst aus
 der Ferne verbunden ward. Unter dem Kreuz
 standen mit goldenen Buchstaben folgende Worte:
 „Circus V weiht dieses Denkmahl dem heilig-
 „sten Kreuze, nachdem er es dem Andenken der
 „Kaiser August und Liberius, denen es gewei-
 „het war, entzogen hat.“ Auf den vier Seiten
 des Piedestals standen in lateinischer Sprache
 Wünsche und Gebete für die Erhaltung der Ca-
 tholischen Kirche, verbunden mit Ausfällen auf
 die Heiden und ihre Götter. Auch wurde auf
 ausdrücklichen Befehl des Papstes unter diesen
 Inschriften eine abgesonderte zu Ehren des Fon-
 tana gesetzt. Die Ausstellung geschah am 10ten
 September 1536. Man hatte außer den dazu

gehörigen Berkleuten noch neun hundert Arbeiter und fünf und vierzig Pferde genommen, und alles ging überaus glücklich von Statten. Die Apostolische Kammer hatte zu dem Kreuz und zu den Löwen das Metall geliefert, und überdies zu der Errichtung dieser Prachtsäule 33000 Römische Thaler, eine für die damaligen Zeiten ungeheure Summe, hergegeben.

Ein anderer Obelisk lag unter der Erde bey der Kirche des heiligen Rochus, und war in drey Stücken gebrochen. Sixtus ließ ihn ausgraben, sodann wurde er künstlich zusammengefügt, und von dem Baumeister Fontana vor der Kirche Maria Maggiore aufgestellt. Seine Größe war zwey und vierzig Fuß. Er hatte nebst noch einem andern von gleicher Größe das Mausoleum des Augustus geziert, und beyde prangten am Eingange jenes erstaunungswürdigen Denkmahls von Kunst und Pracht, wovon nur noch sehr wenig Spuren übrig sind.

Noch ein anderer Obelisk mit Hieroglyphen, oder Ägyptischer Bilderschaft bedeckt, wurde aus den Ruinen des großen Circus ausgegraben,

und auf dem Platz del Popolo aufgestellt. Er war acht und achtzig Fuß hoch, und wurde vom Kaiser August nach einer noch lesbaren Inschrift der Sonne geweiht. Fontana bediente sich bey dessen Errichtung mehr einfacher Maschinen, als bey der ersten Unternehmung dieser Art.

Auch der größte Obelisk von allen, die man je nach Rom gebracht hatte, wurde aus den Trümmern des großen Circus hervorgezogen. Dieser ungeheure Stein, ebenfalls mit eingerabenen Hieroglyphen bedeckt, lag in mehreren Stücken zerbrochen tief in der Erde. Nach der Zusammensetzung wurde er vor der Lateran-Kirche aufgestellt. Seine Höhe war außer dem Postament hundert und zwölf Fuß, und seine Breite im untern Theil zehnteilb Fuß. Der Kaiser Constant, Sohn des Constantins, ließ diese Prachtsäule aus Ober-Egypten holen, und auf dem Nil nach Alexandria transportiren. Er hatte sie anfangs für Constantinopel bestimmt, änderte aber seinen Entschluß, und ließ sie nach Rom bringen. Der Transport geschah auf einem ungeheuren ausdrücklich dazu erbauten Schiffe, das auf der

Tiber einen solchen Raum einnahm, daß der Fluß aus seinen Ufern zu treten drohte.

So groß auch die Kosten bey diesen Unternehmungen waren, so setzte doch Sixtus seinem Bau, Entwerfen kein Ziel. Er ließ in der Kirche Maria Maggiore eine überaus prächtige Capelle bauen, desgleichen ein herrliches Grabmahl zum Andenken seines Vahlehalters Pius V, dessen Leichnam mit großem Gepränge hieher gebracht wurde; auch ließ er hier sein eigen Grabmahl errichten. Die Lateran-Kirche wurde verschönert, und das große Portal mit einer durch kostbare Malereyen verzierten Gallerie versehen, von welcher die Päpste noch heut zu Tage an gewissen Festen den Segen geben. Neben der Kirche ließ er einen ungeheuren Pallast bauen, dessen Bestimmung war, großen Rom besuchenden Fürsten und Cardinälen ihren Wohnort anzuweisen. Um ihn in seiner Pracht zu erhalten, so bestimmte er durch ein Gesetz, daß alle Päpste zwey Monate im Jahr darin residiren sollten; ein Gesetz, das jedoch nach seinem Tode gar nicht befolgt wurde.

Die sogenannte heilige Treppe, von welcher die Legende sagt, daß sie zu dem Pallast des Pontius Pilatus in Jerusalem gehörte, und daß Christus sie mit Blut und Thränen benetzt habe, stand mitten unter Trümmern, hatte keinen schicklichen Zugang, und überhaupt nichts auszeichnendes, um die Verehrung einer solchen Reliquie ins Licht zu setzen. Für diese Treppe wurde jetzt ein isolirtes prächtiges mit Mahlereyen reichlich versehenes Gebäude errichtet, und mit der Ersteigung der acht und zwanzig Stufen, die nicht mit den Füßen, sondern mit den Knien geschehn mußte, wurde großer Ablass verbunden.

Die berühmte Trajanische Säule, diese costantinschen Annalen antiker Gebräuche und Altägyptischer Kunst, worauf die Thaten des Kaisers Trajan und seine Siege über die Parther und Dacien in großen Figuren von halberhobener Arbeit in Schneckenlinien dargestellt wurden, diese Säule war auf ihrer Spitze durch die Raubsucht aller Hierrathen entbildet worden. Ein gleiches war auch mit der Antoninischen Säule geschehn, ein eben so erstaunungswürdi-

get Denkmahl als die Trajanische, obgleich von
münderer Schönheit. Der Kaiser Marc Aurel
hatte sie seinem Schwiegervater Antonin zu Eh-
ren errichtet, und die Siege über die Marcom-
mannen darauf aushauen lassen. Sixtus ließ
beide Säulen, die durch den Zahn der Zeit viel
gelitten hatten, ausbessern, und die Spitzen mit
Colossalischen Bildsäulen von vergoldetem Bronze
zierern. Es waren die Statuen der Heiligen
Peter und Paul. Der Standplatz der erstern
war die Trajanische, und der letztern die An-
toninische Säule, und nun wurden diese außeror-
dentlich für heidnische Lavier errichteten, und
mit Schlachtzügen bezeichneten Trophäen, den
beiden christlichen Aposteln geweiht.

Es befanden sich in den Hädern Constantins
zwey Pferde nebst ihren Führern, alle von Na-
mor, Werke von großer Kunst, die man den
beiden hochberühmten Griechischen Bildhauern,
Phidias und Praxiteles, zuschreibt. Die eine
Gruppe war ein Geschenk, das Tiribates, König
von Armenien, dem Kaiser Nero, machte; der
sie in dem vergoldeten Theater des Pompejus
aufstellen ließ; nachher zierete Constantin damit

seine Bäder, wohin auch die andre Gruppe gebracht wurde. Sixtus ließ sie ausbessern, und nach dem Quirinalischen Berge bringen. Hier befand sich der alte päpstliche Pallast, Monte Cavallo. Da dieser aber nicht der Größe eines Papstes angemessen war, so ließ Sixtus einen andern daranstoßenden Pallast bauen, mit welchem eine prächtige Caserne für seine zwey hundert Mann starke Schweizerwache verbunden war. Es fehlte diesem Berge, der die gesündeste Luft in Rom hat, und daher immer der liebste Wohnsitz der Päpste war, an Wasser. Dieß Bedürfniß dahin zu leiten, hatte den Römern unmöglich geschienen. Sixtus unternahm es, und in achtzehn Monathen war das Werk zu Stande, nachdem damit gewöhnlich zwey tausend, an manchen Tagen auch drey bis vier tausend Arbeiter beschäftigt gewesen waren. Die Wasserleitung war zwey und zwanzig Italiensche Meilen lang, und ergoß sich in Rom in ein prächtiges Bassin nahe bey den Bädern des Dioscletian. Er ließ ferner an dem Ufer der Tiber ein großes Hospital für Kranke und Gekerkte bauen, das noch jetzt vorhanden ist, und reichlich mit Almosen versehen wird.

Nun kam die Kriße auch an den Vatican, der ihm nicht groß genug war. Fontana mußte mit demselben einen weitläufigen prächtigen Pallast verbinden, da denn das Ganze das ausgedehnteste Gebäude im der Welt wurde. Die herrlichste Treppe in Europa *) führte aus dem Pallast zur Peters-Kirche. Er ließ den sehr zierlichen Thurm von Belvedere, zum Vatican gehörig, der ganz verfallen war, wieder herstellen; ein gleiches that er mit den schönen Kirchen der heiligen Sabina und des heiligen Hieronymus. Vorzüglich aber war von allen Bau-Unternehmungen die Peters-Kirche sein Augenmerk. Schon viele große Baumeister hatten den Entwurf einer ungeheuren der Größe des Gebäudes angemessenen Kuppel durchdacht; schon viele Päpste hatten die Ausführung gewünscht, allein kein Baukünstler hatte sie unternehmen wollen. Sixtus fand endlich

¶

*) Diesen und andern hier angeführten Becken der Kunst, sämmtlich noch vorhanden und wohl erhalten, hat der Verfasser in seiner Skizze von Traßen seine tiefe Bewunderung geäußert.

diesen Künstler in der Person des unsterblichen Michael Angelo Buonarroti, der durch den großen Geist und die Beharrlichkeit des Papstes erinnert wurde, und so ward dieß erstaunungswürdige Werk angefangen.

Seine wohlthätige Tracht schränkte sich jedoch nicht allein auf Rom ein, sondern der ganze Kirchenstaat genoß dieser großen Vortheile, durch Auführung von Gebäuden, durch Anlegung von Wasserleitungen, Brücken und Landstraßen, durch Stiftungen von Schulen, von Hospitälern, und andern Wohlthaten. Sixtus war damals, ungeachtet des dort befindlichen heiligen Hauses, ein schlechter Flecken; Sixtus verwandelte ihn in eine herrliche Stadt. Ein gleiches that er mit dem Flecken Montalto, seinem Geburtsort, der vergrößert, verschönert, mit Mauern versehen, und zu einem Bisthum erhoben wurde. Um das Erdreich bey Rom fruchtbarer und die Luft erfrischender zu machen, und den innern Handel zu befördern, beschloß Sixtus, den Fluß Teverone mit der Tiber zu vereinigen. Es fanden sich jedoch dabey solche

Schwierigkeiten, daß dieß so nützliche Vorhaben aufgegeben werden mußte.

Bei allen diesen großen Entwürfen und Unternehmungen, bei der Mischung in alle Europäische Handel, bald als Oberhaupt der Kirche, bald als weltlicher Regent, dachte der rastlose Papst immer noch an Eroberungen. Er wollte den Degen des heiligen Pauls mit den Schlüssel des heiligen Peters vereinigen, und errichtete deshalb eine Miliz, die in Italien eingetheilt wurde. Alle päpstliche Unterthanen, die fähig waren, die Waffen zu tragen, wurden aufgezeichnet. Da der heimliche Entwurf des Papstes auf Neapel ging, so wurden eine Anzahl an den Grenzen dieses Königreichs liegender Städte besetzt, unter dem Vorwande, die Einwohner zu verhindern, die Ruhe ihrer Nachbarn zu stören. Diese Befestigungen geschahen mit Ripa transona, Ostia, Ascoli, und Rieti. Alle kleine Forts in der Gegend von Rom wurden für nachtheilig gehalten, und niedergedrückt, dagegen die Festungswerke von Troscano und Agnone mit desto größerer Sorgfalt vermehrt. Auch ver-

nachlässigte er die Marine nicht. Vor allen Dingen hatte Civita Vecchia, der vornehmste Hafen des päpstlichen Gebiets, eine Wasserleitung nöthig, die Sixtus auch sofort anlegen ließ. Es wurden geschickte Schiffsbaumeister aus Venedig verschrieben, die zehn große überaus schöne Galeeren bauten.

Die Unterhaltung dieser Seemacht erforderte gewisse Fonds, welche festzusetzen er eine Congregation von Cardinälen zusammen berief; allein nur diejenigen wurden dazu genommen, die geborne Unterthanen des Papstes waren. Die andern Cardinäle, über diese Ausschließung äußerst aufgebracht, baten den Cardinal von Medici, ihre Klagen und Beschwerden Sixtus vorzutragen. Dieser Cardinal brauchte alle Deutlichkeit, bei seinen Vorstellungen, die sich darauf gründeten, daß die im Auslande geborne Cardinäle, eben sowohl wie die inländischen, Fürsten der Kirche wären. Sixtus antwortete: „Ich bin gern zufrieden, daß Sie „und Ihre Mitbrüder sich Fürsten der Kirche „nennen, nur nicht Fürsten in meinem Staat.“ Medici, der sich bei dieser Antwort kaum zu

mäßigen verwehrt, versetzt: „Wenn dieß der Fall ist, heiliger Vater, so ist es am besten, daß wir andern Cardinäle Rom verlassen, und nach Hause reisen.“ Sixtus erwiderte: „Das thun Sie. Gott geleite und erhalte Sie auf Ihrer Reise.“ Der Cardinal wollte noch den nehmlichen Tag abreisen, allein die andern mißvergünstigten Cardinäle beschworen ihn, zu bleiben, weil man durch Troß nichts bey dem so entschlossenen Papst gewinne, und sie selbst in der Entfernung die Folgen seines Unwillens nur zu sehr empfinden würden. Bald nachher starb der Großherzog von Toscana, Franciscus von Medici; sein Bruder Ferdinand, eben der jetzt erwähnte Cardinal, war sein nächster Erbe, der auch die Regierung dieses Staats sogleich antrat, die Priesterkleidung ablegte, sich mit einer Lothringischen Prinzessin vermählte, und den Cardinalsstuhl zurücksandte.

Die Galerien wurden auf Kosten der Provinzen und der vornehmsten Städte des Kirchenstaats gebaut, und auch von ihnen unterhalten. Die jährlichen dazu erforderlichen Kosten betragen nun auf 90,000 Römische Thaler, wozu

Die Stadt Rom allein 12,000 Thaler betragen mußte. Selbst die Clerisey wurde nicht verschont, und mußte dazu auch 12,000 Römische Thaler besteuern. Diese Zudrängungen erregten großes Aufsehn. Besonders waren die Spanier in Unruhe, die es sehr gereuete, Sixtus zur päpstlichen Würde verholfen zu haben. Man war jedoch so unvorsichtig, den Herzog von Osena, der vier Jahre lang als Vice-König mit vieler Klugheit Neapel regiert hatte, zurückzurufen, und seine Stelle dem Grafen von Miranda, einem bigotten schwachen Manne, zu übertragen.

Indessen langten von Zeit zu Zeit unangenehme Nachrichten von den Fortschritten der Reformation in Rom an. Die Catholischen Schweizer Cantons schickten Abgeordnete an den Papst, um ihm ihre traurige Lage und die zunehmende Macht der Protestantischen Schweizer zu melden. Die Waffen der Protestanten waren auch am Rhein glücklich gewesen, und nur in Flandern hemmten die Kriegstalente des großen Spanischen Feldherrn, Alexander Farnese, dem Auf ihrer Siege. Sixtus schickte ihm zur Ver-

lohnung seiner Tapferkeit gegen die Ketzer, einen geweihten Huth und Degen, ein Geschenk, das auch in diesem Jahrhundert die beiden Heerführer, Eugen und Dann, wegen ihrer Siege gegen die Türken und Preußen erhalten haben. Die Ceremonie dieser geweihten Sachen geschah im Spanischen Lager, wobei die ganze Armee auf den Knien liegend die Gesundheit des Papstes unter dem Donner aller Kanonen und dem Schall der Kriegsmusik trank.

Um den Catholiken in der Schweiz durch sein Ansehen zu Hülfe zu kommen, schickte Sixtus den Prälaten Santorio, einen sehr klugen Mann, als Nuntius dahin, der auch durch seine tiefe Politik einige Cantons dem päpstlichen Hofe erhielt. Er vermochte die Catholiken zu einem Bunde unter sich, und zu einer ewigen Allianz mit dem Römischen Stuhl, für dessen Wohlfahrt sie ihr ganzes Eigenthum, und ihr und ihrer Kinder Leben weihten. Dieß schworen sie auf den Knien vor dem Altar in die Hände des Nuntius, der hier eine Nuntiatur, oder päpstlichen Gerichtshof, gründete, ein Tribunal, das sich noch bis auf diesen Tag erhalten

hat. Sandoz ging jedoch in seinem Eifer zu weit; er ließ einen Priester selbst aus dem protestantischen Gebiet hohlen. Es geschahen Repressalien; die Erbitterung war überaus groß, und man hielt Versammlungen, worin über Angriff und Vertheidigung berathschlagt wurde. Der Nuntius verlangte Verhaltensbefehle vom Papst, dessen Antwort aber zeigte, daß dieser große Regent bey aller seiner Heftigkeit und den hohen Begriffen seiner Macht, dennoch den Grad ihrer Wirkung genau kannte, und nicht jede Kühnheit zu Behauptung seiner Rechte gut hieß. Die Worte in seinem eigenhändigen Schreiben waren: „Ich habe Euch nach der „Schweiz geschickt, nicht um die dortigen Angelegenheiten zu verwirren, sondern um den Frieden zu erhalten; um den Catholiken Ruhe zu verschaffen; nicht aber die Protestanten dahin zu bringen, sich gegen sie zu waffnen. Meine „Absicht war, daß Ihr an der Belehrung dieser „arbeiten, und für die Sicherheit und Erhaltung „der andern sorgen solltet. Ihr wißt, nichts ist „so delicat und gedrehtlich, als die Ehre und das „Interesse einer Verzichtbarkeit, und daß man „solche Dinge mit vieler Klugheit behandeln „muß.

„Aufrubr und Zwietracht sind den Katholiken so
„gefährlich; als sie den Protestanten vortheils-
„haft sind: deshalb müßt Ihr diesen Uebeln aus-
„allen Kräften vorzubeugen suchen. Es würde
„freyplich nicht wohlgethan seyn, den Kehern et-
„was einzuräumen; aber man muß ihnen auch
„nichts nehmen, wegen der verdrüsslichen Folgen,
„und ich empfehle Euch fürs Künftige Vorsicht,
„sowohl wegen meiner Ruhe, als wegen der Eu-
„rigen.“ Er schlug auch dem Herzog von Sa-
vonen die Bitte ab, ihm durch seine Unterstüz-
gung die Stadt Genua wieder zu verschaffen.

Der Papst sann auf alles, was seine Würde
in den Augen der Menschen erhöhen konnte;
daher wollte er, daß seine Gesandten an den Hö-
fen nicht in gemietheten Häusern wohnen, und
dadurch der Willkür der Eigenthümer ausgesetzt
seyn seyn sollten. Er wünschte in jeder Europäi-
schen Hauptstadt einen eignen Pallast zu haben.
Der Senat von Venedig that dazu gleich groß-
müthig die Hand, da das Vernehmen zwischen
der Republik und dem Papst zu jetzermanns Er-
staunen, sehr gut war. Man hatte erwartet,
daß die so selten unterbrochenen Streitigkeiten

der Venetianer mit den Oberhäuptern der Kirche wegen der Gränzen ihrer beiderseitigen Macht bey diesem Papst den höchsten Gipfel erreichen würden. Allein es schien, daß da beyde Theile einander kannten, sie sich hochschätzten; vielleicht auch aus kluger Vorsicht, allen Zwist zu vermeiden, der nach den gleich beharrsamten Grundsätzen sowohl des Papstes als des Senats notwendig zu Extremitäten hätte führen müssen. Jetzt also, da von eignen Gesandtschaftswohnungen die Rede war, schenkte der Senat dem heiligen Stuhl einen schönen und großen Pallast, wohin der Nuntius mit vielen Ceremonien geführt wurde; in dem Schenkungsbrief standen die Worte, daß dieser Pallast von jeho an keinen andern Herrn als den Papst erkenne. Sixtus wollte in Großmuth nicht zurückbleiben, und schenkte auch den Venetianern einen Pallast in Rom, der einer der geräumigsten in Europa ist, und noch jeho unter der Benennung der Pallast des heiligen Marcus von den Gesandten der Republik bewohnt wird. Dieß Beispiel blieb jedoch ohne Nachfolge, und Sixtus selbst änderte seine Meinung, aus Besorgniß eine zu große Anzahl unabhängiger Oerter

in den Ringmauern seiner Stadt zu haben, deren Sicherheit und genaue Justizpflege immer sein Hauptaugenmerk war. Man sah daher von Zeit zu Zeit damit verbundene merkwürdige Scenen.

Ein junger Spanischer Edelmann war unter der Führung seines Onkels, eines berühmten Theologen, nach Rom gekommen. Die Begierde den Papst zu sehen, verursachte, daß er sich eines Tages in der Capelle mit Lebhaftigkeit hervordrängte, und dafür von einem Schweißer mit der Hellebarde einen Schlag empfing. Der Spanier schwur sich zu rächen, suchte den Schweißer auf, und fand ihn in der Peterskirche vor einem Altar kniend. Der Durst nach Rache bemächtigte sich seiner Seele; er ergriff einen am nächsten Pfeiler angelehnten Pilgersstab, und versetzte damit dem Schweißer einen solchen Schlag auf den Kopf, daß dieser todt zur Erde stürzte. Der Mörder hoffte sich in den Pallast des Spanischen Gesandten zu retten; er wurde aber im Fliehen erhascht. Sixtus war vor Zorn außer sich, er rief aus: „Ein solcher Mord geschieht in der Kirche, und zwar unter

„der Regierung des Papst Sixtus. Es gibe
„also noch Menschen, die seine Gerechtigkeit
„liebe nicht kennen. Nun wohl! Ich will das
„vous ein so schelmiges und schreckbares Despiel
„geben, daß niemand mehr daran zweifeln soll.“
Sogleich ließ er den Gouverneur von Rom kom-
men, der ihm meldete, daß die Befehle zum Cri-
minalproceß bereits gegeben wären. Der Papst
sagte, bey dem gegenwärtigen Verbrechen wären
alle Formalitäten überflüssig; der Gouverneur
hingegen bemühte sich sie zu vertheidigen, da beson-
ders die Sache einen unter dem Schutze des Spa-
nischen Gesandten stehenden Edelmann beträfe.
Sixtus erwiderte: Macht so viel Untersu-
„chungen wie Ihr wollt, wenn nur der Ver-
„brecher gehängt wird, ehe ich mich zur Tafel
„setze, und dies wird heute zeitig geschehn, weil
„ich viel Appetit habe.“ Er ließ den erschauerten
Gouverneur nicht zu Worten kommen, sondern
befahl unverzüglich einen Galgen vor seinem
Fenster zu errichten, weil er selbst Augenzeuge
der Hinrichtung seyn wolle. Der Spanische
Gesandte und vier Cardinäle dieser Nation eil-
ten zum Papst, nicht, um die Vergnügung des
Verbrechens zu erblicken, sondern nur um die Ab-

Änderung der Todesstrafe; sie wünschten für die Ehre der Familie und der Nation überhaupt an **Statt des Hängens eine Enthauptung.** **Clitus** aber verwarf die Bitte, und sagte: „Ein solch Verbrechen verdient durchaus den Strick, und ich würde mich selbst entehren, wenn ich Euer Begehren erfüllte. Um jedoch die Schande der Familie etwas zu schwächen, so will ich die Hinrichtung selbst mit ansehen.“ Hiebei blieb es. Er verließ das Fenster nicht eher, bis der Unglückliche erwürgt war, und nun setzte er sich zur Tafel mit der Aeußerung, daß die vollzogene Justiz seinen Appetit vermehrt habe. Pasquin scherzte darüber sehr bitter. Man setzte vor die- ser Bildsäule eine Schaal gefüllt mit Ketten, Ketten, Galgen und Rädern, und auf die Frage des Marfio, wo er hinginge, sagte Pasquin: „Ich bringe dem Papst ein Ragout, um ihm Appetit zu machen.“ Eine Hinrichtung fünf Stunden nach begangenem Verbrechen war in Rom ohne Beispiel, und machte einen gewaltigen Eindruck. Alle fremde Minister empfahlen ihren Bedienten strengste Ordnung mit dem Bedienten, sie sogleich ohne Schuß der grausamen Justiz zu überlassen, und **Clitus** drückte die-
W 3

Schrecken das Siegel auf, durch den Befehl an die Hächer, daß wenn ein Verbrecher sich in den Palast eines Cardinals flüchten sollte, ihn auch von da herauszuholen.

Eirtus verlachte die auf ihn gemachten Pasquille, weil sie gewöhnlich seine Strenge, seine Unbiegsamkeit und seinen Stolz betrafen. Ein Pasquillant aber ging weiter; er hing dem Papst, quin ein schmutziges Hemd um, und auf Befragen des Marferio, warum er in einem solchen Aufzuge erschiene, antwortete der andere: „Weil „meine Wäscherin eine Prinzessin geworden ist.“ Dies war eine rauhe Anspielung auf die Camilla, die Schwester des Eirtus, die sich mit Wäscher ernährt hatte. Der Papst wurde dadurch so beleidigt, daß er genaue Untersuchung wegen des Verfassers anstellen ließ, und da man nichts erfuhr, ließ er bey Trompetenschall bekannt machen, daß er den Pasquillanten, wenn er sich selbst angäbe, Leben und Freyheit nebst 2000 Zechinen schenken wollte; geschähe diese Entdeckung aber durch einen andern, so sollte der Pasquillant gehangen, und der Angeber die 2000 Zechinen erhalten. Der Verfasser hatte nichts

zu befürchten; denn niemand wußte sein Verheimlich. Die Belohnung aber verbunden mit Leben und Freiheit reißten ihn, sich selbst anzugeben, da er überzeugt war, Sirtus, der nie sein Wort gebrochen, würde es auch ihm halten. Er begab sich zum Papst, der über das verweogene Geständniß ersaunte, ihm aber gleich seine Freiheit zusicherte, und die versprochene Summe auszahlen ließ. Sodann ließ er ihn wieder kommen und sagte: „Ihr seht, wie genau ich mein Versprechen erfülle. Das Geld ist in euren Händen, und ihr seyd frey. Damit ihr aber künftig verhindert werdet, dergleichen Schmachungen, weder zu schreiben noch mündlich auszusprechen, so sollen euch die Hände abgehauen, und die Zunge ausgeschnitten werden.“ Diese Sentenz wurde auch sogleich vollzogen.

Ein Dichter, Namens Matera, aus Neapel gebürtig, lebte in Rom, und zählte unter seine vielen Beschützer auch den Cardinal Montalto, dem er ein Gedicht auf die Krönung des Papstes zugeeignet hatte. Matera um sich an einem Advocaten zu rächen, der sein Feind war, verfertigte ein Sonnet, worin die Frau seines Gegners, eine

Person von unbescholtenem Ruf mit einem schändlichen Namen belegt wurde. Der Advocat, Namens Fontana brachte das Connet dem Papst, der den Dichter sofort in Verhaft nehmen, und vor sich bringen ließ. Auf die Frage, was ihn zu dieser Beschimpfung einer rechtschaffenen Frau veranlaßt habe, entschuldigte er sich bloß mit der poetischen Freyheit, die man zu alten Zeiten Dichtern und Mahlern eingeräumt hätte, dabey versicherte er, daß er nur allein um des Reims willen, und um seinen Versen eine gewisse Harmonie zu geben, die Worte Fontana und Putana in Verbindung gebracht hätte. Eirtus sagte, er wollte sich auch der poetischen Freyheit bedienen, und machte aus dem Stegreif einen Vers, der den Dichter zu den Galceren verdammt, wobey er versicherte, daß ihn bey den Worten Watera und Galera bloß der Reim geleitet hätte.

Es wurde in Rom ein Generalkapitel vom Franciscanerorden gehalten; der Papst selbst war bey einer Sitzung gegenwärtig, und speisete auch im Refektorio mit den Mönchen, die bey dieser frohen Gelegenheit vom Stillschweigen des Tische

losgesprochen wurden, wobei man auch auf das Wohl des Ordens trank. Er überließ ihnen die freie Wahl eines Generals; indessen befreundete es ihn doch, daß man ihn nicht wenigstens des Wohlstandes halber um seine Meinung wegen des zu wählenden Oberhauptes befragte. Er sagte aber nichts, und da sein Nefse dieß grobe Versehen auf die mangelnde Weltkenntniß der Ordensbrüder schob, sagte Sirtus: „Es ist nicht „erst heute, daß ich erfahre, was man von Mön- „chen zu erwarten hat.“ Er befahl, daß nach geendigtem Capitel alle diese Mönche in Procession zu ihm kommen sollten, um ihm die Füße zu küssen, wobei er einem jeden erlaubte, sich eine Gnade auszubitten. Diese päpstliche Gunst wurde ihnen den Tag zuvor bekannt gemacht, damit sie sich sämmtlich vorbereiten könnten. Die Freude dieser Franciscaner war unaussprechlich, und ein jeder pries seinen Glückstern, der ihn zu diesem Capitel geführt hatte. Die andern Mönchsorden zeigten ihren Neid; ja selbst die Cardinäle, denen die Wohlthaten des Papstes sehr sparsam zufließen, sprachen zum voraus von unzeitiger Freigebigkeit. Nur allein Rusticucci,

der den Papst besser kannte, sagte, daß man das Ende des Tages abwarten müsse.

Eirtus saß auf seinem Thron und neben ihm stand ein Secretair, der den Namen und die Bitte eines jeden Franciscaners, so wie er sich abgesondert von seinen Brüdern zum Fußstuhle darstellte, aufschreiben mußte. Der General war der erste, und bat bloß um den päpstlichen Schutz. Ihm folgten die andern größtentheils mit wunderlichen oder ausschweifenden Bitten. Der eine, bekannt als ein Erzzänker und unruhiger Kopf, verlangte ein päpstliches Breve, wodurch allen Mönchen bey Strafe der Excommunication verboten würde, mit ihm zu streiten. Ein andrer verlangte zwey Zellen im Kloster zu haben, worin er machen könnte was er wollte, ohne hier von irgend einem Obern, ja nicht einmal vom Papst abzuhängen; an andern Oertern des Klosters wollte er sich den Ordensregeln unterwerfen. Ein Baccalaureus von Bologna verlangte ein Breve, um in allen sowohl Pfarr- als Klosterkirchen zu jeder Stunde ohne alle Erlaubniß der Obern predigen zu dürfen; wobey die eingesammelten Gelder ganz zu seiner Dispo-

sition seyn sollten. Der Vater Poppa, Provinzial im Königreich Neapel, ein Mann aus einem vornehmen Hause, bat den Papst um die Ehre der Vereinigung seiner Familie mit der Familie Peretti. „Ich habe nichts dawider, sagte der Papst, aber erst muß ich wissen, von welchem Stande Ihr seyd?“ „Heiliger Vater, antwortete Poppa, meine Familie ist Gott sey Dank, eine der ältesten und reichsten im Königreich Neapel.“ „Desto schlechter für Eure Absicht,“ erwiderte Eirtus, denn wie kann ein reicher und vornehmer Edelmann wie Ihr seyd, mit einem armen Schweinehirten in Verbindung treten? Wollt Ihr aber doch, so bin ich es auch zufrieden, aber mit der Bedingung, daß Ihr Eure Mönchsleibung ablegt, aufs Feld geht, und die Schweine hütet, so wie ich in meiner Jugend gethan habe.“ Der bestürzte Provinzial entfernte sich eiligst. Ein Doktor der Theologie aus Spoleto, Namens Sarco, bat, daß sein Kloster in eine Abtey verwandelt werden möchte; von dieser Abtey sollte seine Familie das Patronatrecht haben, und niemand darin aufgenommen werden, der nicht drei Jahre lang bey einem seiner Verwandten gedient hätte;

dabei verlangte er auch ansehnliche Einkünfte. Sirtus lächelte und sagte: „Man wird nicht un-
terlassen, Euch Klöster zu geben, um nach dem
„Patronatrechte die Narren einzusperrn.“ Ein
andrer Neapolitaner näherte sich dem Ohr des
Papstes und trug ihm sein Anliegen im Stillen
vor; es betraf die Erlaubniß den Mönchshabit
abzulegen und begehren zu dürfen, wo nicht,
ihm eine Deschläferin zu gestatten. Ein 77jäh-
riger Greis, der schon sieben Generalkapiteln
begegnet hatte, erregte durch seine Naivetät
das Lächeln des Papstes und aller Anwesenden.
Er sagte, daß er sich vom heiligen Vater zwar
die Gnade ausbitten wolle, noch zehn Jahr zu
leben; da dieß aber nicht in seiner Macht stünde,
so bäte er bloß um Indulgenzen auf seinem Tode-
bette, das nicht mehr entfernt wäre. Sirtus
rieth ihm, den Tod ohne Furcht und ohne Unges-
talt zu erwarten.

Die Thorheit der Mönche bey ihren Bitten
war ohne Grenzen. Einige wollten Provinziale
werden, und es Lebenslang bleiben; andre be-
gehrt Geld, um sich Wohnungen nach ihrer
Phantasie zu bauen; andre baten um Pensionen

von Hundert, zweihundert, auch dreihundert Römischen Thalern. Einige verlangten Abteyen, andre Bisthümer, Erzbisthümer, ja selbst die Cardinalswürde. Manche bathen um Bisthümer, die noch nicht erledigt waren. Ein junger Mönch wünschte Major Domo des heiligen Palastes, das ist Hofmarschall des Papstes zu werden. Eine große Anzahl begnügte sich bloß mit der Bitte, das Kloster verlassen zu dürfen. Einer der letzten Bittenden war ein alter dienender Bruder, aus dem Kloster der heiligen Apostel, wo Sixtus selbst gewohnt hatte. Dieser Mann, den der Papst sehr gut kannte, war dreißig Jahr Klostertoch gewesen, und da nun die Reihe an ihn kam, eine Gnade zu erhehn, so bath er um einen Springbrunnen für sein Kloster, das an Wasser großen Mangel litt, wohey er sich auf Sixtus eigne Erfahrung berief, der selbst diesen Mangel empfunden hätte. Nachdem nun sämtliche Mönche, sechshundert an der Zahl, ihr Anliegen vorgetragen hatten, so wurden alle in einen großen Saal gerufen, wo ihnen der Papst folgende Auerde hielt: „Wenn Eure Wünsche, meiner guten Absicht entsprochen hätten, so, so würde ich sie mit Vergnügen erfüllt haben,

„Euer überdrüßtes Verlangen aber legt mir die
„Pflicht auf, Euch insgesammt Eure Bitten ab-
„zuschlagen. Ich erwartete, daß Ihr Eures ei-
„genen Interesse uneingedenk, nur das Beste
„der Religion und Eures Ordens vor Augen ha-
„ben würdet. Eure Habsucht aber hat mir die
„Hände verschlossen, und ich würde glauben eine
„große Sünde zu begehn, wenn ich Eure Ver-
„gelder durch meine Wohlthaten nähren woll-
„te.“ Hiemit entließ er sie beschämt. Nur als
lein den Bruder Klosterkoch rief er zu sich, um
ihm zu danken, daß er ihn an eine nützliche Sa-
che erinnert habe. Er begab sich den folgenden
Tag selbst in Begleitung eines Baumeisters nach
dem Kloster, in dessen Mitte er einen sehr schö-
nen Springbrunnen anlegen ließ, der einen sol-
chen Ueberfluß an Wasser verschaffte, wie ihn kein
Kloster in Rom hatte, und der noch jetzt mit so
vielen andern Denkmälern den Namen des Six-
tus ehrt.

Jetzt sah man in Rom, daß der Papst sich
an dem dummen Ehrgeiz der Mönche hatte belu-
stigen, und ihn öffentlich zur Scham stellen wol-
len. Jedermann gab der Scene seinen Beifall,

und Pasquin, der den Tag zuvor gesagt hatte: „Es wäre jetzt besser Franciscaner als Cardinal zu seyn,“ sagte nun, daß wenn man doch gekränkt werden müßte, es besser sey die Kränkung im heiligen Collegio, als im Kloster zu dulden.

Sixtus gründete fünfzehn Congregationen von Cardinälen, wovon noch die folgenden zwölfse-
beurhalten sind. Die erste war die Inquisition, deren Mißbräuche zum Theil von ihm abgeschafft wurden. Er verordnete, daß dieß Tribunal, wenigstens aus zwölf Cardinälen und einer großen Anzahl Theologen von mehreren Mönchsorden bestehen sollte. Die zweite Congregation sollte die Streitigkeiten der Bischöfe mit den Bewohnern ihrer Diöcese schlichten. Die dritte sollte auf die Vollziehung der Decrete der Tridentischen Kirchenversammlung sehn, und alle damit in Verbindung stehende Zweifel aufklären. Die vierte, die Staats-Congregation, zur Regierung der Kirche bestimmt, bestand aus allen Cardinälen, die Minister und päpstliche Gesandten gewesen waren. Die fünfte besaßte sich bloß mit kirchlichen Ceremonien, Gebräuchen und Ca-

nominationen der Heiligen. Die sechste hatte bloß Aufsicht über die Flüsse und Brücken, so wie die siebente über die Wasserleitungen, Springbrunnen und Straßen. Die achte führte den Namen des Index, weil sie unter dem Vorſiß eines Cardinals die Jurisdiction über das Bücherwesen hatte. Die neunte, die Consulta genannt, war ein Ausschuß der vierten, und entschied in kirchlichen Angelegenheiten alle Zweifel und Anfragen der Muniten, der Gouverneure, und anderer Staatsbeamten. Die zehnte entschied provisorisch über Beschimpfungen, Gewaltthätigkeiten, und Verletzungen des Rechts. Die elfte war bloß mit Ränzsachen beschäftigt, und die zwölfte mit Consistorial-Angelegenheiten.

Rom hatte vor Sixtus Regierung nur dreizehn Quartiere. Dieser Papst fügte das vierzehnte del Dorgo, hinzu. Er wollte den Lustmädchen, so wie man es mit den Juden gethan hatte, einen eignen Bezirk in der Stadt anweisen, allein dieser Entwurf wurde unausführbar gefunden. Dagegen aber ließ er desto eifriger an vielen neuen Straßen arbeiten, die aus verschiedenen Gegenden in gerader Linie durch die Stadt

Stadt laufen sollten. Zwei derselben führte er von der Kirche des heiligen Laurentius nach der Kirche Maria Maglore und nach den Säubern des Decletian hin. Eine andere lief von der letztern Kirche nach dem Pallast St. Marcus; noch eine andere von der großen Lateran-Kirche nach dem Coliseo, und noch eine führte von der Porta Salaria nach der Porta Pia. Die beträchtlichste Straße aber war bestimmt, von der Kirche des heiligen Kreuzes, einer eben Gegend von Rom, nach dem Thor del Popolo zu führen. Der Tod verhinderte die gänzliche Ausführung dieses großen Plans. Indessen bekam die Straße, selbst in dem unvollendeten Zustande, doch eine Länge von zwey Italienischen Meilen, wurde eine der schönsten in Europa, und erhielt von dem großen Erbauer den Namen Strada Felice. Sein Haus, das er als Cardinal bewohnt hatte, und das er als ein Erbtheil für seine Familie bestimmte, wurde in einen prächtigen Pallast verwandelt, und mit einem Garten versehen, der an Größe und Schönheit alles damals in Rom vorhandene übertraf. Er verbot die Gerölde-Ausfuhr, und füllte so viel Magazine an, daß der Ueberfluß im Kirchen-

staate herrschte, während daß man in den meisten Provinzen Italiens über Mangel an Brotschreie. Die Römer waren für so viele Wohlthaten nicht undankbar; sie errichteten ihm auf dem Capitol eine Bildsäule von Bronze, mit der Inschrift: „Cirtus dem süßesten, dem obersten Priester geweiht, weil er die öffentliche Sicherheit hergestellt, die Zügellosigkeit der Banditen und Mordelender gehemmt, dem Elende des Volkes abgeholfen, und die Stadt Rom mit Gebäuden, neuen Straßen und Springbrunnen geziert hat.“

Um diese Zeit sahe man in England das große Trauerspiel mit der schönen Maria, Königin von Schottland, die ihr Leben auf einem Blutgerüste endigte. Die Catholiken aller Länder betrachteten sie als eine Märlerin ihres Glaubens; hiezu kam der Haß gegen die uncatheolische Elisabeth, daher die zügellosesten Schriften gegen diese Königin, wovon man gegen gekrönte Häupter bis dahin noch kein Beispiel gesehen hatte, in allen Sprachen erschienen. In Rom blieb man damit nicht zurück. Cirtus aber verbot diese Schriften, und bedrohte ihre

Verfasser mit den Galeeren, wobei er die merkwürdigen Worte sagte, daß er als König von England, eben so als Elisabeth gehandelt haben würde. Diese Worte sagte der Papst, der durch den Glauben und das Staatsinteresse mit der Maria verbunden, und von ihrer Schuld oder Unschuld aufs genaueste unterrichtet seyn mußte; Worte, die in Verbindung mit den besten gleichzeitigen und nachfolgenden Geschichtschreibern bis auf Hume und Robertson, wohl die neuerlich erschienenen bändereichen, mit schlechten Argumenten aufgestellten Declamationen einer Kerallis aufwiegen dürfen.

Die Römer, die alles durch die Brille ihres Aberglaubens betrachteten, konnten sich diese Hochachtung des Papstes für eine Prinzessin nicht erklären, die sich als die größte Feindin des Römischen Stuhls zeigte. Ihre Blicke aber wurden bald von England abgezogen, und auf einen wichtigen Vorfall gerichtet, der sich in ihrer Hauptstadt selbst ereignete. Der Prinz Farnese, ältester Sohn des berühmten Feldherrn Alexander, Herzogs von Parma, besuchte Rom,

und ohne die geringste Rücksicht zu nehmen, auf das strenge überall bekannte schon seit zwei Jahren genau beobachtete Verbot, seine Waffen zu tragen, weil er durch seinen Stand sich darüber erheben glaubte, begab er sich bewaffnet zur Audienz beim Papst, wurde aber noch vor demselben in Verhaft genommen, und durch Häfcher nach der Engelsburg gebracht. Ganz Rom gerieth in Verwirrung. Der Cardinal nebst allen Anhängern des mächtigen Hauses Farnese eilten zum Papst, und stellten ihm die Beschimpfung vor, die er einer so großen Familie anthat, dem Sohn eines Fürsten, der für die Kirche so glorreich gekämpft hätte, und von ihm selbst durch geweihte Geschenke belohnt worden wäre; sie sagten, daß der noch unerfahrene Prinz geglaubt habe, nicht einem Policcy-Gesetz unterworfen zu seyn, das absichtlich gegen die Ausschweifungen des niedrigen Pöbels gemacht worden wäre. Sie baten daher dringend um seine Begnadigung. Sixtus antwortete, daß er eine große Hochachtung für den Herzog von Parma, aber eben eine so große Abneigung gegen Verbrecher hätte, daß er im ähnlichen Fall seinen eignen Sohn eben so behandeln würde;

wie den Prinzen Farnese; daß er lieber die päpstliche Krone ablegen und ins Kloster zurückkehren, als dulden wollte, seine Gesetze verachtet zu sehen, die für jedermann ohne Ausnahme gemacht wären. Er fügte hinzu, daß selbst ein Monarch seine Unabhängigkeit verliere, sobald er seine Staaten verlasse, und daß die Jugend kein Verbrechen entschuldigte. Die Bittenden entfernten sich nach dieser Antwort, um eine bessere Laune des Papstes zu erwarten. Kaum aber war der Cardinal Farnese zurück, als ihm eine tödliche Unruhe wieder zum Sitzus führte. Dieser stolze Mann ließ sich jetzt zu den demüthigsten Bitten herab, und fuhr damit so lange fort, bis er die Freiheit seines Neffen erhielt, und zwar durch einen vom Papst eigenhändig an den Commandanten der Engelsburg geschriebenen Befehl. Der Cardinal eilte damit ohne Verzug selbst nach dem Staatsgefängniß, und besetzte den Prinzen, der noch in der nehmlichen Stunde Rom verließ.

Der Papst wurde krank, und zwar dermaßen, daß er dem Tode nahe war. Er fuhr jedoch, Troß der Bitten der Aerzte, unablässig

in seinen Regierungs-Geschäften fort; alle Tage mußten der Gouverneur der Stadt und die vornehmsten Staats-Beamten zu ihm kommen, ihm Bericht von allem erstatten, und seine Befehle einholen. Die freudige Erwartung der Cardinäle war so groß, als die Betrübniß des päpstlichen Neffen, der seinen Onkel beschwor, sich zu seiner Erhaltung auf einige Tage den Geschäften zu entziehen. Elytus antwortete: „Ein Fürst muß das Steuerruder des Staats nicht eher, als mit dem Leben verlassen, so wie die Nachtigall, die bis zur Stunde ihres Todes singt.“ Er erinnerte den Neffen, die Eptone in Thätigkeit zu setzen, um die Meinungen des Volks bey seiner Krankheit zu erfahren, und die Vorvergünstigten kennen zu lernen. Der Befehl wurde befolgt; allein der Schrecken seines Namens hatte so tiefe Wurzel geschlagen, daß man nichts erfuhr. Ein jeder verbarg seine Gesinnungen, selbst diejenigen, die ihn am meisten haßten, besuchten am häufigsten die Kirchen, wo für seine Genesung Gebete angestellt wurden. Viele hielten sogar die Krankheit für verheißt, und glaubten, es sey eine List, um die Meinung des Volks zu erfahren. Er verbot

jedoch bald die öffentlichen Gebete, indem er sagt: „Sie machen das Volk glauben, daß ich ~~irrend~~ Ende nahe bin, und ich möchte gern, daß man mich selbst noch nach meinem Tode lebend glaube.“ Eines Tages schienen die Lebensgeister ihn ganz zu verlassen, so daß die Umstehenden ihn für todt hielten. Der anwesende Arzt berührte die Nase des Papstes, um zu untersuchen, ob sich noch natürliche Wärme im Körper befände. Diese Berührung rief dem Kranken wieder ins Leben zurück; er blickte den Arzt zornig an, und sagte: „Was? Ihr seyd so vermessend, den Papst bey der Nase zu fassen?“ Wenig Tage nachher war er völlig hergestellt, und zeigte sich dem Volke.

Seine Genesung wurde durch neue außerordentliche Lustig. Scenen der Welt bekannt. Der päpstliche Mundschenk, Dellocchio, wünschte zur Erbauung eines Pallastes ein Haus zu kaufen, dessen Grund zu seinem Plan gehörte. Der Eigenthümer aber wollte sein Haus nicht verkaufen, und widerstand allen Anerbietungen. Nichts blieb übrig, als ein päpstlicher Befehl, und um diesen lag er dem Papst dringend an,

der sie ihn jedoch immer versagte, und ihm seine Ungerechtigkeit verwies. Bellocchio wollte aber seinen Plan nicht aufgeben; er entwandte daher das heilige Siegel des Papstes, unter dem Namen der Fischerring bekannt, und nun fertigte er selbst ein Breve, worin der Verkauf des Hauses dem Eigenthümer anbefohlen wurde. Dieser, durch den furchtbaren Namen Sixtus erschreckt, gab es sogleich für einen geringen Preis hin. Der Papst erfuhr es, und verdamnte seinen Mundschenk zu den Galeeren, wo ihn der Gram bald tdtete. Zu gleicher Zeit wurde auch dem Prälaten Qualterucci, einem Mann von großem Ansehn und Verdiensten, der Proceß gemacht, weil er an dem vorgedachten Verbrechen Theil gehabt hatte. Das ganze heilige Collegium und fast alle Römische Fürsten, in Verbindung mit den Gesandten von Spanien und Venedig, baten vergebens um seine Begnadigung. Sixtus antwortete, er würde sie bewilligen, wenn die Beleidigung seine Person betroffen hätte, allein eine Verrätherenz gegen den heiligen Stuhl müßte durchaus bestraft werden. Auf diese Weise wurde auch der Prälat Qualterucci auf die Galeeren

geschmiedet, wo er bis zum Tode des Sixtus aushalten mußte.

Frankreich, wo aus Fanatismus der Bürgerkrieg immer fortdauerte, zog sehr am meisten die Aufmerksamkeit des Papstes auf sich. Der Herzog von Guise, als Haupt der Ligue, erhielt von Sixtus einen geweihten Degen, von eben der Art, wie er dem Herzog von Parma einen zugesandt hatte: dabey schrieb er dem König Heinrich III einen eigenhändigen Brief, worin er ihn ermahnte, die Ehre seiner Krone zu erhalten, und den Stolz seiner rebellischen Unterthanen zu zähmen, mit der Erinnerung, Feuer und Schwert zu gebrauchen. Dieser Privatbrief, den der König öffentlich bekannt machte, goß Oel in die Flamme, und machte den Papst sowohl bey den Protestanten, als bey den Katholiken verhasst.

Der berühmte Theodor de Beze predigte um diese Zeit mit außerordentlichem Beyfall in Genève, wo er die Lehre Calvins fortpflanzte. Um Mittel aufzufinden, diese Fortschritte zu hemmen, wurde in Rom eine große Cardinals-

Versammlung gehalten. Einige waren der Meinung, man müßte einen Vertrauten nach Geneve senden, um diesen Prediger durch Versprechungen der höchsten geistlichen Würden, ja selbst des Purpers, auf die Seite der catholischen Kirche zu ziehen. Andre glaubten, er dürfte nicht leicht zu bereben seyn, vielmehr würde er die Erfüllung der Versprechungen bezweifeln, und durch die Entdeckung des Antrags sich bey seinen Anhängern noch mehr Ehre und Jutrauen erwerben. Endlich nahm Sixtus das Wort, und sagte, daß hierüber keine Verathschlagung Statt fände, weil ihm allein die Ansehung der Cardinals, Hüthe zustände; daß er lieber die Hälfte des Kirchenstaats verlieren, als einen Keher ins heilige Collegium aufnehmen wollte; eine solche Handlung, fügte er hinzu, würde andere unternehmende Geistlichen von Talenten reizen, die catholische Religion auf eine Zeit zu verlassen, um dadurch Cardinal zu werden. Er beschloß mit den Worten: „Man muß Geduld haben. Die Frucht wird fallen, wenn sie reif ist, ohne daß es der Mühe brauche, den Baum zu rütteln.“

Mehrere catholische Fürsten, besonders der König von Spanien, lagen dem Papst unaufhörlich um keinen Bannfluch gegen die Königin Elisabeth von England an, der dem Kriege der Spanier wider die Engländer größern Nachdruck geben sollte. Hiermit stimmten alle Cardinäle und das Römische Volk ein. Sixtus, ungeachtet seiner großen Hochachtung für Britanniens Königin, sahe sich genöthigt, nachzugeben, und die Bannbulle wurde in Rom auf dem Balkon der Peters-Kirche von einem schwarz gekleideten Priester verlesen, woben er ein schwarzes Nachlicht ausblühte; und nun erfolgte die fernere Bekanntmachung der Bulle in allen catholischen Ländern. Die Vorlesung geschah drey Sonntage hintereinander unter den finsternsten Ceremonien in sämtlichen Kirchen. Nur allein die Venetianer zögerten mit der Bekanntmachung, und da sich der Nuntius deshalb Verhaltungsbefehle vom Papst ausbat, antwortete dieser: „Ich wundre mich, daß Ihr bey dem Betragen der Venetianer nicht ihre Bewegungsgründe einsehet. Es geschieht nicht, aus Mangel an Ehrfurcht oder au Eifer für den heiligen Stuhl, sondern ihre Absicht ist,

„eine Nation nicht zu erzürnen, die ihren „Freunden Gutes, und ihren Feinden Böses „zufügen kann, wenn sie es am wenigsten er- „warten.“ Dieser Wink war für den Nuntius hinreichend. Er schwieg, und die Bulle wurde in den Staaten von Venedig nicht bekannt gemacht, wofür Elisabeth dem Senat förmlich danken ließ.

So sehr diese Monarchin auch überzeugt war, daß Sixtus nur nothgedrungen so gegen sie gehandelt habe, so glaubte sie doch in diesem Fall ihn nicht schonen zu dürfen. Sie versammelte daher die Großen ihres Reichs und die vornehmsten Bürger in London in der Pauls-Kirche, und ließ hier durch einen Bischof von der Kanzel auch einen Bannfluch gegen den Papst, gegen seine Cardinäle und gegen alle, die an der Bulle Theil gehabt hatten, ablesen. Dieser Ceremonie folgte ein Banquet im königlichen Pallast, wo an achtzig prächtig besetzten Tafeln gespeist, und unter lautem Jubel auf die Gesundheit der Königin, auf das Wohl des Reichs, und auf die Vernichtung aller Feinde der Krone getrunken wurde. Als Sixtus

diese Nachricht erfuh, sagte er: „Unser Ban-
„nich hat der Königin von England weder das
„Leben noch den Muth genommen. Die Spa-
„nier werden nun schon sehen, was sie gewonnen
„haben. Wollte Gott, daß sowohl sie als wir
„nur nicht noch mehr dabey verlieren.“

Cirtus fand seinen Eroberungs-Entwurf
auf Neapel noch nicht ausführbar. In Erwar-
tung eines günstigern Zeitpunkts richtete er seine
Augen auf Urbino. Dieß Herzogthum, das
aus mehr als zwey hundert Städten, Flecken
und Dörfern bestand, und mitten im Kirchen-
staat liegt, war davon unter der Regierung
Sixtus IV gerissen, und dem Hause Rovero zu-
getheilt worden. Der Plan war, sich dessen
ohne Schwertstreich zu bemächtigen. Pignoni,
ein stolzer unternehmender Prälat, wurde des-
halb als Nuntius nach Urbino geschickt, unter
dem Vorwand die geistlichen Immunitäten zu
vertheidigen. Kaum war er angekommen, so
griff er die Autorität des Herzogs an, und
gründete ein Tribunal, um die Gültigkeit aller
seit zwanzig Jahren gemachten Ehebündnisse zu
untersuchen, bey deren größter Zahl er Miß-

bedürfe zu finden vorgab. Die vornehmsten Personen mußten vor diesem Tribunal erscheinen, und einige wurden, um die Ehre zu verlängern, selbst nach Rom gesandt.

Der Herzog von Urbino merkte bald, daß die Absicht des Papstes sey, ihn zur thätlichen Widersehung zu bringen, um einen Vorwand zu haben, ihm als einem Rebellen gegen die Kirche, den Proceß zu machen. Er litt daher eine Zeitlang alles. Endlich aber verließ ihn die Geduld, und es wurde ein Mandat bekannt gemacht, worin allen seinen Unterthanen unter schwerer Strafe verboten wurde, fernor vor dem Tribunal des Nuntius zu erscheinen. Diesen Schritt hatte der Papst gewünscht, der sogleich dem Herzog den Befehl zuschickte, unbedingt dem Nuntius freie Hand zu lassen, und selbst nach Rom zu kommen, um von seinem Verrathen Rechenschaft abzulegen, wenn er nicht wie ein Rebelle behandelt werden wollte. Der Herzog fand jedoch mächtige Freunde. Die Franzosen, die Spanier, die Venetianer, und auch der Großherzog von Toscana erklärten sich als seine Beschützer, und ließen nicht eher mit ihren Vor-

stellungen nach, bis die Sache beigelegt wurde. Der Nuntius, auf den alle Schuld fiel, wurde zurückgerufen, und der Herzog von Urbino schickte einen außerordentlichen Gesandten an den Papst, um wegen des Geschehenen Abbitte zu thun.

Skaum aber war dieser Streit geendigt, so entstand ein neuer zwischen Eirtus und dem Kaiser Rudolph II. Dieser Monarch wollte die freie Jurisdiction über die Clerisey in seinen Staaten haben, und ließ deshalb durch seinen Botchschafter, den Herzog Savelli, dem Papst Vorstellungen thun. Eirtus aber erwiderte mit Bitterkeit: daß wenn das Glück den ersten Kaisern das Schwert zugetheilt habe, so hätten ihre Nachfolger es nur mit Bewilligung und unter der Autorität der Päpste getragen, um die Religion zu vertheidigen, nicht aber der Kirche ihre Freyheiten zu rauben. Er fügte hinzu: „Ich mische mich nicht in die weltlichen Angelegenheiten des Kaisers, daher werde ich auch nicht zugeben, daß er sich um kirchliche Sachen bekümmere.“ Der Botchschafter führte das alte Recht der Kaiser an, einen Präfectus in Rom zu ernennen, die für ihr Interesse sorgen

solte; ein Recht, dessen sich die Päpste zugeeignet hätten, und das der Kaiser wieder verlange; er sprach dabei von den üblen Folgen einer abschlägigen Antwort. Diese Art von Drohung entrißte den Papst, der in die Worte ausbrach: „Wie kann der Kaiser, der so schlecht seinem Charakter gemäß handelt, sich einbilden, daß ich meinen Charakter verleugnen werde. Er hat keine Autorität in Rom, wo ich der einzige Beherrscher bin. Ehemahls verfuhr man nach Regeln und Maximen, die heut zu Tage nichts mehr gelten. Es ist wahr, daß die Präfectur von Rom vor Alters den Kaisern gehörte, weil sie sich dieser Stadt ungerechter Weise bemächtigt, jetzt aber ist der Papst Kaiser von Rom, und also hängt von ihm die Präfectur ab.“ Er fügte hinzu: „Ich bin von der Heiligkeit und Gerechtigkeit meiner Gewalt so sehr überzeugt, daß ich mich derselben mit Nachdruck gegen einen jeden bedienen werde, der mir in meinem Hause Gesetze vorschreiben will.“ Hiermit befahl er dem Boten, sich zu entfernen.

Sechstes Buch.

Der große Ruf des Cirtus war auch im Oriente erschollen. Die Perser wurden damals von den Türken sehr gedrängt, deren unaufhaltbar scheinende Siege den Untergang des Persischen Reiches drohten, das Schach Abbas beherrschte. Dieser Monarch sah keine andre Hoffnung vor sich, als die Hilfe des Papstes, dem es nach seiner Meinung leicht wäre, die Christenheit gegen die Türken in Waffen zu bringen. Er schickte deshalb einen Gesandten, Namens Dabak Chongord, nach Rom, dessen Gefolge aus zwölf Personen bestand, worunter zwei sehr gelehrte, der lateinischen Sprache kundige Griechische Priester waren, die zu Dolmetschern dienten. Man empfing diese Gesandtschaft mit großer Pracht. Wegen des Zuflusses aber entstanden einige Schwierigkeiten; da jedoch der Gesandte um zu bitten

gekommen war, so bequeme er sich zu dieser er-
niedrigenden Ceremonie. Er übergab einen
Brief des Königs von Persien, worin er den
Katholiken Gewissensfreyheit in seinen Staaten
bewilligte, nebst der Erlaubniß an verschiedenen
Orten Kirchen zu bauen. Dieß Anerbieten
sah großen Verfall in Rom; das Verlangen
aber eines allgemeinen Bündnisses gegen die
Türken zeigte außerordentliche Schwierigkeiten,
so vortheilhaft auch der Zeitpunkt war, diese
Barbaren, die so oft Europa zittern machten,
auf ewig aus diesem Welttheil zu vertreiben.
Der Kayser hatte innerliche Unruhen zu stillen;
der König von Spanien dachte auf nichts so sehr,
als auf einen Krieg mit England, wozu alle
Kräfte der Monarchie aufgeboten wurden; die
Venetianer fanden damahls bey einem Türken-
kriege nicht ihre Rechnung, und der Papst, dem
die Eroberung von Neapel vorzüglich am Her-
zen lag, war auch gar nicht geneigt, diesen und
andre Entwürfe aufzugeben um einen Kreuz-
zug zu befördern. Der Gesandte wurde nach ei-
nem zweymonatlichen Aufenthalt entlassen, wäh-
rend welcher Zeit er auf Kosten der apostolischen
Kirche unterhalten worden war. Der Papst

sagte ihm bey der Abschieds Audienz, daß es ihm sehr leid sey, alle Fürsten von Europa für jetzt außer Stand zu sehen, sich mit einem Monarchen zu verbinden, für dessen Wohl, so wie für die Wohlfahrt seines Reichs er Gott anflehen würde. Mit dieser von vielen Geschenken und Ehrenbezeugungen begleiteten Antwort reiste der Gesandte ab.

Die großen Zurüstungen des Königs von Spanien England zu unterjochen wurden in dessen unablässig betrieben. Sixtus, der nichts mehr wünschte, als diesen Monarchen in einen langwierigen und gefährlichen Krieg zu verwickeln, um seine Absicht auf Neapel desto leichter auszuführen, gab der Unternehmung seinen ganzen Beyfall, und versprach seiner Seits mit einer Million Römischer Thaler die Spanier zu unterstützen, sobald sie in England gelandet seyn würden. Philip, der Herrscher der Thronen von Peru und Mexico, hatte Mangel an Gelde; er bat daher den Papst dringend, wenigstens die Hälfte der versprochenen Summe voranzugeben. Diese Bitte erhielt durch die nachdrücklichen Vorstellungen des

Herzogs von Parma, als Feldherrn der Spanier, ein großes Gewicht, der selbst einen Vertrauten nach Rom schickte, um dem Papst den elenden Zustand der Armee in den Niederlanden zu schildern. Sixtus aber, der vielleicht der Unternehmung nicht den besten Erfolg prophezeierte, blieb unbeweglich, und wollte erst die Landung abwarten; dagegen zeigte er sich nicht faufelig, dem Churfürsten von Töln beizuspringen, der von seinen Feinden sehr gedrängt wurde, und vom Papste eine ansehnliche Unterstützung an Gelde erhielt.

Sixtus machte nun in Begleitung seines ganzen Hofstaats eine Reise nach Civita Vecchia, wo er die sechzehn neuerbauten Galerien einsetzte, die angelegten Wehrwerke besah, und sie nur weuen zu vermehren befahl. Bald nachher lief die sogenannte unüberwindliche Flotte aus den Spanischen Häfen, wohin aber auch in kurzem der kleine Ueberrest zertrümmert von den Elementen und Menschen zurückkehrte. Der Papst schickte deshalb an Philip ein Trostschreiben; gegen den Botschafter Olivarez aber äußerte er seine Verwunderung

über die schlechten Maßregeln der Spanischen Minister und Feldherren, wobey er nur allein den Herzog von Parma ausnahm, und diesen Feldherren öffentlich bey allen Gelegenheiten die größten Lobspprüche erteilte.

Philip beantwortete den Brief des Papstes nach der ihm eignen Art. Er bat, daß Sixtus mit ihm Gott für die Erhaltung des Ueberrestes der Flotte danken möchte; er machte ihm dabey Vorwürfe wegen seines geringen Eifers, womit er die katholischen Mächte gegen die Feinde des Glaubens unterstützte, und behauptete, er habe seine Flotte im Dienste der Kirche Christi verlohren, daher diese mehr als er Ursache zu trauern habe. Philip hatte schon lange um die Heiligsprechung des Didacius von Alcala angesucht, dessen verrichtete Wunder in Rom etwas langsam untersucht wurden. Die Sache des Heiligen aber lag ihm so sehr am Herzen, daß noch in der nehmlichen Woche, als dieser Monarch die unglückliche Nachricht von seiner Flotte erhielt, er an Olivarez schrieb, auf die baldige Vollendung dieses Geschäftes zu dringen. Er wollte das Fest des Heiligen mit außerordentlichem Gepränge

begehrt, wobei er sagte, daß es die Pflicht eines Königs sey, der so viel dem Meer gegeben, auch etwas dem Himmel zu geben. Der Papst erfüllte sein Verlangen, und Didiatus wurde feyerlich in der Liste der Heiligen aufgestellt. Es schien, als ob Sixtus den König Philip wegen dieser bewilligten nutzlosen Farce verhöhnen wollte; denn er selbst verherrlichte das Fest durch eine nützliche, menschenfreundliche Stiftung. Er setzte jährlich dreystausend Römische Thaler aus, um gefangene in den Händen der Türken und Seeräuber befindliche Sklaven loszukaufen, wobei er verordnete, daß man besonders auf die ärmsten und verlassensten Rücksicht nehmen, auch den im Kirchenstaat gebornen den Vorzug geben sollte. Durch solche wohlgeordnete Wohlthaten, durch die zahlreichen Almosenauspendungen an arme mit Kindern belastete Wittwen, und durch die ungeheuren Summen, die er auf die Verschönerung Roms wandte, widerlegte er hinreichend diejenigen, die ihn des Geitzes beschuldigten.

Noch mehrere Heiligen wurden unter der Regierung des Sixtus canonisirt. Unter die

sen befanden sich zwey von großem Range, die noch in unsern Tagen abgöttisch verehrt werden, und reiche Opfer erhalten. Diese vunderrthätigen Menschen waren: Der heilige Antonius von Padua, und der heilige Januarius, Schutzpatron von Neapel, seiner Procißion ein Märtyrer und Bischof dieser Stadt, dessen Blut jährlich, und zwar noch am Ende des achtzehnten Jahrhunderts durch Priesterkünste zur Erbauung des abergläubigen Volks fließend gemacht wird.

Heinrich III, König von Frankreich, fuhr fort, der Welt das Beyspiel einer höchst elenden Regierung zu geben. Bürgerkriege, von bald der Fanatismus, bald die Politik die Bewegungsgründe waren, zerrissen damals dieß unglückliche Land. Die mächtige Familie der Guisen war dem König ein Dorn im Auge; er nahm daher den Neuchelmord zu Hilfe, und ließ erst den Herzog von Guise, das Haupt der Ligue, hernach den Cardinal von Guise durch seine Soldaten niedermachen; auch der Cardinal von Bourbon und der Erzbischof von Lyon wurden in Verhaft genommen. Heinr.

rich befand sich jedoch nach dieser schändlichen That in großer Angst, in der Ueberzeugung, daß Sirtus über die Ermordung zweier so vornehmen Prälaten wüthen, und die Spanier sowohl als die Französisch-Verbündeten die That in ihrer ganzen Schwärze am päpstlichen Hofe aufstellen würden. Ein in der nehmlichen Stunde abgesandter Courier an seinen Vothschafter in Rom, Marchese Pisani, brachte diesem den Auftrag, das Geschehene nach Möglichkeit beim Papst zu rechtfertigen, und um seine Absolution zu bitten. Noch ehe aber Pisani zur Audienz gelangte, hatte Sirtus schon von allem Nachricht bekommen, die ihn in solchen Zorn versetzte, daß er mit den Füßen stampfte, und allen Anwesenden Furcht einjaute. Gondo, ein anderer Abgeordneter Heinrichs, vereinigte sich nun mit dem Vothschafter, die Sache ihres Herrn zu beschönigen. Sie stellten dem Papst vor, daß die Guisfen Rebellen gewesen wären, die den König selbst aus seiner Hauptstadt getrieben hätten; daß ihre usurpirte Gewalt es unmöglich gemacht habe, sie vor Gericht zu ziehen, um sie nach der gesetzlichen Form zu bestrafen; kurz, daß Hein-

rich, wenn er anders seine Krone und sein Leben hätte sichern wollen, zu diesem Mittel habe schreiten müssen. Sixtus wollte alle diese Entschuldigungen nicht anhören; er sagte, der König habe die göttlichen und menschlichen Gesetze übertreten, und überdieß erstrecke sich seine Macht nicht über Prälaten, deren Richter die Kirche allein wäre. Er sagte: „Euer König betrachtet mich als einen unwissenden Mönch, „wißt aber, daß Ihr mit einem Papst zu thun „habt, der stündlich bereit ist, Blut in Straßen fließen zu machen, wenn die Ehre und „die Vortheile der Kirche es verlangen.“ Am meisten war er über seinen Legaten in Frankreich, den Cardinal Morosini, aufgebracht, der in der That durch sein gelassenes hofmännisches Betragen, selbst nach dem Verhaß der Prälaten, den König zu den weitem Schritten veranlaßt hatte. Sixtus nannte ihn im öffentlichen Consistorio einen Verräther und Feind des heiligen Stuhls, und drohete, ihm den Purpur zu nehmen. Er stellte den Cardinälen in einer nachdrucksvollen Rede sowohl den durch diesen Mord ihrer Würde angethanen Schimpf, als den Verlust ihrer Privilegien vor, und

schwur, keinen Menschen mehr auf Empfehlung irgend einer Krone zum Cardinal zu ernennen. Er sagte: „Niemand von Euch ist des Lebens sicher, wenn der Nord Eures Mitbruders ungerathet bleibt. Wollt Ihr dabei unempfindlich seyn, so ist bloß doch keine Regel für mich. Mein erhabner Posten verbindet mich Gerechtigkeit zu handhaben. Sagt mir kein Wort von üblen Folgen, und von dem Unglück, das die nöthigen Maßregeln sowohl für Frankreich, als für die Kirche haben könnten. Wenn die Rede von Gerechtigkeit ist, so muß man bloß seine Pflicht vor Augen haben, und nichts fürchten, als allein Gott zu mißfallen.“

Der Papst ernannte eine Congregation von Cardinälen, um die Sache aufs gründlichste zu untersuchen. Ganz Europa war auf die Entscheidung aufmerksam. Nach fünf Monaten erklärte Sixtus dem König Heinrich, daß er innerhalb sechzig Tagen sowohl die beiden gefangenen Prälaten in Freiheit setzen, als auch, entweder in Person, oder durch einen Abgeordneten in Rom erscheinen, und von seinem Betragen Rechenschaft ablegen sollte, wenn er nicht heimlich in den Damm gethan seyn wollte. Dabei

verordnete er, daß weder der König noch seine
Mordgenossen von jemand anders als allein vom
Papst die Absolution erhalten könnten.

Heinrich hatte, um den Papst zu besänftigen,
einige der angesehensten und beredtesten franzö-
sischen Prälaten nach Rom geschickt; da aber
Sixtus unbeweglich blieb, so reisten sie alle in
Begleitung der andern Abgeordneten und des
Botschafters Pisani nach Frankreich zurück, und
erklärten, sobald sie den Kirchenstall verlassen
hätten, daß die eigensinnige Strenge des Six-
tus die Kirche der Gefahr aussetze, das Königs-
reich zu verlieren, so wie Clemens VII. England
verloren habe. Der Termin der Erscheinung
war bis auf einige Tage verfloßen, als ein an-
dres Meuchelmord den Proceß endigte. Der
König Heinrich nehmlich wurde zu St. Cloud,
mitten unter seinem Heere, womit er Paris be-
lagerte, von Clement, einem Jakobinermönch,
ermordet.

Der von der Vorsehung zum Thron be-
stimmte König Heinrich von Navarra, das Mu-
ster guter Herrscher, setzte nun den Krieg gegen
die Liguisten fort, die ungeachtet ihrer dringendsten

Vorstellungen so wenig jetzt, wie vormals, die geringste Hilfe vom Papste erhalten konnten. Der Legat in Frankreich wies ihnen in der Noth von den päpstlichen Geldern 50,000 Römische Thaler an, womit jedoch der Papst sehr unzufrieden war. Seine Achtung für Heinrich wurde immer größer, so daß, als man einst nach einem Treffen das Gerücht von Heinrichs Tode in Rom verbreitete, Sixtus öffentlich sagte: „Wenn sich die Nachricht bestätigte, so muß man gestehn, daß ein großer Regent gestorben ist.“ Ungeachtet seines Bannfluchs erkannte er doch schweigend, ja endlich selbst mündlich gegen seine Minister und Vertrauten, das Recht dieses Monarchen zur Thronfolge, und erwartete dessen Uebergang zur Römischen Kirche. Die Spanier waren über diese Nachsicht des Papstes äußerst aufgebracht; von allen Seiten erschienen Schmähschriften, worin der Charakter des Sixtus auf das grausamste gemißhandelt, und er geradezu ein Ketzer genannt wurde. Philip vergaß alle Mäßigung, und ließ durch seinen Botschafter Ulloarez gegen das päpstliche Verfahren protestiren. Er gewann dadurch doch nichts, als daß Sixtus einen tödtlichen Haß auf

diesen geschickten Minister warf, ihn nicht mehr vor sich lassen, ja nicht länger als Botschafter anerkennen wollte. Er ließ sich jedoch wieder etwas besänftigen, und Olivarez fuhr noch eine Zeitlang fort, die Geschäfte seines Monarchen zu besorgen.

Eirtus, erhabener als sein Jahrhundert, erleuchteter am Verstande und größer an Geist als alle seine Vorgänger, hatte die unter dem Namen der Vulgata bekannte Bibel drucken lassen, worüber die Priester und die Andächtler laut murrten. Der Papst verlachte dieß Geschrey, ließ die Bibel ins Lateinische übersetzen, und befahl deren Bekanntmachung durch eine sehr weitläufige Bulle. Man gerieth alles in Bewegung, und man glaubte die Kirche in der äußersten Gefahr. Einige bigotte Cardinale verhanden sich mit dem Spanischen Botschafter, dem Papst die Sache als ein Scandal vorzustellen, weil, wie sie sagten, die Ketzer durch dieß Mittel von ihrem Glauben abtrünnig gemacht würden. Eirtus verlachte ihre elenden Argumente, und sagte: „Es ist für Euch Ignoranten, die Ihr kein Latein versteht, daß ich

„diese Italiensche Uebersetzung habe machen lassen.“ Die Cardinäle wandten sich nun an den König von Spanien, und baten ihn seine Italiensche Staaten gegen die Gefahr dieser Neuerung zu sichern. Es bedurfte in gegenwärtigem Fall keiner wiederholten Erinnerung bey einem Monarchen, dessen blinder Religionssetzer viel leicht mehr Blut wie Nero hätte fließen lassen.

Die Unruhen in Frankreich kamen indessen ihrem Ende immer näher. Die Spanier, die Ligue, die Anhänger Heinrichs, alle bemühten sich den Papst auf ihre Seite zu ziehen, der jetzt den Cardinal Cajetano als Legaten nach Frankreich schickte, mit dem Auftrage, sich gegen Heinrich so lange neutral zu zeigen, als noch irgend Hoffnung zu seiner Religions-Veränderung vorhanden wäre, wenn aber dieselbe wirklich geschähe, so sollte er sich öffentlich für ihn erklären. Der Legat befolgte jedoch nicht diese Befehle, und ließ sich von den Spaniern gewinnen, wodurch er ganz das Vertrauen des Papstes verlor. Die Macht, Heinrich zu erheben, oder zu vernichten, und dadurch Frankreich seinen besten König und der Geschichte einen der Menschheit

werthen Namen auf ewig zu rauben, hing nur ganz allein von Sixtus ab. Da nun die päpstliche Erklärung gegen Heinrich nicht erfolgte, so verlor die Ligue allen Muth, und die Venedigianer, welche die Gefinnungen des Papstes so gut kannten, glaubten berechtigt zu seyn, sich auf Heinrichs Seite zu stellen. Diese Republik war die erste Macht Europens, die ihn öffentlich als König von Frankreich anerkannte, und ihm Hülfe versprach. Heinrich vergaß nie diese großmüthige Anerbieten, und war eben so sehr von dem Betragen des Papstes gerührt. Er ließ denselben durch den Herzog von Luxemburg seiner ewigen Dankbarkeit versichern, mit der Aeußerung, daß sein vortrefliches Verfahren gegen ihn des gemeinschaftlichen Vaters der Christen würdig sey.

Die Krone Polen war damals so wie in unserm Jahrhundert ein Gegenstand der Kriege, des Ehrgeizes, der große Zweck zahlloser Intriquen und Cabalen. In diesem Kronenkampfe hatte Maximilian von Oesterreich, Bruder des Kaisers Rudolph, dem König Sigismund untergelegen, und war gefangen genommen wor-

den. Diese Gefangenschaft, verbunden mit einer schlechten Behandlung, setzte alle Hölle in Bewegung. Sirtus war keiner der letzten, die sich des unglücklichen Thron-Candidaten annahmen, dessen Wahl zu befördern, er selbst 27,000 Zechinen nach Pohlen geschickt hatte. Der Cardinal Aldobrandini, ein Mann von großen Fähigkeiten und einnehmendem Charakter, wurde sehr mit großer Vollmacht versehen und als Legat dahin gesandt, der auch in kurzer Zeit alle damit verbundene große Schwierigkeiten überwand, beyde Theile ausöhnte, dem Herzog Maximilian die Freyheit, und den Polen Frieden verschaffte. Der Legat wurde von dieser Nation wie ein Schutzengel betrachtet, man wehlagte über seine Rückreise, und ganze Schaaren von Edelleuten begleiteten ihn bis an die Gränzen des Königreichs. Ehrenbezeugungen mancherley Art erwarteten ihn auf seinem ganzen Wege bis an die Mauern Roms, wo ihn auf Befehl des Papstes, der vornehmste Adel, die Prälaten, ja das heilige Collegium selbst in Procession einholten. Um die Achtung für den triumphirenden Friedensstifter noch zu erhöhen, erzeigte ihm Sirtus eine Ehre, die noch keinem Cardinal wider-

wieder

widerfahren war; er sandte ihm seine Staats-Euroffe nebst einem Theil der päpstlichen Leibwache, und so wurde er zur Audienz geführt, wo ihn Eirtus, der keinen niedern Reid kannte, mit offenen Armen empfing.

Es sehr aber auch die auswärtigen Angelegenheiten und sein Entwurf auf Neapel den Papst beschäftigten, so wurde dennoch in seinen eignen Staaten nichts vernachlässigt; auch hatte er nun im heiligen Collegio an dem Cardinal Aldobrandini einen sehr sähigen Mann gefunden, der ihn als Minister unterstützen konnte. Es wurden viele Gesetze gemacht. Eins derselben betraf den Luxus in Kleidern, der in kurzem so eingeschränkt wurde, daß man allenhalben die einfachsten Trachten sah. Jedermann, Arme sowohl wie Reiche, selbst die Bettler, wurden vor ihn gelassen, und ihr Gesuch angehört. Die Wittwen und Waisen fanden an ihm ihren christlichsten Beschützer, und alle Kläger gegen ihre Obern den aufmerksamsten Zuhörer. Viele Mißbräuche in den Klöstern, die niemand besser als Eirtus kannte, wurden abgeschafft; ja er hatte den Entwurf einer großen Reformation

des ganzen Priesterstandes gemacht, wozu die meisten Mönchsorden aufgehoben werden sollten, allein sein Tod veränderte die wohlthätige Ausführung.

Cirtus bewilligte dem Römischen Volk eine noch nie im Carnaval gehabte Freiheit. Die Schauspiele und Lustbarkeiten aller Art wurden vielfältig, von der Regierung geordnet, und beschützt. In allen Provinzen des Kirchenstaats geschah ein Gleiches. Den Ausbrüchen der Freude und der Fröhlichkeit war kein Ziel gesetzt; nur Beleidigungen und Unanständigkeiten waren aufs schärfste untersagt; daher auch in der großen Straße, il Corso, dem Theater des Frohsinns, Schnellgalgen zur Verrentung der Glieder und mit den nöthigen Stricken versehen, aufgerichtet waren; eine Methode, die als Zaum des Übels noch heut zu Tage zur Carnivalszeit beobachtet wird. Cirtus bestrafte damit einen Stallmeister des Cardinals Zerbelloni, weil er unter der Maske einigen Damen im Corso unanständige Dinge gesagt, obgleich die Damen darüber gelacht hatten; ein Schneider aber, der einem Kammeraden in diesen Stunden des Vergnügens einen Faustschlag gab, mußte auf die Ga-

leeren wandern. Mehr Beispiele waren nicht nöthig, um alle Unordnung zu verdamnen. Ueberhaupt hörte man schon im dritten Jahre seiner Regierung sehr selten von Verbrechen; daher der Gouverneur von Rom auch eines Tages zu ihm sagte, daß die Criminal-Richter sowohl in der Stadt, als in den Provinzen, fast gar nichts zu thun hätten. Seine Absicht war, dem Papst wegen dieser Sittenveränderung zu schmeicheln. Eirtus aber sagte: „Sie wird nicht von Dauer seyn; denn ich bin überzeugt, daß die Römer unter der nächsten Regierung eben so zügellos wie sonst seyn werden.“ Diese Prophezeiung traf auch richtig ein.

Eirtus schlief wenig. Wenn wichtige Angelegenheiten seinen Geist beschäftigten, so arbeitete er die ganze Nacht durch, auch mußte er sogleich geweckt werden, wenn ein Courier zur Nachtzeit ankam; denn er sagte: „Ich will Herr von meinem Schlaf seyn, und nicht von ihm abhängen.“ Er hielt jedermann mit Strenge zu seiner Pflicht an, und sparte bei deren Uebertretung weder Vorwürfe noch Drohungen; dabei aber war er aufmerksam auf

die Vertheidigung der Anklagen, wenn sie ohne Niedrigkeit, mit Gelassenheit und guten Gründen geschah. Die Päpste hatten die Gewohnheit gehabt, einige der vornehmsten Staatsämter, als die hohen Posten eines Schatzmeisters der Apostolischen Kammer, und des Vice-Cammerlengo, an ihre Creaturen zu vergeben. Sixtus aber machte diese Ämter kaufbar. Der Cardinal Castagna, für den der Papst immer noch die alte Achtung bebehielt, und den er als seinen Nachfolger betrachtete, machte ihm deshalb freymüthige Vorstellungen, erhielt aber zur Antwort: „Ist es recht, daß wir die Dienste „unser Staatsbeamten vorausbezahlen? Ich „will diesen Gebrauch ändern, und mich von „denen bezahlen lassen, die in meine Dienste „treten, und ich rathe Ihnen, es eben so zu „machen, wenn Sie an meiner Stelle seyn „werden.“ Er creirte auch neue Stellen; unter andern das Amt eines Ober-Archiv-Aussiehers, das er für eine große Summe verkaufte. So groß seine Begierde war, Schätze für die Bedürfnisse des Staats zu sammeln, und prächtvolle Unternehmungen auszuführen, so einfach war er in seinem Anzuge. Selbst seine Hemden

wurden immer ausgebessert. (Wer wird nicht in diesen und andern Zügen eine Aehnlichkeit zwischen Eirtas und Preußens Friedrich finden?) Als seine Schwester um Erlaubniß bath, für bessere Wäsche sorgen zu dürfen, sagte Eirtus: „Unsere Erhebung muß uns nicht unsern Ursprung veraessn lassen. Die Lappen und Lumpen sind die ersten Wapen unsers Hauses.“

Der Gedanke an seine niedrige Herkunft war überhaupt seinem Geiste immer gegenwärtig; daher seine große Herablassung, die er oft als Mensch zeigte, zu eben der Zeit, da er als Papst der stolze Mann seines Jahrhunderts war. Eines Tages besuchte er um Mittagszeit das von ihm ehemahls bewohnte Franziscaner-Kloster, und begab sich gleich beim Eintritt in die Stube des Pörtners, der eine Schüssel mit schlechtem Oel zubereiteter Bohnen vor sich hatte, die er mit einem hölzernen Löffel zu sich nahm. Der Papst setzte sich neben ihn, ließ sich auch einen hölzernen Löffel reichen, half ihm die Schüssel ausleeren, und da sein Appetit noch nicht gestillt war, so mußte noch eine Schüssel

gebracht werden. Seine Begleiter erkannten über diese Wahlzeit, von welcher Sirtus sagte, sie würde ihm sein Leben noch um zwei Jahre verlängern, so entfernt er auch seinen Tod hielt. Er dankte Gott mit folgenden Worten, die auf das Schicksal so vieler seiner Vorfahren anspielten: „Gelobet sey der Herr für die Gnade, daß ein „Papst einmahl in seinem Leben hat in Frieden „und Sicherheit essen können.“ Der Papst ließ den Pförtner, der ein Lagerbruder war, zur Belohnung seiner Bewirthung in den Orden als Priester eintreten, gab ihm seinen Segen, und sagte: „Ich bin ehemals auch in dem Stande „gewesen, worin du jetzt bist; mache daher, daß „du dereinst auch in denjenigen kömmt, worin „du mich siehst.“

So sehr auch Sirtus für seine Familie sorgte, so bereicherte er sie doch nicht auf Kosten des Staats, wie fast alle Päpste vor ihm gethan hatten. Der älteste Sohn seiner Schwester, den er unter dem Namen Montalto zum Cardinal gemacht hatte, war bey dem Tode seines Onkels im Besiz so vieler geistlichen Aemter, Benefizien und Würden, daß er hundert tausend

Römische Thaler Einkünfte hatte. Dem jüngsten gab Sixtus ansehnliche Güter; er mußte heirathen, und des Stammvaters des neuen Hauses Peretti werden. Die beiden Schwwestern dieser Männer, die im Staube erzogenen Töchter der Köchlerin Camilla, kamen durch Heirath in die zwei größten Familien Italiens, Colonna und Ursini. Beide Prinzessinnen nahmen bald den Ton der großen Welt an, ja die älteste, die Gemahlin des Conetable Colonna, wurde durch ihre Grazie und feinen Sitten das Muster der Römischen Damen. Der Fürst Colonna erhielt keinen andern Brautsegen, als zur Bezahlung seiner Schulden, ein Darlehn von 400,000 Römischen Thalern ohne Zinsen, das er sich verpflichten mußte, in sieben Jahren an die Apostolische Kammer zurück zu zahlen. Sixtus verringerte die Pensionen und Päpstlichen Schenkungen, so daß er dadurch allein jährlich 600,000 Römische Thaler ersparen konnte. Er hatte eine Freude über diese Ersparnisse, und führte oft das Sprichwort an: „Nichts kann dem Golde widerstehn.“

Eine Menge von den Päpsten gegebene Bullen und Decrete, die theils ungerecht, theils unüberdacht waren, theils für die jetzigen Zeiten nicht mehr paßten, wurden vernichtet. Schon lange hatte man gewünscht, die Anzahl der Cardinäle auf hundert zu bringen. Sixtus aber bestimmte sie auf siebenzig, welche Zahl so wie viele andre Gesetze und Einrichtungen dieses großen Regenten, auch bis jetzt unverändert geblieben ist. Er verordnete, daß im heiligen Collegio immer vier Cardinäle aus den Mönchsorden genommen, und niemahls zwey Brüder, ja nicht einmahl andre nahe Anverwandten, den Cardinals-Hut bekommen sollten. Die Gründe zu diesen und andern Verordnungen, waren in seinen Bullen umständlich angeführt; auch lud er seine Nachfolger ein, nach seinem Beispiel Stellen im heiligen Collegio offen zu lassen, um beständig im Stande zu seyn, große Verdienste um die Kirche zu belohnen, und erlangende Bitten gekrönter Häupter zu erfüllen, die man gern verbinden wollte. Er machte während seiner Regierung drey und dreyßig Cardinäle.

Wenn er gleich als Papst sich etwas nach den Umständen bequeme, so bestand er doch darauf, die geringsten Rechte als Regent auf das nachdrücklichste zu behaupten. Er hatte einen Streit mit Alphonsus, Herzog von Ferrara, wegen eines Gränzdisse, wobei die Päpstlichen Beamten etwas eigenmächtig verfahren hatten. Der Marchese Polagni war in Rom Gesandter von Ferrara, und hatte sich durch seine Verdienste und große Gelehrsamkeit die Achtung des Sixtus in einem hohen Grade erworben. Die politischen Klagen des Polagni wurden jedoch nur kassänig angehört, und da er damit fortfuhr, weigerte sich der Papst endlich ihm mehr Audienz zu geben. Der Gesandte aber wollte die Sache entschieden wissen, und begab sich eines Tages nach dem Päpstlichen Pallast, mit der ausdrücklichen Erklärung, ihn nicht eher zu verlassen, bis er Audienz gehabt hätte. Sixtus, von dem man nie etwas ertroßen konnte, nahm nun keine Rücksicht mehr auf die vorige Achtung, und ließ ihm sagen, wenn er sich nicht gleich aus dem Pallast entfernte, sollte er zum Fenster heraus gemorsen werden, und wenn er sich nach Ablauf von zwei Tagen noch

in Rom befände, würde er ihn auf einen Esel setzen, und so zur Stadt hinaus führen lassen.

Nichts was einem weisen Regenten bey der Vitterwelt und Nachwelt ehrwürdig machen kann, entging seiner Aufmerksamkeit. Er war ein zu großer Freund der Geistes-Cultur und Gelehrsamkeit, um nicht auch in diesem Felde durch große Anstalten zu glänzen. Die vornehmste derselben war, die Erbauung der Vaticanischen Bibliothek; nichts wurde gespart oder versäumt, um sie zur zahlreichsten und prächtigsten in der Welt zu machen. Schon seit Entstehung der Christlichen Kirche hatte man daran gesammelt. Dieß war selbst von Heiligen und Märtyrern geschehn, daher auch die Bücher einige Jahrhunderte lang in der Lateran-Kirche aufbehalten worden waren, bis man sie endlich nach dem Vaticanischen Pallast brachte. Allein hier wurden sie an einem feuchten, dunkeln, und überhaupt sehr unbequemen Ort aufgestellt, wo ihre nahe Vermoderung gewiß war. Diesen Bücherschatz auf eine seiner würdigen Art zu retten, war eins der ersten Geschäfte seiner Regierung, und in drey Jahren war auch dieß

große Werk zu Stande. Der dazu von Grund aus erbaute prächtige mit dem Vatican verbundene Palast war sehr geräumig, und mit Wohnungen für die Bücheraufseher versehen. Die berühmtesten Maler Roms bemühten sich, ihn durch ihren Pinsel zu verschönern. Nicht allein die Gemächer und Säle, sondern selbst die Mauern von innen und außen wurden bemalt. Die äußern Gemälde stellten die Wissenschaften, die Künste, und die Tugenden unter Sinnbildern dar. Im Innern sah man die mit historischen Inschriften gezierten Abbildungen der sechszehn großen Kirchenversammlungen, von der ersten zu Nicea gehalten, bis zu der im sechszehnten Jahrhundert berühmten Tridentinischen, womit diese von den Päpsten geleitete Priester-Schauspiele wahrscheinlich auf immer geendigt wurden. Andre Gemälde, auch mit zweckmäßigen Inschriften versehen, waren dem Andenken der berühmtesten Büchersammlungen der Vorwelt gewidmet; es wurden hier geschildert: die Bücher der Juden, die wegen ihres Alters und ihrer Verbindung mit der christlichen Lehre hier den ersten Platz einnahmen; die in Babylon befindliche Bibliothek der Chaldäer;

die Bibliothek der Griechen zu Athen; die von August errichtete Valatinische Bibliothek in Rom; die Bibliothek zu Alexandria in Egypten, die berühmteste von allen; die Bibliothek zu Jerusalem, die der heilige Alexander, Bischof und Märtyrer unter der Regierung des Decius sammelte; die von dem heiligen Pampphilus gestiftete Bibliothek zu Chärea; die Apostolische Bibliothek zu Ehren des heiligen Peter, der alle zur christlichen Religion gehörigen Bücher gesammelt haben soll. Die letzte durch Gemälde verfunlichte Bibliothek war die Päpstliche. Außerdem sah man auf allen den großen Saal stützenden Säulen die mit unterrichtenden Inschriften gezierten Bilder aller durch Erfindung der Schriftzeichen und der Wissenschaften berühmten gewordenen Menschen, als: Adam, bezeichnet mit dem Namen des ersten Erfinders; die Kinder Seths, die die Kenntnisse der Himmelskörper auf zwey Säulen eingruben; Abraham, als Erfinder der Syrischen und Chaldäischen Buchstaben; Moses, als Erfinder der ältern Hebräischen, und Esdras, als Erfinder der neuern Hebräischen Buchstaben; der Egyptische Mercur, der die der Religion gewidmete Schrift:

zeichen den Egyptern lehrte; der Egyptische Hercules, der die Phrygischen Buchstaben erfand; Memnon, der die Egypter in der Kunst zu schreiben unterrichtete; Isis, Königin von Egypten, die zuerst in ihrem Königreich die Buchstaben der Landessprache erfand; Phoenix, der die Buchstaben den Phoeniciern lehrte; Cadmus, der Erfinder von sechszehn Griechischen Schriftzeichen; Pallas von Theben; Cecrops, König von Athen; Epicharmes aus Sicilien; Simon von Milet und Palamedes, sämmtlich auch als Erfinder Griechischer Buchstaben; Pythagoras, der zuerst sich der Schriftzeichen bediente, und sie im bürgerlichen Leben anwendbar machte; Nicosstrata, die Mutter des Evander, Königin von Arcadien, als Erfinderin der lateinischen Buchstaben; Demaratus von Corinth, als Erfinder der Toscanischen; der Kayser Claudius, weil man ihm die Erfindung von drey lateinischen Buchstaben zuschreibt; der heilige Chrysostomus, als Erfinder der Armenischen Buchstaben; endlich Christus, als Urheber der himmlischen Lehre, und der Papst als Statthalter Christi.

In den Sälen und Zimmern, wo die Bücher und Manuscripte aufbehalten wurden, sahe man

die Bildnisse von Kirchenvätern, Gelehrten und Heiligen. Die auf den Gebrauch der Bücher Bezug habenden Päpstlichen Verordnungen sowohl, als die Geschichte der Bibliothek selbst wurden mit goldenen Buchstaben auf Marmortafeln gegraben, und in den Sälen aufgestellt. Sixtus sparte weder Mühe noch Kosten, diese Sammlung durch Bücher und Handschriften aus allen Sprachen und aus allen Ländern zu vermehren, wozu die ausgesandten Missionarien viel beitrugen. Er ließ auch in der Nähe der Bibliothek eine große Druckerei anlegen, vorzüglich bestimmt, die Bibel in allen Sprachen, und die Werke der Kirchenväter zu drucken. Vega, ein berühmter Gelehrter der damaligen Zeit, erhielt dazu den Auftrag. Er erfüllte ihn, und im Jahr 1583 sah man aus dieser Druckerei die Bibel in lateinischer Sprache hervorgehen, der bald nachher eine italienische Uebersetzung derselben folgte.

Die Andächtler und das gemeine Volk, die sich bey dem sinnlichen Gottesdienst und ihrem groben Aberglauben ganz wohl befanden, und jede Prüfung und Belehrung verachteten, wü-

teten über diese Erscheinung, die nach ihrer Meinung den schnellen Untergang der Kirche unfehlbar bewirken würde. Niemand aber war wegen dieser Dibelbekanntmachung so aufgebracht, als der bigotte Philip von Spanien, der dem Papst um die Unterdrückung dieses Werks auf das dringendste bat, und im nöthigen Fall drohte, sich der von Gott verliehenen Macht zu bedienen, die Reinigkeit der Catholischen Religion zu erhalten. Der Graf Olivarez bekam den Auftrag, diese Erklärung zu machen. Der Papst ließ ihm seine lange Rede endigen, ohne sie zu unterbrechen; als aber der Botschafter alles erforderliche gesagt hatte, und die Päpstliche Antwort nicht erfolgte, bat er um die Meinung Sr. Heiligkeit. „Meine Meinung,“ versetzte Sixtus mit zornigen Blicken, ist: Sie „Herr Botschafter zum Fenster hinauswerfen zu lassen.“ Hierauf wandte er dem Spanier verächtlich den Rücken zu, der nach Hause eilte, und schon die Häsher hinter sich zu haben glaubte.

In Spanien hielt man noch mehr wie in Italien wegen dieser Dibel die Kirche dem Untergang nahe.

Der König Philip berief die vornehmsten Theologen in sein Conſeil, um mit ihnen über die Mittel zu berathſchlagen, wie man die drohende Gefahr abwenden könne. Die Meinung fiel dahin aus, daß der König nach ſeinem Gewiſſen verbunden ſey, ein aus allen Biſchöfen und allen Doctoren der Theologie ſeines Reichs beſtehendes National-Concilium zuſammen zu rufen, dieſen Schritt zwar dem Papſt zu melden, wenn er ſich aber widerſetzte, ihn ſelbſt vor dieſe Kirchenverſammlung zu citiren, ihn ſeiner Würde zu entſetzen, und einen neuen Papſt zu erwählen. Dieſer beſtigue Entſchluß wurde den Spaniſchgeſinnten Cardinalen inſgeheim mitgetheilt, beſonders dem Cardinal von Toledo, der im Geruch der Heiligkeit lebte, und der erſte war, der dieſe gewalthätige Maasregeln billigte. Das Concilium ſollte zu Sevilla gehalten werden. Nun aber kam es darauf an, wie man deſſen Zuſammenberufung dem Papſt bekannt machen ſollte. So ſehr auch der Spaniſche Botſchafter vor der Kirche des Sixtus zitterte, ſo glaubte er dennoch ohne Rückſicht auf eigne Gefahr den Auftrag ſeines Hofes erfüllen zu müſſen. Um jedoch ſeine perſönliche Sicherheit nicht ſo ganz hinten-
zuſehen,

so beschloß er ihm das Notifications: Schreiben nicht im päpstlichen Pallast, sondern auf der öffentlichen Straße bey einer Procession zu übergeben, die am Weynachtsfest gehalten werden sollte.

Sirtus wurde den Abend zuvor durch seine Espione von allem unterrichtet; er ließ sogleich den Gouverneur von Rom rufen, und sagte ihm, daß diesmal die Processions: Ordnung ganz anders wie sonst eingerichtet werden müßte: „Zweyhundert Häscher, sagte er, müssen Reihenweise unmittelbar vor mir marschiren. Sie, Herr Gouverneur aber, halten sich dicht an meiner Seite, und lassen hinter Sich den Henker mit einem Strick in der Hand nachtreten, und wenn jemand die Verwegenheit haben sollte, den Zug zu unterbrechen, um mir eine Schrift zu übergeben, so befehle ich, daß er ohne Weiteren Proceß auf der Stelle aufgehängt werden soll, es mag ein Prinz, ein Cardinal, oder ein Gesandter seyn.“ Dieser sonderbare Befehl wurde gleich in Rom bekannt; die Procession geschah zum Erstaunen des Volks nach vorgeschrie-

bener Art, und die Uebersetzung der Schrift un-
erblieb.

Nun schrieb Eixtus selbst an Philip und er-
klärte ihm, daß er Olivarez nicht länger als Bot-
schafter anerkenne, ihm selbst aber ließ er saßen,
daß er keinen Rang mehr habe, und jetzt bloß
wie ein Privatmann zu betrachten sey. So
sehr Philip auch über diese Kränkung erbittert
war, so hatte ihn doch die Entschlossenheit des
Eixtus so sehr besiegt, daß er den Entwurf sei-
ner Kirchenversammlung aufgab, den Papst jetzt
mit Dehnsamkeit behandelte, und auch ohne
weitere Klagen den Olivarez aufopferte. Der
Herzog von Tessa kam an seine Stelle.

Der Papst fing jetzt an, ernstlich an die Aus-
führung seines Entwurfs auf Neapel zu denken.
In Civita Vecchia waren seine Arsenalé und
Magazine gefüllt, die er von Zeit zu Zeit in der
Stille besuchte. Nun ließ er auch Truppen ge-
gen die Neapolitanischen Gräzen rücken, unter
dem Vorwande, die Einfälle der Banditen zu
hemmen, die wirklich Schaarenweise die Gränz-

Arter des Kirchenstaats heimsuchten. Er selbst begab sich nach Terracina, und gab als Veranlassung zu dieser Reise seine Absicht an, die Pontinischen Sümpfe auszutrocknen. Der Spanische Vice-König von Neapel gab vor, die Banditen-Jagd auch von seiner Seite zu unterstützen, und zog daher 4000 Mann der besten Truppen unter Commando des Grafen Spinelli, eines erfahrenen Feldherrn, in den dortigen Gegenden zusammen, wobei er den Papst durch seinen Sohn complimentiren ließ. Die weiteren Unternehmungen wurden nun auf eine andre Zeit verschoben, und Sixtus kam nach Rom zurück.

Diese Reise war das Ziel seines großen Lebens, seiner kurzen aber sehr thatenvollen Regierung. Sein Tod wurde von so vielen Mächten der Erde sehnlich gewünscht, und so fand man endlich auch Mittel die Erfüllung dieses Wunsches zu beschleunigen. Er unterwarf sich bey seiner Nahrung den Regeln einer klugen Diät, und da er längst einen Anschlag auf sein Leben abnete, so wurde in seiner Küche alle nur mögliche Dehutsamkeit gebraucht; der Koch

durfte die Spitze nicht aus den Augen lassen, und auch mit niemand Umgang haben. Er sagte selbst zu seinem Arzt: „Die Spanier sind so müde, mich länger als Papst zu sehen, daß sie gewiß Mittel suchen werden, meine Tage zu verkürzen.“ Endlich aber, vier Monat vor seinem Tode, stellte sich bey ihm ein bedenklicher außerordentlicher Kopfschmerz ein, der ihn nie verließ. Selten kam er ins Bette, und immer nur auf kurze Zeit, weil die Ruhe seinen Schmerz vermehrte, und er nur den starken Bewegungen einige Linderung fand. Die Staatsgeschäfte wurden jedoch keinen Tag unterbrochen; er arbeitete und gab Audienz selbst in den kränklichsten Stunden, indem er sagte, daß ein Fürst bis an den letzten Augenblick des Lebens mit seinen Pflichten beschäftigt seyn müsse, woben er immer das berühmte Wort des Kaisers Vespasian anführte: „Ein Regent muß stehend sterben.“ Als er sein Lebensende fühlte, ließ er den Cardinal Castagna zu sich rufen, den er immer noch als seinen Nachfolger betrachtete, empfahl ihm verschiedene Angelegenheiten der Kirche und des Staats, und gebot seinem Neffen,

dem Cardinal Montalto, die Ernennung des Castagna zur päpstlichen Würde aus allen Kräften zu unterstützen. Witten unter diesen Geschäften entfloß seine große Seele.

Dieser Tod erfolgte des Abends am 23sten August 1590. und erregte so sehr die Freude des unedelmüthigsten aller Könige, Philip II., als die Betrübniß des edelmüthigsten Monarchen Heinrich IV., der bey dieser Nachricht ausrief: „Dies ist ein Zug der Spanischen Politik; der Himmel hat keinen Theil daran!“ Sixtus, größer als sein Jahrhundert, wurde ein Opfer seiner aufgeklärten Denkungsart; denn nicht um die Ausbreitung der hierarchischen Gewalt, nicht um Kirhen Güter und geistliche Immunitäten hatte er Streitigkeiten mit den der Catholischen Religion zugehörigen Königen, vorzüglich mit dem Spanischen Nero, sondern bloß weil er die Keger, in Frankreich, in England, in Deutschland, in Geneve, und überhaupt in allen Weltgegenden nicht verfolgte, und besonders, die von ihm so sehr bewunderten, als von andern beschiedenen Monarchen Heinrich IV. und El-

aber nicht durch seine päpstliche Macht vernichtete, ja endlich selbst zum Scandal seiner barbarischen Zeitgenossen die Bibel drucken, und in die Landessprache übersetzen ließ,

So starb Cirtus nach einer fünfjährigen Regierung. Nie that ein Herrscher, selbst unter den berühmtesten, in einem so kurzen Zeitraum so viel. Die in Rom seit Jahrhunderten herabgemildigten Gesetze wurden durch Verehrung und genaue Ausübung geheiligt, und wenn gleich nicht die Verbrechen, doch das Verbrechen vertilgt, das Laster vermindert, und die Tugend verberelicht. Heiße Verordnungen, wohlthätige Einrichtungen aller Art, und nützvolle Unternehmungen ohne Zahl, sowohl zur Sicherheit des Staats, als zur Bequemlichkeit der Einwohner, in der Hauptstadt und in den Provinzen, und endlich die Ausföhrung großer prächtiger Entwürfe den Glanz der Künste zu vermehren, und den menschlichen Geist zu erheben, alle diese Handlungen bezeichnen eine jede Periode dieser großen Regierung, unter welcher dennoch durch eine vortrefliche Staats-Deco-

nomie fünf Millionen Zechinen erspart wurden; ein Schatz, der über hundert und achtzig Jahr unberührt blieb, bis er in unsern Tagen unter dem verächtlichen Pontificat Clemens XIII, sonst Rezzonico genannt, unter dem Vorwand der Volksnoth, angegriffen, aber nicht erschöpft wurde. Die Geschichte liefert vielleicht kein Beispiel von einem so lange unberührt gebliebenen Schätze. Kein despotischer Papst, kein Römischer Staatsminister im Purpur, der mit dem päpstlichen Siegel bewafnet durch neue Dullen, alte so leicht vernichtet, kein ehrsüchtiger, kein geldgieriger Nepote getraute sich in diesem so langen Zeitraum seine Hände nach diesem Staatsheiligthum auszustrecken, das der Name Cirtus wie ein Talisman beschützte. Wenn also Rom und der Kirchenstaat dereinst bedrängt werden sollten, wird der längst verstorbene Papst Sixtus V. durch sein mühsam aufgekauftes Gold, noch im Grabe, wo nicht der Retter, doch der thätige Helfer seines leidenden Vaterlandes seyn.



Folgende Bücher sind in allen Buchhandlungen Deutschlands zu haben.

Adam, eine morgenländische Erzählung von R. Schwaab.
2. Mit einem Kupfer von 1802.

Mahrdt, Dr. C. F., System der moralischen Religion, zur
endlichen Verklärung für Jüdische u. Denker, 2 Theile,
gr. 8. Dritte verbesserte, gänzlich umgear-
beitete u. wohlfeilste Ausgabe. 1811. 12 gr.

— Dessen Geschichte seines Lebens, seiner Meinungen und
Schicksale. Von ihm selbst geschrieben. 2 Theile
2. Mit Kupfern. 1811. 12 gr.

— (Mit dem 1ten Theile ist das ganze Werk geschloffen.)
— Geschichte und Tagebuch meines Gefängnisses,
noch 24. Stunden und Ausschüssen über Deutsche
Union, 2. 12 gr.

Briefe einer Engländerin (Coppens) auf einer Reise durch
Deutschland, in Gesellschaft des Herrn von der Rede,
2 Theile 1811. 8 gr.

Klein, Franz von, Graf Peter der Däne, ein historisches
Gemälde, 2. mit einem Kupfer. 1811.

— hohe Aussichten der Liebe. Zweites verbessertes Ausg.
mit einem Kupfer 12 gr.

— über die eigenthümlichen Vollkommenheiten des
Preussischen Vortrags, 2. 6 gr.

Moskau für die Geographie und Statistik der kaiserlichen
Preussischen Staaten. Herausgegeben von H. v. Sauer-
berg. 1sten Theil. 1811. 8 gr. 2.

Monatsschrift, Deutsche, fürs Jahr 1790. 1811 bis 1812 St.
für 1790 12 bis 18 St. Mit Kupfern von Chodowicz,
Kist, Drenke und Zeit. Jedes Stück kostet 2 gr.

Ppt. Dr. J. T. Repertorium für die öffentliche und gericht-
liche Arzneiwissenschaft, 1sten Bds 12 St. gr. 8. 12 gr.
Meddian, P. J., Natürliche Uebersicht von Weisheiten.
Joh.

Seite der M. 1790 ist die mit 10 angezeichneten
B. 11. aufgenommen

Statistische Uebersicht der kaiserlichen Europäischen Staaten,
in Ansehung ihrer Geographie, Bevölkerung, ihres Finanz- und
Kriegswesens etc.

Wegen eines davon angezeigten Nachdrucks hat das bis
heutigen Preiss von 1811. 12 gr. für 1811 zu haben. Der
ersten Editionen und Herausgeber Deutschlands, Graf
von Dietrich, von Dohm, Salchow, Schuler, Eppling,
Crome, Huber u. a. haben den Werth dieses Werks öffentlich
anerkannt und es bedarf also keiner besondern Empfehlung.

Berlin, gedruckt von Johann Georg Langhoff.

Historische Schriften

von

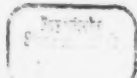
J. W. von Archenholz,
vormals Hauptmann in Königl. Preussischen Diensten.

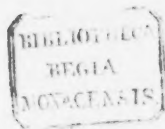
Zweiter Band.



Tübingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1803.





Die Geschichte
der
Flibustier

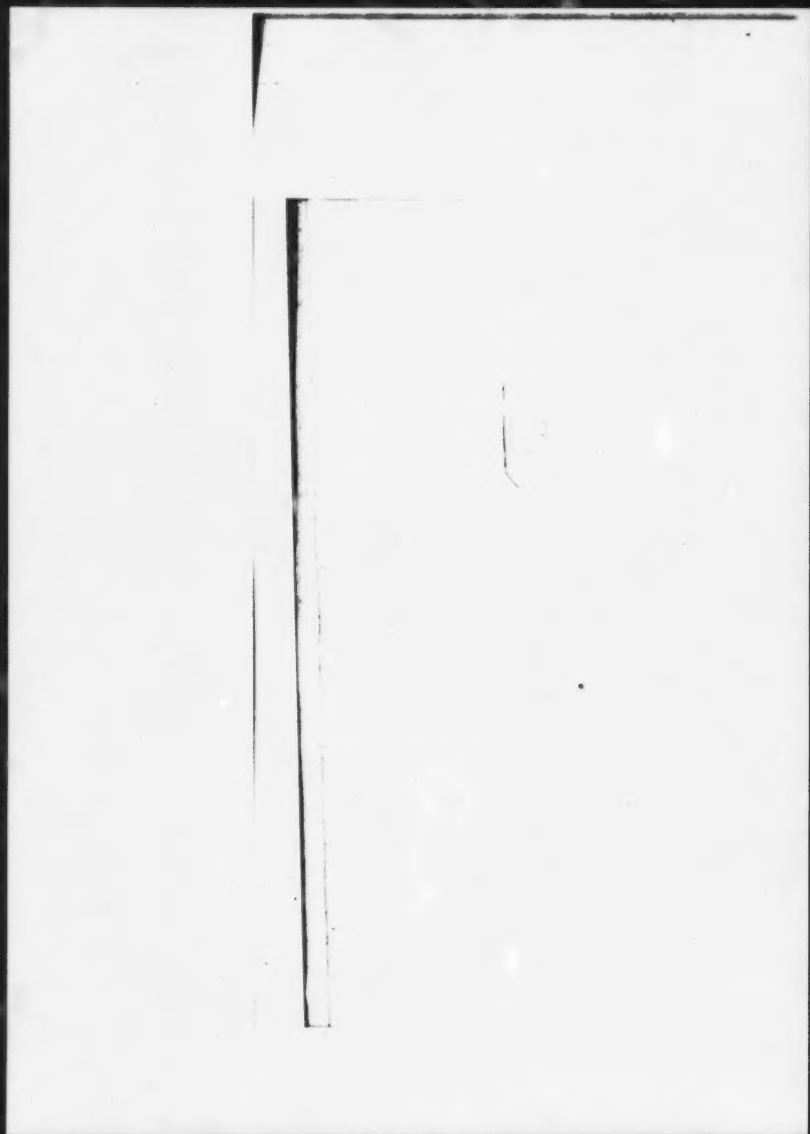
von

J. W. von Archenholz,

vormals Hauptmann in Königl. Preussischen Diensten.

Eßlingen,

in der J. G. Cotta'schen Buchhandlung. 1803.



Einleitung.

Fast alle Nationen Europens haben mehr oder weniger in irgend einem Zeitraum großen Muth und Tapferkeit in ihren Kriegen bewiesen. Dey manchen Völkern war diese Periode nur von kurzer Dauer, dahingegen bey andern jene Eigenschaften viele Zeitalter durch characteristisch waren. Dey solchen, gewissermaßen gleichförmigen, Ansprüchen auf Kriege Ruhm, ging das Gewöhnliche auf den

VI

Viktern der Geschichte verloren. Die Auszeichnungen mußten vor den Augen der ganzen Welt auffallend seyn, wenn sie nicht allein für die Zeitgenossen, sondern auch für die Nachwelt Entscheidung mit sich führen sollten. Dieß war der Fall im Alterthum mit mehreren Nationen, vorzüglich mit den Athenern, Spartanern und Römern, ohne die Germanier, Gallier, Sacer, Scythen, Scandinavier und andre rohe Völker der Vorwelt, aus gewissen Perioden, hier anzuführen, bey denen sämmtlich eine erstaunungswürdige Tapferkeit — wenn man anders die wilde Verachtung des Todes barbarischer Horden, die oft wie reißende Thiere kämpften, mit diesem Namen belegen kann — zum Nationalcharacter gehörte.

In neuern Zeiten zeigten eine solche Auszeichnung: die Portugiesen am Ende des funfzehnten und in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts, die Holländer zur Erklämpfung und Behauptung ihrer Freiheit gegen die Spanische Tyranny, und die Schweden im dreißigjährigen Kriege, so wie unter Carl XII. Im achtzehnten Jahrhundert sahe man dieß eminent Auszeichnende, die Stählung gegen große, die Natur überspannende, Müheligkeiten und gegen die dringendsten Bedürfnisse, diesen Troß gegen alle Gefahr und Tod in den blutigsten Kämpfen: von den Preußen im siebenjährigen Kriege, von den Engländern in ihren Seeschlachten in den letzten fünfzig Jahren, und von den Franzosen im Revolutionskriege. Der

VIII

hohe Grad von Tapferkeit, den diese Krieger zeigten, riß Freunde und Feinde zur allgemeinen Bewunderung hin. Sehr selten war der menschliche Muth so anhaltend und so außerordentlich entwickelt, nie war er übertroffen worden. Die Heldenscene bey Thermopyla wurde mehreremal in unsern Tagen gesehen, obwohl bey weit geringern Veranlassungen.

Diese Betrachtungen führten den Verfasser gegenwärtiger Geschichte zu historischen Vergleichen, wo denn die Hliabustier sich seinem Gedächtniß darstellten. Hieraus entstanden critische Untersuchungen, da sich denn fand, daß die Thaten und Schicksale dieser sonderbaren Societät noch in keinem einzigen Buch zweckmäßig aufgestellt worden

waren. Einige einzelne Freibeuter, Franzosen und Engländer, hatten zwar ihre selbst erlebten Abenteuer beschrieben, allein ohne alle Ordnung äußerst verworren, ganz unzusammenhängend, in einer sehr ungebildeten Schreibart, und überhaupt ohne die mindeste Kunst, oder Einsicht; daher an vielen Stellen ihrer ohnehin größtentheils verschwundenen Schriften eine sehr unnütze, Ueberdruß erregende Weiterschweifigkeit herrschte, und dann wieder an andern Orten von ihnen Begebenheiten in wenig Zeilen erzählt, oder vielmehr nur angedeutet wurden, die so viel Vogen hätten füllen können, und deren umständliches Detail man mit Vergnügen lesen würde; daher so viele Wiederholungen und eine ermüdende Einförmigkeit in den erzählten

X

Vorfällen, bey der größten Ungleichheit in der Abfassung jener Originalschriften.

Diese waren allerdings brauchbare, ja achtungswürdige Materialien, allein deren Sammlung und Veruſung zu einem zweckmäßigen Ganzen war mit großen Schwierigkeiten verbunden. Dieß hat muthmaßlich bisher die Bearbeitung einer solchen Geschichte gehindert. Die vorhandene Histoire des Flibustiers par A. O. Oexmelin Trevoux 1744. 4 Vol. 8. ist eine zwar etwas besser geschriebene, aber eben so verworrene Compilation wie die vorgedachten rohen Materialien; mit Ausnahme des darin aufgenommenen Tagebuchs eines Französischen Freybeutlers, Maveneau de Luffan, ohne wel-

dem Fragment jene Geschichte ein Werk unter aller Nothiz seyn würde. Indesß scheint Raynal in seiner berühmten Geschichte der Europäischen Colonien in Indien, nur dieß einzige Buch von Oermelin, und sonst keine andere Schrift als diese in Bezug auf die Geschichte der Flibustier gekannt zu haben, von deren Thaten er einiges mit dem größten Lobe, aber nur auf 32 Seiten erzählt, und überdieß alles so unvollständig, so übereilt, daß er die außerordentlichste That derselben, den Rückzug einer großen Schaar dieser Freybeuter durch Peru nach den Westindischen Meeren, mit keinem Worte gedenkt; Voltaire hingegen an mehr als einem Orte von den Flibustiern mit der höchsten Bewunderung spricht, auch den Rückzug als eine Heldenthaltung der außer-

erbedentlichsten Art erwähnt, sie aber nur ganz kurz berührt.

Hier war also eine litterarische Lücke auszufüllen. Das Neue und Schwierige der Unternehmung hatte Reize für mich. Ich entschloß mich daher zu einem Versuch, und bemühte mich die kleinen Urschriften habhaft zu werden, deren Existenz ich kannte; auch war ich so glücklich, zwar keine Französische, aber Englische und Holländische halbvermoderte Schriften dieser Art aufzufinden. Die große Uebereinstimmung derselben im Wesentlichen, obgleich von Verfassern verschiedener Nationen, sämmtlich Theilnehmern an den Begehkeiten, also eigentlichen Flibustieren, giebt der Geschichte dieser hochberühmten

Societät eine achtungswerthe Sanction. Besonders hat man hier als Quellen die in drey verschiedenen Sprachen am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, kunstlos abgefaßten Erzählungen dreyer Mitgenossen benützt: des Engländers Basil Ringrose, des Holländers Joseph Esquemeling, und des obengedachten Franzosen Ravenau de Luffan. Jeder erzählte die gefährlichen Abenteuer seiner abgesonderten, bald größern, bald kleinern, mehr oder weniger vermischten, Gesellschaft, und überhaupt was er selbst gesehen und erlebt hatte. Mit diesen und einigen andern mindere wichtigen, in alten Englischen Flugblättern enthaltenen, und zu Vergleichen sehr geeigneten Quellen, den einzigen vorhandenen jener sonderbaren Begebenheiten, hat man bey der

XIV

nachstehenden Erzählung noch folgende Werke verglichen und benutzt: des Jesuiten Charlevoix aus Missionsmanuscripten gezogene Geschichte der Insel St. Domingo; des Dominicaners du Tertre Geschichte der Antillen, und des Pater Labats Reise nach den Americanischen Inseln. Auf diese Weise darf der Verfasser die Behauptung wagen, alle vorhandene Quellen dieser Geschichte so viel als möglich erschöpft zu haben.

Hamburg im März 1803.

v. Archenholz.

Inhalt.

Erster Abschnitt.

Republik der Tlibustier, eine außerordentliche Erscheinung im siebenzehnten Jahrhundert. — Veranlassung ihrer Entstehung. — Geheimer, oder öffentlicher der Bruderschaft verliehener, Schutz großer Mächte. — Unrichtige Begriffe der Nationen von der Macht Spaniens im Anfang und in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. — Gesichtspunct der Geschichte der Tucanier und Tlibustier. — Erster Stamm dieser Bruderschaft aus der Insel St. Domingo. — Eigenheiten der Tucan-

nier; erst die Stammväter, hernach die Bundesgenossen der Ilibustier, und endlich amalgamirte Theile des großen Bundes. — Gesellschaftliche, sehr originelle Zusammensetzung der Bucanier, ihr Gewerbe, ihre Wohnung und Arbeitsplätze, oder Bucans; ihre Sitten; ihre unter sich gemachten Beiege und ihre Lebensweise — Ihre Ideen von Untertänigkeit und Religion. — Ihre Gewohnheiten und Gebräuche; Kleidung und Nahrung. — Oerter, wo sich die vornehmsten Bucans befanden. — Blutige Fehden zwischen den Spaniern und Bucanieren. — Veränderter Krieg von Seiten der Spanier gegen die Bucanier. — Entwurf des Madrider Hofes den Franzosen die Insel Tortuga, den Schutz der Bucanier, zu entreißen. — Verbrüderung der Bucanier mit den Ilibustieren. — Große Expedition der Spanier gegen diese Insel im Jahr 1663, und deren unglücklicher Ausgang. — Verlegung aller

Bucans aus St. Domingo nach den benachbarten kleinen Inseln. — Erneuerte Fehde der grausamsten Art. — Großes, und erfolgreiches Mittel der Spanier die Bucanier von der Insel St. Domingo zu entfernen. — Endschafft der Bucans und gänzliche Vereinigung der Bucanier mit den Zlibußiern.

Zweiter Abschnitt.

Zustand der Insel St. Domingo in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts. — Die Bucanier aus Tortuga lassen sich auch auf der Insel St. Domingo nieder. — Bevölkerung der Insel im Jahr 1665. — Raub-Region der Zlibußier. — Ogeron, neuer französischer Gouverneur von St. Domingo und Tortuga, und sein Benehmen gegen die Bucanier und Zlibußier. — Neue Westindische Handels-Gesellschaft in Frankreich.

— Widerlegung der Flibustier gegen die Geschäfte der Handels-Gesellschaft. — Bevölkerungstransporte aus Frankreich nach den Inseln. — Ogerons Entwürfe die Spanier aus St. Domingo zu vertreiben, und eine Colonie in Florida anzulegen. — Mangelhafte Einsichten der französischen Regierung unter Colbert in Colonial-Angelegenheiten. — Ogerons geringe Unterstützung aus Frankreich. — Empörung der Insulaner gegen die Regierung im Jahr 1670. — Stillung dieses Aufsturus durch einen Vertrag. — Ogerons Tod. — Die neuen Gouverneure von St. Domingo, Bouanesh und Cussy; und ihre Befolgung des alten Systems gegen die Flibustier. — Abtheilungen der Küstenbrüder. — Antwort und Benehmen der Höfe bey den Klagen der Spanier über die Flibustier. — Aufgegebenes Gewerbe der Buccaneers. — Kriege der Insel Tortuga. — Neue Kämpfe mit den Spaniern um den Besitz dieser Insel. — Absen-

dung von königlichen Commissarien aus Frankreich nach Bejundien. — Unzufriedenheit der Regierung mit dem Verfahren dieser Commissarien. — Einschränkungs-Befehle des französischen Hofes gegen die Zlibustier; die Veranlassung zu ihrem berühmten Zuge nach dem Südmeer im Jahr 1684, so wie zu ihrer noch berühmteren Rückfahrt im Jahr 1698.

Dritter Abschnitt.

Sitten-Eildierung der Zlibustier. — Ihre Begriffe von Unabhängigkeit, und daraus fließende Handlungen. — Ihre Grundsätze. — Befrafung verlegter Treue. — Ihre Geduld und Ertragung der größten Mühseligkeiten. — Ihre Beharrsamkeit bey genommenen Beschlüssen. — Ursprung der Benennung Zlibustier. — Sehr unbedeutender Anfang ihrer Raubfahrten. — Maximen und Benehmen bey ihren Kreuzzügen. — Ihre

Art zu sechten. — Raub, Verbrechen und Religions-Formen. — Verträge unter einander. — Eoder der Jlibuſier. — Gleichheit. — Entfernung der Weibspersonen von den Schiffen. — Strafe der Desertion. — Diebstahl und dessen grausame Bestrafung. — Justizpflege unter einander. — Verbotene Schlägereyen und Zänkereyen am Bord der Schiffe. — Tuelle am Lande. — Waffen der Jlibuſier. — Geseze, Feuer und Licht, Trinken und Spielen betreffend. — Luxus. — Vertheilung der Beute der Jlibuſier. — Belohnungen für ausgezeichnete Thaten. — Ausrüstung der Schiffe und deren Proviantierung. — Testamentarische Verfügungen. — Behandlung des weiblichen Geschlechts und Ehestandsgebräuche der Jlibuſier. — Ihre grenzenlosen Schwelgereyen und epicureischen Grundsätze. — Ihre Nahrung und Arzneimittel. — Ihre Tisch-Bedecke; ein besonderer Sittenzug. — Noch

einige Bemerkungen über die Ursachen der Entstehung der Zlibustier und der Dauer dieser Raubgesellschaft.

Vierter Abschnitt.

Geringer Anfang der Zlibustier. — Ihre ersten Kreuzfahrten. — Zeitpunkt der Entstehung ihrer systematischen Räuberereen. — Die Insel Tortuga, die Wiege ihrer Gesellschaft — Pierre Legrand, der erste dieser Freibeuter, der sich einen Namen erwarb. — Seine verwegene Unternehmung mit einem Boot gegen ein großes Spanisches Schiff. — Sehr vermehrte Kreuzfahrten der Zlibustier. — Erste Maßregeln der Spanier gegen diesen Unfug, deren Fruchtlosigkeit, und nachherige Einschränkung ihrer Schifffahrt. — Lewis Scot; erster Versuch der Zlibustier Landungen zu machen. — Plünderung der

Stadt St. Francisco von Campeche. —
 John Davis Landung und Eroberung der
 Stadt Nicaragua. — Landung in Florida
 und Plünderung der Stadt St. Augustin. —
 Alexander, mit dem Bepnamen Eisenarm,
 dessen Feuerprobe, Schiffbruch und Gefecht mit
 den Indianern bey Boca del Trago. — Ge-
 fecht der Freibeuter mit gelandeten Spaniern
 und dessen für letztere sehr unglückliche Folgen.
 — V'Donnois, ein durch Thaten und Schick-
 sale sehr ausgezeichneteter Befehlshaber der Flie-
 ßkünstler. — Glückliche Räubereien dieses
 Mannes. Sein Schiffbruch an der Küste von
 Campeche. — Vertilgung der geretteten Frey-
 beuter durch die Spanier. — V'Donnois
 Vermessenheit, wunderbare Rettung und neue
 Unternehmungen. — Landung auf der Insel
 Cuba und dortige Siege. — Seine Rachgier
 gegen die Spanier, und Rückkunft nach
 Tortuga.

Fünfter Abschnitt.

Große Entwürfe des L'Donnois. — Ansehnliche Raubplünder. — Wegnahme eines reichen Schiffs. — Fahrt nach Maracaibo im Jahr 1666. — Eroberung des Jerto la Barra und Besignahme von der Stadt. — Zug der Zlibustier zu Wasser nach der im innern Lande liegenden Stadt Gibraltar. — Handels- und Vertheidigungs-Zustand dieser Stadt. — Panisches Schrecken der Zlibustier. — L'Donnois Anrede an seine Gefährten und deren Wirkung. — Ausschiffung und unglücklicher Angriff der starken Spanischen Verthänzungen. — Erneuerter Angriff, schreckliche Gefechte, und Eroberung von Gibraltar. — Graufames Verfahren der Zlibustier in dieser Stadt. — Seuche. — Anzündung des Orts, dessen Löschung und Kanzion. — Rückfahrt der Freibeuter nach Maracaibo, Plünderung der Kirchen und Kanzion. — Fahrt nach

der Halbinsel, Isla de la Vacca. — Theilung der Beute. — Rückkehr nach Tortuga. — Neue Expedition des Hauptmanns L'Olonois. — Mangel an Lebensmitteln. — Entwurf auf Nicaragua. — Stürme. — Landungen und Plünderungen in der Hondurashay. — Anzündung großer Waaren-Magazine. — Marsch nach der Stadt St. Pedro. — Blutige Gefechte und Ankunft der Glibustier vor der Stadt. — Besühnung und Eroberung des Orts. — Entwurf nach Guatimala zu marchiren, und dessen Vereitelung. — Einschiffung der Freibeuter und ihre Kreuzfahrten bey der Halbinsel Yucatan. — Großer Mangel an Lebensmitteln. — Angriff und Eroberung eines großen Spanischen Kriegsschiffs. — Streit zwischen den Glibustiern. — Trennung des Anführers van Wins von dem Oberbefehlshaber L'Olonois mit einem Theil der Freibeuter und deren Schiffsbruch ohnweit Tortuga. — Hun-

gersnoth der Freydeuter unter P'Ononois.
 — Ebenmäßiger Schiffbruch dieses Anführers
 bey der Perlen-Insel. — Erbauung einer
 Barke, Einschiffung der halben Schaar unter
 P'Ononois, und Fahrt nach dem St. Johans-
 nis-Flusse. — Unglückliches Gefecht der Jli-
 bustier mit den Indianern und Spaniern. —
 Jämmerliches Ende dieses Freydeuter-Haupt-
 manns und aller der Seinigen. — Bemerk-
 ungen über die Erzählung der folgenden Tha-
 ten der Jlibustier.

Sechster Abschnitt.

Entwurf der Jlibustier auf die große
 Stadt Vera Cruz, eine ihrer wichtigsten Un-
 ternehmungen. — Schilderung ihrer drey
 Anführer van Horn, Grammont und
 Laurent de Graff. — Van Horn,
 ein Niederländer; sein sehr geringer Anfang.

- Seine immer mehr ausgedehnten Kapereien.
- Gefangenschaft und Rettung aus derselben durch außerordentliche Weisheitsgegenwart. —
- Eroberung zweyer Spanischer Gallionen. —
- Zutritt zu den Zibustiern. — Grammont, ein französischer Edelmann, unternimmt glückliche Expeditionen, erobert die Städte, Tortisa, Puerto Cavallo und andere.
- Untergang seines Schiffs durch einen Orkan.
- Laurent de Grass, durch große Verwegenheit und Muth das Schrecken der Spanier.
- Vertheidigung mit einem kleinen Schiff gegen zwey Spanische Linienschiffe und seine glückliche Rettung. —
- Gefecht mit einer andern Spanischen Flotille von kleinern Kriegsschiffen und deren Eroberung. —
- Vereinigung dieser drey Zibustier zum Angriff auf Vera Cruz im Jahr 1683. — Ueberaus große Schwierigkeiten bey dieser Unternehmung. —
- Abweisung der versammelten Freibeuter das gefährliche Abenteuer zu befehen. —
- Errungens

Zusammung. — Ankunft vor Vera Cruz. — Große Sicherheit des Gouverneurs. — Angriff und Eroberung der Stadt und der Forts. — Plünderung und ungeheure Beute. — Maßnahmen zu einer Kanzion, sowohl zur Befreiung der Gefangenen, als auch um die Stadt von der Einschließung zu retten, und deren Erfolg. — Anmarsch der Spanischen Truppen zu Lande und Annäherung einer Spanischen Kriegsflotte. — Räumung der Stadt Vera Cruz und ungehinderter Rückzug der mit Beute belasteten Glibustier im Angesicht der Spanischen Schiffe. — Großer Mangel an Wasser auf den Schiffen der Freibeuter. — Zweikampf der Anführer Laurent und van Horn und Tod des letztern. — Formliche Trennung der Parteyen. — Rückkehr der Glibustier nach ihren Schup: Inseln. —

Beschlossene Unternehmung der Glibustier auf Campeche im Jahr 1685. — Vergebliche

Widersehung des Gouverneurs von Tortuga,
Cuzco. — Landung ohnweit Campeche. —
Angriff und Eroberung der festen Stadt und
ihrer Forts. — Nachtheiliges Gefecht der
Freibeuter mit den Spaniern. — Unterhand-
lung wegen zwey gefangener Zlibustier. —
Etelches Betragen des Gouverneurs von Merida
und dessen blutige Folgen. — Namenstag des
Königs von Frankreich, von den Zlibustiern
zu Campeche auf eine außerordentliche Art ge-
sefeyert. — Rückkehr der Freibeuter nach St.
Domingo. — Grammonts Beförderung
als königlicher Unterthanhalter, dessen letzte
Jahre, und unglückliches Ende.

Siebenter Abschnitt.

Morgan, einer der berühmtesten Anführer
der Zlibustier. — Anfang und Fortschritte
seiner Freibeuterey. — Entwurf die Stadt

El Puerto del Principe zu erobern. — Mithras Beicht mit den diesen Ort vertheidigenden Spaniern. — Einnahme der Stadt und Abfahrt. — Uneinigkeit zwischen den Freibeutern. — Trennung eines Theils der Franzosen von den Engländern. — Morgans neue Ausrüstung und Anschlag die große Stadt Porto Bello zu plündern. — Zustand dieses Orts. — Ausführung des Entwurfs im Jahr 1668. — Grausamkeit der Flibustier nach der Einnahme des ersten Forts, als Schreckbild aufgestellt. — Fortgesetzte Vertheidigung des Haupt-Castells. — Wiederholter Sturm, Tod des Gouverneurs und endliche Eroberung des ganzen Bezirks. — Schwelgerei der Flibustier. — Sonderbare Unterhandlung zwischen den Freibeutern und dem Präsidenten von Panama. — Abzug von Porto Bello und Theilung der Beute. — Neue Ausrüstung. — Kreuzfahrt nach den Küsten von Hispaniola. — Zusammentreffen

dieser Flibustier mit gewöhnlichen französischen Seeräubern und deren Schicksale. — Morgans Plan, zur Auffangung einer reich beladenen Spanischen Flotte, nach Havana zu segeln, vereitelt durch ein schreckliches Unglück und Stürme. — Fahrt nach Maracaibo, dieser schon drey Jahr zuvor von L'Onoie besuchten Stadt, und sehr leichte Eroberung derselben nebst den dazu gehörigen Forts. — Glücke aller Einwohner und Jagd auf dieselben. — Fahrt auf dem See nach der wiederaufgebauten Stadt Gibraltar und deren Einnahme. — Höllische Martern der Gefangenen, um Nachricht von verborgenen Schätzen zu erpressen. — Morgans Fußspitze. — Rückfahrt nach Maracaibo, wo ein großes Abenteuer die Flibustier erwartete. — Ankunft von Spanischen Kriegsschiffen, die das Capel besetzen, und die Mündung des Sees sperren. — Große Verlegenheit der Freydeuter und ihre Unterhandlung mit dem Spanischen

Admiral Don Alfonso del Campo zur
Gewilligung eines sichern Abzugs. — Harte
Forderung des Admirals. — Gerathschlagung
der Zlibuñier, ihre neuen Vorschläge, und
deren Verwerfung von Seiten der Spanier. —
Außerordentliche, höchst seltsame Zurückung der
Frencheuter zu einem Todeskampf. — Vom
Glück sonderbar begünstigter Angriff auf die
Spanischen Kriegsschiffe und deren gänzliche
Vernichtung. — Rettung des Admirals ins
Castell an der Mündung des Stroms. — Un-
glücklicher Versuch der Zlibuñier dieß Castell
zu erobern. — Neue Unterhandlung wegen
eines ungehinderten Abzugs der Frencheuter,
ohne Erfolg. — Morgans wohlausgese-
nene Kriegeslist und dessen glückliche Abfahrt mit
aller Beute. — Grausame Stürme und See-
noth. — Glückliche Ankunft der Zlibuñier
in ihre Heymath.

Achter Abschnitt.

Morgans neue Ausrüstung. — Absendung einer Flotille, um Proviant zu erkundern. — Angriff der Stadt la Nancheria zu diesem Zweck, und glückliche Folgen des Entwurfs. — Morgans sehr zahlreiche Flotte und dessen Ausrüstungshandlungen. — Neglement zur Theilung der Beute. — Plan außerordentlicher Art, die große und reiche Stadt Panama anzugreifen, eine der kühnsten aller Unternehmungen der Flibustier. — Vorläufiger Angriff auf die Insel Santa Catharina, um Wegweiser zu erhalten. — Eroberung dieser Insel durch einen sonderbaren Vortrag. — Damaliger Zustand von Panama, im Jahr 1670. — Der blühende Handel, Pracht und Reichthümer der Stadt. — Absendung des Frenbeuter-Hauptmanns Brodeley nach dem Fluß Chager zur Eroberung des Forts St. Lorenzo. — Sehr erschwelter blutiger

Angriff dieses Forts, und dessen endliche Einnahme. — Morgans Ankunft mit der Hauptflotte. — Landung. — Untergang von vier Schiffen durch Uebereilung. — Vertheilung der Flibustier zu Lande und zu Wasser und deren Aufbruch nach Panama. — Höchst mühseliger Marsch. — Mangel und steigendes Elend. — Zug durch ein ödes, verlassenes Land. — Grausame Hungersnoth. — Murren gegen Morgan. — Fortgesetzter Marsch und Gefecht mit einem Trupp Indianer. — Erblickung des Südmeeers. — Erbeutetes Schlachtvieh. — Ankunft bey der Stadt Panama. — Blutiges Treffen zwischen den Flibustiern und Spaniern. Große Niederlage der letztern. — Eroberung der Stadt Panama. — Vorsätzliche Einäscherung dieser großen Stadt, mit allen ihren Waarenmagazinen und Reichthümern. — Verschauung der Flibustier unter den Ruinen. — Zustand der an der Mündung des Flusses Chager

hinterlassenen Freibeuter. — Nachricht von einer entflohenen großen, mit Geld und Silber beladenen Gallione. — Vergebliche Jagd auf dieselbe. — Gewaltfame Maßregeln, um von den Gefangenen Ranzen zu erpreßen. — Morgans Benchmen gegen eine schöne Spanierin. — Unzufriedenheit der Zlibustier mit ihrem Anführer. — Vereitelte Flucht einer Anzahl Empörer. — Rückkehr von der Grandpâtte Panama's. — Jammervoller Zustand der mitgeschleppten Gefangenen und deren endliche Loslassung. — Allgemeine Visitation in Hinsicht verheimlichter Beute. Theilung derselben und Morgans dabei bewiesene Uredlichkeit. — Trennung vieler Zlibustier von diesem ihren Anführer. — Rückkehr nach den Schusinseln. — Englands Erklärung in Betreff der Freibeuter und deren Zerstreuung.

Neunter Abschnitt.

Fertigefegte Unternehmungen der Flibu-
stier unter allen Staatsverhältnissen. —
Sharp, Harris und Sawkins, drei An-
führer von Freibeutern. — Landung eines gro-
ßen Haufens an der Küste von Darien im Jahr
1630. — Einnahme der Stadt Santa Maria.
— Aufschlag, die wieder neu erbaute Stadt
Panama zu überrumpeln. — Jegiger Zustand
dieses Orts. — Höchst mühselige Fahrt der
Flibustier und ihre Ankunft bey der Insel
Chepillo. — Ecce macht der Spanier zum
Schuß von Panama. — Schreckliches Gefecht
zwischen diesen Kriegsschiffen und den Fahrzeu-
gen der Flibustier nahe bey der Stadt. —
Gänzliche Zerstörung der Spanischen Flotte,
und Fahrt nach der Insel Perico. — Tod des
Capitain Harris. — Zwist unter den Freibeu-
tern und Trennung eines Haufens derselben von
der Hauptschaar. — Station auf der Insel Las

1792 — Verhältnisse zwischen Sawkins, dem Befehlshaber der Zlibustier, und dem Obergouverneur von Panama. — Seccaperrenen. — Fahrt nach der Insel Otoca. — Angriff der Stadt Puebla Nueva, und Sawkins Tod. — Sharp zum Anführer erwählt. — Übermäßige Trennung eines Hauses von der Hauptgesellschaft. — Fahrt nach der Insel Gorgona. — Noch bestehende Tradition von des berühmten Seemanns Drake Kreuzzügen in diesen Gewässern. — Fertiggesetzte Capereyen bey der Stadt Guanaquil. — Großes Elend der Zlibustier. — Plünderung der Städte Hilo und la Serena. — Nahe Gefahr des Untergangs bey la Serena. — Fahrt nach der Insel Juan Fernandez. — Empörung der Zlibustier gegen den Capitain Sharp; Watling zum neuen Anführer erwählt. — Landung bey Arica, und Angriff der Stadt. — Schreckliches Gefecht mit den Spaniern innerhalb der Stadt. —

Watlings Tod. — Sharp, wiedererwählter Anführer. — Tod und Gefangenschaft vieler Flibustier. — Rückzug mit Hinterlassung der Gefangenen und Einschiffung. — Fahrt nach dem Volch von Nicoya. — Aermahlige Trennung eines Hauses von den übrigen, um nach Westindien zurückzukehren. — Wegnahme reichbeladener Schiffe. — Unglückliche Rückfahrt durch die Magellansche Meerenge. — Zeitvertreib unterwegs. — Theilung der Beute — Ankunft bey der Insel Barbados. — Fahrt nach der Insel Antigua. — Verbotene Landung der Flibustier. — Gänzliche Auflösung dieser Freibeuterschaar und Rückreise der meisten nach England.

Zehnter Abschnitt.

Erklärung über die Chronologie dieser Geschichte, und über deren zweckmäßige Hintan-

setzung. — Allmähliches Verschwinden des Eigenthümlichen der Republik der Glibuſtier und gänzliche Aueartung derselben. — Abhängigkeit der Bundesbrüder von den französischen und englischen Gouverneurs der Westindischen Inseln. — Durch Hülfe der Glibuſtier im Jahr 1689. unternommene Expedition des Gouverneurs von St. Domingo, Cussy, gegen St. Jago de los Cavalleros, und deren unglückliche Folgen. — Angriff des französischen Admirals Pointis, von Glibuſtiern unterstützt, auf Carthagena. Eroberung dieser Stadt, Plünderung derselben von den königlichen Truppen, und deren zügellose Ausschweifungen. — Tödliche Seuche und Anstalten zur Rückfahrt. — Mißhandlungen der Glibuſtier von Seiten des Admirals und deren Folgen. — Große Hungersnoth. — Schändliche Beutetheilung und Anstalten zur Empörung. — Versänftigung der Glibuſtier durch Ducasse, ihren Anführer. — Abfahrt. — Förmliche Em-

pörung der Flibustier mitten auf dem Meer und ihre Rückkehr nach Carthagena. — Ankunft und Resignahme von der Stadt. — Antrag an die Einwohner. — Unterhandlung. — List, um große Ranziongelder zu erpressen, und Erlangung des Zwecks. — Justizpflege der Flibustier und ihre Abfahrt. — Die Flotille der Freibeuter stößt auf eine Englische Kriegsflotte und wird theils genommen, theils verbrannt, theils zerstreut. — Unzufriedenheit der französischen Regierung mit der Mißhandlung der Flibustier. — Große Kränkung des damals andächtig gewordenen Königs Ludwig XIV. über die zu Carthagena geraubten Kirchengüter. — Sammlung und Zurücksendung derselben. — Raubunternehmungen abgesonderter Haufen sogenannter Flibustier. — Montaubans Capereyen an der Küste von Guinea und seine Schicksale. — Landung eines großen Trupps dieser gemeinen, durch nichts gebundenen Seeräuber, angeführt

von Daviot, auf den Küsten von Jamaica, um zu plündern. — Schicksale der Melanderer. — Schreckliches Erdbeben in Jamaica und Verwüstung der ganzen Insel. — Gefahrvolle Rettung der gelandeten Seeräuber aus Jamaica. — Gänzliche Veränderung der Glibuſtier gegen Ende des siebenzehnten Jahrhunderts, mit bloßer Verbeibaltung des Namens. — Benützung dieser Menschen von Seiten der großen kriegführenden Mächte im Spanischen Successionskriege, bey den Expeditionen zu Wasser und zu Lande.

Fünftes Abschnitt.

Veränderung der politischen Lage in Europa. — Beharrlichkeit der Glibuſtier bey ihren Unternehmungen. — Ihre Entwürfe zu einer Fahrt nach dem Südmeer. — Einschiffung vieler einzelner Haufen, Engländer und Franzosen, in Jamaica und St. Domingo,

mit dem Zweck, die Küsten von Peru und Mexico zu plündern. — Ankunft von zehn mit Freibeutern beladenen Schiffen im Südmeer im März 1633. und deren Kreuzfahrten bey Varna. — Erscheinung einer Spanischen Kriegsflotte. — Seeräthen zwischen den Spaniern und Flibustiern; eine der tollkühnsten Thaten der letztern, und deren Niederlage. — Durch Stürme und widrige Winde veranlaßte Zerstreuung der Schiffe der Küstenbrüder nach dem Tschien. — Entstandene Uneinigkeit und darauf folgende Trennung. — Landungen eines abgesonderten Haufens an den Küsten und Plünderung der Städte Leon, Esparso und Nealejo. — List der Spanier die Flibustier zu vertreiben, ohne Erfolg. — Einschüchterung der Stadt Nicoya. — Religiöses Benehmen der Nordbrenner bey diesem Brande. — Kanjonirung der Stadt Chiriquita und anderer Orter. — Unsinniges Betragen der Priester. — Ankunft des Capitain

Orogner bey dem Stammhauſen. — Ein-
 nahme von Tucheſo, Diego und Rückmarſch nach
 dem Meerufer. — Ankunft einer Spaniſchen
 Kriegsflotte, deren Unthätigkeit und Abfahrt.
 — Begegnung eines Schiffs mit Engliſchen
 Glibuſttern. — Folgen dieſes Verfalls.
 — Entwurf die Stadt Grenada anzugreifen.
 — Zuſtand dieſer Stadt. — Eroberung der-
 ſelben. — Gefechte. — Verſärrter Spott
 der Einwohner von Sinandejo. — Großer
 Mangel der Glibuſter, und deſſen Urfachen.
 — Rückmarſch nach dem Meerufer. — All-
 gemeine Verathſchlagung, Theilung der Beute
 und Trennung. — Fernere Unternehmungen
 des Stammes dieſer Glibuſter. — Ein-
 nahme der Stadt Villia. — Fahrt nach der
 Inſel Lavoga. — Ausſendung einiger Spa-
 niſchen Kriegſchiffe aus Panama. — Ein-
 zwiesaches Seetreffen und gänzliche Niederlage
 der Spanier. — Nachricht von der Gefangen-
 ſchaft einiger in Panama befindlichen Glibu-

zier, und starke Maßregeln zu ihrer Befreyung. — Unterhandlungen. — Tod des Capitain Tuley. — Schreiben des Bischofs von Panama an die Freibeuter. — Gültliche Ausgleichung und Abfahrt. — Angriff und Eroberung der sehr reichen peruanischen Stadt Queaquilla. — Schreckliches Gefecht und Tod des Capitain Grogner. — Sehr große Beute. — Fahrt nach der Insel Yuna, in Erwartung der Kanzen von Queaquilla. — Wohlleben der Zlibustier in Yuna. — Entdeckte Verrätheren der Spanier, friedlicher Vertrag und Abfahrt der Freibeuter von der Insel Yuna. — Unerhoffte Ankunft des Capitain Daviot, ihres ersten Anführers. — Großer Mangel an Lebensmitteln. — Fahrt nach der Bay von Tecoautepeque und Eroberung der großen Stadt dieses Namens. — Daviots und der Seinigen Schiffsale, während ihrer Trennung, und seine jetzige Abfahrt mit einem Haufen Zlibustier, um durch die

Magellansche Meerenge nach Europa zu gehen.
 — Ebenmäßige Abfahrt eines andern Hauses,
 um auf dem Wege von Californien zurückzuleh-
 ren. — Seltsame Abenteuer dieser Glibu-
 fier. — Schicksale eines andern Hauses
 Freydeuter unter dem Capitain le Sage. —
 Begegnung eines Glibupier-Schiffs unter
 dem Capitain Wilnet. — Nachricht von
 zwey andern alten Hundeschiffen unter Henri
 und Enam. — Zufällige Hemmung von Da-
 viots Fahrt ohnweit der Magellanschen Meer-
 enge, und dessen Rückkehr mit einem gemischten
 Haufen ins Südmeer.

Zwölfter Abschnitt.

Entschluß sämtlicher noch an den Ufern des
 Südmeers befindlichen Glibupier zur Rück-
 kehr nach Europa. — Ausfendung eines Hau-
 sens, um Kundtschaft vom Wege einzuziehn. —
 Eroberung der Stadt Chiloreca mit achtzehn
 Mann. — Höchst ungleiches Gefecht und
 glücklicher Rückzug der Kundschafter. — Gros

ke Maßregeln, um alle Wegschwierigkeiten zu beseitigen. — Wohlüberdachter Marsch. — Plan. — Theilung aller bisher gemachten Beute. — Uebertretung des Societätsgesetzes, das Spiel betreffend. — Hohe Spiele der Zlibuñier und Folgen dieses Unfugs. — Vereiteltes Raubcomplot und Maßnahmen einiger Bundesbrüder wegen künftiger Sicherheit ihres Eigenthums. — Antritt des Rückzugs im Januar 1688. — Schreckliche Hindernisse aller Art auf dem Marsch durch das peruanische Gebiet. — Gefecht mit den Spaniern bey Tuzignala. — Ankunft in Neu-Georgien. — Große Verschanzung der Spanier in einem Hohlwege. — Verzweiflungsvoller Plan der Zlibuñier zum Angriff, ihre Uebersteigung der außerordentlichsten Schwierigkeiten, und ihr vollständiger Sieg. — Fortsetzung des Marsches. — Ankunft am sechszehnten Tage an der Mündung eines großen Flusses. — Maßregeln, um über die hier befindlichen vielen höchst gefährlichen Wasserfälle zu kommen. — Vorklaffung der Gefangenen. — Erstaunenswürdige Fahrt in forbarigen Maschinen auf

dem reißend stürmenden mit Felsen beengten Fluß. — Hungernoth. — Mordelrmord und Raub. — Untergang des größten Theils der hieher gereiteten Haabe durch die Gewalt des Stroms bey den Cataracten. — Ankunft der Zlibupier am acht und sechzigsten Tage ihrer außerordentlichen Reise am Vorgebirge Gracias a Dios. — Ihre Einschiffung bey der Perleninsel und endliche glückliche Erreichung der Weindischen Inseln. — Bemerkung über diesen beispiellosen Rückzug. — Auflösung der eigentlichen Zlibupier, und Endschafft ihrer glänzenden Epoche. — Seeräuber, die man nachher unrichtig mit diesem Namen belegte, jetzt von den Spaniern geschügt, durch den Englischen Admiral Vernon aber vernicht, deren Bestrafung und Zerstreuung. — Gänzliche Erlöschung des Namens Zlibupier mit dem Utrechter Frieden im Jahr 1713. — Schlußbemerkungen.

Erster Abschnitt.

Im siebenzehnten Jahrhundert sah die Welt eine außerordentliche Erscheinung, die man seit der Vernichtung der Cilicischen Seeräuber durch den großen Pompejus nicht gesehen, und auch damals nicht so gesehen hatte. Dieß war die originelle, den heutigen Africantischen, als Regierungen anerkannten, Raubstaaten, durchaus unähnliche, Republik der unter dem Namen Vucanier, oder Flibustier hochberühmten Freybeuter; sehr verschieden durch Systeme, Maximen, und Societäts-Regeln, so wie durch Thaten, von allen, die sich je auf dem Element des Wassers in Raubgesellschaften formirten, und höchst unähnlich dem Nordischen Seeräubern, die im Mittelalter

Capereyen trieben, keine kühnen Landungen wagten, keine Festungen bestürmten, keine Kriegeschaaren und Kriegsflotten zittern machten, und sich bloß auf die Wegnahme von Schiffen beschränkten.

Die Flibustier waren ganz original. Es war eine in große und kleine Haufen abgetheilte, gleich gestimmte, durch Grundsätze und Verträge beherrschte, mit dem Lösungswort Deute! auf den Westindischen Meeren schwimmende Republik geborner Europäer. Dieser sonderbare Freystaat entstand ursprünglich durch die Haabsucht und Bedrückungen der unersättlichen europäischen, vorzüglich der Spanischen, Herrscher in den Westindischen Inseln; durch die Schwierigkeiten, bey der großen Entfernung von Europa und bey der ungeheuren Ausdehnung der Bezirke, dieser, damals auf weit geringere Macht und geringere Hülfsmittel wie jetzt, gegründeten Herrschaft, die nöthige Kraft zu geben; und endlich durch den Reiz der Deute, welche die Schiffsahrt der Spanier, und die unermessli-

den Reichthümer der neuen Gold- und Silber-Länder, Peru und Mexico, den Augen der Welt aufstellten.

Zu diesen Veranlassungen kam noch die Eifersucht der europäischen Mächte auf dieß vermeintlich glückliche Spanien, das ein so großes Loos in America erhalten hatte, während sie alle dort nur noch kleine Colonien an den Küsten, oder minder wichtige Inseln, oder auch gar nichts besaßen, und zu den jetzt so blühenden Nord-Americanischen Freystaaten erst der Saame ausgestreuet war. Die Höfe von Frankreich und England, zum Theil auch die Regierung von Portugall und die Republik Holland, die Befehlshaber ihrer Kriegsschiffe, die Gouverneure ihrer Inseln, schätzten daher, bald heimlich, bald öffentlich, diese Seeräuber, und begünstigten ihre Unternehmungen, weil dadurch Spanien geschwächt, und die Colonien jener Mächte in Westindien bereichert wurden. Dieß geschah nicht allein im Kriege, wo Capar-Privilegien ohnehin so leicht ausgetheilt, und daher die so kühnen als

glücklichen Flibustier vorzüglich damit versehen wurden, sondern auch mitten im Frieden, indem soviel Leidenschaften, selbst manche Vorurtheile, diese Feindseligkeiten bestärkten und näherten.

Man hielt das allerdings im sechzehnten Jahrhundert sehr mächtige Spanien, auch noch im siebzehnten, bey einer gleichsam erblich elenden Regierung und einer durch dieß Unglück, und durch die Zerstreuung ihrer Staaten sehr geschwächten Monarchie, immer noch für die größte und furchtbarste Macht in Europa. Sie war es auch gewissermaßen, bey der damaligen schlechten Staats: Finanz: Kriegs: und Handels: Verfassung aller Nationen; zu einer Zeit, wo 20,000 Mann für eine starke Armee galten; wo zwey Millionen Thaler eine königliche Schatzkammer füllten; wo die Wissenschaften nicht geachtet; die Künste nicht gewürdigt; der Handel, der Nerv der Staaten, nicht gekannt, und der Kaufmann mit Verachtung betrachtet wurde; wo Inquisition, Kirchen: Rechte, Papstliche Sub

ten und Vannstrahlen bey allen Völkern das große, jedes andere verdrängende, Thema des Tages waren, und wo die Herrscher, so wie die Beherrschten, sich in tiefe Unwissenheit einwiegend, nur allein für sinnlose Religions-Streitigkeiten einen Sinn hatten. Die Cultur des Menschengeschlechts, oder vielmehr dessen moralische Wiedergeburt, war noch erst in der Dämmerung.

In dieser Lage *Gr* Dinge, konnte der Glanz, den Carl V. auf Spanien geworfen hatte, um so mehr blenden; und es war für seinen unwürdigen Sohn Philipp II., dem die Schätze der neuen Welt, große Feldherren, eine vortreffliche Reiterey, und die beste Infanterie in Europa zu Gebote standen, nicht schwer, trotz dem Abfall der Niederlande, diesen ihm verliehenen Glanz zu unterhalten, der auch auf seine Nachfolger, nur mit etwas vermindertem Schimmer, forterbte. Diese Täuschung dauerte, bis endlich mit dem Westphälischen Frieden, in der Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts, die letzten Strahlen jenes

Glanzes erloschen; und fünfzig Jahre später, bey Carl II. Tode, dieß so lange, bald mit Recht, bald mit Unrecht gefährdete Spanien, das immer in geistlicher Knechtschaft verharrte, und beständig auf seiner niedern Cultur: Stufe stehen blieb, während fast alle andere Staaten emporstrebten, endlich seinen ihm zuständigen Rang, als eine Macht vom zweyten Range einnahm.

Mehrere Jahre lang waren die Namen Vucanier und Klibustier in Europa bekannt, aber nur als wilde Menschen, als Raubgejindel von verschiedenen Nationen. Ihre Mord- und Raub: Thaten, die anfangs in vieler Hinsicht beschränkt waren, hatten überdieß in einer Weltgegend, wo seit anderts halb Jahrhunderten immer Mord und Raub das Lösungswort der Stärkern gewesen war, lange Zeit nichts Auszeichnendes. Man dachte sich die Klibustier als ganz gewöhnliche Seeräuber, oder vielmehr man bekümmerte sich gar nicht um sie in Europa, bis diese Freybeuter durch geordnete Systeme, durch eine

Art Verfassung, durch mancherley Eigenheiten, vor allen aber durch außerordentliche Thaten und Schicksale, Aufmerksamkeit erregten, und einen besondern Platz in der Weltgeschichte einnehmen, den ihnen keine Zeit rauben wird.

Diese Geschichte ist indeß mehr geeignet, Staunen und traurige Gefühle zu erregen, als zu belehren. Man siehet Menschen handeln, die mit sehr geringen Mitteln außerordentliche Wirkungen hervorbringen, und unglaubliche Kräfte entwickeln; Menschen, deren großer Unternehmungsgeist, unbezwingbarer Muth, Thätigkeit, Geduld im Leiden, Entsagung von Bedürfnissen, Verspottung aller Gefahren, und Verachtung des Todes, Bewunderung verdienen, während ihre Laster, ihre Verbrechen, Grausamkeiten und Gräucl aller Art, uns mit Abscheu und Grausen erfüllen. Bey solchen widrigen, alle Bewunderung schwächenden, ja vernichtenden Empfindungen, würde man seine Blicke von diesen Menschen wegwenden, ihre Thaten der Vergessenheit,

und ihre Namen den ewigen Verwünschungen weihen, wenn nicht mehrere der vorgeachteten achtungswerthen Eigenschaften, gemischt mit einigen gesellschaftlichen Tugenden, diese rohen, nach Zeit und Umständen handelnden, Kribsstier — mit Ausnahme weniger wahrhafter Ungeheuer, als P'oto: nots, Morgan und andere, die man kennen lernen wird — uns minder schwarz zeigten, und sie interessant machten.

Der erste Stamm dieser Freubenter waren die wilden Stierjäger auf der Insel Hispaniola, die nachher unter dem Namen St. Domingo als die vorzüglichste Colonie der Europäer in Westindien so berühmt worden ist. Man nannte diese Stierjäger Vucanier; zu ihnen gesellten sich die Jäger der wilden Schweine und Bären; Jagdgenossen, die nun an der Benennung Vucanier Theil nahmen. Diese Menschen lagen beständig in den Wäldern, und waren gewöhnlich ganze Monate lang von ihrer Heimath abwesend. Nach ihrer Rückkunft theilten sie ihre Jagd:

beute, und segelten sodann nach der benachbarten Insel Tortuga. Hier war ihr Markt, wo sie das von ihnen eingefangene und geräucherthe Fleisch der erlegten Thiere und deren Häute an die dortigen Pflanzer verkauften, und sich dagegen mit neuen Waffen, Pulver, Blei und andern Nothwendigkeiten zu ihrem Gewerbe, versahen; der Rest ihres Gewinnes aber wurde verschwelgt.

Bevor wir aber zu ihrer eigentlichen Geschichte übergehen, wollen wir diese unter dem Namen *Ducanier* und *Flibustier* merkwürdig gewordenen Menschen — ein moralisches Phänomen, das nur kurze Zeit vorhanden war, und auf immer verschwand, — durch einige Grundzüge bezeichnen; und zwar erst die *Ducanier* allein, so wie ihre Sitten, und Geschichte; worauf man in einem der folgenden Abschnitte auch das Sittliche, den Character, die Gebräuche und die Lebensweise der *Flibustier* schildern wird. Denn man muß hierbey bemerken, daß die *Ducanier* abgesondert von den *Flibustiern* zu be-

trachten sind, da beyde zwar unter einander verbunden waren, aber für sich handelten, indem die erstern nur hernach, durch den Drang der Umstände, sich an die letztern angeschlossen, und sich so zu einem Körper bildeten.

Die *Bucanier*, die auf den Antillen, vorzüglich auf der großen Insel St. Domingo, hauseten, waren eine durch ihre Lebensweise besondere Art Menschen, größtentheils Franzosen aus der Normandie. Ihren Namen *Bucanier* bekamen sie von den Dörfern, wo sie ihre kleinen angebauten Felder, und auch ihre Barraken hatten, allwo sie, nach Art der Wilden, das Fleisch der von ihnen erlegten Thiere einsalzten, oder räucherten, die Felle ausspannten &c. Ein solcher Ort wurde *Bucan* genannt. Diese Barraken waren eigentlich große Hütten, von oben bedeckt, aber an den Seiten offen; auf diese Weise waren sie wider den Regen und die Sonnenstrahlen geschützt, dagegen der Wind, aus welcher Gegend er auch kam, die Hütten durchstreichen konnte. Die *Bucanier* waren

theils aus Frankreich und andern europäischen Ländern gewanderte Colonisten, oder deren Abkömmlinge, oder auch durch Abenteuer und Schicksale nach Westindien gekommene Europäer, bey weitem die größere Zahl aber Franzosen. Da sie weder Weiber noch Kinder hatten, so lebten immer zwey und zwey zusammen in einer völligen Gemeinschaft der Güter, wobey sie einander die nöthigen Hausdienste leisteten. Sie gaben sich gegenseitig den Namen *Matelot*, und dieß Zusammenleben nannten sie *Matelotage*. Der Ueberlebende beerbte den Verstorbenen. Außer dieser engen Gütergemeinschaft herrschte unter allen *Vucan*iern eine allgemeine, so daß ein jeder sich seine Bedürfnisse ohne Umstände aus einem andern *Vucan* holen konnte. Nichts war dort verschlossen. Eine Vorsicht dieser Art wäre als ein Societätsverbrechen der ersten Größe betrachtet worden. Da man also in dieser Republik von dem Mein und Dein nichts wußte, so waren Streitigkeiten höchst selten. Wenn deren entstanden, so

wurden solche gleich durch Vermittelung der Freunde beygelegt.

Der Coder der Bucanier war sehr einfach. Sie erkannten keine andern Gesetze, als die unter sich getroffenen Verabredungen, und wenn man ihnen hierin Verbesserungen zeigte, so antworteten sie kalt: „Dies ist nicht auf der Küste gebräuchlich.“ Ihre alten Ideen von Unterwürfigkeit und Religion machten, daß sie den Gouverneur von Fortuga als eine Art Oberhaupt betrachteten, und daß sie sich Christen nannten, ohne jedoch die religiösen Vorschriften dieser Lehre im geringsten zu befolgen.

Wer ein Bucanier wurde, mußte alle Gewohnheiten und Gebräuche des sittlichen Lebens vergessen, und selbst seinem Familiennamen entsagen. Um jedoch die Brüder des Bundes zu bezeichnen, erhielt ein jeder, entweder einen ernsthaften, oder scherzhaften Veynamen, der auch bey vielen auf ihre Nach-

kommen übergegangen ist, wenn sie sich verheiratheten. Andere erklärten erst bey der Verheirathesceremonie ihren eigentlichen Namen; daher in den Antillen ein, noch heut zu Tage gangbares, Sprüchwort entstand: daß man erst bey der Verheirathung die Leute kennen lerne.

Mit der Ehe aber hörte nicht allein die vorige Lebensweise, sondern auch die Gemeinschaft der Verheiratheten mit dem Bunde ganz auf; sie waren nun nicht mehr Ducannier, sondern wurden, unter dem Namen Habitans angesiedelte, den Gesetzen und den Verordnungen des Gouverneurs von Tortuga förmlich unterworfen, Colonisten.

Die Kleidung der Ducannier war ein Hemde von grober Leinwand, das von dem Blute der geschlachteten Thiere ganz roth gefärbt, und völlig erstarrt war; hierzu ähnliche Unterhosen, Schuhe von Schweinshäuten, aber keine Strümpfe. Ein aus einer Haut geschnittener Riemen diente ihnen zum Gürtel, woran einige Messer und ein sehr kurzer Stab

bel hingen. Ihr Kopf war mit einem runden Huth bedeckt. Die Feuerwaffen der *Bucanier* beschränkten sich auf eine große Klinge, woraus sie zwey Loth schwere Kugeln schossen. Ein jeder hatte nach Wohlgefallen einen oder mehrere Knechte, und zwanzig bis dreyßig Hunde, die mit ihnen auf die Jagd gingen. Die Stierjagd war ihr eigentliches Gewerbe, dagegen die wilde Schweinsjagd ihnen nur zur Ergötzlichkeit diente. Das Fleisch dieser Thiere war ihre Nahrung, wobey sie das Mark aus den Knochen roh zum Frühstück verzehrten. So wie die *Bucanier* sehr wenig Bedürfnisse hatten, weder Brod noch Wein genossen, und im ekelhaftesten Schmutz wie die Hottentotten lebten, so war auch die Zahl ihrer Mobilien nur sehr klein; daher sie zu ihren Mahlzeiten weder Tische noch Bänke brauchten. Zum Anruhen und bey ihren Mahlzeiten setzten sie sich auf die flache Erde, wobey Steine, Baumstämme, oder Baumwurzeln, ihnen statt der Tiseln dienen mußten.

Wey dieser Lebensweise waren die Bucanier veranlagt, hatten immer große Esstast und genossen einer guten Gesundheit, die nur nach vielen Jahren eines so anhaltend arbeitsamen Lebens abnahm; daher auch die vernünftigen die Jagdgewerbe nur eine Zeit lang trieben, sodann sich von ihren Völkern trennten, und Colonisten wurden. Andere hingegen wollten von keiner solchen Standesveränderung etwas hören, entsagten sogar ansehnlichen Erbschaften, die ihnen in Europa zufließen, und blieben Bucanier bis an ihren Tod.

Die vornehmsten Bucans waren auf der Halbinsel Samana; auf dem kleinen Eiland im Hafen von V-yaha; an der Nordküste von St. Domingo; im Hafen Margot; in Tortuga; in der so genannten verbrannten Savana; in Mirbalet und auf der Insel, die von den Spaniern Vacca, von den Franzosen aber Avache genannt wird, und wir, in dem Lauf dieser Geschichte, die Rußinsel nennen werden. Hier hauseten die Bucan-

nier, größtentheils französischen Ursprungs, lebten ruhig und hinderten niemand, als es den Spaniern einfiel ohne Rücksicht, daß das Gewerbe jener Ausländer auch für ihre Nation vortheilhaft war, sie alle aus der Insel St. Domingo zu vertreiben, oder vielmehr, wenn es seyn könnte, sie völlig zu vertilgen.

Der Anfang der Ausführung dieses grausamen, für sie selbst unglückseligwahnern Beschlusses war für die Spanier sehr leicht. Nach ihrer alten, so berücktigten, gegen die Carai ben erfolgreichen Weise, überfielen sie jetzt die einzeln zerstreuten, ganz unbesorgten, unschuldigen *Bucanier*, schlugen einen Theil derselben todt, und schleppten die andern in die *Claverey*. Von diesem Augenblick an waren die Jäger auf ihrer Huth, gingen immer in kleinen Trups, waren beständig zur Vertheidigung gerüstet, und wenn sie denn angefallen wurden, so fochten sie gegen die Spanier mit einer solchen Verzweiflung, daß sie diese, ungeachtet ihrer weit größern Zahl, fast immer in die Flucht schlugen.

Jetzt wurde der Krieg verändert. Die einzelnen Jagdpartien, die so manchem altchristlichen Spanier das Leben gekostet hatten, hörten auf, und die Vucanier wurden nun des Nachts selbst in ihren Vucans überfallen, und Herren und Knechte, so viel man nur immer konnte, gemordet. Diese Gräueltaten machten die Vucanier wüthend; sie vereinigten sich und führten nun auch ihrer Seits den Krieg angriffsweise, wobey sie keinem ihrer grausamen Feinde Gnade gaben. Dieß wirkte. Die Fehde schien von Seiten der Spanier eingestellt zu seyn, und schon schmeichelten sich die Vucanier, daß sie jetzt Ruhe haben würden; allein ihre Feinde hatten nur auf Verstärkung gewartet; sobald diese aus den andern Spanischen Colonien ankam, ging der Krieg wieder los. Allein auch die Vucanier wurden aus Tortuga und andern Inseln von vielen Franzosen, so wie von andern gegen die Spanier erbitterten, oder auf Beute ausziehenden, Abenteurern verstärkt, da man denn unaufhörlich kämpfte, und das Blut in allen Theilen

von St. Domingo floß; auch führen dort mehrere Oerter von jenen unglücklichen Zeiten her, noch heut zu Tage den Namen *Ward-plätze*. Alles dieß geschah in den Jahren 1660. bis 1665.

Der Gouverneur der kleinen französischen Insel Tortuga war dabey nur unter der Hand thätig gewesen, da Frankreichs damalige Lage und Verhältnisse in Europa dieser Krone noch nicht gestatten, die Vucanier öffentlich zu schätzen. Der Hof zu Madrid sah indeß die Sache in dem ernsthaftesten Lichte, und glaubte nicht bloß St. Domingo, sondern überhaupt seinen ganzen Handel nach der neuen Welt, nur allein durch die gänzliche Vertreibung aller Franzosen aus dieser Insel und aus Tortuga retten zu können. Dem zu Folge wurden die nöthigen Befehle nach America gesandt, Truppen aus den benachbarten Inseln, ja selbst von dem festen Lande zu versammeln, die sodann der Anführung eines alten, in den Niederländischen Kriegen mit Ruhm gedienten Officiers, Ma-

ments van Delmos, überlassen werden sollten; wobey man denen, die sich auszeichnen würden, ansehnliche Belohnungen versprach.

Der Befehlshaber van Delmos traf im Jahr 1663. zu St. Domingo ein, und fing wenig Tage nachher seine Operationen an. Da der vornehmste Ducan in der Savana war, so war sein Plan, hier die Ducanier zu überfallen, wozu er fünfhundert Mann seiner besten Truppen auswählte, sich selbst an ihrer Spitze setzte, und nun so heimlich als möglich, mit allen Kriegsmitteln eines europäischen Truppencorps seinen Zug dahin in forcirten Marschen antrat. Die Ducanier aber bekamen davon Nachricht durch einen ihrer Jäger, da sich die Spanier nur noch wenige Meilen entfernt befanden. Es waren ihrer hier nicht mehr als hundert versammelt; noch konnten sie sich retten, und in aller Sicherheit einen andern Ducan erreichen; allein sie hielten es für schimpflich zu fliehen; vielmehr beschloßen sie

ohne Verzug den Spaniern selbst entgegen zu gehen. Dieß wurde auf der Stelle ausgeführt; man traf bald auf einander, bey einer Gebirgsschlucht, zum Erstaunen der anrückenden Feinde, deren Plan nun ganz verrückt war, da sie diese Vucanier geringe geachtet, und sie gewiß zu überraschen gehofft hatten. Indeß schien ihnen bey ihrer gewaltigen Mehrheit, bey ihren bessern Waffen und Kriegsausübungen, der Ausgang doch gar nicht zweifelhaft. Die Vucanier griffen zuerst an. Beide Theile fochten, bey ihrer gegenseitigen Erbitterung, mit großer Muth, und lange blieb der Sieg unentschieden. Endlich siegten die Vucanier; die Spanischen Truppen wurden total geschlagen, und in die Gebirge getrieben; eine Menge Spanier hatten dabey ihr Leben verloren, und auch ihr Anführer van Delmos war todt auf dem Platze geblieben.

Diese Niederlage, verbunden mit dem Tode des Befehlshabers, machte auf die Spanier starken Eindruck, die nun zu ihrer

alten Angriffsmethode zurückkehrten, und die Vucanier wieder einzeln überfielen, da sie sahen, daß diese auf ihren Jagden oft die nöthige Vorsicht vernachlässigten. Die Letztern, die nichts als Ruhe verlangten, thaten zur Erlangung dieses Zwecks einen neuen Schritt. Um dieser unaufhörlichen Gefechte und der beständigen Wachsamkeit überhoben zu seyn, beschloßen sie alle ihre Vucans nach den kleinern, um St. Domingo herum liegenden Inseln zu verlegen, und nicht anders als in starken Haufen auf der großen Insel zu jagen. Dieß wurde nun ausgeführt, und hatte auch den gehofften Erfolg. Die Angriffe wurden seltener, und die Partien gleicher; daher denn auch von jetzt an der Krieg nur sehr sorglos fortgesetzt wurde.

Da die Vucans an den neuen Orten nun in völliger Sicherheit waren, so wurden sie allmählich in Wohnungen, oder sogenannte Habitations umgestaltet, wo Colonisten und Gewerbolente sich ansiedelten. So entstand die Niederlassung von Bayaha, allwo

die Natur einen der schönsten und geräumigsten Hafen in America gebildet hatte. Die Lage dieses Orts war in der Nähe von Tortuga, wo die Ducanier in wenig Stunden hinfahren konnten, ihre Häute und ihr Fleisch zu verkaufen, und sich mit den wenigen Bedürfnissen zu ihrem Gewerbe zu versehen. Der schöne Hafen ersparte ihnen aber auch diese kurze Reise; denn die französischen und holländischen Schiffe kamen bald dahin, die Ducanartikel selbst abzuholen, und das Nöthige hinzubringen.

Indessen war der Krieg nicht eingestellt, da die Ducanier täglich zur Jagd nach St. Domingo überfuhren, und die Spanier von Zeit zu Zeit beständig in größerer Zahl diese kleinen Haufen von Jägern zu überfallen suchten. Wer von diesen in ihre Hände fiel, wurde ermordet. Der Tod eines Einzigen aber setzte den ganzen Ducan in Bewegung. Alle Arbeiten hörten auf, und keiner durfte jagen, bis der Tod des Erschlagenen gerächt war.

Eines Tages vermiften sie vier ihrer Brüder auf einmal. Sogleich wurde beschlossen mit vereinigter Macht nach St. Domingo überzusehen, und sich nicht eher zu trennen, bis sie Nachricht von dem Schicksal ihrer Kameraden erhalten, und im Nothfall ihren Tod gerächt hätten. Sie machten bald einige Gefangene, von denen sie erfuhren, daß der ganze Trupp Duanier wirklich gemordet worden, ja daß man selbst diejenigen, die man bey ihren Verwundungen überwältigt, mit kaltem Blute niedergehauen hätte. Diese von den Gefangenen etwas unvorsichtig ertheilte Nachricht setzte die Duanier in Wuth, die zuerst auf jene Unglücklichen fiel. Man streckte sie sogleich todt zu Boden; sodann zerstreuten sich die Jäger allenthalben wie wilde Thiere in den nächst gelegenen Habitationen, und mordeten alles, was ihnen von Spanischen Colonisten in den Weg kam, um ihren gefallenen Kameraden Nachpfer zu bringen.

Auf diese Weise wurde der Verheerungskrieg zwischen beyden Theilen fortgesetzt, wo

bey es den Spaniern auch manchmal, aber
 selten, gelang, Vortheile zu erkämpfen. Eines
 Tages überfielen sie, zweyhundert Mann stark,
 dreyßig Ducanier, die von Bayaha kom-
 mend, eben an dem Ufer der großen Insel
 landen wollten. Sie wehrten sich verzweifelt,
 bis sie alle todt hinfanken. Nicht ein einziger
 blieb am Leben. Ein ähnlicher Fall ereig-
 nete sich bald nachher mit einem andern,
 von Torre, einem der angesehensten Duca-
 nier, angeführten Jägerhaufen, der auf dem
 Rückwege war, schon die Savana erreicht
 hatte, und sich jetzt außer aller Gefahr dünkte.
 Diese Sorglosigkeit hatten die Spanier er-
 wartet und benutzten sie, unterstützt von einer
 großen Uebermacht. Die von einander abge-
 sonderten, unter allen Nachtheilen sechtenden
 Ducanier, vertheidigten sich jedoch wie
 Löwen, und verkauften den Spaniern ihren
 Sieg sehr theuer, deren Uebermacht am Ende
 jedoch entschied; aber nicht eher, als bis der
 letzte Ducanier dahin gestreckt war, so
 daß auch hier nicht ein einziger übrig blieb.

um diese traurige Nachricht nach Bayaha zu überbringen.

Rache war nun die Lösung der Bucanier; das Blut vieler Unschuldigen, ohne Hinsicht auf Alter und Geschlecht, floß von ihren Händen, und der Schrecken ihres Namens verbreitete sich immer mehr und mehr. Die Spanier ergriffen jetzt ein großes Mittel, das zwar den beabsichtigten Erfolg hatte, allein dagegen eine von ihnen nicht geahnete, für ihre Nation in America schreckliche, Wirkung erzeugte. Um die Bucanier, die man, wie man jetzt einsah, weder ausrotten, noch mit Gewalt vertreiben konnte, wenigstens von St. Domingo zu entfernen, wollten sie das Uebel an der Wurzel angreifen, und ihnen ihr Gewerbe entziehen. Sie stellten daher eine allgemeine Stierjagd auf der ganzen Insel an, und setzten sie mit solchem Eifer und so anhaltend fort, daß endlich alle Stiere fast gänzlich vertilgt waren.

Hiedurch verloren die Bucanier auf einmal ihren Unterhalt, so wie ihren Han-

kel; ihr Gewerbe hörte nun auf, und sie waren jetzt zu einer andern Lebensart gezwungen. Viele wurden Sclavens in Yapaha und auf den andern kleinen Inseln, so wie auch in Tortuga. Der größte Theil aber der ein ruhiges, durch Civilgesetze geregeltes, Leben verachtenden, und an Gefahren gewohnten Ducanier, worunter sich die rohesten und wildesten der ganzen Genossenschaft befanden, betrachteten den Anbau der Felder als entehrend, und auf keine Weise ihrer großen, nummehr noch verstärkten, Leidenschaft entsprechend: sich an den Spaniern zu rächen; sie vereinigten sich daher mit ihren Freunden, den Kilibustiern, die schon anfangen berühmte zu werden, deren Namen aber erst nach dieser vollkommenen Vereinigung mit den Ducanieren wahrhaft furchtbar wurde.

Zweiter Abschnitt.

Bevor wir die Geschichte der Illustrier selbst vornehmen, und ihre Thaten erzählen, wollen wir etwas von der Insel St. Domingo und ihrem damaligen Zustande sagen, da sie, noch mehr als Tortuga, die Wiege, und hernach der Mittelpunkt dieser Freybeuter war, und die Schicksale dieses Eilandes mit ihrer Geschichte genau verwebt sind.

Diese große, schöne Insel war noch bis zur Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts gänzlich unter der Herrschaft der Spanier, die den Werth dieses von der Natur so begünstigten Eilandes damals noch nicht kannten, und nur allein ihr Augenmerk auf die Gold

60 Zweyter Abschnitt.

und Silber erzeugenden Länder ihrer americanischen Besitzungen gerichtet hatten. Die Franzosen befaßen in jener Epoche in St. Domingo noch keinen Fuß breit Land, bis die Vucanier sich hier, wie im ersten Abschnitte erzählt worden, nicht sowohl ansehdeten, welches der Natur ihres Gewerbes und ihren Gefinnungen zuwider war, als vielmehr einnisteten. Bis dahin waren sie fortdauernd auf den Besitz der ganz nahe liegenden kleinen, in aller Hinsicht unbedeutenden, Insel Tortuga eingeschränkt, welche die Franzosen la Tortue nennen, und von den Deutschen auch oft die Schildkröteninsel genannt wird; ein Eyland, das du Roussier, ein französischer Edelmann, im Jahr 1659. den Spaniern, die es eingenommen, wieder entrißen hatte. Hier waren alle Hülfsmittel geringe, so wie die Colonie selbst in gar keine Betrachtung kam. Ihr Hauptort hatte im Jahr 1665. nur zweyhundert und funfzig Einwohner. Das Ganze war eine Colonie, die dem Mutterlande gar nichts nuzte, und die sich während einer langen

Zeit, auch nur allein durch den Veystand der Flibustier gegen die Spanier behaupten konnte.

Ein solcher Zustand der Dinge in Westindien mußte endlich bey der zunehmenden Macht Frankreichs aufhören. Was aber die Veränderung hier beschleunigte, war die Gouverneurswahl der französischen Regierung im Jahr 1665. Sie fiel auf d'Ogeron, einen klugen, unternehmenden, und in Vetreff seines Characters sehr würdigen Mann, der als der Stifter der Colonie der Franzosen in St. Domingo betrachtet werden kann.

Es ist hier nicht überflüssig, zur nähern Kenntniß des Folgenden, einen Blick auf den Zustand der Insel in jener Zeit zu werfen.

Man zählte im Jahr 1665. auf der Insel, an welcher damals die Franzosen noch keinen Theil hatten, 14000 Spanier, Creolen und Mulatten; die Anzahl der Neger:sklaven war etwas größer, aber nicht genau

berechnet. Hierzu kamen noch 1200 flüchtige Negrer, die unabhängig waren, sich in die Gebirge verschauzlet hatten, und die Pflanzungen in Contribution setzten. Die Hauptstadt St. Domingo enthielt fünfhundert Häuser, war mit einer Mauer umgeben, und von drey Castellen beschützt, die, nach dem Kriegsmasstabe jener Zeit, mit Artillerie hinreichend versehen waren. Die zweyte Stadt der Insel war St. Jago, wo viele Handelsleute und Goldschmiede wohnten, die aber nur eine schlechte Befestigung hatte. Die übrigen Dörfer in St. Domingo waren nur unbedeutende, ganz offene, von armen Menschen bewohnte Flecken.

Auf der nördlichen Küste dieses großen Eylandes, der Insel Tortuga gegen über, hatten die Franzosen nach und nach einige Wohnungen angelegt, die in dem vorbesagten Jahr 1665., als der hier geschilderten Epoche, nur mit ungefähr hundert und sechzig Menschen bevölkert waren. Dieser sehr kleine Anfang der Niederlassung in einer von den Spanischen Besitzungen sehr entfernten Ge-

gend, wurde von der stolzen Nation wenig geachtet; daher die Franzosen sowohl Zeit als Gelegenheit hatten, sich hier festzusetzen. Die Französische Colonie war wie ein junger, in einen trefflichen Boden verplanzter, Baum, der Wurzel gefaßt hatte, und auf eine merkwürdige Art heran wuchs; die Spanische Colonie hingegen war einem alten hinsäugigen Baume ähnlich, dessen Äste schon vertrocknet waren. Diese Colonie der Spanier war jetzt auf ihre eigenen erschöpften Kräfte beschränkt, während die Franzosen von den ihnen ergebenen furchtbaren Ducaniern und Kibustiern unterstützt waren, deren man damals auf den Küsten von St. Domingo und auf der Insel Tortuga an dreystausend zählte; wilde Menschen, die einen Gang zur gänzlichen Unabhängigkeit hatten, sich Küstenbrüder nannten, und nur mit großer Klugheit beherrscht werden konnten.

Die von den Kibustiern am meisten besuchten Küsten waren die von Cumana, von Carthagena, von Porto Bello, von Panama, von Cuba und

Neu:Spanien, so wie die Gegenden an den Seen von Maracaibo und von Nicaragua. Es ist jedoch bemerkenswerth, daß die Flibustier die aus Europa nach America segelnden Schiffe gewöhnlich in Nähe ließen, weil ihnen die erbeuteten Waaren und deren Verkaufung löstig fielen; nur die mit Gold, Silber und andern kostbaren, leicht umzusetzenden Waaren beladenen Retoursschiffe, hatten für sie den gewünschten Werth.

Es war St. Domingo beschaffen, als der mit allen nöthigen Eigenschaften begabte neue Gouverneur d'Ogeron aus Frankreich kam. Dieser Mann hatte zehn Jahre zuvor auf der Küste von St. Domingo Schiffbruch gelitten, und war genöthigt gewesen, eine Zeit lang unter den Vucanieren zu leben. Er kannte sie also, und es war ihm um so leichter, jetzt in seiner neuen Eigenschaft, sich die Hochachtung und Liebe dieser Halbwilden zu erwerben, und ihnen Ehrfurcht gegen die Gesetze einzufloßen; auch bemühte er sich den Unternehmungen der Flibustier so viel als möglich das ihrem

Auf so nachtheilige Ansehen von Räuberey zu entziehen, ihren Muth dem Staat nützlich, und ihre Sitten milder zu machen; dabey tolerirte er weislich, was er nicht hindern konnte, ohne die französischen Inseln und Colonien den größten Uebeln auszusetzen.

Bei den so anhaltenden und ausgedehnten Räubereyen zu Wasser und zu Lande, und bey der dadurch sich ersäuntlich mehrenden Verwüstung, mußte es in den Inseln bald an Käufern zu den geraubten Waaren und an solchen Verkaufartikeln fehlen, die zum Bedürfniß der Arabier gegen ihre Spanischen Thaler hin gegeben werden konnten; ein Umstand, der nicht wenig bestrug, in Frankreich eine neue Westindische Handels Gesellschaft zu errichten, welchem Beispiel die Engländer bald nach folgten.

Schon hatte man eine solche Gesellschaft in Frankreich gehabt, mit der es nicht gut gegangen war; jetzt aber schienen die Umstände günstiger zu seyn. Die Französische Regierung

nahm daher, in Betreff ihrer Inseln, ein neues System an; sie überließ nunmehr alle ihre Colonien in den Antillen ihrer neuen Westindischen Handelscompagnie. Der Gouverneur erhielt Befehl den Einwohnern diesen Beschluß anzukündigen. Dieß war nicht leicht; da man Menschen zur Unterwürfigkeit bringen wollte, die nie von Hofbefehlen gehöret, und ihre Abhängigkeit bisher nicht gefühlt hatten. D' Ogeron erklärte ihnen die Natur dieser Veränderung, und machte die nunmehr eintretenden Handelsverbote bekannt. Die Glisbustier antworteten in dem ihnen eignen Ton: daß sie sich keiner Handelscompagnie unterwerfen würden; dem Könige selbst wollten sie zwar unterworfen seyn, nur wüßte er ihnen den Handel mit den Holländern nicht verbieten, welchen sie sich nicht nehmen ließen, und der älter sey, als der Schutz Frankreichs. Dieser sehr bestimmten Erklärung konnte d' Ogeron nichts entgegen setzen; er mußte nachgeben.

Um die neuen Colonisten desto mehr an ein ruhiges Leben zu gewöhnen, und ihnen

etwas von ihrer Wildheit zu benehmen, ließ Ogeron hundert Mädchen aus Frankreich kommen, die gleich bey ihrer Ankunft Männer fanden. Vereizt durch den Werth, den man hier auf diese Waare legt, folgten den ersten Mädchen noch mehrere, die von der Französischen Handelsgesellschaft auf Speculation hieher gesandt, und, als Ersatz für die Reisekosten, den Weißbietenden verkauft wurden. Diese Weiber bewirkten in kurzer Zeit eine große Veränderung in dem Geist und den Sitten der Einwohner; sie theilten den wilden Männern zwar nicht Tugenden und seine Sitten mit, die sie selbst nicht hatten, aber wohl manches mit der europäischen Cultur Verwandte in Gesinnungen, Manieren und Eigenschaften; dafür die Männer ihnen aber eine kriegerische Sinnesart einimpften, die sich bey mehreren Gelegenheiten sehr wirksam zeigte. Diese wohlthätigen Veröfkerungstransporte wurden jedoch zum großen Nachtheil der Colonie nicht fortgesetzt. Man begnügte sich in Frankreich lüderliche Weibspersonen auf drey Jahre zu mietzen, und sie nach den Inseln

zu schicken. Hierdurch aber wurde keineswegs der Endzweck erreicht; vielmehr war es die Quelle großer Unordnungen aller Art, daher man das Mittel aufgeben mußte.

Die Franzosen hatten sich seit einiger Zeit, wie bereits eben gesagt, auf der nördlichen Küste von St. Domingo Wohnungen angelegt, die, unter Ogerons Anleitung, nach und nach erweitert, und in kleine Pflanzungen verwandelt wurden. Man nannte diesen Theil der Küste *Cul-de-sac*; eine Benennung, die noch jetzt Statt hat, aber einem mehr eingeschränkten Bezirk der Insel gegeben wird. Durch die weisse von aller Bedrückung entfernte Regierung dieses Gouverneurs aufgemuntert, strömte alles aus den andern Inseln nach diesen Gegenden, wo die Dinge bald ein nicht zu berechnendes Ansehen bekommen haben würden, wenn der so kluge als thätige Ogeron aus Frankreich nur einigermaßen unterstützt worden wäre; allein dieß unterblieb. Indes brach im Jahr 1667 der Krieg zwischen dieser Macht und Spanien aus. Alle

diese kleinen Niederlassungen wären nun für Frankreich verloren gewesen, wenn Ogeron sich nicht sehr geschickt der Alibustier zu bedienen gewußt hätte, die mit dem glücklichsten Erfolg Kriegsschiffe, Inseln und Festungen angriffen, und allenthalben unter den Americanischen Spaniern Schrecken verbreiteten, wie in den folgenden Abschnitten umständlich erzählt werden wird.

Ogeron machte den Entwurf, die ganze Insel St. Domingo zu erobern; die mit dem Werth derselben immer noch unbekannte Französische Regierung aber nahm darauf keine Rücksicht. Der patriotische Gouverneur ließ sich jedoch dadurch nicht niederschlagen, sondern opferte sein eigen Vermögen auf; er ließ alle Jahr drey hundert Menschen auf seine Kosten aus Frankreich kommen, und da der Krieg auch mit England fort dauerte, so wollte er selbst von Tortuga aus Jamaica angreifen, dessen Eroberung er, nach den genommenen Maßregeln, so gut wie versichert war. Die dazu versammelten Truppen lagen schon zur

Einschiffung bereit, und warteten blos auf Pulver, welches aber nicht ankam.

Ein anderer Plan dieses Gouverneurs war bey Hofe nicht glücklicher. Er wollte eine Colonie in Florida anlegen, um dadurch den Canal von Vahama zu beherrschen, und sich Meister von dem Handel der Spanier zu machen; zu dieser Unternehmung verlangte er nichts weiter, als den Ertrag der Insel Tortuga. Auch hierauf achtete die Französische Regierung nicht, obwohl sich damals der hochberühmte Colbert an der Spitze der innern Reichs-Administration befand; ein Mann, dem die Franzosen den Flor ihrer Fabriken und Manufacturen im siebenzehnten Jahrhundert zu verdanken haben, und der in dieser Hinsicht ein Wohltäter der Nation wurde, der aber in Betreff der Colonien, der Schifffahrt und des Welthandels, sich nicht über die eingeschränkten Begriffe seiner Zeit erhob, und dessen Geistesgrösse, so wie überhaupt die fast aller hochgepriesenen Franzosen unter Ludwig XIV., bey einer critischen Beleuchtung zu einem

gewöhnlichen Maße herabschwindet. Auch Colbert hielt die Insel- und Colonie-Angelegenheiten für Gegenstände, die nicht der umständlichen Beschäftigung der Regierung würdig, sondern mehr für die Handelsgesellschaften geeignet wären. Es war sein Grundsatz, daß diese ihre Privilegien hätten, und ihre Vortheile nicht verkennen würden, woraus denn Nationalvortheile erwachsen müßten. Man sehe also in Frankreich gelassen zu, daß die Engländer sich in eben dem Theil von Florida, den Ogeron zur Niederlassung vorgeschlagen hatte, niederließen, und nach ihrem König Carl II. diesem Lande den Namen Carolina gaben; obwohl es wegen zweyer ehemaliger Etablissements der Franzosen lange Französisch Florida geheißen hatte.

Ogeron that bey diesem Mangel an Unterstützung was er konnte, und suchte wenigstens auf der nördlichen und westlichen Küste von St. Domingo die Französischen Niederlassungen zu vermehren. Auch fanden sich durch seine Aufmunterung hier wieder Vuc-

72 Zweiter Abschnitt.

nier ein, die ihr altes Gewerbe trieben, und diesem Theil der Insel zur Befahrung dienten.

Im Jahr 1670 entstand hier eine förmliche Empörung, veranlaßt durch die den Handelsgesellschaften gewöhnlichen Bedrückungen. Da Ogereons sanfte Maßregeln den Aufbruch nicht zu stillen vermochten, so war er gezwungen ernste zu nehmen. Hierdurch aber wurde nichts ausgerichtet, und er verlor dabey seine Popularität. Es kamen ihm Kriegeschiffe zu Hülfe; allein auch diese mußten, nach einigen Gefechten, sich entfernen, ohne die Empörer zur Unterwerfung gebracht zu haben. Sie thaten dieß Unterwerfen endlich von selbst, da sie sahen, daß während dieser Tumulte keine fremden Schiffe kamen, und mit Grunde vermutheten, daß die verlängerte Fehde mit der Französischen Regierung ihnen noch anderweitigen Nachtheil bringen würde. Die verlangten und von dem hilflosen Gouverneur gerne zuzustandenen Bedingungen der Unterwerfung waren: eine Amnestie, und die Freyheit für alle Französische Schiffe, gegen eine Abgabe

von fünf vom Hundert an die Compagnie, längs den Küsten von St. Domingo und Tortuga Handel zu treiben. Nur ein kleiner Haufen unter Anführung eines Franzosen, Namens Limousin, widersezte sich diesem Vertrag. Ogeron, begleitet von einem Priester und einem Henker, suchte diesen Menschen selbst auf, fand ihn in seiner Hütte schlafend, und ließ ihn sofort aufhängen. Hiermit war die Empörung völlig zu Ende; da sich ohnehin den Ruhefeinden andre Beschäftigungen zeigten; denn als gleich darauf im Jahr 1672 der Krieg der Franzosen gegen die Holländer ausbrach, der eine reiche Beute versprach, so gestellten sich viele Colonisten zu den Kibustieren. Bald nachher fing auch der Krieg mit den Spaniern an, und nun war Ogeron gewiß, bey der geringsten Unterstützung von der Regierung, die ganze Insel St. Domingo zu erobern. Er ging deshalb selbst nach Frankreich, wo er aber krank nach Paris kam, und gleich darauf starb. Bey allen den vielen Erwerbsmitteln war er arm geblieben; er hinterließ seinen Erben nichts, als die gerechtesten

74 Zweyter Abschnitt.

aller Forderungen, seine Ansprüche auf die von der Regierung für seine baaren Auslagen ihm schuldigen Summen, die jedoch ihnen nie bezahlt wurden.

Ogeron's unmittelbare Nachfolger im Gouvernement jener Gruppen von kleinen Colonien, Po u a n c e y und C u s s y, sanctionirten in vielen Administrationszweigen dessen Anordnungen, und blieben seinem Hauptsystem getreu, die Flibustier mit großer Dehutsamkeit zu behandeln, und sich ihrer zum Dienst Frankreichs zu bedienen. Viele ihrer Thaten, vielleicht die meisten, die man in der Folge lesen wird, hatten ihre Quellen in solchen Aufmunterungen, und in der Gewisheit, bey Unfällen sichere Zufluchtsörter zu finden.

Schon vor der im ersten Abschnitt erzählten, durch die Umstände erzwungenen, förmlichen Vereinigung der Ducanier mit den Flibustiern betrachteten diese Menschen sich, durch gegenseitige Bedürfnisse unter einander verbunden, als Freunde, und, da beide Theile

geschworne Feinde der Spanier waren, auch als Bundesgenossen. Das Bedürfniß hatte gleich Anfangs diesen Bund erzeugt; denn da ihnen so manche zu ihrem Gewerbe und Unterhalt nöthigen Dinge von außen her zugeführt werden mußten, so verursachte dieß Unbequemlichkeiten. Man half diesen dadurch ab, daß ein Theil der *Bucanier*, denen das Jagdleben am wenigsten behagte, das Seeleben ergriff, da sie denn die Bedürfnisse auf ihren Canots selbst herbey hohnten. Anfangs geschah dieß durch Tauschungen, da es aber oft an den benötigten Artikeln zum Tausch, oder Einkauf, auch wohl an Käufern der Häute und an Tauschern fehlte, so erlaubte man sich nicht selten Gewaltthätigkeiten. Dieß führte sehr natürlich zum Seeraub, der zuerst von diesen *Glibusier*n nur beschränkt und bey geringen Zwecken, hernach aber mehr ausgedehnt, und gewissermaßen systematisch von ihnen getrieben wurde.

Man konnte diese sogenannten Küstenbrüder, die in der größten Harmonie lebten, also

als in drei Classen vertheilt ansehen. Die eine bestand aus den jagenden Tucaniern; die andre nicht zahlreiche Classe, der man zur Unterscheidung den Namen Einwohner gab, bearbeitete das Land; während die dritte, die eigentlichen Kibustier, auf den Seeraub ausging.

Ein solcher Erwerbszweig hatte für alles niederliche Meergefindel etwas sehr Anziehendes; auch gesellten sich bald viele Matrosen von Kriegs- und Kauffarthenschiffen, dürstige Colonisten, und andre kühne Abenteurer, ohne Rücksicht auf Nation, Religion und Sprache, zu diesen Kibustiern, die endlich eine vermehrte, bloß durch Raubgier zusammen gehaltene Masse von Franzosen, Engländern, Holländern, Portugiesen und andern Europäischen Nationen ausstellten. Den Spaniern allein, die von allen gehäßt waren, und denen es eigentlich galt, da deren Schätze der Hauptgegenstand der Unternehmungen waren, wurde die Gunk verfaßt, Mitglieder dieser bewaffneten Brüderschaft zu seyn. Ueberdies war auch

eine solche Zulassung nicht denkbar, da die *Alibustier*, von der Entdeckung ihres Bundes an, bis zu dessen Endschaft, diese Nation als ihre Todfeinde betrachteten.

Die vorerwähnten Abtheilungen der *Alibustier* im Gewerbezweige fanden jedoch erst in Tortuga und St. Domingo statt; denn ursprünglich haufeten sie auf der Französischen Westindischen Insel St. Christoph, von wo sie, geschützt von dem dortigen Gouverneur, in kleinen Fahrzeugen ausliefen, und eine im Anfang unbedeutende Caperey trieben; auch konnten sie in diesem Zustande sich noch keiner Selbstständigkeit rühmen. Bald hernach aber warfen sie ihre Augen auf Tortuga, eroberten diese zu ihrem Gewerbe so trefflich gelegene Insel von den Spaniern, und in der Hoffnung sich dort behaupten zu können, wählten sie solche zu ihrem Wohnsitz. Diese Ortsveränderung wurde die Grundlage von der *Alibustier* Wichtigkeit, und die Veranlassung aller ihrer nachherigen Thaten. Die Leichtigkeit der Deseynahme lud dazu ein, die

78 Zweyter Abschnitt.

auch mit großen Vortheilen verbunden war; denn die ganze Nordküste der Insel war allen Schiffen und Fahrzeugen, selbst den Canots unzugänglich; nur auf der südlichen Küste war ein einziger Hafen, oder vielmehr eine sichere Rhede, deren Zugang leicht vertheidigt werden konnte.

Die in America an Inseln und Ländern so reichen Spanier hatten diese ganz nahe bey Hispaniola, oder St. Domingo — wie sie nach ihrer Hauptstadt von den Franzosen und hernach von allen Europäern genannt wurde — liegende kleine Insel Tortuga nicht geachtet; nur fünf und zwanzig Mann hielten solche besetzt; diese wurden leicht vertrieben, nachdem die sich eben formirenden Freybeuter die bisher zu ihrem Gewerbe im Kleinen benutzte Insel St. Christoph wirklich verlassen, und Tortuga zu ihrem künftigen Mittelpunct angesehen hatten. Diese Besitznahme, die im Jahr 1632 geschah, konnten jedoch die benachbarten, durch die Ankunft ihrer Indischen Flotte zu St. Domingo muthig gemachten,

Spanier unmdglich dulden; um die Insel wieder zu erobern, und die Feindseligkeiten zu rächen, wählten sie die Zeit, da die Ducasnier auf ihren Jagden und die Flibustier auf ihren Fahrten waren, landeten auf der Insel, und hieben alle Einwohner, die sie antrafen, nieder; mehrere derselben ließ der zur Flotte gehöbige Spanische General, der die Eroberer selbst angeführt hatte, aufhenten; die übrigen waren so glücklich in der Nacht auf ihren Canots zu entkommen.

Die Flüchtlinge warteten bloß die Abfahrt der Flotte nach Europa ab, um sich wieder in den Besitz ihrer auserwählten Insel zu setzen, welches ihnen auch nicht schwer fiel. Indes sahen die Flibustier wohl ein, daß ein solches so nahe an einer großen Colonie liegendes Eyland, besonders in ihrer Abwesenheit, beständig den Angriffen der Spanier bloß stände, und ohne Europäischen Schutz nicht zu behaupten sey; sie bewirkten daher, daß der sie beschützende Französische Gouverneur der Insel St. Christoph, ihres vorigen Wohnsitzes, der Ritter

Poincey, die Insel von den Franzosen unter Anführung eines Glückritters Namens le Vasseur in Besitz nehmen ließ. Unverzüglich wurde von ihnen hier ein Fort am Meeresufer auf einen Felsen gebaut, und nun strömten die Vucanier und Hibustier von allen Seiten herbei, überzeugt unter einem ihnen ergebenden Gouverneur einer großen Macht Schutz bey ihren Unternehmungen zu finden, und jetzt den Spaniern trohnen zu können. Diese machten nun, aber zu spät, einen töhnen Versuch die Franzosen wieder zu vertreiben; allein die neuen Besizer warfen sich in ihr Felsenfort, und, kräftig unterstützt von den Vucanieren, schlugen sie die Spanier mit großem Verlust zurück. Einige Zeit nachher wurde le Vasseur von zwey zu seinen Söhnen angenommenen Französischen Officern ermordet. Die Mörder wollten sich zu Herren der Insel machen, allein der aus St. Christoph mit zwey Kriegsschiffen gesandte Ritter Fontenay vernichtete dieß Vorhaben, übernahm förmlich das Gouvernement der Insel, und betrug sich lobwürdig; auch

herrschte zwischen ihm und den sich immer mehr verstärkenden Flibustiern eine große Eintracht.

Diese Freybeuter hatten jetzt ein sehr leichtes Spiel. Raslos umkreuzten sie die ihnen so außerordentlich nahe liegende Insel St. Domingo, aus welcher sich kein Schiff oder Fahrzeug mehr wagen konnte; es wurde gleich weggekapert, nach der so nahe liegenden Insel Tortuga gebracht, und hier den Bundegeossen übergeben, so daß sie unverzüglich am folgenden Tage schon wieder nach ihren Stationen absegeln konnten. Dieß gelassen zu ertragen, war den Spaniern unmöglich; sie zogen eine beträchtliche Zahl Landtruppen zusammen, landeten auf der Insel Tortuga, fanden einen Felsenweg zu einer das Fort beherrschenden Anhöhe, und zwangen es nun bald zur Uebergabe. Die Bucanier zerstreuten sich, kamen aber mit ihren seefahrenden Bundegeossen, den Flibustiern, bald wieder, stiegen zur Nachtzeit in Canots ans Land, überrumpelten das Fort, und wurden nun abermals Meister

22 Zweyter Abschnitt.

der Insel. Verständig den ihnen so nöthigen Schutz einer Nacht vor Augen habend, riefen sie einen Französischen Edelmann, den bereits oben genannten du Rouffet, zum Gouverneur aus, der auch von der Französischen Regierung bestätigt wurde.

So setzten diese Bundesbrüder — deren denkwürdige Epoche man von dem Pyrenäischen Frieden im Jahr 1659 an rechnen kann — ihr Handwerk fort, und raubten selbst mitten im Frieden, bald unter Französischer, bald unter Englischer Flagge, nachdem Convenienz und Umstände es erheischten. Auf die in solchen Friedenszeiten wiederholt eingehenden, großen, in Paris und London laut tönenden, Klagen der Spanier, erfolgte immer die Antwort: „daß die Französischen und Englischen „Räuber ihre Feindseligkeiten nicht als Unterthanen der Könige und Regierungen ausübten, daher man gegen sie mit aller Strenge verfahren könnte; daß kein Caperbrief an sie gegeben worden, und auch die Statthalter der Inseln die bestimmtesten Befehle

„bekommen hätten, diesen Seeräubern nicht „die geringste Bewähle zu gewähren.“ Man rief auch, um diese politische Farce desto besser fort zu spielen, von Zeit zu Zeit Gouverneure zurück, die der Begünstigung der Flibustier zur Zeit des Friedens von dem Spanischen Hofe angeklagt worden waren, und sandte andre an ihre Stelle, die nun, in Betreff jener getadelten Unterstützung, gerade die Fußstapfen ihrer Vorgänger betraten, und oft noch weiter gingen.

Die Caperbrieife wurden von diesen Freibeutern im weitesten Umfange benutzt. Auch achteten sie, wenn sie dergleichen in ihren Händen hatten, die in Europa geschlossenen Friedenstractaten nur wenig. Sie stellten sich unwissend über diesen Punct; das erhaltene Patent, das man von ihnen sehr schwer wieder zurück bekommen konnte, gab ihren Capereyen eine Art Gesetzmäßigkeit, und so dehnten sie ihre Raubtermine aus, bis wieder ein Krieg ausbrach, der sodann das Vergangene, so wie das Zukünftige, förmlich sanctionirte.

Es war besonders der heiläufig, wo nicht im Kriege, doch in öffentlichen, oder heimlichen Kehlen begriffenen, Französischen Regierung nicht gleichgültig, in einer entlegenen Weltgegend Schaaren muthvoller Kämpfer zu haben, die ihr gar nichts kosteten, im Gegentheil ansehnliche baare Vortheile verschafften; denn es wurde in jener Zeit förmlich unter der Sanction der Französischen Admiralität festgesetzt, daß die Freybeuter den zehnten Theil ihrer Beute dem Gouverneur von Tortuga, oder von St. Domingo einliefern sollten. Um die Masse dieser Beute zu vermehren, und dem verlichenen Schuß der Regierung, durch den Schein der Rechtmäßigkeit solcher Raubzüge, ein ehreames Ansehn zu geben, verschaffte Frankreich den *Kidnauern* auch von den damals mit den Spaniern kriegenden Portugiesen Caperbrieße. Die Insel Tortuga bekam nun sehr bald die Gestalt einer Colonie. Eine Menge Menschen aus Frankreich siedelten sich hier an, da denn, so wie auf der Insel St. Domingo geschehn war, auch hier die Stier- und Schweinsjagd aufhörte, und mit

derselben auch die wenigen noch übrigen Ducanier fast alle eingingen, die sich nun größtentheils mit ihren alten Genossen, den Flibustiern, vereinigten und das Seeleben ergriffen.

Es trafen hier viele Familien aus Bretagne und Anjou ein, desgleichen ganze Ladungen durch die Deute gelockter heurathslustiger Mädchen, die mehrentheils den Flibustiern zu Theil wurden, deren Zahl immer mehr und mehr zunahm.

So aufgemuntert, durch die Aussicht zu großer Beute, durch Wohlleben und durch Schutz, wurde die Räuberey der Flibustier gleichsam veredelt, und mit den gewöhnlichen Kriegszügen in eine Classe gesetzt. Sehr viele Pflanzern verließen nun ihre Nahrungszweige, suchten sich kleine Fahrzeuge zu verschaffen, um auch durch Seeräuberey sich zu bereichern, und so sich den Flibustiern anzuschließen. Da solche Fahrzeuge nicht leicht zu bekommen waren, so warfen sie sich in ihre Canots und

kreuzten im Meer umher, Schiffe zum Capern aufzusuchen. Ihr bey solchen Anfangs-Versuchen mehrentheils befolgter Plan war, am Vorgebirge Alvarez den Spaniern aufzulauern, die hier gewöhnlich in kleinen Schiffen Handelsproducte für die Havana hinbrachten. Der Entwurf glückte immer; sie nahmen eine Menge dieser wohlbeladenen Fahrzeuge weg, und führten sie nach Tortuga, wo sie die ganzen Ladungen an Europäische Schiffer verkauften. Nun waren sie im Stande sich mit allen Nothwendigkeiten zu versehen, und größere Fahrten zu thun. So waren die gewöhnlichen Fortschritte dieser Bundesbrüder. Hatten sie ihre Canots oder schlechten Kähne erst mit wirklichen Fahrzeugen vertauscht: so besuchten sie die Mexicanischen Küsten, und caperten hier in sehr kurzer Zeit viele kleine und selbst große Schiffe, die desto leichter wegzunehmen waren, da sie keinen Angriff in diesen Meeren ahneten; unter andern nahmen sie hier zwey große mit Silber beladene Spanische Schiffe weg, die nach den Caraccas bestimmt waren. Alles wurde nach Tortuga gebracht, wo sehr

Zweiter Abschnitt. 87

jedermann an einem so einträglichem Gewerbe Theil nehmen wollte; daher man auch hier sehr bald über zwanzig Raubschiffe zählte.

Diese Insel wurde nun der Mittelpunkt der Flibustier; sie waren gewiß hier Schutz und alle Bedürfnisse, selbst jede Belustigung zu finden, die ihrem rohen Leben angemessen war. Festgelage, starke Getränke, Spiel, Musik, Tanz und Mädchen, gehörten immer nach ihrer Landung zur Tagesordnung, unter beständigen Abwechselungen von einer Morgenröthe bis zur andern. Die Krone dieses Lusttaumels waren die lieblichen Weibspersonen, die denn auch durch Wohlleben und reichlichen Verdienst herbeigelockt, von jeder Farbe und Nation aus allen Inseln sich hier einfanden.

Endlich aber wurde die Regierung in Paris mit dem fortwährenden, wenig beschränkten, Schutz der Flibustier unzufrieden; sie glaubte in der großen Entfernung die Dinge richtiger zu sehen, als ihre auswärtigen Beamten, die solche vor Augen hatten. Im Jahr

1633 schickte sie zwey Commissarien, die Ritter St. Laurent und Végon, nach St. Domingo, um hier alle Mißbräuche abzustellen. Diese Männer waren auch von Vorurtheilen und Ideen von unbedingter Unterwerflichkeit in Hinsicht der damals noch drey tausend Mann starken Tibustier beherrscht, als sie in Westindien ankamen. Sie erstaunten, daß man die Freybeuter nicht anhielt, weder bey ihrem Einlaufen noch Auslaufen in Französischen Häfen förmliche Erklärungen zu thun: über die Zahl ihrer Mannschaft, über ihre Todten, über ihre Beute, über ihren Handel u. s. w.; daß man ihr Verkehr mit den Engländern, selbst zur Kriegszeit mit dieser Nation, zugäbe; daß man ihnen die Justizpflege unter sich überließe, und so viele andere Autoritäts-handlungen gestattete; endlich auch in Ansehung des für die schützende Regierung stipulirten Zehnten von der Beute, es ihrer Willkühr anheim stellte, ob sie solchen erlegen, oder nicht erlegen wollten.

Alle diese Freyheiten aber gehörten zum Wesen der Freybeuterrepublik, die bey Frank-

reichs schwacher Lage in Ostindien mit großer Schonung behandelt werden mußte. Dieß machte man den Commissarien bald begreiflich; sie wurden auch von der Tristigkeit dieser Gründe vollends durch das große Argument überzeugt: daß diese Flibustier, obwohl größtentheils Franzosen und die Oberherrschaft Frankreichs anerkennend, doch voll von ihren tiefgewurzelten Ideen von Unabhängigkeit, bey dem geringsten Zwang sich den Engländern in die Arme werfen würden; sie traten daher sogar selbst als Sachwalter der Flibustier bey der Regierung auf.

Ludwig XIV. und seine Minister aber waren bey ihrem Stolz nicht so leicht zu überzeugen. Der Staatsminister, Marquis von Seignelay, schrieb aus Paris nach Tortuga an die Commissarien, „daß sie über die Flibustier nicht richtig urtheilten; daß der „Seehandel der Spanier nicht vernichtet werden mußte, da derselbe nicht sowohl dieser „Nation, als den andern Europäischen Völkern gehörte; daß die Franzosen davon den

90 Zweyter Abschnitt.

„größten Nutzen zögen, und daß man sich besonders bemühen müßte, die Flibustier vom „Eeelen abzuzeichnen, und sie zu cultivirenden „Landbewohnern zu machen.“

Diese Aeußerungen waren politisch richtig und wohl überdacht, allein in der Ausführung war dergleichen unmöglich. Der Gouverneur Cussy, der sich durch seinen Muth, seine Tugenden und seine Uneigennützigkeit bey den Freybeutern in Achtung gesetzt hatte, und überhaupt ein würdiger Nachfolger Ogerons war, machte dennoch einen Versuch, den Wunsch des Hofes zu erfüllen; allein sein Antrag zu einem stillen Leben empörte die an Wildheit und Leppigkeit gewöhnten Flibustier, die von diesem Augenblick an alles Vertrauen zu ihm verloren, und seine erklärten Feinde wurden. Er ließ jedoch, besonders da ein Waffenstillstand mit Spanien alle kriegerische Unternehmungen entfernte, von seinem Eifer, nach Möglichkeit die Einschränkungsbefehle des Hofes zu vollziehen, nicht nach, und verursachte dadurch, daß die Colonie

Zweyter Abschnitt. 21

die Hälfte dieser furchtbaren Witz verlör;
eine Trennung, die im Jahr 1684 den hoch-
berühmten, ja man kann wohl sagen, unsterb-
lichen, Zug der Flibustier nach dem Süd-
meer erzeugte, der an seinem Ort beschrieben
werden wird.

Dritter Abschnitt.

Wir wollen nun noch zur nähern Kenntniß der Flibustier, die wir bald gewerbmäßig handeln sehen werden, eine Schilderung ihrer Sitten, ihrer Lebensweise, ihrer Grundsätze und Gesellschaftsregeln, machen. Die letztern waren eigentlich auf kurze Termine, oder auf einzelne Expeditionen, gemachte Verträge, die manchmal wohl von den Befehlshabern verlegt, von den als Soldaten untergeordneten Flibustieren aber genau wie Befehle befolgt wurden.

Als Menschen hatten diese, in Betreff ihrer brüderschaftlichen Organisation, schon in den vorigen Abschnitten bezeichneten, Fli-

busstier große Begriffe von ihrer Unabhängigkeit, so daß ein jeder sich alles erlaubte, was ihm gut dünkte, ohne sich um den andern zu bekümmern, und dessen Wohlgefallen oder Mißfallen in Erwägung zu ziehen. Dieß war auch der Fall selbst auf ihren kleinen, offenen Fahrzeugen, wo einige, denen es einfiel, fangen, schreien und lärmten, und dieß während ihre Kameraden schlafen wollten, die sich nicht einmal darüber beklagen durften; denn diese und ähnliche selbst erzeugte Unbequemlichkeiten, die ihren Muth schärften, oder ihre Geduld erprobten, oder sie zu Entbehrlichkeiten abhärten, oder sie zu Anstrengung ihrer Kräfte vermochten, mußten ohne Wurren ertragen werden. Dieß gehörte zu den Grundsätzen der Klibustier, so wie auch eine große Treue gegen einander ihnen eigen war. Verletzte jemand dieselbe, so daß er seinen Kameraden besah, so war eine grausame Strafe sein Loos; er wurde förmlich seines Namens und seiner Eigenschaft als Klibustier verlustig erklärt, sodann ohne Lebensmittel und Kleider auf einer wüsten Insel ausgesetzt, und

so ohne Barmherzigkeit seinem schrecklichen Schicksal überlassen.

Ihre Geduld war unglaublich. Sie ertrugen Hunger und Durst, Mangel aller Art und die größten Mühseligkeiten mit einem Gleichmuth, der Erstaunen erregte; und kein Entbehreniß war im Stande bey ihnen Murren zu erzeugen.

Man gab ihnen den Namen *Flibustier*, eine Benennung, die von dem Englischen *Wort Free Booter* (Freibeuter) herkommt, das hernach von den Franzosen versümmelt, und durch eine falsche Aussprache in das noch fortbestehende, gangbare Wort *Flibustier* umgestaltet wurde. Dieser Name, der zu sehr an ihr Raubgewerb erinnerte, war ihnen jedoch nicht angenehm; sie zogen wegen des mehr ehrfamen Gewerbes den Stamminamen *Ducantier* vor. Noch lieber aber nannten sie sich *Küstenbrüder*.

Die Entschliessungen dieser Menschen waren sehr rasch und wurden fast nie abgeändert.

Dritter Abschnitt. 23

Sobald jemand sein Wort gegeben hatte, so konnte er es nicht wieder zurück nehmen; er war fest gebunden, und oft wurde dieß Antwort auf den bloßen Auftrag, an einer vorhabenden Unternehmung Theil zu nehmen, gegeben. Nach den Beschüssen und Zusagen stellten sie erst Ueberlegungen an; aber nicht über die Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit des guten Erfolgs, sondern nur allein über die besten Mittel zur Ausführung.

Im Anfang hatten sie nur kleine armselig ausgerüstete, unbedeckte Fahrzeuge, Barken und Canots, ja ganz gemeine Öbte, worin sie auf einander gedrängt, kaum Platz hatten sich zum Schlafen auszustrecken, und wo sie, nebst den Seergefahren auf so kleinen Behältnissen, bey Tage und bey Nacht jeder Bitterung ausgefetzt, überdieß auch mit Lebensmitteln fast immer karglich versehen waren. Dieser elende Zustand war ein Anreizungsmittel mehr, alle Kräfte anzustrengen, um durch die Eroberung von Schiffen ihre Lage zu verbessern. Oft quälte sie der Hunger, wenn sie auf

ihren Böten dahin schwammen; daher denn bey ihnen bey'm Anblick eines Schiffs, weder die Zahl der Canonen, noch der Mannschaft ihrer Gegner, erwogen wurde, und überhaupt keine Verechnung von der Größe der Gefahr bey ihnen statt fand. Sie wollten und mußten siegen, und siegten. Dieß geschah, immer durchs Entern, worin sie sehr geschickt waren. Von allen Seiten erkletterten sie in der Geschwindigkeit die zum Gefecht ganz unvorbereiteten Schiffe, die bey der Annäherung eines offenen Vors nicht einmal die Möglichkeit einer Gefahr ahneten. Hatten sie einmal auf dem Berdeck festen Fuß gefaßt, so war das Schiff ihre. Der Gefahr, wenn man sich zu ihrem Empfang gerühet hatte, durch Canonen in Grund geschossen zu werden, wußten sie durch geschickte Wendungen ihrer Fahrzeuge vorzubeugen; überdieß gaben sie den Schiffen nie die Seiten dieser Fahrzeuge bloß; nur das eine Ende kehrten sie bey der Annäherung dahin, während die aufrecht stehenden, im Schießen gelbten Flibustier nach den Canonirern zielten, und durch deren Tod oder Verwundung auf

dem Verdeck immer Verwirrung anrichteten. Die Gewißheit, daß man mit Flibustieren, also mit unbezwingbaren Menschen, die durchsiegens mußten, zu thun hatte, lähmte alle Anstalten zur Vertheidigung; man dachte gewöhnlich nur durch eine schnelle Ergebung die Barmherzigkeit dieser Freybeuter rege zu machen, die bey einem gereizten Unwillen, oft den Proceß der Ueberwundenen kurz endigten, indem sie solche alle ins Meer warfen.

Hey allen diesen Grausamkeiten, und obgleich das ganze Leben der Flibustier nichts, als eine ununterbrochne Kette von Verbrechen und Lastern war, so hielten diese Bösewichter, ganz so wie die Italienischen Banditen, doch viel auf die äußern Religionsformen. Bevor es zum Gefecht ging, waren sie andächtig, beteten ernstlich, und schlugen sich dabey als reuige Sünder mit geballten Fäusten auf die Brust; sodann söhnten sie sich alle unter einander aus, baten sich gegenseitig die angehanen Beleidigungen ab, und umarmten sich zum Zeichen der brüderlichen Versöhnung.

Die bey ihrem Wadleben minder an Raub gewöhnten Ducanter waren jedoch etwas bessere Menschen, als die Flibustier; dabey zeigte sich auch der Unterschied, daß diese letztern einige religiöse Ideen mehr hatten, und bisweilen sich mit kirchlichen Ceremonien befaßten; hingegen die andern, bey weniger Lastern, sich fast gar nicht um die Lehren und Vorschriften ihrer Kirche bekümmerten. Nach der Vermischung beider Classen hieß dieser Unterschied auf, und beide hatten bey ihren Greuelthaten sich einander nichts vorzuwerfen. Alle gleichzeitige Schriftsteller, Menschen, die unter ihnen gelebt, ja solche, die mit ihnen geraubt haben, bezeichnen sie einstimmig als bössartiger, wie die meisten der durch ihre Barbarey fürchterlichsten Wilden in America, und daß sie, mit Ausnahme einer gewissen, unter ihnen herrschenden gegenseitigen Treue, und der Entsagung Menschenfleisch zu essen, durch nichts von den rohesten Canibalen sich unterschieden. Diese Schilderung ist jedoch etwas übertrieben, wie man aus ihrer Geschichte sehen wird.

Das Raubgewerbe war zu einträglich, und zu sehr den wilden Sitten dieser unmoralischen Menschen angemessen, um es nicht leidenschaftlich zu treiben. Sie sahen aber ein, daß, wenn sie ihre Vereinigung befestigen, die zu hoffende Deute sichern, und das Leben auf ihre Weise genießen wollten, eine Art Ordnung und Uebereinkunft durchaus nothwendig wäre. So entstand ein Reglement, der Coder dieser Seeräuber, den sie bey'm Eintritt in die Societät alle beschwuren, und diesen Eid, in Ermangelung der Schreibkunde, mit Kreuzen bezeichneten. Es war ein kurzgefaßtes Gesezbuch, das von allen diesen schwimmenden kleinen Raubrepubliken mit geringer Abweichung angenommen wurde, und auch noch, im Anfang des achtzehnten Jahrhunderts, nach gänzlicher Erlöschung der Flibustier, von den einzelnen Freybeutern, die nach dem Spanischen Successionskriege die Meere der entlegenen Welttheile unsicher machten, größtentheils beygehalten ward.

Einige Artikel desselben verdienen bemerkt zu werden. So wis man in unsern Tagen in

Es ankreich die neue Ordnung der Dinge mit der Erklärung der Menschenrechte anfang, — leider, noch ehe man die Menschenpflichten gehörig bestimmt hatte! — so fand auch an der Spitze dieses Haubreglements die Erklärung der Gleichheit, und der daraus entspringenden Rechte; daß nemlich ein jeder Brüder das Recht hätte, bey wichtigen Ereignissen seine Stimme zu geben; daß er ferner gleiche Ansprüche wie alle andre auf die zu irgend einer Zeit erbeuteten frischen Lebensmittel und starken Getränke hätte, und sich ihrer nach Wohlgefallen bedienen könnte; es sey denn, daß eintretender Mangel, fürs allgemeine Beste, eine durch Stimmennichtheit beschlossene Einschränkung nothwendig machen sollte.

Keine Frauensperson, auch kein Knabe wurde auf den Schiffen geduldet, um Eifersucht und Zankereien vorzubeugen. Wagte es jemand ein Mädchen, oder eine Frau verkleidet auf ein Schiff zu bringen, so wurde er bey der Entdeckung mit dem Tode bestraft. Eine

gleiche Strafe stand auf die Desertion vom Schiffe, oder wenn jemand während dem Gefecht seinen Posten verließ.

Der Diebstahl wurde auch sehr strenge bestraft, wie bereits oben bemerkt worden. Einige dieser Republiken modificirten oder verstärkten auch die Strenge. Das letztere thaten besonders die Franzosen. Wenn bey ihnen einer den andern betrahl, und die That erwiesen war, so schloßte man ihm die Nase und die Ohren, sodann wurde er ans Land gesetzt, nicht auf eine unbewohnte Insel, aber doch irgendwo, wo man gewiß war, daß er kein gutes Schicksal haben würde. Hatte er aber das Eigenthum der Gesellschaft angegriffen, Geld oder Effecten gleichviel, und der Diebstahl betraf nur den Werth eines Pfasters, so wurde er maronirt; das ist: er wurde an das Ufer eines unbewohnten Vorgebirgs, oder Insel ausgelegt, wobei man ihm bloß eine Klinte, etwas Vley, eine Bouteille voller Pulver und eine andre mit Wasser gefüllt zu seiner ganzen Subsistenz mitgab.

War das Verbrechen zweifelhaft, so wurde eine Jury ernannt, darüber zu entscheiden, da denn diese Vöfswichter, wenn sie Engländer oder Holländer, also Protestanten, waren, nach Art der Britischen Gerichtshöfe mit der Bibel in der Hand eingeschworen wurden. Die Franzosen und andre Catholiken schwuren aufs Crucifix. Kleinere Vergehungen bestrafte ein eigner von der Schiffsgenossenschaft erwählter Richter, der sogar das Recht hatte, die Verbrecher prügeln, oder peitschen zu lassen.

Oft wurden auch, nach Beschaffenheit der Umstände, die bey ihnen jedesmal alles unterschieden, für einzelne Gesellschaften durch Stimmenmehrheit functionirte Privatgesetze gemacht, die sonst nicht allgemein waren. So wurden zu gewissen Zeiten, die Nothzucht, die Trunkenheit, der Ungehorsam gegen die Befehle der Obern, die Verlassung eines Postens ohne Ordre, selbst in der Entfernung vom Feinde — in dessen Nähe mit dem Tode — durch den Verlust des Deutrantheils bestraft.

Das Schlagen unter einander am Bord des Schiffs war auch verboten. Entstanden Fäntereyen, so wurde das Weitere ausgefeßt, bis man das Land betrat, da denn der Streit mit Schwertern und Pistolen, im Befehl eines Schiffsbeamten, ausgemacht wurde. Man schoß erst auf einander, und wenn die Kugeln nicht trafen, so schritt man zu den Hieben mit Schwertern; da denn die erste blutende Wunde den Besiegten bezeichnete, und den Kampf endigte.

Es war für jeden eine Obliegenheit, seine Waffen, Flinten, Pistolen und Schwert im besten Stande zu erhalten. Diese Pflicht arrêtete in einen Luxus aus. Die Krieger suchten einander durch die Schönheit und Pracht ihrer Waffen zu übertreffen, so daß sie oft dreißig, auch vierzig Pfund Sterling für ein Paar Pistolen gaben. Diese trugen sie, über die Schultern hangend, an seidenen Bändeln von verschiedenen Farben.

Feuer und Licht sollte, nach den Befehlen, um acht Uhr auf allen Schiffen ausgeleuchtet

werden, und nach dieser Stunde die Trinker gehalten seyn, auf Verdeck ihre Kannen und Becher zu leeren. Eine andere Verordnung unterfragte ihnen, mit Würfeln oder Karten um Geld zu spielen. Diese beiden Befehle aber wurden am wenigsten beobachtet, und nicht selten waren die auf unmäßiges, rastloses Trinken und Spielen erpichten Anführer die ersten, die diese so heilsamen, auf Harnonie abzwirkenden Befehle übertraten.

In Betreff der Beutevertheilung bestimmte eine jede Genossenschaft das Nöthige. Ein jeder Flibustier machte einen schriftlichen Vertrag mit seinem Anführer, worin er ihm Gehorsam angelobte, und im Verweigerungsfall sich aller Ansprüche auf die nach vollendeter Reise zu theilende Beute begab. Auch mußte er ihm diesen Gehorsam durch einen förmlichen Eid zusichern. Mit den Eidschwüren war man überhaupt nicht sparsam, und mußten auch die Anführer nach jeder Expedition schwören, nichts von der Beute für sich entwandt zu haben. Alle mußten diese Ver-

träge eingehn, und wer schreiben konnte, solche unterzeichnen. Dem Anführer, — der gewöhnlich auch die zur Ausrüstung nöthigen Gelder vorschoss, die man von der Beute zurückbezahlte — so wie allen Schiffsbeamten, ferner dem Wundarzt, den Schiffszimmerleuten u. s. w. wurde ein bestimmter Gehalt ausgeworfen, dabey den Versäumelten außer ihrer Dividende noch Schadloshaltungen ausgesetzt: für den Verlust des rechten Arms sechshundert Spanische Thaler, oder sechs Sclaven; für den linken Arm oder das rechte Bein, fünfhundert Spanische Thaler, oder fünf Sclaven; für das linke Bein vierhundert, und für ein Auge, so wie auch für einen Finger hundert Spanische Thaler, oder einen Sclaven. Alles dieß, so wie die andern Vorschüsse zur Schiffsausrüstung, wurden erst abgezogen, ehe man zur Theilung der Beute schritt. Der Capitain erhielt einen sechsfachen Antheil, die andern Schiffs-officiere drey, einige nur zwey; alle übrigen aber nur einen Antheil.

Die Schiffsjungen waren dabey am schlechtesten bedacht, und mußten sich mit der Aus-

sicht aufs Künftige trübten; sie bekamen, nebst ihrer Befestigung, von der Deute nur einen halben Antheil; dafür hatten sie, außer der gemeinschaftlichen Gefahr bey Gefechten und der mannigfaltigen Schiffsarbeit, noch die Obliegenheit, die Schiffe, die man auf offener See weder verkaufen, noch aus Mangel an Mannschaft mitnehmen konnte, in Brand zu stecken.

Bei diesen regelmäßigen Vertheilungen der Deute waren auch Belohnungen für ausgezeichnete Thaten festgesetzt. Wer eine feindliche Flagge vom Schiffe wegnehmen, und an deren Stelle die Flagge der Freybeuter — die Französische oder Englische, unter denen sie immer nach Aufgabe der Umstände und der Majorität der Flibustier segelten — aufpflanzen würde, sollte, außer seinem Antheil, fünfzig Piaſtern erhalten.

Auf die Einbringung eines Gefangenen, in kritischen Lagen, wo man vom Feinde keine Nachricht hätte, war eine Belohnung von hundert Piaſtern gesetzt.

Für jede bey Verrennung eines Horts geworfenen Granate, die jenseits Wall und Mauer niederfiel, erhielt der Werfende fünf Pfaster u. s. w.

Alle Flibustier mußten sich mit den größten Eidschwüren, die Hand auf Bibel oder Crucifix gelegt, verbinden, nicht das Mindeste von der Beute zu verheimlichen, was den Werth von fünf Solis oder anderthalb Groschen überstieg. Wer den Schwur brach, wurde sogleich aus der Gesellschaft verbannt.

Vey der Ausrüstung mußte ein jeder sich auf den Ruf unverzüglich am Bord seines Schiffs einstellen, und dabey eine bestimmte Quantität Pulver und Blei mitbringen.

Der Proviant bestand in Schweinefleisch und eingefalznen Schildkröten; allein auch diese Bedürfnisse wollten die Flibustier, obgleich auf der nehmlichen Insel, die ihnen Schutz gab, oft nicht bezahlen; sie vertheilten sich des Nachts, umringten die Schweinehöfe,

und forderten von dem Aufseher eine bestimmte Anzahl, die nach der ihnen bekannten auf einem jeden Hofe vorhandenen Menge von Schweinen berechnet war. Die Verweigerung, oder der geringste Lärm wurde durch Mord geahndet; Verbrechen, die aus Furcht vor dem Anhang der Mörder sehr selten zur Klage kamen, und die, wenn es dennoch dazu kam, unbekraft blieben. Es wurden die Schiffe der Flibustier verproviantirt, und die Ausrüstungen beschleunigt.

Bevor sie ansetzten, machten sie gewöhnlich ihr Testament. Es war bey ihnen Sitte einen Kameraden zu wählen, und sowohl gegenwärtiges Eigenthum, als künftige Beute mit ihm zu theilen. Dieß wurde ihm sodann förmlich zugeschrieben. Diejenigen aber, die Weib und Kinder hatten, bestimmten bey ihrem Todesfall dem auserwählten Kameraden nur einen Theil, das übrige erhielt die Familie.

Alle Personen weiblichen Geschlechts von jugendlichem Alter und guter Bildung, ohne

Nächst auf Stand und eheliche Verbindungen, wurden von diesen Uamenischen wie thierische Beute betrachtet; wobei nur allein der Selbstmord ein solches armes Geschöpf gegen räuberische Unterwürfsigkeit sichern konnte. Die Ausnahmen, wo man die Unschuld und Eufamkeit respectirte, waren höchst selten. Wenn ein schönes Mädchen mehreren in die Hände fiel, so wurde, um alle Zehden zu vermeiden, nach Matrosenart, durch Aufwerfung eines Stück Geldes, geloset. Der Gewinner nahm nun die Frau oder das Mädchen zu sich, und nannte sie sein Weib, obwohl den Mitspielern auch das Recht zukam, ihren Antheil an dem Genuß zu haben, und sich wechselseitig zur Lustpartie einzustellen. Diese Art Schwägerschaft bezeichneten sie, so wie die Ducanier, durch das Wort *Matelotage*, wobei alles friedlich zugeing.

Die Kibustier wußten nicht, wie sie ihre Beute geschwind genug verschweigen konnten, und überließen sich daher, wenn sie ans Land kamen, ihren Phantasien; sie legten die

prächtigsten Kleider an, mit Stickereien und Treffen; oft zogen sie eins übers andre, kauften die kostbarsten Stoffe, und leerten so die zu diesem Endzweck in Tortuga und Jamaica wohl versehenen Kaufmanneladen aus. Bey ihren Gelagen schlugen sie oft alles in Stücke, was unter ihre Häufte kam; Flaschen, Geschirre und Gefäße jeder Art. Wenn man ihnen diesen Uebermuth und ihre Tollheit, so gefahrvoll und mähelig erworbene Reichthümer so geschwinde zu verschwenden, vorwarf, so war ihre Antwort: „Unser Schicksal ist bey den immerwährenden Gefahren ganz verschieden von dem Schicksal andrer Menschen. Heute leben wir; morgen sind wir todt; wegu auffahren? Wir rechnen unsre Existenz nur nach den Tagen, die wir froh gelebt haben, und denken nie an zukünftige ungewisse Lebenstage. Unsre ganze Sorgfalt ist mehr dahin gerichtet, das einmal vorhandene Leben hinzubringen, als durch Ersparnisse auf dessen Verlängerung bedacht zu seyn.“

Bey solchen Grundsätzen hatten die Schwelgereyen dieser Menschen weder Maß noch Ziel.

Dritter Abschnitt. 111

Alles trieben sie bis zur größten Ausschweifung. So auch das Zausen. Oft vereinigte sich eine Anzahl von ihnen und kaufte ein Faß Wein, um welches sich die Gesellschaft lagerte. Man wurde es angezapft, und der Zapfen weggeworfen; ein Gefäß drängte nun das andre, das Flüssige aufzufangen, und wenn es an Gefäßern fehlte, so hielten sie die Mäuler unter den Spund, und löfeten sich einander ab: so lief der Wein fort, bis das Faß leer war.

Ihre Hauptnahrung, besonders wenn sie sich am Lande befanden, war das Schildkrötenfleisch, das wohlschmeckend, nahrhaft und sehr gesund ist, und von dem sie glaubten, daß es alle ihre durch die übermäßigen Schwelgereyen erzeugten bösen Säfte abführe; ja daß es bey Krankheiten ganz allein statt aller andern Arzneymittel dienen könnte, wenn man nichts anders als dieses Fleisch genösse. In der That bemerkten diese Menschen, daß in solchen Fällen, zumal bey venerischen Krankheiten, alle Unreinigkeiten des Körpers nach der äußern Haut getrieben wurden, worauf

112 Dritter Abschnitt.

ein Ausschlag erfolgte, der die Gesundheit völlig wieder herstellte.

Ein Sittenzug dieser Freybeuter war bey ihren obengedachten äußerst geringen Religionsideen vorzüglich merkwürdig; zwar gehörte der Zug zu dem Geist des damaligen Zeitalters, allein bey einer solchen, auf Raub, Mord, und auf das tiefste Elend andrer Menschen unablässig denkenden, Gesellschaft, war die Sitte auffallend: Sie beteten mit Eifer, und setzten sich nie zu Tische, ohne vorher ihr Gebet zu verrichten. Die Catholiken sagten den Lobgesang Zacharia, das Magnificat, oder das Miserere her, und die Protestanten lasen entweder ein Capitel aus der Bibel vor, oder beteten einen Psalm; auch schienen sie nie vor dem Raubgefecht inbrünstig zu beten, daß ihnen Gott den Sieg und gute Beute verleihen möchte.

So lebten diese sonderbaren Menschen! wobei man als Veranlassung der Entstehung und Dauer ihrer Raubgesellschaft noch folgendes bemerken kann.

Zu dem Reide der Nationen über die gold- und silberreichen Länder der Spanier in America, kam der Abscheu wegen ihrer in jenem Welttheil verübten Grausamkeiten, die damals noch nicht in Europa vergessen waren; Greuel, welche durch die im Gefolge der Reformation verbreiteten toleranten Grundsätze das mörderische Verfahren der Spanier gegen die wehrlosen, unschuldigen Americaner, in einem desto schwärzern Lichte zeigten; hierzu noch ihr empörender Stolz, das Andenken an ihre verheerenden Kriege, und besonders an ihre in den Niederlanden unter dem Mantel der Religion verübten Grausamkeiten. Diese Stimmung war in eine Art Animosität übergegangen, und fast allen Europäischen Völkern eigen; daher viele junge Leute, so wie auch Männer von geklärten Jahren, nicht aus Verderblichkeit, noch durch Armuth, noch durch Raubsucht, sondern bloß aus Haß gegen die Spanier vermocht wurden, sich zu den Flibustieren zu gesellen, um mit diesen Treibeutern gemeinschaftlich wider jene Nation zu kämpfen.

Dies war unter andern der Fall mit einem jungen Edelmann aus Languedoc, Namens Menbars, der schon als Knabe auf Schulen durch das Lesen der Thaten der Spanier in America, seine Phantasie erhitze, und dieser Nation einen unverföhnlichen Haß geschworen hatte. Nichts schmeichelte ihm mehr, als der Gedanke, so bald er unabhängig seyn würde, der Rächer der Millionen geschlachteter Indianer zu werden. Kaum war er volljährig, so verwandte er seine ganze Haabe auf die Ausrüstung eines Schiffs, womit er zu den Indern hinfahren wollte, und sich unter ihnen bald, sowohl zu Wasser als zu Lande, als einen ihrer kühnsten und geschicktesten Anführer auszeichnete. Der Raub und das zügellose Leben hatten für ihn keinen Reiz, sondern allein die Rache; die Wehrlosen schonte er, allein keinem bewaffneten Spanier schenkte er das Leben; daher man ihn auch den Vertilger nannte.

Solche Grundsätze waren vielen Indern eigen; auch wollten sie nicht zugeben, daß Raubsucht der Hauptbeweggrund ihrer

immerwährenden Fehde mit den Spaniern war; sie gründeten das Recht des Kriegs auf den Eigennutz und die Habsucht dieser Nation, die ihnen nicht gestatten wollte an ihren Americanischen Küsten und auf ihren Inseln, so groß sie auch waren, zu jagen und zu fischen. Sie behaupteten, daß schon dieser einzige Umstand, abgesondert von allen andern Betrachtungen, ihre Feindseligkeiten gegen die Spanier rechtmäßig mache. Dieß war ein sehr guter Vorwand, die Raubgier der Flibustier zu bemantern, die überdieß zu ihren Unternehmungen, wie man bereits bemerkt hat, von allen andern Völkern mehr oder weniger, bald heimlich, bald öffentlich, aus mancherley Verweggründen aufgemuntert wurden.

Vierter Abschnitt.

Die Flibustier, die sich den Namen Küstenbrüder (Freres de la cote) gaben, hatten einen sehr geringen Anfang, daher sie in den ersten Zeiten unter aller Bemerkung zu seyn schienen. Sie hatten keine Schiffe, nicht einmal Fahrzeuge, kaum Boote, keine Munition, keine Lorfen, keine Lebensmittel; dabey waren sie in ihrer Nothheit fast ohne Schiffsfahrtekunde, und endlich auch ohne Geld. Ihre Entschlossenheit und unbegrenzte Verwegenheit aber, die mit ihrem guten Glücke wuchsen, errichteten alles. Sie formirten unter sich anfangs kleine Gesellschaften, die sie, nach dem Beyspiel der Ducatter, Matelotagen nannten; gewöhnlich traten sie fünf und zwanzig

zig bis dreßsig Mann stark zusammen, verschaften sich ein offnes Boot, preßten sich hier an einander, und gingen sodann auf den Raub aus. Erst machten sie Jagd auf Fischertähne und andre kleine Fahrzeuge, bi^e sie, begünstigt vom Glück und dadurch beständig zu größerer Kühnheit angeflammt, Schiffe aller Arten und Größe, endlich sogar Kriegeschiffe, anfielen.

Was die Dauer dieser Republik beförderte, war die in jener Weltgegend so beträchtliche Menge von natürlichen Häfen, Meerbusen, Buchten, und kleinen, zum Theil unbewohnten, aber doch mit Lebensmitteln, als Fischen, Schildkröten, Seevögeln und gutem Wasser, wohl versehenen Inseln; Eilande, deren Zugänge und Landungsplätze ganz zu kleinen Fahrzeugen geeignet waren, und wohin große Rauffahrer, noch weniger Kriegeschiffe, wegen der geringen Meerestiefe, sich nicht ohne die größte Gefahr wagen konnten.

Der eigentliche Anfang der systematischen Räubereien der Flibustier wurde ungefähr

118 Vierter Abschnitt.

um das Jahr 1660 gemacht, und unter mancherley Abänderungen bis gegen das Ende des siebenzehnten Jahrhunderts damit fortgesetzt; ja wenn man die nachherigen, minder bedeutenden, untergeordneten Unternehmungen sogenannter Kibuskier dazu rechnet, so findet man, daß diese Gesellschaften bis ins achtzehnte Jahrhundert fortgesetzt wurden.

Die ersten dieser Piraten waren nichts als gewöhnliche Seeräuber; sie ahneten nicht, daß ihre Mitgenossen und Nachfolger es bald so weit treiben würden, dem damals so mächtigen Spanien öffentlich zu trotzen, und dem ganzen Spanischen America fürchtbar zu werden; sie verließen daher die Westindischen Meere, den bisherigen Schauplatz ihrer kleinen Seezüge, und thaten weite Reisen; so segelten sie auf unbedeutenden Fahrzeugen den Küsten und den Inseln des grünen Vorgebirgs verhey nach Culnea, von da nach Brasilien; manche gingen auch bis nach Ostindien. War es ihnen glücklich gegangen, so kamen sie über Madagascar zurück, wo

sie landeten, und ihre Vente verpraßten. Nur sehr wenige aber von ihnen sahen je ihr Europäisches Geburtsland, noch ihre Heimath in Westindien wieder. Ihre Nachfolger nahmen daher ein besser überdachtes System an. Ihr Haupttheater war und blieb Westindien, so lange sie noch Schutz in den dortigen Inseln fanden. Die Insel St. Christoph, hernach Tortuga, St. Domingo und Jamaica waren ihre Wohnsitze, oder eigentlich ihre Zufluchtsörter, und die Westindischen Gewässer ihre Raubregion.

Tortuga besonders betrachteten sie als ihre Heimath. Die Pflanze auf dieser damals schon an Frankreich gehörigen Insel fanden, vermöge einer elenden Politik, keine Unterstützung bey ihrer Regierung; im Gegentheil wurde ihr Unterhalt und Handel sehr erschwert. Dieß, zumal in der Nachbarschaft des fruchtbaren St. Domingo, und die in den vorigen Abschnitten angeführten Beweggründe, erzeugten bey ihnen jene Raubideen, die nach und nach ein förmliches, nicht schlecht

überdachtes System bildeten, das dahin abzweckte: durch Gewaltthaten ihren Unterhalt zu suchen.

Ein Franzose aus Dieppe in der Normandie, dessen Namen Peter Legrand war, daher man ihn gewöhnlich Peter den Großen nannte, gab das erste Beispiel zu dieser Freibeuterei, und zwar durch eine glänzende That, die Nachahmung erweckte. Er segelte mit einem Capserfahrzeug aus, das nur acht und zwanzig Mann führte, und traf beim Vorgebirge Liburon, auf der Westseite von Hispaniola, auf ein großes Spanisches Schiff, das viele Menschen an Bord hatte, mit Canonen besetzt war, und zu einer Kauffartheflotte gehörte, die nach Europa segeln wollte. Das Schiff war von den andern abgesondert, allein deshalb unbedrückt setzte es ganz ruhig seine Fahrt fort. Die Freibeuter schwuren erst Mann für Mann, in die Hände ihres Anführers, das Schiff zu nehmen, oder umzukommen, und nun steuerten sie gerade darauf zu. Es

war in der Abenddämmerung, als sie anlegten, und es bloß mit Pistolen und Schwertern bewaffnet erliegen. Ihrem Schwur getreu, ließen sie Löcher in ihr Fahrzeug bohren, so daß es mit allen Geräthschaften fast unter ihren Füßen ins Meer sank. Die Stürmer hieben alles nieder, was sich ihnen widersehte, bemächtigten sich des Waffenmagazins, überrumpelten die Officiere, die unbeforgt Karten spielten, und waren in sehr kurzer Zeit Herren des Schiffs. Die belaubten Spanier, über zwey hundert an der Zahl, betrachteten die Freydeuter, besonders da sie ihr Fahrzeug nicht sahen, das schon gesunken war, wie aus der Luft gefallene Teufel, machten das Zeichen des Kreuzes, und sagten unter einander: *Son demonios estos*. Sie dachten nun an keinen Widerstand, und ergaben sich den Flibustieren.

Peter machte hier eine sehr große Beute, die bey der geringen Anzahl der Seinigen alle mit einander auf einmal bereicherte. Er wollte sich nicht der Gefahr aussetzen,

seine so geschwind erworbenen Reichthümer wieder zu verlieren, und behielt daher nur so viel Spanische Seelenute, als zur Regierung des Schiffs erforderlich waren, die andern aber, setzte er alle ans Land, und segelte sodann gerade nach Frankreich. Die ging er wieder nach Westindien zurück, wo seine That indeß mächtig wirkte.

Fast alle Spanische Schiffe, die sich in diesen Meeren zeigten, wurden angefallen, und, was immer gleichbedeutend war, wurden genommen, sie mochten groß oder klein seyn, Canonen haben, oder nicht, einzeln, oder in Gesellschaft segeln. Die Fahrzeuge der Kibustler verschwanden, da sie so viel gute, zum Theil sehr ansehnliche Schiffe weglaperten, womit sie nun auf einen gewissen Raub herumschwärmten.

Endlich wurden die Spanier auf die Fortschritte der Kibustler aufmerksam, die ihrem ganzen Handel, so wie ihrer großen Schifffahrt in Westindien und America, ein

Ende zu machen drohten; sie rüsteten nun zwei große Kriegsschiffe aus, ihre Küsten zu beschützen, und gegen diese Freibeuter zu kreuzen. Diese aber waren zu gewandt und zu verwegen, um sich durch solche Vorkehrungen fähren zu lassen; sie dienten vielmehr die Thätigkeit und Kräfte dieser Tollkühnen desto kräftiger zu entwickeln, und noch mehr Meerwilde unter den Raubflaggen zu versammeln. Es waren, wie schon oben bemerkt, nicht bloß Franzosen, die auf Spanische Schiffe Jagd machten, sondern auch Engländer, Holländer und Portugiesen nahmen daran Theil; von diesen zeichneten sich viele aus, wie man in der Folge sehen wird. Der große Gewinn vermehrte die Mäkte, und beschleunigte die Verkauften der Beute. Auch die Insel Jamaica wurde jetzt der Zufluchtsort solcher Freibeuter, die sich endlich so sehr mehreten, daß die Spanier, trotz ihren ausgerüsteten Kriegsschiffen, gezwungen waren, ihre Schifffahrt in diesen Meeren eine Zeit lang ganz einzuschränken. Sie glaubten durch diesen Mangel an Schiffen

den Freydeutern ihre Nahrung zu entziehen, und sie so von ihrem Handwerk abzubringen; allein in dem wichtigsten Punct traten sie sich sehr. Die des vergeblichen Hartens müde gewordenen Flidustier vereinigten sich nun in Haufen, nährten kühnere Ideen, und machten Entwürfe zu förmlichen Landungen.

Lewis Scot, ein Engländer, war der erste, der einen solchen von den Spaniern nicht geahneten Plan ausführte; er drang ganz unerwartet in die Stadt St. Francisco von Campeche, plünderte sie, legte ihr nachher noch eine große Contribution auf, die, unter Androhung der Einköcherung, von außen her geschafft werden mußte, und schiffte sich sodann wieder ein.

John Davis, aus Jamaica gebürtig, der Führer eines mit neunzig Mann besetzten Raubschiffs, folgte diesem Beispiel, und führte eine Unternehmung aus, die durch ihre Tollkühnheit merkwürdig ist. Er lan-

nete bey Nicaragua, ließ sein Schiff an der Küste nur mit zehn Mann zurück, und fuhr in der Dunkelheit der Nacht, mit seinen auf drey Canots vertheilten achtzig Flibustieren den Fluß hinauf, der zur Stadt Granada führte; sie stießen auf eine Schildwache, mit der sie Spanisch sprachen, und sich für Fischer ausgaben; nun konnten sie ungehindert ans Land steigen, wo sie sofort den ruhig zusehenden Soldaten ermordeten. Auf diese Weise kamen sie ganz unentdeckt mitten in Nicaragua an, wo sie sich geschwind verbreiteten, und sowohl Häuser als Kirchen ausplünderten. Das schreckliche Geföhrey, das von allen Seiten ertönte, brachte sämtliche Einwohner in Verwegung; sie sammelten sich zur Vertheidigung. Die Freyhenter sahen sehr wohl ein, daß sie bey ihrer so schwachen Zahl hier nicht lange verweilen durften. Sie hatten nicht den Ehrgeiz zu streben; nur daran war ihnen sehr gelegen, ihren Raub in Sicherheit zu bringen; sie eilten daher ihre Canots zu erreichen, und nahmen einige Gefangene mit, um bey einem Unfall

als Geiseln zu dienen. Glücklich gelangten sie ans Ufer; nun ließen sie die Gefangenen frey, und fuhren mit ihrer Beute eben davon, als mehrere hundert bewaffnete Spanier zum Angriff herbey kamen.

Diese Flibustier, deren Beute an Silber und Edelsteinen 40,000 Piafter betrug, kamen bald nachher in Jamaica an, wo sich nun eine Raubflotte von acht Schiffen vereinigte, über welche Davis von seinen Genossen zum Admiral erwählt wurde. Er segelte nun nach der Gegend von Cuba, um hier der Neuspanischen Flotte aufzulauern; allein er vermigte sie; um jedoch die Scini-gen wenigstens etwas schadlos zu halten, landete er mit seinen Flibustiern in Florida und plünderte die Stadt St. Augustin, trotz des dabey liegenden Castells, das mit zweyhundert Mann besetzt war, die sich aber nicht regten. Davis zeichnete sich noch durch andre Kühnheiten aus; er landete in Granada und drang bis ans Südmeer vor, bis er endlich aus Mangel an Proviant zur Rückkehr gezwungen wurde.

Ein anderer Anführer der Flibustier war ein Französischer Edelmann, den man nicht anders als bey seinem Vornamen Alexander kannte, weyn man wegen seiner außerordentlichen Leibesstärke das Beywort Eisenarm gefügt hatte. Er zeichnete sich durch so viel Klugheit als Kühnheit aus, und hatte die Eigenheit nie anders als mit einem einzigen Schiffe zu kreuzen. Dieß Schiff führte den Namen Phoenix, und war mit taunter sehr entschlossenen Leuten besetzt. Auf einer Fahrt überfiel ihn ein fürchterlicher Sturm mit Blitz und Donner vermischt. Der Wind zerriß seine Segel, stürzte seine Masten um, und endlich zündete der Blitz auch die Pulverkammer an, und sprengte den Theil des Schiffs, wo diese sich befand, mit allen dort seyhenden Flibustiern in die Luft. Der andre Schiffsklumpen hielt noch zusammen, aber die hier befindlichen Freibeuter fielen durch die gewaltige Explosion doch alle ins Meer. Die Nähe des Landes machte, daß sich noch ein Theil dieser Unglücklichen,

vierzig an der Zahl, durch Schwimmen retteten, worunter auch Alexander war.

Dies Land war eine Insel in der Gegend von Boca del Drago, von Indianern bewohnt, die man damals noch nicht unterwürfig gemacht hatte, und durch ihre Wildheit schrecklich waren. Die Glibustier entfernten sich nicht vom Meeresufer, in der Hoffnung ein Schiff anzuspähen, und wo möglich noch etwas von den herumschwimmenden Trümmern des Ihrigen zu erhaschen. Sie waren in einer grausamen Lage; es fehlte ihnen an allen Bedürfnissen; dabey mußten sie sich gegen die Anfälle der Indianer zu schützen suchen. Eines Tages fiel ein starker Trupp derselben bis zu ihrem Empfang jedoch vorbereiteten Glibustier an, die eine Anzahl tödteten, auch einige Gefangene machten. Alexander ließ sie los; zuvor aber wollte er ihnen Furcht einflößen, um sie und die Ihrigen vom Wiederkommen abzuhalten. Er ließ einen dicken ledernen Panzer über einen

Wassischknechen spannen, und gab durch Zeichen den Wilden zu verstehen, daß sie mit ihren Pfeilen darauf schießen sollten. Sie thaten es mit Kraft und Geschicklichkeit; allein so richtig und hart auch ihre Pfeile waren, so rißten sie doch kaum das Leder des Panzers, wodurch sie sich selbst verwunderten. Nun wollte Alexander ihnen die Wassenkraft der Flibustier zeigen. Einer derselben nahm sein Gewehr, entfernte sich noch sechs Schritte weiter als der Wilde, und brannte es loß, da denn nicht allein der Panzer, sondern auch der daran befestigte Knochen durchbohrt wurde. Die erstaunten Indianer näherten sich, untersuchten die Wirkung des Schusses und forderten eine Kugel, um es auch damit zu versuchen. Man gab ihnen eine, die sie auf ihren Bogen legten, und ihn abschossen. Allein die Kugel fiel zu ihren Füßen. Alexander zeigte ihnen nun auf eine sehr sinnliche Art seine eigenen herculischen Kräfte, und gab diesen Wilden zu verstehen, daß alle seine Gefährten eben so stark wären. Mit dieser Ueberzeugung entließ er sie; und von nun an

unterblieben alle weitere Anfälle. Kein Indianer zeigte sich mehr.

Endlich wurden diese Jlibustler in der Ferne ein Schiff gewahr, das gerade auf das Land los steuerte. Sie verbargen sich nun, aus Besorgniß, daß wenn man sie im Lande wahrnähme, das Schiff sich nicht nähern würde. Ueber das weitere Verfahren waren die Meinungen getheilt; einige ratheten, daß man die Schiffsobern bitten müßte, sie an Bord zu nehmen; dagegen andre für ihre Freyheit besorgt waren, ja noch ärgerere Dinge fürchteten, und daher für ein Vertheidigungsgesecht stimmten.

Alexander verwarf den Vorschlag der Vertheidigung, entschied, daß man angreifen müßte, und riß sie alle mit sich fort. Indes warf das Schiff Anker; es war ein Spanisches Kauffarthenschiff, allein zum Kriege ausgerübet. Der Besatzung fehlte es an Wasser, das in diesen Inseln vorzüglich gut ist, und womit sie sich also versorgen wollte. Die Befehlshaber

hatten nichts von den Flibustiern wahrgenommen; da sie aber die Vdsartigkeit der dortigen Indianer kannten, so ließen sie die Wasserhöhlen sehr behutsam vordringen, durch ihre besten Soldaten bedecken, und stellten sich selbst an deren Spitze.

Die Flibustier bemerkten, daß ihre Feinde in der größten Ordnung marschierten, überdies viel zahlreicher wie sie selbst waren, und daß man sie daher, um diese Nachteile zu vermeiden, unversehens überfallen müsse. Sie verbargen sich in ein Gehölze, wo die Bäume dick belaubt waren. Hier nahmen sie ihren Zeitpunkt wahr, die Vorbeiziehenden mit einer mörderischen Salve zu begrüßen. Die Angegriffenen machten gleich Halt, um sich zu vertheidigen; sie sahen aber keinen Menschen. Die Feuergewehre ließen sie jedoch nicht lange in Zweifel, mit wem sie zu thun hatten. Um Zeit zu gewinnen und die Gegner ins Treue zu ziehn, dabey für den Augenblick die Gefahr zu schwächen, legten sie sich alle auf den Bauch nieder. Die Flibustier,

die ohngeachtet des dicken Laubs der Bäume die Spanier dennoch hatten sehen können, um nun auf einmal nichts mehr von ihnen gewahr wurden, wußten sich nicht dieß Verschwinden zu erklären. Alexander volle Ungeduld, verließ von einigen seiner Leute begleitet den Hinterhalt, um die Feinde aufzusuchen. Diese richteten sich nun auf, und stürzten mit Geschrey auf die Flibustier deren Anführer gerade auf den Befehlshaber der Spanier losging, allein den Unfall hatte nicht bey ihm über eine Baumwurzel zu fallen. Der Spanier wollte ihm nicht die Zeit lassen, sich aufzurichten, und erhob im nämlichen Augenblick seinen Säbel, dem Flibustier den Kopf zu spalten. Jetzt kam diesem aber seine außerordentliche Stärke zu statten: noch halb liegend packte er die Faust des Spaniers und entriß ihm den Säbel. Jetzt richtete er sich auf und rief den Seinigen zu, die nun von allen Seiten herbeu eilten, mit ihrem Schwerten über die besürzten und abgematteten Spanier herfielen, und alle niederhieben. Alexander befahl ihnen, um ihre weitere

Unternehmung zu erleichtern, auch nicht einen
Einzigen leben zu lassen.

Indeß hörten die auf dem Schiff Zurück-
gebliebenen das Musketenfeuer; sie waren
jedoch wegen der Ihrigen unbesorgt, vermu-
theten bloß ein Gefecht mit den Insulanern,
und begnügten sich, durch Abfeuerung einiger
Canonen diesen vermeintlichen Wilden Furcht
einzujagen. Die Hibustier waren jedoch
nach ihrem Siege nicht müßig; sie entkleideten
die Todten, und zogen deren Kleidungen an,
wozu auch die großen, den Kopf ganz einhül-
lenden Spanischen Mägen kamen. So mas-
kirt ließen sie ein Siegesgeschrey ertönen, mar-
schirten nach dem Ufer, warfen sich in die
hier wartenden Boote, und eilten das Schiff
zu erreichen, wo man sie, getäuscht durch die
Kleidung, freudig aufnahm. Da man die
meisten Soldaten zu der nunmehr so unglücklich
geendigten Landerpedition gebraucht hatte, so
waren nur wenige Militärpersonen mit den
Matrosen und Passagieren am Bord des
Schiffes geblieben, die, keine Gefahr ahnend,

nun leicht besiegt wurden. Die Flibustier schenkten bloß einigen Seeleuten das Leben; alle übrigen wurden niedergehauen; und nun segelten sie mit diesem großen, reich beladenen Schiff davon, und erreichten glücklich die Insel Tortuga.

Ein vor vielen andern ausgezeichneter Anführer der Flibustier war V'Olonois, dessen Thaten und Schicksale eine ausführliche Erzählung verdienen. Dieser Mann, ein Franzose aus Poitou, hatte die sogenannte Sandwüste von Olone zum Geburtsort, da von er seinen Namen bekam, unter welchem allein er bekannt wurde. Er war anfangs auch ein wilder Stierjäger in Hispaniola, der sich durch seine große Verwegenheit einen Namen gemacht hatte, sodann Flibustier geworden war, und sich nun auch zur See sehr auszeichnete. Sein mit vieler Klugheit und Verschlagenheit gepaarter Muth veranlaßte, daß ihn selbst der dermalige Gouverneur von Tortuga, de la Place, zur Caperey aufmunterte; er gab ihm sogar ein Schiff, und mit diesem ward der

neue Freybeuter bald das Schrecken der Spanier in America. Jedermann wußte von seinen Thaten und Grausamkeiten zu erzählen. Alles hatte ihm geglückt, günstige Winde, leichte Gefechte und reiche Beute, bis ihn auf einmal ein hartes Schicksal traf: er verlor in einem schrecklichen Sturm sein Schiff, das an der Küste von Campeche sa. lterte. Die Mannschaft rettete sich ans Land, allein die Spanier stürzten in Menge herbei, und schlugen den größten Theil todt; auch P'Olonois wurde verwundet. Eine List rettete sein Leben; er beschmierte sein Gesicht und andere Theile seines Leibes ganz mit Blut, und warf sich unter die Todten. So blieb er liegen, bis die Spanier sich entfernt hatten. Dann flüchtete er in die Wälder, umwickelte seine Wunden so gut er konnte, zog einem auf der Waghstatt liegenden todtten Spanier seine Kleider ab, und in diesem Aufzuge näherte er sich kühn der Stadt. Hier fand er Mittel einige Sklaven zu gewinnen, die sich mit ihm verbanden. Er war jetzt so verwegen selbst in Campeche hinein zu gehen, wo mehrere seiner Kamerad

den in Ketten lagen, und wo die Einwohner über seinen Tod frohlackten. Das Glück krönte diese Vermessenheit; er blieb unerkannt. Nun konnte er nicht; seine neuen Bundesgenossen stahlen ein Boot, worauf er mit ihnen abfuhr, und glücklich Tortuga erreichte.

Seine Nachsicht gegen die Spanier war von diesem Augenblick an ohne Grenzen; allein er war jetzt arm, daher er nur mit vieler Mühe zwey kleine Fahrzeuge mit ein und zwanzig Mann ausrüsten konnte. Mit diesem Trupp fuhr er nach Cuba, um hier die Stadt de los Cayos auszulündern, wo ein starker Handel getrieben wurde. Einige Fischer aber spähten in Zeiten die Freibeuter-Fahrzeuge aus, machten Lärm, und veranlaßten den Gouverneur von der Havanna, eiligt eine mit zehn Canonen und neunzig Mann besetzte Fregatte den Einwohnern zu Hülfe zu schicken; hiezu kamen noch vier andre stark bemannete bey Port au Prince liegende Fahrzeuge, die in Verbindung mit der Fregatte agiren, und das Zerschlagen des Entwurfs gleichsam unmöglich machen

sollten. Sein Befehl war: „nicht eher wie-
 „der zurück zu kehren, bis sie die Seeräuber
 „alle ausgerottet hätten;“ auch mußte der
 Befehlshaber ihm einen Eid ablegen, keinem
 einzigen Pardon zu geben; weshalb er ihm
 auch einen Neger mitgab, um die Heuler's-
 dienste dabey zu verschu. P'Olonois erhielt
 von diesem Auftrage Nachricht; er wollte
 nicht erst die Vereinigung abwarten, ging
 mit seinen beiden Vooten diesem so stark
 bewaffneten Schiffe selbst entgegen, und nä-
 herte sich demselben des Nachts. Mit Tages-
 anbruch wurde nun die Fregatte rasch von bey-
 den Seiten zugleich erstiegen; die Spanier
 wehrten sich tapfer; endlich aber mußten doch
 diese neunzig Mann den ein und zwanzig Fl-
 bußkern unterliegen, die mit dem Schwert
 in der Faust die ganze Mannschaft in den
 Schiffsraum heruntertrieben. P'Olonois
 sah sich nun völlig im Besiz des Schiffs. Jetzt
 ließ er die gefangenen Spanier Mann für
 Mann herauf bringen, und schlug ihnen allen
 mit eigner Hand die Köpfe ab, wobey auch
 der zum Heuler bestimmte Neger nicht ver-

schont wurde. So rachsüchtig und canibalisches war dieser Urmensch, daß er jedesmal, wenn er einen abgeschlachtet hatte, das von seinem Säbel riesende Blut ableckte. Nur einen einzigen Spanier ließ er leben, um dem Gouverneur folgende Botschaft zu überbringen: „Daß er als Wiedervergeltungsrecht für die ihm zugebachte Todesart, keinem Spanier das Leben schenken würde, und auch große Hoffnung hätte, ihn, den Gouverneur, selbst so bestrafen zu können; dabey derselbe in keinem Fall daran denken sollte, ihn je lebendig in seine Hände zu bekommen.“

Auch die vier gegen ihn bestimmten Barken wollte L'Olonois nicht entkommen lassen. Er segelte sofort nach Port au Prince, wo er sie fand und ohne Widerstand eroberte. Hier war keine Beute zu holen; auch war hierauf des grausamen Seeräubers Absicht nicht gerichtet. Er wollte nur Rache. Die sämtliche Mannschaft wurde daher ins Meer geworfen, und die Fahrzeuge ließ er an die Küsten scheitern.

Vierter Abschnitt. 139

L'Odonols hatte nun ein ansehnliches Schiff; es fehlte ihm aber, um es zu regieren, an Seeleuten und an Proviant; er dachte daher auf seine Rückkehr; erst aber fuhr er nach dem Hafen von Maracaibo, in dessen Nähe er noch ein reich beladenes Schiff über- rumpelte, und nun nach Tortuga zurücksegelte.

Fünfter Abschnitt.

Jetzt machte L'Olonois große Entwürfe, und verband sich mit einem andern Hauptmann der Illibustier, Namens Vasco, einem alten Officier, von Geburt ein Franzose, aber von Spanischer Abkunft, der in Europa lange Zeit gebient, nachher sich in Westindien durch Seeräub bereichert hatte, und jetzt in Ruhe lebte. L'Olonois, der zu seinen Plänen eines in Ruf stehenden Mannes bedurfte, der vorzüglich den Landkrieg gut verstand, riß ihn aus seiner Ruhe. Beyde Hauptleute theilten sich nun in die Landmilitär- und in die Marinehaufen, die zusammen 660 Mann betrug, womit sie acht, sämmtlich mit Canonen versehene Schiffe besetzten.

L'Olonois Schiff hatte deren sechzehn, die andern weniger. Die Handwaffen eines jeden waren: eine Muckete, zwey Pistolen und ein Säbel.

Es war im Jahr 1666., als diese merkwürdige Unternehmung geschah, deren Erfolg so viele andere ähnlicher Art veranlaßte. Zuerst richteten sie ihre Fahrt nach der östlichen Seite der Insel Hispaniola, dem Vorgebirge von Engano, wo das Glück bald den Vorsehrichtern seine alte Gunst zeigte; denn kaum waren sie hier angelangt, so wurden sie von weitem ein großes Spanisches Schiff gewahr. L'Olonois ließ die ganze Flotte zurückbleiben, und ging mit seinem einzigen Schiff darauf los. Die Spanier, die gut ausgerüstet waren, sechzehn Canonen und ohne die Matrosen funfzig Soldaten am Bord hatten, wichen dem Kampf nicht aus; er dauerte drey Stunden und endigte mit der Uebergabe des Schiffs, das mit 120,000 Pfund Cacao, 40,000 Piaßer in Silber und mit 10,000 Piaßer Werth an Edelsteinen beladen war. Die andern Raub-

Schiffe hatten sich indeß eines andern mit Pulver und Mucketen, auch Gelbfüssen besetzten Schiffs von acht Canonen bemessert, das zum Dienst der Besatzung in Hispaniola bestimmt war. Nun segelten sie nach Maracaibo, einer zur Provinz Venezuela gehörigen Stadt, die an einem großen See lag, zwischen 3000 und 4000 Einwohner zählte, einen beträchtlichen Handel hatte, und deren Zugänge durch zwey Inseln nebst einem hinter einer Sandbank liegenden Castell, la Barra genannt, beschützt waren. Vey dieser Sandbank ergoß sich der über sechzig französische Meilen weit stömende Lac in das Meer, nachdem er siebenzig Flüsse zu sich genommen hatte.

Die Flibustier landeten in einiger Entfernung von diesem Castell, dessen Commandant auf seiner Huth war, und einen starken Trupp Soldaten zum Auspähen umher schickte; diese legten sich in einen Hinterhalt, wurden aber entdeckt, und nun theils niedergehauen, theils zerstreut, so daß auch nicht

ein einziger Mann das Castell erreichte, um die böse Nachricht zu überbringen. P'Olo-
noté befahl sofort auf dasselbe loszugehn,
und es zu erstürmen. Das Fort lag auf
einer Anhöhe, hatte eine Besatzung von
zweyhundert und fünfzig Mann, große Ba-
llonen und sechzehn schwere Canonen, womit
die Spanier ein starkes Feuer machten. Die
Erdärmenden, die ihre Mäsketen zurückgela-
ssen, hatten keine andre Waffen, als Schwer-
ter und Pistolen; dennoch war das Castell in
vier Stunden erstiegen, und die ganze Be-
satzung niedergesäbelt. Die Raubflotte, die
sogleich durch Signale von dieser Eroberung
unterrichtet wurde, näherte sich nun der sechs
Seemeilen von dem Fort entfernten Stadt
Maracaibo.

Hier herrschte bereits die ängstliche Ver-
wirrung. Das Gerücht von der Ankunft
der Freybeuter war von dem Flüchtlingen
hieher gebracht worden, und hatte alle Ein-
wohner um so mehr in Bewegung gesetzt,
da sie schon einmal einen ähnlichen Versuch

von Feinden gehabt hatten; eine unglückliche Erinnerung, die durch die von den Flibusliern habende gerechte Idee noch sehr verstärkt wurde. Jedermann daher suchte sich eiligst zu retten; viele hundert warfen sich mit ihren Weibern, Kindern und besten Habseeligkeiten in Fahrzeuge und Boote, um sich den See hinaus nach der vierzig Seemeilen entfernten Stadt Gibraltar zu begeben; die andern aber flüchteten alle in die Wälder; selbst die Greise und Kranken nahm man mit. So wurde die ganze Stadt auf einmal von ihren sämmtlichen Einwohnern verlassen, wobey sie jedoch den größten Theil ihrer Veräthschaften und Waaren nebst einem sehr großen Vorrath von Brod, Mehl, Schweinefleisch, Federvieh, Brantwein und Wein, in ihren Häusern zurück ließen.

Die Flibuslier ahneten diese Klumung nicht, und waren indeß ihrerseits nicht unthätig. Sie demolirten das Fort la Barra, und verförten alles von Grund aus; sie vernagelten die Canonen, verbrannten was sie nicht

fortbringen konnten, begruben die Todten und schickten die Verwundeten auf die Schiffe; sodann vereinigten sich alle Haufen, und gingen auf Maracaibo los. Wie ersaunten sie aber, als sie die Stadt ganz leer fanden. Sie nahmen indeß von den besten Häusern Besih, setzten Posten aus, machten die größte Kirche zu ihrem Wachtthaus, und schmauften bey dem reichen Vorrath von Lebensmitteln. Am folgenden Tage wurden ein hundert und sechzig Flibustier in die Wälder geschickt, die Flüchtlinge aufzufuchen; sie kehrten noch am nämlichen Abend wieder zurück, mit mehreren wohl beladenen Mauleseln; dabey brachten sie zwanzig tausend Spanische Thaler und zwanzig Gefangene ein; Männer, Weiber und Kinder. Einige von diesen wurden auf die Folter gespannt, um das von ihren Landesleuten Versteckte zu entdecken. Man konnte aber von ihnen nichts herausbringen. P'Onotoz hieb einen Spanier in Stücke, um den andern noch mehr Schrecken einzujagen; allein die Unglücklichen wußten nichts zu sagen.

146 Fünfter Abschnitt.

In der That hatten die Flüchtlinge alles Silber und Gold, als wornach die Räuber allein trachteten, mitgenommen; denn sie dünkten sich tief im Lande, wo sie überdies durch Soldaten und Horte geküßt waren, völlig sicher. Allein die Flibustier waren nicht geneigt, die gehoffte Beute zu verlieren. Nach einem vierzehntägigen Aufenthalt in Maracaibo beschloßen sie daher nach Gibraltar zu ziehen, wo man mit Schrecken dieß Vorhaben erfahren, auch von ihrem Ausbruch dahin bereits Nachricht erhalten hatte, und sie erwartete.

Diese Stadt, die einen starken Tobakshandel trieb, und in deren Gegend der beste Cacao in America wächst, lag in einer fruchtbaren, von Flüssen durchschnittenen, und mit Acajou-Bäumen bedeckten Ebene, am Ufer eines schönen stehenden Sees; sie hatte an der einen Seite eine große Bergkette, die man die Berge von Gibraltar nannte. Jenseit dieser hohen mit Schnee bedeckten Gebirge, lagen mehrere Städte, worunter sich auch die

große, nachbarliche Stadt Merida befand. Hieher begaben sich gewöhnlich alle wohlhabende Einwohner von Sibrattar, während der Regenzeit, indem dann ihre Stadt, trotz der sie umringenden Fruchtbarkeit, eine ungesunde Luft hatte, so daß nur allein die Arbeitsleute und die ärmste Volkstlasse zurückblieben. Diese Flüchtlinge machten daher jetzt um so größere Ansprüche auf den Schutz ihrer Gassfreunde, der Meridaner, weshalb sie auch den Gouverneur des Orts bereits um Hülfe angelegen hatten. Dieser Gouverneur, ein alter Krieger, kam in Person mit vier hundert wohlbewaffneten Leuten, und vereinigte mit ihnen vier hundert Einwohner von Sibrattar, so daß man jetzt hier zur Vertheidigung der Stadt acht hundert Streiter hatte. Es wurden nun von ihnen an der Seeseite in der größten Geschwindigkeit Batterien angelegt, ein Hohlweg, der von der Landseite zur Stadt führte, verrammelt, und dagegen ein anderer in den Wald führender tiefsumpfiger Weg eröffnet; dabey war die königliche Klage aufgespiant. So erwartete man die Flucht der

die von allen diesen Vorkedungen nichts ahneten, und sich mit ihren Gefangenen und ihrer ganzen Deute auf dem See nach Oriskany eingeschifft hatten.

Die Flotte brachte auf ihrer Fahrt drey Tage zu; sie näherte sich jedoch dem Ziel, und schon sahen die Flibustier die Stadt und die zahlreichen schönen Landhäuser vor sich liegen. Beim Anblick der großen Verteidigungsanstalten, der gemachten Verhände, der unter Wasser gelegten Felder, der Hohlwege, der Batterien und der vielen Palisaden, verlängerten diese Freybeuter auf einige Augenblicke ganz ihren Character; sie zeigten, wie durch ein panisches Schrecken ergriffen, auf einmal eine ihnen ganz ungewohnte Muthlosigkeit, die P'Olonois nicht Wurzel fassen lassen wollte. Er berief sofort einen Kriegsrath, und stellte seinen Gefährten unverholen ihre äble Lage vor: „Wir können, sagte er, nicht läugnen, die Schwierigkeiten bey unsrer Unternehmung sind sehr groß; denn die Spanier haben Zeit gehabt, sich in Verteidigungsstand zu setzen;

„Sie haben auch einen großen Haufen Solda-
 „ten, viele Canonen und gewiß reichlich Mu-
 „nition; dennoch Cameraden! verliert den
 „Muth nicht; wir müssen uns entweder wie
 „brave Männer vertheidigen, oder unser Leben,
 „und mit demselben alle unsre durch Blut und
 „Gefahren erworbenen Reichthümer verlieren.
 „Es ist eine große Deute, die auf uns harrt.
 „Seht auf mich, euren Anführer! Folgt mei-
 „nem Beispiel! Es waren Zeiten, wo wir
 „in weit geringerer Anzahl viel mehr Feinde
 „besiegt haben, als unmöglicher Weise hier in
 „dieser Stadt aufzutreten können. Je mehr
 „aber ihrer auch sind, je größer wird unser
 „Ruhm, und je reicher unsre Deute seyn.“
 Diese kurze Rede eines Mannes, der seine
 Leute wohl kannte, und die wahren Saiten
 ihrer Leidenschaften zu berühren wußte, that
 eine große entscheidende Wirkung; alle ver-
 sprachen ihn bis in den Tod zu folgen. Die
 Plübiatier überhaupt, ihrem Character ge-
 mäß, fürchteten weniger für ihr Leben, als
 ihren Raub und ihre großen Hoffnungen zu ver-
 lieren; denn sie waren der Meinung, die

Reichthümer von Maracaibo, Gibraltar und aus allen umliegenden Gegenden hier vereinigt anzutreffen. Sie gelobten daher dem Tode Troß zu bieten. L'Olonois beantwortete ihre Zusagen mit folgender Aeußerung: „Nun, wohl dann! Allein merkt euch etwas. Den „ersten, der von jetzt an die geringste Furcht zeigt, schieße ich selbst nieder.“

Noch vor Anbruch des Tages wurden drey hundert und achtzig Mann ausgeschifft, bloß mit kurzen Schwertern und Pistolen bewaffnet; dabey hatte jeder Pulver und Blej zu dreyßig Patronen. Sie schüttelten alle einander die Hände, als ein Zeichen guten Muths, und nun traten sie ihren March an, geführt von einem ihnen ergebenen Wegmeister, der jedoch von den neuen Anstalten des Gouverneurs nichts wußte, und sie daher an den verarmelten Pöhlweg brachte. Hier war es unmdglich durchzukommen. Sie gingen nun auf den andern sumpfigen Waldweg zu, wo sie bis an die Knie einsanken und ganz zu versinken besorgten; sie haßten sich aber, schnitten

belaubte Zweige von den Bäumen, und machten sich dadurch einen Weg unter einem schrecklichen Canonenfeuer von einer absichtlich in der Schussrichtung angelegten Batterie, die den ganzen Weg bestrich. Nicht wenige der Krieger fielen, um nie wieder aufzustehn, ermahnten noch sterbend ihre Cameraden vorwärts zu gehn, und verkündigten ihnen einen gewissen Sieg. Endlich erreichten die Räuber den Wald, wo der Boden fest war. Nun glaubten sie mit minderer Schwierigkeit vorrücken zu können. Hier aber zeigte sich ihnen eine andre Batterie von zwanzig Canonen, die, mit Kartätschen geladen, ein so gräßliches Feuer machte, daß die Anrückenden haufenweise zu Boden gestreckt wurden: auch wichen sie jetzt zurück, und kamen abermals auf den sumpfigen Weg, den sie vorher verlassen hatten, wo die erste Batterie jetzt den Feuerfaden wieder aufnahm.

O'Donoghue hatte nicht an dieser muthlosen Zurückweichung Theil genommen, und war indeß mit einem Haufen der Seinigen bis an

152 Fünfter Abschnitt.

den Fuß des Forns vorgebrungen; es war ihnen jedoch bey der größten Anstrengung, ohne Leitern und Geräthschaften, unmdglich die Bastionen zu erklimmen; sie waren folglich ausgefetzt, hier nach und nach Mann für Mann umzukommen.

Der Anführer, über den alle Schrecken des Todes nichts vermochten, verlor auch hier die Geistesgegenwart nicht, und sann auf eine Kriegslist. Er nahm auf einmal mit allen seinen Leuten auf eine versteckte Art die Flucht. Die Spanier, die auf diesem Punct ihre ganze Macht beyfammen hatten, glaubten die Flibustier nun mit einem Schlag ganz vertilgen zu müssen; sie verließen daher eiligst ihr Fort, um sie zu verfolgen. Nun aber änderte sich alles, da diese furchtbaren Feinde, seht, indem die Batterien schwiegen und ihre Verfolger mit dem Schwert erreicht werden konnten, sich auf einmal umwandten, und sie wie Rasende anfielen: denn den Tod der gefallenen Flibustier zu rächen, wurden alle die mit dem Schwert zu erreichenden Spanier niede-

gehauen und der Rest in die Wälder gejagt, während die jetzt unaufhaltsam vordringenden Freybeuter von dem Hauptort Besitz nahmen. Die Spanischen Soldaten in dem andern Fort ergaben sich nun ohne Widerstand, unter der Bedingung, daß ihnen ihr Leben geschenkt würde. Ueber fünf hundert Spanier waren an diesem Tage umgekommen, ohne die Verwundeten in der Stadt zu rechnen und die in den Wald Geflüchteten, die dort an ihren Wunden starben; dabey hatten fast alle Spanischen Officiere in diesen schrecklichen Gefechten ihr Leben eingebüßt, unter denen sich auch der Gouverneur Merte da, ein alter, in den Glandrischen Feldzügen sehr versuchter Officier befand. Weder P'Olonois noch Vasco waren verwundet worden, dagegen aber hatten sie viele ihrer kühnsten Cameraden verloren. Ueberhaupt waren von den Glibustiern vierzig umgekommen und acht und siebenzig verwundet worden, die aber, wegen ihrer schweren Canonenwunden und des Mangels an Heilmittel, größten Theils auch starben.

Jetzt konnten die Ueberlebenden hier ganz ungehindert kaufen. Sie hatten hundert und fünfzig Gefangene, die sie nebst vielen Weibern und Kindern in die größte Kirche einsperrten; dabey hatten sie an fünf hundert Sclaven. Die Leichname der erschlagenen Spanier waren ihnen nicht lange im Wege; sie wurden in zwey große unbrauchbare Fahrzeuge geladen, nach der See geführt, und dort nebst den Fahrzeugen versenkt.

Nun wurde die Stadt methodisch geplündert. Alles was nur irgend von Werth war, oder fortgebracht werden konnte, wurde zusammen gehäuft. Die Flibustier nahmen sich dazu vier ganzer Wochen Zeit, während der größte Theil der Gefangenen Hungers starb; da die grausamen Sieger, ohne alle Rücksicht auf diese Unglücklichen, mit den noch übrigen Lebensmitteln ihre Schiffe anfüllten. Dloß etwas wenigcs Fellefleisch wurde ihnen gegeben. Die Frauenpersonen, die, freywillig oder gezwungen, den Küsten der Räuber dienen mußten, wurden besser gehalten; daher der

Hunger sie fast alle zur Willfährigkeit geneigt machte. Die Gefangenen wurden überdies noch beständig gefoltert, ihr und ihrer Mitbürger verborgenes Eigenthum zu entdecken, wober weder auf ihre Armuth, noch auf ihre Unkunde der Gegenstände geachtet wurde, und viele unter den grausamsten Mactern ihren Geist aufgaben.

Der mit keinen Vortheilen, mit keiner Leute sich begnügende, und immer nach neuen Gefahren dürstende P'Olonois, wollte nun noch vierzig Französische Meilen tiefer ins Land, bis zur Stadt Merida vordringen; allein seine Leute wollten von diesem Vorschlag nichts hören, daher er ihn aufgab. Selbst ein längerer Aufenthalt in diesem americanischen Gibraltar war bedenklich, denn nach der Abfahrt jener mit Leichnamen beladenen Fahrzeuge, hatte man die neuen Todten, deren Zahl durch die hinstorbenden Verwundeten von beyden Theilen täglich wuchs, nicht geachtet; von diesen hatte man nur einige wenige, und auch diese eigentlich nicht begraben, sondern bloß ver-

schart, die andern alle aber den Vögeln und Insekten unverscharrt zum Raube überlassen.

Diese grausame Sorglosigkeit in einem so warmen Klima verpestete die Luft auf eine sehr fühlbare Weise; es riß unter den rohen Siegern eine Seuche ein. Mehrere wurden davon ergriffen und starben plötzlich; bey andern brachen die geheilten Wunden wieder auf, und alle merkten, daß es hohe Zeit zum Abzuge sey, wozu sie sich endlich auch rüsteten. Erst aber schickten sie vier Gefangen in den Wald, um von den geflüchteten Spaniern noch eine Ranzion von zehn tausend Spanischen Thalern zu fordern, wenn ihre Stadt, wie die Freybeuter drohten, nicht in Asche verwandelt werden sollte. Hiezu wurde ihnen jedoch nur zwey Tage Zeit gegeben. Die Frist ging zu Ende, und noch war kein Geld da. Nun steckten die Ali buster die Stadt in Brand, auf die dringenden Vorstellungen der gefangenen Spanier aber, daß die Ranzion gewiß bezahlt werden würde, hielten sie mit dem Brande ein, und haßten

sogar wieder löschen; dennoch aber wurde, da das Feuer sechs Stunden lang gewüthet hatte, ein großer Theil der Stadt nebst der Hauptkirche von den Flammen verzehret. Das Geld zur Erlösung des Orts kam endlich an, und auch noch eine außerordentliche Ranzion für die Gefangenen, deren jeder seinen Preis hatte; und nun verließen die Räuber Gibraltar, gingen zu Schiffe mit aller ihrer Beute, und nahmen auch alle Sklaven mit, die nicht noch besonders losgekauft wurden. Sie fuhrten nach Maracaibo zurück, wo in ihrer Abwesenheit die ausgeplünderten Einwohner sich wieder eingefunden hatten, bey denen jetzt die Verzeihung wieder eintret. Die Gibultier sandten ihnen die Botschaft, daß, wenn sie nicht ohne Verzug dreyßig tausend Piaster erlegten, ihre Stadt von neuem geplündert, und sodann verbrannt werden sollte. Die Einwohner erboten sich zwanzig tausend Piaster und fünf hundert Kühe zu geben, welches auch angenommen wurde. Während dieser Unterhandlungen aber machten sich die Gibultier einen Zeitvertreib; sie stiegen ans Land und

plünderten die Kirchen, aus welchen sie die Bilder, Altarblätter, und alle Zierrathen, die Reliquien, die Crucifixe und selbst die Glocken wegnahmen und zu Schiffe brachten. Hiezu reizte sie nicht die Raubfucht, sondern die fromme Absicht in Tortuga eine Capelle zu bauen, und solche mit diesen heiligen Kostbarkeiten zu schmücken. Nichts hielt die Flibustier nun weiter hier zurück; daher sie nach erhaltener Ranzion absegelten.

Die Fahrt ging nun nach der bey Hispaniola liegenden Kuhinsel, Isla de la Vacca, die von Französischen, regelmäßig lebenden Ducanieren bewohnt und unter ihrem Schutz eine Niederlage der Flibustier war. Hier wurden diese gewöhnlich von jenen wilden Jägern mit Fleisch versehen, wofür eine reichliche Bezahlung erfolgte. Jetzt geschah hier die Theilung der Beute nach dem obengedachten Reglement, nachdem ein jeder mit auf Crucifix oder Bibel gelegten Fingern seinen Eid erneuert hatte, nichts verheimlicht zu haben. Der Werth der Beute wurde, mit Ausnahme

der zu dem angeblich frommen Gebrauch bestimmtem Kirchenlospbarkeiten, auf 260,000 Spanische Thaler berechnet, wovon der Antheil eines jeden unverwundet gebliebenen Flibustiers hundert Thaler war. Der Antheil der Todten wurde zurück gelegt, um ihn den Verwandten und Freunden der Gebliebenen zu überliefern. Nach dieser Theilung segelte L'Olonois mit seiner Flotte nach dem gewöhnlichen Raubort Tortuga, wo eben zwey Französische mit Wein und Branntwein beladene Schiffe angekommen waren, und wo denn auch, da nun die Flibustier so reichlich mit starken Getränken versehen werden konnten, in wenig Wochen die ganze Beute dieser Unholde verschlungen wurde.

L'Olonois rüstete sich jedoch bald wieder zu einer neuen Expedition. Er wählte dazu sechs Schiffe besetzt mit sieben hundert Mann, wovon er allein drey hundert auf sein Hauptschiff nahm. Seine Absicht war abermals auf Nicaragua gerichtet; allein die Flotte mußte mit widerigen Winden kämpfen,

sodann wurde sie, bald von langen Winden, bald von großen Stürmen befallen, und endlich in die Honduras-Bay getrieben. Es fing an den Flibustiern an Lebensmitteln zu fehlen; sie machten daher mehrere Landungen an den Küsten längs der Bay, und plünderten einige Dörfer, konnten aber keine hinreichende Quantität erlangen. Endlich kamen sie nach Puerto Cavallo, einem Ort, wo die Spanier eine Niederlage von Kaufmannsgütern hatten. Hier lag ein Spanisches Kriegsschiff von vierzig Canonen, das gar nicht zum Fechten gerüstet war, und daher fast ohne Widerstand von diesen Freibeutern erobert wurde, die nun landeten, und die Waarenmagazine nebst allen Häusern verbrannten.

Diese so freventlich dem Feuer übergebenen Waaren bestanden in Cochenille, Indigo, Häuten, Cassaparille &c. Sie waren hier zusammen geführt und aufgehäuft worden, und für Guatimala bestimmt. Es war den Flibustiern unmöglich sie fortzubringen;

nur edle Metalle, Edelsteine, und sonstige nicht voluminöse Kostbarkeiten konnten ihnen nützen. Die Einwohner wurden, wie gewöhnlich, durch die grausamsten Qualen gemartert, um ihre verborgenen Habseligkeiten zu entdecken. Vielen wurden die Zungen aus dem Halse gerissen, andere nach erlittenen barbarischen Peinigungen niedergefäßelt; nur zwey ließ L'Olonois lebendig, um ihm zu Begleitern zu dienen, da er nach der zwölf Meilen entfernten Stadt San Pedro wollte. Er marschirte in Person dahin mit drey hundert Mann, nachdem er seinen Obergehilfen Moise van Vin mit der übrigen Mannschaft bey den Schiffen zurück gelassen hatte. Bey Anretung des Marsches wiederholte er den Seinigen den bedeutenden Wink, daß der Zurückweichende von seinen Händen fallen sollte, und nun ging es rasch vorwärts. Ein Haufen Spanier lauerte auf dem Wege in einem verschanzten, durch dicke Gehölze verdeckten, Hinterhalt, und griff von hier aus die Flibustier mit allen Vortheilen der Lage und der Ueberraschung an; allein

ohne Erfolg. Das erste Geschäß des Häu-
berhautmanns, noch ehe er zur Vertheidig-
ung schritt, war, seine beyden Führer, ob-
gleich sie den Hinterhalt nicht gekannt hatten,
niederbauen; sodann stürzte er auf die Span-
nier. Nur wenige derselben retteten sich durch
die Flucht, die andern alle blieben auf dem
Kampfsplatz; denn selbst die Verwundeten
wurden von den grausamen Kibustiern
niedergehauen. Einige Gefangene ließ jedoch
V'Olonois am Leben, um durch sie einen
andern Weg nach der Stadt, oder wenig-
stens die andern Verter des Hinterhalts zu
entdecken, da diese Gesichte ihm gar nicht
bekannten. Die Gefangenen, die nicht sehr
geneigt waren, die Entwürfe der Ibrigen
zu verrathen, behaupteten in Betreff dieser
Hinterhalte ihre Unwissenheit; V'Olonois
ward wüthend, stieß einem sein Schwert in
den Leib, riß ihm das Herz aus den Eingewei-
den, nagte daran mit seinen Zähnen wie
ein wildes Thier, und stieß fürchterliche Flü-
che gegen die gefangenen Spanier aus. Diese,
geschreckt durch die eben gesehene Cannibalen-

scene, sagten ihm nun, daß er noch zwey in Hohlwegen lauernde Haufen zu passiren habe, die man unmdglich vermeiden könnte, weil kein anderer Weg zur Stadt führe. P'olo: nois bereitete sich also, so gut er konnte, diese bösen Begegnungen zu bestehen, und traf bald auf zwey starke Haufen; allein auch diese wurden zurück geschlagen. Die Flibustier, bis zum Hinfinken abgemattet, drangen jedoch beständig vor, und langten endlich eine deutsche Meile von der Stadt San Pedro, in einem Gehölze an, wo sie, gequält von Hunger und Durst, die Nacht zubrachten.

Am folgenden Tage näherten sie sich der Stadt, die sie auf eine besondere Art besetzt fanden. Sie war ganz mit Dornhecken umringt, deren große Stacheln selbst gefährlicher, als die im Felde gegen die Cavallerie und bey den Festungen gebräuchlichen Fußangeln waren. Dieser Dornwald konnte den Flibustiern um so weniger behagen, da sie barfuß gingen, und ihre ganze Kleidung

bloß in einem Hemde und langen Hosen bestand. Es blieb ihnen jedoch nichts anders übrig, als vorzudringen, und sich durch die, ihr Fleisch am ganzen Leibe aufreißenden, Dornen durchzuarbeiten. Dieß geschah unter einem heftigen Kartätschenfeuer. Dem ohngeachtet wurde die Stadt bestürmt. Der Angriff dauerte vier Stunden; die Spanier wehrten sich verzweifelt, verlangten aber endlich zu capituliren; sie bedungen sich bloß zwey Stunden Ruhe aus. Ihre Absicht war in dieser Zeit ihre besten Habseligkeiten und Waaren fortzuschaffen, oder zu verbergen, und wo möglich sich auch selbst zu retten. Die ganz entkräfteten Freyventer sagten die Bedingung zu, und hielten Wort; sie begingen auch diese zwey Stunden über nicht die geringste Feindseligkeit, obgleich vor ihren Augen alles von Werth weggeschafft wurde. Kaum aber war die festgesetzte Zeit verfloßen, so befahl L'Onoïs die Flüchtlinge zu verfolgen, und ihnen nicht allein ihre Bagage abzunehmen, sondern auch sie selbst als Gefangene einzubringen, welches sofort geschah.

Die Kibustier hatten diesen Sieg mit dreuſſig Todten und zwanzig Verwundeten erkaufte. L'Onois entwarf nun einen neuen verwegenen Plan; er wollte alle seine am Meer zurückgelassenen Leute an sich ziehen, und auf Guatimala losmarschiren; allein alle seine Räuber empöhrten sich gegen diesen Vorschlag, den sie bey ihrer geringen Anzahl als über alles tollkühn und unausführbar bezeichneten; da außer der sehr beträchtlichen Entfernung und den Schwierigkeiten des Weges, die Stadt Guatimala zu groß, und mit mehr als vier tausend Mann Besatzung versehen war. Der Anführer hatte also den Verdruß abermals seinen Entwurf von seinen minder verwegenen, und mehr überlegenden Raubcameraden verworfen zu sehn. Sie blieben noch vierzehn Tage hier, nahmen sodann mit, was nur möglicher Weise fortgebracht werden konnte, und zündeten bey ihrem Abzuge die Stadt an.

Die Kibustier erreichten ihre Schiffe zwar mit Beute, aber dem Mangel an Proviant war nicht abgeholfen. Dieser Umstand

zwang sie in der Nähe zu bleiben, und sich auf die kleinern am Ufer der Bay liegenden Eilande zu vertheilen; sie kreuzten diesmal nicht auf Beute, sondern auf Lebensmittel, in der Nähe der Halbinsel Yucatan, nachdem sie zwey Canots auf die Lauer gestellt hatten. Schildkröten fanden sie hier in Menge. Diese zu fangen war jetzt ihr vornehmstes Bestreben. Fast die ganze Mannschaft machte nun Rehe aus der saferigten Rinde gewisser Bäume; so dann theilten sie sich in Haufen zu Fischpartien, und da es ihnen mit dem Fang glückte, so waren sie wenigstens eine Zeit lang vor dem Hungertode sicher. Ein jedes Schiff kreuzte für sich, da alle bloß auf ihren Unterhalt bedacht waren. Auch L'Olonois befand sich mit seinem Schiff allein. Sein Aufenthalt in dieser Bay währte über drey Monate, in Erwartung eines sehr reichen Spanischen Schiffs, von dessen naher Ankunft er Nachricht erhalten hatte. Es war von der größten Art, und wurde gewöhnlich ein solches alle Jahr, mit den besten europäischen Producten beladen, von Spanien nach Guatimala geschickt. Endlich

zeigte es sich, allein in einem furchtbaren Zustande, da es zum Fechten völlig gerüstet war, sechs und fünfzig Canonen und andre zu damaliger Zeit übliche Pulvermaschinen, Munition in Menge, und hundert und dreyßig Soldaten am Bord hatte. L'Olonois, ohne erst seine andern Schiffe abzuwarten, griff es sogleich mit seinem abgesonderten Schiffe an, das zwey und zwanzig Canonen führte; die Spanier wehrten sich tapfer, schlugen die Freybeuter zurück, und zwangen diese mit ihrem Schiffe abzuziehen.

Die Kibuzier waren jedoch weit entfernt ihr Vorhaben aufzugeben; ein fallender, dicker Nebel begünstigte sie; unter dessen Schutze L'Olonois vier Böte mit seinen Leuten an, und erkletterte nun mit ihnen das Spanische Schiff, das in kurzem erobert war. Nun fanden die Eroberer aber zu ihrem großen Verdruss, daß das Schiff bereits an einem andern Orte größten Theils aufgeladen hatte, und nur eine geringe Beute darboth. Es waren nur noch einige Kisten Manufacturwaaren, Stangen Eisen und zwey tausend Ballen Papier

am Vord. Ueber eine Million Pfister an Werth hatte man bereits ans Land geschafft. Diese getäuschte Hoffnung that auf alle Schaa- ren eine große Wirkung. Besonders waren die zuletzt angeworbenen Illibustier, die sich in der Geschwindigkeit Schätze versprochen, aber hieher nur Elend eingeerndet hatten, höchst unzufrieden, und wollten nach Hause; die Veteranen hingegen erklärten lieber umzu- kommen, als ohne Beute zurück zu kehren.

In dieser Lage berief P' Osonois einen Kriegsrath und schlug abermals vor, nach Guatimala zu segeln. Nun brach vollends die Zwietracht aus. Der ganze Haufen trennte sich; der größte Theil trat auf die Seite des obengedachten Moses van Win, der sich als Haupt der Widerspenstigen aufwarf, und mit dem zuletzt eroberten sechs und fünfzig Ca- nonen-Schiff heimlich davon segelte; ein anderer Räuberhauptmann, von seinem Geburtslande le Picard genannt, that ein Gleiches; aber auch diese blieben nicht zusammen. Ein jeder raubte für eigne Rechnung zu Wasser und zu Lande.

Die Absicht des van Wins war: mit dem großen eroberten Schiffe, das auch ohne andre Beute, an Silber oder Waaren, fähig war den Flibustiern Credit zu verschaffen, nach Tortuga zu segeln, sich dort mit dem Nothigen zu versehen, und dann weiter auszulau-
fen. Das Schicksal aber vereitelte dieß Vorhaben; das Schiff scheiterte auf eine Sandbank, und obgleich fast alle darauf befindlichen Flibustier gerettet wurden, so wurden ihnen doch durch dieß Unglück ihre gegenwärtigen Nahrungsmittel entzogen, und sie waren gezwungen sich zu zerstreuen.

L'Olonois blieb indeß mit seinen Anhängern auf einem beträchtlich großen Schiff in der Honduras: Bay zurück, auf- und abfahrend, in Hoffnung eines günstigen Zufalls, und immer nothleidend an Lebensmitteln; so daß sie täglich gezwungen waren ans Land zu gehen, um Affen und andre Thiere zu fangen, die nun ihre Nahrung waren. Dieß thaten sie bey Tage, des Nachts segelten sie weiter. Ihr Zustand wurde jedoch immer schlimmer,

bis endlich bey der kleinen Insel de las Perlas, ohnweit dem Vorgebirge Gracias a Dios, dieß Schiff auch, so wie das gestückete, auf einer Sandbank sitzen blieb. Sie warfen, um es zu erleichtern, ihre Canonen und alles was sich nur von schwerem Gewicht am Bord befand, und nur irgend entbehrt werden konnte, ins Meer, allein vergebens; das Schiff blieb unbeweglich. Die Fließstier waren jedoch so glücklich, wenigstens ihre Personen alle ans Land zu retten. Hier nun säumten sie nicht das Schiff zu zertrümmern, um sich aus dessen Brettern ein großes Boot, eine Art Barke, zu bauen. Indes war dieß eine langwierige Arbeit; sie errichteten deshalb am Ufer Hütten, und säeten Bohnen, auch andres Gemüse, das unter diesem milden Clima überaus geschwinde gedeiht, und das auch hier in sechs Wochen reif wurde. Wer nicht auf dem Felde zu thun hatte, ging aus zu jagen, oder zu fischen. In fünf Monaten war endlich die Barke fertig, die aber bey weitem nicht die ganze Mannschaft fassen konnte. Man beschloß mit diesem Fahrzeuge nach dem St. Jo-

hannisfluß, von den Spaniern Desaguaderra genannt, zu fahren, dort andre Fahrzeuge aufzufuchen, und sodann die Zurückgebliebenen abzuholen. Es wurde deshalb das Loos geworfen. Dieß bestimmte, wer mitfahren, oder bleiben sollte. Die Hälfte schiffte sich ein, und L'Olonois an ihrer Spitze. Sein jetzt aufgegangener böser Stern aber verfolgte ihn fortdauernd. Die Flibustier erreichten zwar glücklich den Fluß, wurden jedoch bald von Spaniern und den hier wohnenden Indianern, die sich vereinigt hatten, von allen Seiten angegriffen. Diese Wilden hatten sich durch ihren Muth bey den Spaniern in Achtung gesetzt, und wurden daher auch von ihnen Indios bravos genannt; jetzt verbanden sie sich beyde gegen die Flibustier, als ihre gemeinschaftlichen Feinde, von denen nun der größte Theil erschlagen wurde.

L'Olonois rettete sich mit den übrigen, gab aber sein Vorhaben doch nicht auf, Fahrzeuge zu erkapern, um seine zurückge-

172 Fünfter Abschnitt.

lassen den Kameraden von der Insel de las Perlas abzuholen. Er steuerte daher nach den Küsten von Carthagena. Allein seine Stunde hatte geschlagen. Bey einer Landung fielen die Indianer von Darien, eine der wildesten Völkerschaften in America, über ihn her, machten ihn zum Gefangenen, rissen ihn lebendig in Stücke, rösteten seine Glieder, und fraßen sie. Die meisten seiner mit aus Land gestiegenen Kameraden hatten ein ähnliches Schicksal, und wurden zum Theil lebendig verbrannt. Nur wenige entkamen, um das schreckliche Ende dieses so berücktigten Freydeuters zu verkündigen.

Lange harrten die in las Perlas gebliebenen Flibustier auf die Rückkehr ihrer Freunde; nach zehn Monaten wurden sie endlich ein anderes, zwar nicht zu ihrer Stillle doch zu ihrer Kunst gehöriges, Raubschiff gewahr, das sie aufnahm, und nun wollten beyde Parteyen, gemeinschaftlich ihre Verheerungen betreiben. Sie landeten mit ihrer ganzen Mannschaft bey Gracias a Dios,

und fuhren in Canots den Fluß hinauf; die Einwohner flohen aber bey Zeiten tief ins Land, und nahmen alles mit, selbst die Lebensmittel. Dieser Umstand, worauf diese Freyrenter gar nicht gerechnet hatten, setzte sie in schreckliche Noth. Der Hunger wüthete unter ihnen, und trieb sie längs den Küsten umher; sie hatten nichts ihn zu stillen, und fraßen daher das Leder von ihren Schuhen und von ihren Degensheiden. Nur ein kleiner Theil erreichte das Ozeufer; die andern kamen alle um, sanken krasilos zu Boden, oder zerstreuten sich, und wurden so einzeln Schlachtopfer der zurückkehrenden Einwohner.

Es war die Geschichte des Tages auch der andern Klibustier: verwegene Angriffe großer Schiffe mit kleinen Schiffen, ja oft mit bloßen Fahrzeugen und Canots; fast immer glücklicher Erfolg; Landungen; Siege gegen die Vertheidigungstruppen; Erkürmung von Forts; Plünderung der Städte und Grausamkeiten aller Art; sehr selten bey ihren Gefechten zu Wasser und zu Lande eine vollständige

Niederlage, und noch feltner ein gänzlicher Untergang, wie man bey V'Olonois gesehn hat. Die Aufzeichnung aller dieser Ereignisse würde durch die beständige Wiederholung der nämlichen Scenen ihren Werth verlieren; daher man hier, wie schon bey V'Olonois gesehn, nur die merkwürdigsten unter jenen Raubmenschen — so würdig hundert und fünfzig Jahre später in Frankreich während der Schreckensperiode Rollen zu spielen — das Characteristische derselben, und die auffallendsten ihrer Thaten schildern wird; nämlich einzeln Hausen, da diese Freybeuter nie zusammen vereinigt als republicanischer Körper handelten. Auf diese Weise wird man in den folgenden Abschnitten, nicht nach chronologischer Ordnung, die hier überflüssig, ja zweckwidrig seyn würde, die Hauptunternehmungen der Flibustier aufstellen.

Sechster Abschnitt.

Eine der wichtigsten Unternehmungen der Flibustier betraf die reiche Stadt Vera Cruz im Jahr 1683; sie entwickelten dabey so viel Klugheit, als Kühnheit; auch war diese That in Ansehung mancher Nebenumstände und der Folgen merkwürdig.

Van Horn, ein sehr reicher Belgier aus Ostende, hatte sich zu den Flibustieren gefellt, nachdem er zuvor einen Capterbrief von dem Gouverneur von Tortuga erhalten. Er verband mit sich zwey andere ihrer klügsten Anführer, Grammont und Laurent de Graff; der erstere war ein Franzose, der letztere ein Holländer, und nun entwarfen

diese Flibustier den großen Plan, Vera Cruz auszuländern.

Da diese drey Männer als Freybeuter merkwürdig waren, so ist es nicht überflüssig, zur nähern Kenntniß jener Menschenart überhaupt, von ihnen hier einige Züge ihres Lebens und Characters aufzustellen.

Van Horn war anfangs ein gemeiner Matrose, der in Führung des Steuerruders viel Geschicklichkeit besaß, und sich, nach Holländischer Sitte, durch seine Sparsamkeit, im Schiffsdienst einige hundert Piafter gesammelt hatte. Mit diesem Gelde ging er nach Frankreich, erstand einen Capterbrief und rüstete ein kleines Fahrzeug aus, das durch Größe, Form und innere Einrichtung, zu besserer Verbergung seiner Absichten, einer Fischerbarte ähnlich, und nur mit fünf und zwanzig Mann besetzt war. Es hatte keine Canonen, so daß diese armen, aber parentisirten Seeräuber sich bloß aufs Entern verließen. Frankreich führte damals mit den Holländern

Krieg. Diese seine Landsteute anzugreifen, machte sich jedoch der zum Zlibustier gehörne van Horn kein Bedenken. Er war bald im Besitz einiger Prisen, die er in Ostende verkaufte, und sich nun ein Kriegsschiff anschaffte. Das Glück war ihn ferner günstig, und in kurzem hatte er eine kleine Caperslotte unter seinem Befehl. Dieß machte ihn so hochmüthig, daß er, mit Ausnahme der Französischen, fast alle ihm begegnenden Schiffe ohne Unterschied der Nationen angriff, und sie zwang ihm durch Niederlassung ihrer Flaggen zu huldigen. Endlich verschonte er auch selbst die Franzosen nicht. Die durch Klagen bekürnte französische Regierung gab nun Befehl ihn aufzusuchen und zu verhaften, weshalb ein Kriegsschiff abgesandt wurde, das auch diesen Caperschef bald fand. Er ahnete die Absicht des auf ihn lossegelnden Schiffes, und versuchte alles zu entkommen; allein das Kriegsschiff holte ihn ein. Ein Gefecht zu wagen fand van Horn bedenklich; er hielt es für wahrscheinlicher, sich

mit dem Befehlshaber auf irgend eine Art abzufinden, ließ deshalb die Segel einziehen, und begab sich unaufgefordert zu ihm an Bord. Der Officier sagte ihm, er habe Order ihn nach Frankreich zu führen. Der Caper stellte sich hierüber erjaunt, und betrieb sich auf sein untadelhaftes Verfahren bey allen Vorfällen, die mit dem französischen Interesse nicht harmonirt hätten. Auf die Entschuldigungen konnte der Secapitain nicht achten, der sich auf seine bestimmten Befehle bezog, und das Schiff nun umwenden ließ. Der zur Verweisung gebrachte van Horn ging nun auf den Befehlshaber los und sagte: „Ehen Sie sich wohl vor was Sie thun. Glauben Sie, daß die Weinigen gelassen zusehn werden, daß man mich unter ihren Augen wegführt? Es sind alle ausgefuchte, erprobte Leute, die dem Tode trohen, und mein Lieutenant gehört zu den entschlossensten Menschen auf Erden. Ihr Sieg ist noch ganz und gar nicht entschieden. Nützen Sie sich also nur geschwind zu einem verzeifelten Gesecht.“

Diese nachdruckvolle Anrede, verbunden mit der Idee, die man ohnehin von der Verwegenheit dieser Caper hatte, wirkte auf den Seecapitain, und ließ ihn besorgen, daß durch ein solches Gefecht die Ehre der französischen Waffen in Gefahr kommen könnte, ja daß selbst die Entscheidung unerwartet ausfallen könnte; er ließ ihn also frey. Van Horn zweifelte mit Recht, daß dieß behutsame Betragen des Capitains bey Hofe gut geheißen werden würde; er beschloß daher nach den Küsten des Spanischen America zu segeln, da er keine Lust hatte neue Verhaftungsbesche in den europäischen Meeren abzuwarten. Er segelte nach Porto Rico, von wo er wußte, daß nächstens die Spanischen Gallionen nach Europa ziehn würden. Es war Krieg, und man fürchtete nicht sowohl die Kriegsschiffe der Franzosen und Holländer, als ihre Caper, weßhalb die auf die Sicherheit ihrer Gallionen bedachten Spanier wegen einer Escorte sehr besorgt waren. Van Horn, dessen Namen unter den Seeleuten sehr bekannt war, segelte unter Trom-

peten: und Pautenschall in den Hafen, machte hier seine neuen Verhältnisse mit Frankreich bekannt, ließ noch einige seiner kreuzenden Schiffe zu ihm stoßen, und trug nun zum Schutze der Gallionen seine Dienste an. Die Spanier waren so überaus unvorsichtig sie anzunehmen. Die Flotille segelte bald ab; van Horn begleitete sie ziemlich weit, bis er eine günstige Gelegenheit ersah, sein schon in Europa gefaßtes Vorhaben auszuführen. Er bemächtigte sich nun zwey der reichbeladensten Gallionen, und zerstreute die übrigen. Nun war er ungeheuer reich, dabey aber auch sehr freygebig; besonders belohnte er die verwegensten unter seinen Cameraden fürstlich; so wie er während der Gefechte diejenigen, die die geringste Furcht zeigten, mit eigener Hand durchbohrte, oder mit Pistolen niederstieß. Diese seine Wildheit im Kampf und seine Freygebigkeit nach demselben, waren mit einer besondern Eitelkeit gepaart. Wenn er sich am Lande befand, kleidete er sich sehr prächtig, und behing sich mit einer Schnur von großen orientalischen

Perlen; dabei trug er als Fingerring einen in seiner Art einzigen Rubin von unschätzbarem Werth.

Van Horn erkannte jetzt das sehr mißliche seiner Lage, sah ein, daß, da er es mit den Franzosen, den Engländern, den Holländern, den Spaniern, kurz mit allen großen Seemächten ohne Ausnahme verdorben hatte, und gleichsam vogelfrey war, er sich jetzt fest an die Flibustier anschließen mußte. Er gesellte sich also zu ihnen, und wurde auch von diesen Freybeutern, wegen seiner Reichthümer, seiner Seekenntnisse, Entschlossenheit und Kühnheit, mit Freuden aufgenommen.

Grammont war ein französischer Edelmann, und zwar ein geborner Pariser. Er segelte im Jahr 1678 mit sieben hundert Mann nach Maracaibo, und eroberte die Stadt, wie man in der Folge lesen wird; sodann verließ er seine Schiffe, marschirte landeinwärts, ging über einen sehr reißenden Strom, schlug die sich ihm widerstehenden Spanier zurück, und

nahm die Stadt Tortiſa ein. Allein ſowohl hier als in Maracaibo hatten die Einwohner Zeit gehabt ſich mit allen ihren Koſtbarkelten zu retten. Eine Deute von Waaren und andern volumindſen Artikeln, die die Flibustier in ihrer Gewalt hatten, war für ſie ganz nutzlos; dabey war es die höchſte Zeit an den Rückzug zu denken. Grammont kam daher mit geringer Deute nach Tortuga zurück; dabey aber hatte er auch auf dieſer ganzen ſonſt gar nicht unglücklichen Expedition, von ſeinen ſieben hundert Flibuſtieren nicht mehr als zwanzig, und dieſe größten Theils durch Krankheiten verloren.

Im ſolgenden Jahr nahm Grammont eine andre Expedition auf der Küſte von Cumana vor, beſtürmte mit hundert und achtzig Mann Puerto-Cavallo, eroberte zwey Forts, deren Werke er ruiniren, und ihre Can-nen vernageln ließ. Alles im Lande ergriff nun die Waffn, um dieſe Hand voll Flibuſtier zu verjagen, und ſchon rückten 2000 Mann auf die Forts und die Stadt los.

Sechster Abschnitt. 183

Grammont, der sich in der letztern mit seiben und vierzig Mann befand, ward hier von drey hundert Spaniern angegriffen, und war in dieser Lage auf einen klugen Rückzug bedacht. Er sandte sogleich den Seinigen Befehl, die Koris zu verlassen, und sich einzuschiffen; während er am Ufer unter einem beständigen Gefecht, wobey er selbst gefährlich am Halse verwundet wurde, mit seinem kleinen auserlesenen Haufen zwey Stunden lang, die Einschiffung deckte. Die Flibustier fochten mit solcher Wuth, daß sie die Spanier ganz aus der Fassung brachten, die es daher auch geschehn tießen, daß endlich Grammont sich selbst mit seinem Trupp und hundert und funfzig Gefangenen, worunter sich auch der Gouverneur der Stadt befand, einschiffen durfte.

Vey der sehr geringen Beute, die man unter diesen Umständen mitnehmen konnte, rechneten die Flibustier auf die Ranzion dieser Gefangenen. Allein das Schicksal war ihnen ferner nicht günstig. Grammont, der

schrecklich an seiner Wunde litt und dessen Leben in Gefahr war, befand sich auf der Rhebe von Goava, als ein Orkan seine Schiffe an den Küsten zerschmetterte. Unter diesen war auch sein Hauptschiff von zwey und funfzig Canonen, worauf sich sein ganzes Vermögen befand. Grammont wurde endlich geheilt, allein er war jetzt sehr arm, weßhalb er sich erbot bey der Expedition gegen Vera Cruz als gemeiner Flibustier zu dienen, welches van Horn jedoch nicht zugab.

Der dritte Anführer Laurent war nicht minder muthvoll und unternehmend, als die beyden andern. Er war ein trefflicher Artillerist, war lange Zeit in Spanischen Diensten gewesen, hatte selbst zur See gegen die Flibustier gekreuzt, und mehrere mal Gefangene von ihnen gemacht, bis er endlich selbst als Gefangener in ihre Hände fiel. Sie hatten seinen Muth erprobt, und trugen ihm daher ihre Cameradschaft an, die er auch annahm, sich schon damals bey Kreuzzügen mit van Horn vereinigte, und bald das Schrek-

Sechster Abschnitt. 185

ten der Spanier wurde. Eines Tages stieß er mit seinem zwar wohl ausgerüsteten, aber kleinen Schiff ganz unvermuthet auf zwei ausdrücklich gegen ihn ausgesandte spanische Linienfahrer, deren jedes sechzig Canonen führte. Einen solchen Kampf zu wagen, war die Partie zu ungleich; er strengte daher alles an, zu entkommen, da er aber sah, daß dieß nicht möglich war, so suchte er seinen Leuten den Entschluß einzusößen, sich aufs äußerste zu vertheidigen. Er schilderte ihnen in einer Rede ihre allseitige schreckliche Lage, in welcher ihnen nichts als ein schimpflicher Tod unter den grausamsten Martern bevorstände. Diese Rede that ihre Wirkung, und brachte alle seine Flibustier zu einer verzweiflungsvollen That.

Um diese Stimmung zu erhalten, rief Laurent einen der Entschlossenen zu sich, befahl ihm eine brennende Lunte zu holen, und nun wies er ihm seinen Posten zwei Schritte von der Pulverkammer an; hier sollte er, nach Verlust aller Hoffnung, das von

186 Sechster Abschnitt.

ihm zu gebende Signal zum Länden erwarteten. Hierauf traf er seine Anstalten, die auf ein allenthalben vertheiltes, gut gerichtetes Musketenfeuer abzwekten. Nun schrie er: „Wir müssen zwischen die feindlichen Schiffe „durchsegeln!“ Dieß geschah; und obwohl die Canonenkugeln der Spanier sein Schiff übel zurichteten, so schossen hingegen die wohlvertheilten im Zielen sehr geübten Flibustier mit ihren Musteten die auf den Verdecken beyder Schiffe sich drängenden Spanier haufenweise nieder.

Laurent, obgleich durch eine Canonenkugel am Schenkel verwundet, fuhr fort zu commandiren; auch benutzte er seine Geschicklichkeit als Artillerist, und richtete selbst die Canonen auf den Feind, wodurch er denn dem Admiralschiff den großen Mast abschoss. Hieraus entstand auf beyden Spanischen Schiffen eine Verwirrung, die für Laurent nicht verloren war, der nun glücklich entkam.

Vald darauf liefen aus Carthagena gegen diese Flibustier wieder drey Schiffe aus,

wovon die zwey größten jedes sechs und dreyzig Canonen und vier hundert Mann führte; das dritte war mit sechs Canonen und neunzig Mann bemannt. Es waren indeß noch einige mit Freybeutern besetzte Schiffe zu Laurent gestossen, so daß bey deren Anblick die Spanische Flotte, die nur durch große Uebermacht zu siegen gehofft hatte, auf ihren Rückzug bedacht war. Die Flibustier aber ließen ihnen hiezu keine Zeit, und griffen sie selbst an. Nach einem achtmündigen Gefecht waren diese Schiffe erobert, da denn nach so vielen schlaggeschlagenen Unternehmungen die Spanier allen Muth verloren, und auf lange Zeit der Hoffnung entsagten, diese furchtbaren Feinde habhaft zu werden.

So waren die Männer, die im Jahr 1683 den überaus kühnen Entwurf machten, bloß mit ihren Flibustiern das durch Lage, Befestigung und Soldaten außerordentlich beschirmte Vera Cruz anzugreifen.

In der That schienen die Schwierigkeiten bey dieser Unternehmung unüberwindlich. Die

Stadt hatte eine Besatzung von 3000 Mann, und zwar Spanische Truppen, die damals noch wegen ihres Kriegeruhms in Ansehn standen; außerdem befanden sich 800 Mann und sechzig Canonen in dem ganz nahe liegenden Fort St. Jean du Lux, das von der einen Seite das Meerufer, und von der andern die Stadt deckte; überdieß konnten innerhalb vier und zwanzig Stunden in den umliegenden Gegenden 16000 bewaffnete Menschen zur Vertheidigung von Vera Cruz versammelt werden. Grammont, der den Ort und das Land genau kannte, und vorzüglich zur Unternehmung rieth, fügte seiner Nachricht noch die Bemerkung hinzu, daß die Spanier, besonders alle reiche und vermögende Leute, auf allerhand Art suchen würden Zeit zu gewinnen, um eine Gewohnheit, die in allen ihren Colonien Sitte war, zu befolgen. Diese war: bey einem feindlichen Angriff nicht erst die Größe der Gefahr zu berechnen, und den ersten Erfolg der Vertheidigung abzuwarten, sondern gleich ohne Verzug ihre Reichthümer wegzubringen, oder

sie zu verarben, und selbst ihre Personen durch Verbergung in Wäldern in Sicherheit zu setzen. Trotz aller dieser Betrachtungen, hielt Grammont einen glücklichen Erfolg dennoch für möglich, wenn man dabey mit der nöthigen Klugheit verführe, muthig und rasch zu Werke ginge, und das Geheimniß wohl bewahrte.

Dies letztere zu empfehlen war überflüssig; denn die strenge Beobachtung des Stillschweigens über ihre Entwürfe war bey den Flibustern ein heiliges Gesetz, weil bey der sichten Ausspähung der Spanier und deren Anhänger, sie immer Verrath besorgen mußten, wo sie sich auch befanden; und also alles was ihnen theuer war, Glück und Leben, von der gewissen Befolgung dieses Gesetzes abhing.

Die ganze Räuberschaar wurde nun zusammen berufen, und ihr der Plan nicht in allen feinen Theilen, sondern nur überhaupt mitgetheilt. Obwohl die beyden andern Anführer, Laurens und van Horn, völlig mit

Grammont übereinstimmten, so zeigte sich doch die große Mehrheit der versammelten Flibustier einem Entwurf abgeneigt, bey dem sie nicht als unübersehbliche Schwierigkeiten sahen. Die Anführer, die ihre Leute kannten, und wußten, daß sie vorzüglich durch eine ganz gewisse Aussicht auf Beute gewonnen werden konnten, ließen hierauf einige gefangene Spanier vor der Versammlung erscheinen; diese sagten aus, daß man zu Vera Cruz in wenig Tagen zwey für Rechnung der Kaufleute zu Caraca ausgerüstete, reichbeladene Schiffe von Goava erwarte. Diese Nachricht war entscheidend; es wurde nun beschlossen, ohne Verzug unter Segel zu gehn. Man hielt eine Musterung, und fand zwölfs hundert Flibustier, die diese Unternehmung bestehn wollten. Zwey Schiffe sollten, sobald man sich Vera Cruz näherte, diese ganze Anzahl der Mannschaft aufnehmen, mit Ausnahme der wenigen Seelente, die zur Bewachung der übrigen Schiffe und Fahrzeuge erforderlich wären, welche, dem Entwurf zu Folge, im offenen Meer verweilen, und erst nach vollendeter

Sechster Abschnitt. 191

Unterwerfung sich zeigen sollten. Die Freyboater hofften durch diese List ihre Stärke zu verbergen, und die Spanier am Lande glauben zu machen, daß dieß die zwey aus Soava mit Ungeduld erwarteten Schiffe wären. Dieß dachte dort auch jedermann, und Alt und Jung lief nach dem Hafen, in der Gewißheit, daß jezt ihrem bisherigen großen Mangel an Cacao, einem Hauptbedürfniß der Spanier, abgeholfen wäre.

Alles freute sich, als man die von den Glibustiern aufgesteckte Spanische Flagge entdeckte; nur als diese Schiffe in einiger Entfernung blieben, und bey dem besten Winde nicht näher kommen wollten, vielmehr sich zurück zu ziehn schienen, entstand bey vielen ein Zweifel, den man auch dem Gouverneur Don Ludwig von Cordova mittheilte, der aber davon nichts hören wollte. Er behauptete, daß dieß die erwarteten Schiffe wären, von denen er bereits Nachricht erhalten, und daß sie völlig zu der ihm mitgetheilten Beschreibung paßten. Eine gleiche Antwort erhielt

der Commandant des Forts St. Johannis, Ulua, der ihn gewarnt hatte, auf seiner Huth zu seyn. Die Nacht brach ein, und jeder ging ruhig nach Hause, voll Vertrauen auf die Sorglosigkeit desjenigen, der das größte Interesse haben mußte, sich nicht überraschen zu lassen, und Unglück von der Stadt abzuwenden.

Die Flibustier benutzten diese Sicherheit aufs beste, und erwarteten bloß die Nacht. Ihre hintern Schiffe, wovon man in der Stadt nichts ausgespäht hatte, waren indeß heran gekommen, und nun stiegen sie um Mitternacht bey der alten Stadt Vera Cruz ans Land, die unbewohnt und zwey französische Meilen von der neuen gleichen Namens entfernt war. Die Wache am Ufer wurde überfallen und niedergemacht; bald darauf stieß man auf einige Sklaven, die man als Wegweiser nahm, und ihnen dafür die Freyheit versprach. So geleitet trafen sie noch vor Tagesanbruch vor den Thoren der Stadt ein. Die völlig unbeforgten Einwohner dachten an

keinen Feind, als dieser auf einmal bey Eröffnung der Thore rasch eindrang, und alles was sich widersehte niederhieb. Laurent führte einen auserwählten Haufen nach dem zur Vertheidigung der Stadt an der Landseite angelegten Post, das eben so geschwind überrumpelt wurde. Hier fand man zwölf Canonen, womit man, um auch diese Besatzung zu vertheidigen, einige Schüsse auf die Stadt that. Die durch den gewaltigen Lärm aufgeweckten Spanischen Soldaten hielten sich immer noch stille; denn da an eben dem Tage ein großer Heiligkeitstag gefeyert werden sollte: so glaubten sie, daß einige angesehenen Einwohner diese Feyer früher wie gewöhnlich angefangen hätten; auch das Geschrey von Freunden und Feinden, das sich durchkreuzte, hielten sie für ein bloßes Freudenengeschrey, und überhaupt waren sie die letzten, die da erfuhren, daß die Stadt sich in den Händen der Flibustier befände.

Nun erst griffen diese Soldaten zu den Waffen, und schrien aus allen Kräften, was

194 Sechster Abschnitt.

schon jedermann wußte: „daß los Ladronea in der Stadt wären.“ Bis dahin war das Niedermegeln noch eingeschränkt gewesen; bey diesem Widerstande aber wurden die Flibustier wüthend, und mordeten alle, die sie nur erreichen konnten. In sehr kurzer Zeit waren die Soldaten todt, verwundet, entwaffnet, oder zerstreut, die vornehmsten Einwohner aber als Gefangene eingeführt; da diese, bey ihrer gänzlichen Sicherheit, die Spanisch-Americanische Sitte des schnellen Rettens nicht hatten befolgen können. Man hörte das Blutbad auf, und auch der Tumult legte sich. Man sperrte alle die Gefangenen, die an Zahl die Sieger weit übertrafen, in die große Kirche, an deren Thüren Pulverhaufen und neben denselben Schildwachen mit brennenden Luntten aufgestellt wurden, um dieß Gebäude bey einem Aufruhr sogleich in die Luft zu sprengen.

Auf diese Weise waren die Flibustier in wenig Stunden, mit sehr geringem Verlust, Herren einer der schönsten und reichsten Städte

in America geworden. Sie wandten vier und zwanzig Stunden auf die Plünderung, wäh- rend welcher Zeit sie alles Kostbare, was be- weglich und nach ihrem Geschmack war, eiligst in ihre nunmehr auch angekommenen Schiffe brachten. Die Beute bestand in gemünztem Gold und Silber, in Kleinodien, Cochenille und andern Kostbarkeiten, deren Werth auf sechs Millionen Spanische Thaler geschätzt wurde. Diese Schätze waren jedoch nichts in Vergleichung dessen, was sie in der so reichen Stadt hätten rauben können, wenn sie mehr Zeit gehabt hätten. Allein hieran fehlte es ihnen; denn sie mußten besorgen, daß sehr bald aus den benachbarten Gegenden alle Sol- daten, die, wie bereits oben gesagt, sich hier in sehr großer Anzahl befanden, unter einem Anführer sich versammeln, und auf die Stadt losziehen würden. Sie waren also gezwungen, ihrem Deutemachen ein Ziel zu setzen, trösteten sich aber dabey mit der Hoffnung künftig wieder zu kommen, und reichliche Nachlese zu halten. Dieser Trost war sehr natürlich; denn die Fliehenden wurden endlich gewohnt, alles

196 Sechster Abschnitt.

den Spaniern gehörige als ihr Eigenthum zu betrachten, und wenn sie sich dessen nicht gleich bemächtigen konnten, so sahen sie es als hypotheccirt an; daher sie oft, wenn sie nach einiger Zeit an solche vormalig nur halbgeplünderte Oerter wieder kamen, von den Spaniern die Zinsen für das nicht Geräubte, und überhaupt Rechnung davon forderten.

Nach der Plünderung dachten die Flibustier nun noch an den wesentlichen Umstand, durch die Ranzien für die eingesperrten Gefangenen ihre erlangten Vortheile zu vermehren. Ein Spanischer Priester wurde in die Kirche geschickt, der hier die Kanzel bestieg, und in wenig Worten den jagenden Einwohnern den Willen der Sieger erklärte. Er sagte ihnen, die Flibustier würden ihnen Leben und Freyheit schenken, wenn sie sich loskaufen wollten. Er beschwor sie dieß zu thun, und zwar so bald als möglich, um schleunig ihr Elend zu endigen.

Diese Ermahnung wirkte. Es wurde auf der Stelle eine Sammlung gemacht, und da

die meisten Gefangenen bey der Flucht aus ihren Häusern Geld und Kostbarkeiten zu sich gesieckt hatten: so wurden in der Geschwindigkeit an 200,000 Spanische Thaler zusammen gebracht, und den Flibustiern überliefert. Sie fanden dieß aber zu wenig. Ihr Geiz kämpfte mit den Besorgnissen für ihre Sicherheit; mit dieser sah es in der That etwas bedenklich aus; denn sie hatten Nachricht erhalten, daß der Vizekönig von Neu-Spanien mit einer ansehnlichen Macht auf dem Wege wäre. Das Glück begünstigte sie jedoch noch ferner. Der Bischof von Vera Cruz war gerade abwesend; er visitirte seinen Kirchsprengel, da er denn bald das Unglück seiner Stadt erfuhr, und, den Drohungen der Freybeuter zu Folge, ihre Einschüchterung und die Ermordung aller Einwohner besürchtete. Er bot alles zu Anschaffung einer Ranzion auf, und brachte auch in großer Geschwindigkeit eine Million Piaster zusammen, die den Flibustiern zugesieckt wurde. Dennoch mußten die Gefangenen noch einige Stunden aushalten; denn sie erhielten ihre Freyheit

198 Sechster Abschnitt.

erst in dem Augenblick wieder, da die Freydeuter die Stadt verließen.

Dieß geschah bey Einbruch der Nacht, wo bey sie alle Eclaven beyderley Geschlechts, auch alle Mulatten, selbst die Freyen mitnahmen. Diese Menschen, funfzehn hundert an der Zahl, sollten ihnen zu Geiseln dienen, für eine zwote Million Piaster, die der Bischof den Freydeutern auch zugesagt hatte. Dieß Geld war auch schon zusammen gebracht, allein es kam zu spät an; man konnte nicht darauf warten.

Die Flibustier eilten jetzt um so mehr abzusegen, da sie außer den Winten von dem Anmarsch der Truppen zu Lande, nun auch von der Ankunft der Neu-Spanischen Flotte Nachricht erhalten hatten; sie trafen solche auch auf ihrem Rückzuge nahe an den Küsten, siebenzehn Segel stark. Diese beträchtliche Anzahl von Schiffen wagte es jedoch nicht die Räuber-Flotille anzufallen, welche letztere ihrer Seits um so weniger Verus fühlte die

Sechster Abschnitt. 199

Spanier anzugreifen, da die Flibustier ihre Schiffe schon so reichlich mit ausgefuchter Beute beladen hatten: überdies wußten sie, daß hier kein Gold und Silber, sondern bloß Waaren zu erbeuten wären, die gewöhnlichen, nach Vera Cruz bestimmten Kaufmannsgüter, auf welche sie, wegen der Schwierigkeit des Absatzes, nur einen geringen Werth legten. So gestimmt segelten beyde Flotten ganz ruhig bey einander vorbey.

Die Flibustier aber sahen sich bald in einer andern Verlegenheit; sie hatten nicht überflüssig Wasser für sich allein, und nun sollten sie mit dem geringen Vorrath auch noch die funfzehn hundert Sklaven versehen. Dieß erzeugte einen großen Streit zwischen den Treibeutern, der bald in einen blutigen Kampf ausgebrochen wäre, endlich aber dadurch beigelegt wurde, daß man die Gefangenen auf die Schiffe vertheilte. Auf diese Unglücklichen fiel nun der ganze Jammer des Mangels; sie mußten den schrecklichsten Durst leiden, so daß drey Viertheile von ihnen hinstarben.

Der glückliche Erfolg in Vera Cruz war noch von einem andern Unglück begleitet. Die beyden Anführer van Horn und Laurent entzweyten sich bey jener Fehde ihrer Schaaren so sehr, daß es zwey Weilen von Vera Cruz zwischen ihnen zu einem Duell kam, bey welchem van Horn von seinem Gegner gefählich verwundet wurde. Er starb wenig Tage darauf an dieser am Vord des Schiffs sehr vernachlässigten Wunde; man schleppte den Leichnam mit, und erst in einer großen Entfernung, in der Provinz Yucatan, wurde er begraben. Grammont wurde der Erbe seines Schiffes, und da er das Andenken seines Wohlthäters ehrte und deshalb Laurent anfeindete, und auch ihre Leute auf beyden Theilen Partie nahmen, so wäre es bald zwischen ihnen zu blutigen Austritten gekommen. Diese unterblieben zwar, jedoch war der Zwist die Veranlassung einer Trennung. Alle Schiffe zerstreuten sich nun, aber mit sehr verschiedenem Glück; zwey verschwanden, ohne daß man etwas weiter von ihnen hörte, eine fiel den Spaniern in die Hände, andre wurden

durch widrige Winde weit verschlagen, und nur wenige von diesen Eroberern von Vera Cruz erreichten mit ihren Reichthümern ihre Heymath.

Eine andre Hauptunternehmung der Kibustier geschah im Jahr 1685 auf Campeche. Ihr Sammelplatz war die Insel Yacca, wo sich zwölff hundert Freybeuter zur Verathschlagung einfanden. Man sah ein, daß ein Angriff auf Campeche eben so schwierig, aber minder einträglich wie die Expedition nach Vera Cruz seyn würde; allein sie war nöthig, da es vielen Kibustiern, die das ihrige verpraßt hatten, jetzt an Unterhalt fehlte. Diese Unternehmung wurde nun fest beschloffen, dabey die größte Verschwiegenheit anempfohlen, und alle Vorsicht genommen, den Engländern in Jamaica, und selbst ihren Freunden in Tortuga, nichts davon wissen zu lassen. Sie wandten sich bloß an den Gouverneur der letztern Insel, den oben erwähnten wackern Statthalter Cussó, um von ihm, unter

dem Vorwand einer Kreuzfahrt gegen die Spanier, einen Caperbrief zu erhalten, wobei der wahre Entwurf mit keinem Wort berührt wurde. Cussy's Antwort, die er ihnen in Person brachte, war abschläglich, indem er ihnen zugleich sagte, daß die französische Regierung auf die Flibustier wegen ihrer geringen Unterwürfigkeit gegen die königlichen Befehle außerordentlich erzürnt sey, und daß in wenig Tagen einige Fregatten aus Frankreich eintreffen würden, sie mit Gewalt zum Gehorsam zu bringen.

Diese Nachricht setzte die Flibustier in Verthörung. Einer ihrer Anführer aber, der in den vorigen Abschnitten oft gedachte Grammont, vertheidigte sich und seine Raubeameraden, behauptete, daß der König die Lage ihrer Angelegenheiten nicht kenne, und daß der Gouverneur, bloß aus Menschenliebe sie von weitem Unternehmungen gegen die Spanier abhalten wolle. Cussy betheuerte wiederholte die königliche Unzufriedenheit, und die nahe Ankunft der Fregatten; er bat sie deßhalb dringend ihre Plane aufzugeben, und da er

wußte, wie viel Grammont über die Flibustier vermochte, so versprach er ihm, im Namen der Regierung, für seine geleisteten Dienste Vervößerung, so wie er auch allen übrigen Belohnungen zusagte. Grammont erwiederte: „Wenn meine Woffenbrüder ihre „Entwürfe aufgeben wollen, so bin ich es zu „frieden.“ Alle aber schrien einmüthig, daß man schon zu weit gegangen sey, und nicht mehr zurüktreten könne; sie fügten hinzu, daß, wenn der Gouverneur ihnen keine neuen Caperpentente geben wolle, so würden sie sich der alten zur Jagd und Fischey in Händen habenden bedienen, da ihre Absicht ja ohnehin, so wie bey den Thieren dahin gehe, auf die Widerstand leistenden Menschen Jagd zu machen. Cussy blieb nun nichts übrig, als sich unter Drohungen zu entfernen.

Es kam bald alles zu Stande. Die Flibustier fuhren mit einem günstigen Winde ab, und langten am 5. July 1685 glücklich zu Champeton an, einem vierzehn französische Meilen von Campeche gelegenen Ort. Hier

204 Sechster Abschnitt.

siegen neun hundert Mann aus ihren Schiffen in zwey und zwanzig mit Flaggen versehene Canots, und ruderten so in der Stille den ganzen Tag durch fort, bis sie Abends in der Dunkelheit bis auf einen Canonenschuß von der Stadt ankamen. Sie blieben des Nachts über in ihren Canots, mit dem festen Entschluß nicht vor ausgeführter Unternehmung zurück zu kehren; ein Vorfaß, der dießmal weit weniger auf Beute, als auf Lebensmittel abzwelte, woran sie großen Mangel litten.

Am folgenden Morgen geschah die Landung in einiger Entfernung von der Stadt. Die Spanier ließen sich nicht träumen, daß man bey hellem Tage mit bloßen Rähnen einen so festen Ort angreifen würde; sie wußten nicht, was sie aus den ruhig gelandeten Soldaten machen sollten, die während dieser Verwunderungszeit sich formirten und ihren Marsch fortsetzten. Ein Hinderniß machte jedoch die Flibustier etwas besorgt. Dieß war eine unter den Canonen der Festung liegende Spanische Fregatte; allein das den Freydeutern

gewöhnlich holbe Glück räumte auch diese Schwierigkeiten aus dem Wege. Gleich nach den ersten Schüssen kam Feuer in die Pulverkammer, und die Fregatte flog nun mit aller ihrer Mannschaft in die Luft. Indessen hatten sich acht hundert Spanier nahe vor der Stadt in einen Hinterhalt gelegt, aus dem sie die Flibustier ganz unerwartet anfielen. Allein ein solcher gewöhnlich großer Vortheil, war gegen so verwogene Menschen nur von geringem Nutzen; bloß zwey Mann von ihnen kamen dabey um, und sechs wurden verwundet; die andern erholten sich sehr geschwind von ihrer Ueberraschung, fielen die Spanier mit Wuth an, schlugen sie in die Flucht und drangen sodann mit den Flüchtlingen zugleich in die Stadt. Hier fanden sie die Einwohner in den Straßen verschanzt, wo sie auch allenthalben Canonen aufgeführt hatten, und ein starkes Feuer unterhielten. Grammen machte dieser Vertheidigung bald ein Ende. Er ließ von seinen besten Schützen die Dächer und Terrassen der zunächst liegenden Häuser besteigen, von wo aus diese geübten Jäger

206 Sechster Abschnitt.

alle Canoniere und ihre Gehülfen bey dem Geschütz niederschossen. In kurzer Zeit war dieses nun verlassen, und die Flibustier sahen sich auf einmal im Besiz von vierzig Canonen, welche sie nun gegen die Einwohner richteten. Diese zögerten jetzt nicht sich zu ergeben, so daß die so elend bewaffneten Flibustier in drey Stunden abermals Herren einer nach allen Regeln der Kunst besetzten Stadt waren.

Noch blieb ein Fort zu erobern übrig, das mit vier hundert Mann und vier und zwanzig Canonen besetzt war, und einen regelmäßigen Angriff erforderte. Grammont fand nicht nöthig damit zu eilen; er ließ seine Leute drey Tage ausruhen und sich erst satt essen, während welcher Zeit Pulver und Kugeln aus den Schiffen geholt wurden. Da es nun an Canonen nicht fehlte, so kam bald eine Batterie zu Stande, womit man neun Stunden lang Dreche schoß, wobey sechs hundert hochstehende Flibustier ein unaufhörliches Musketenfeuer auf die Wälle machten, so daß kein Spanier

sich dort zeigen durfte. Es wurde jedoch der Zweck mit der Breche nicht erreicht. Man beschloß also für den folgenden Tag einen Sturm, als am Abend zuvor die Nachricht einging, daß die Spanier das Fort verlassen hätten. Eine solche Zaghaftigkeit schien den Flibustiern unglaublich; auch warteten sie die Nacht ab, die Wahrheit des Besichts zu untersuchen, wovon sie am nächsten Morgen überzeugt wurden. Sie fanden hier nur zwey Menschen: einen Engländer, der als Artillerist bey den Spaniern gedient hatte, und einen jungen Officier, der, durch Ehrgeßüß getrieben, sich lieber dem Schicksal überliefern, als durch eine schändliche Flucht seinen Posten hatte verlassen wollen. Grammont empfing ihn mit Achtung, befahl nichts von seinem Eigenthum anzutasten, und setzte ihn sofort in Freyheit, wozu er noch einige Geschenke fügte.

Die Flibustier nahmen nun vor allen Dingen Vertheidigungs-Maßregeln, auf den Fall eines Angriffs, und lagerten sich sodann

208 Sechster Abschnitt.

ruhig in die Häuser der Stadt, wo sie eine unbedeutende Deute machten; denn der hier aufgeschürmte, ungeheure Vorrath von Campecheholz, der eigentliche Reichthum des Orts, war für sie keine Deute. Auch die außerhalb in einiger Entfernung täglich in starken Haufen ausgeführten Deutesäger waren nicht glücklicher; sie fanden niemand als einige Wüden, bis eines Tages hundert und dreyßig Tlibustier in einen von dem Gouverneur von Merida in Person commandirten Hinterhalt von neun hundert Spaniern fielen. Der Kampf war gar zu ungleich; überdieß waren die Tlibustier nicht zu Fuß, sondern saßen auf Pferden und Mauleseln, ein Zustand, worin sie nicht zu streiten gewohnt waren; sie gaben daher gleich jede Hoffnung zum Siege auf, und zogen sich sehtend zurück. So erreichten sie glücklich die Stadt, nachdem sie zwanzig Todte, und, was ihnen noch schmerzhafter war, auch zwey der Ihrigen als Gefangene verloren hatten.

Diese beyden Unglücklichen zu rantzoni-
ren machte Grammont sofort am folgenden

Tage einen Versuch: er ließ den Gouverneur von Merida um deren Freilassung bitten, wofür er seinerseits versprach, alle seine Spanischen Gefangenen, Einwohner, Dramten und Officiere, ohne Ausnahme, selbst den Gouverneur von Campeche, loszugeben. Diesem Antrag fügte er die Drohung bey, daß, wenn der Gouverneur sich aus Eigensinn weigern sollte, einen so vortheilhaften, großmüthigen Vorschlag anzunehmen, so würde er alle seine Gefangenen niederhauen und die Stadt anzünden lassen. Der Gouverneur gab die stolze Antwort: „Es stände den Hli-
„bustiern frey nach Wohlgefallen zu ver-
„brennen und morden; daß er Geld habe die
„Stadt wieder aufzubauen und sie wieder zu
„bevölkern, so wie er auch Soldaten habe,
„um Grammont nebst seinen Räubern zu
„bekämpfen, weßhalb er auch gekommen sey.“

Der aber diese Großsprechererey erbitterte Grammont vergaß nun alle bisher beobachtete Schonung. Bis jetzt war noch wenig geschehn, was eine feindliche Anwesenheit be-

wiesen hatte. Nun aber wurde es anders. Er führte den Boten mit sich in der Stadt herum, die er in seiner Gegenwart anzünden, und dabey fünf gefangenen Spaniern die Köpfe abschlagen ließ. „Nun geht, sagte Grammont, und meldet Eurem Herrn, daß ich seinen Befehl vollzogen habe.“ Auch ließ er ihm wissen, daß er es mit den übrigen Gefangenen eben so machen würde. Diese That machte keinen Eindruck; vielmehr erfolgte auf die blutige Aeußerung eine eben so stolze Antwort, wie die erste. Die Drohung wurde jedoch nicht ausgeführt, weil Grammont nicht in einem solchen Grade boshaft war. Er begnügte sich das Fort einzufestern, feierte den Tag des Heiligen Ludwig durch Canonen- und Mörkerschüsse, und durch eine Art Freudenfeuer, wie man noch keines in der Welt gesehen hatte, indem er zu Ehren des Königs von Frankreich für 200,000 Pfaster von dem kostbaren Campecheholz verbrennen ließ. Gleich nach dieser Namensfeier rüstete er sich zur Abreise, gab den Gefangenen die Freyheit, und ging am 29 August

1685, nach einem siebenwöchentlichen Aufenthalt zu Campeche, nach St. Domingo zurück.

Diese Unternehmung Grammonts und seiner Flibustier war, wie oben erzählt, nicht allein gegen den Willen des Gouverneurs dieser Insel, sondern auch ohne alle Rücksicht auf die Befehle des Königs von Frankreich geschehn; die Flibustier hatten also Ursache besorgt zu seyn, wenn nicht das Betragen der Spanier in dieser Zwischenzeit, ohngeachtet des zwischen ihnen und den Franzosen geschlossenen Friedens, feindselig gewesen wäre. Sie landeten auf den französischen Küsten von St. Domingo, und nahmen Schiffe aus den Häfen weg. Dieß rechtfertigte nun von Seiten der Franzosen auch fernere Feindseligkeiten. Der Gouverneur de Cussy, der Grammonts Muth, Fähigkeiten und Character sehr schätzte, hatte ohnehin den letzten Zug der Flibustier nach Campeche, der französischen Regierung in einem milden Lichte vorgestellt, und diesen Anführer als Lieutenant des Königs

212 Sechster Abschnitt.

in dem südlichen Theil von St. Domingo vorge-
schlagen. Die Regierung hatte es bewilligt,
und Grammont war es auch zufrieden;
nur wünschte er vor Ankunft der Patente, um
seine Thaten als Flibustier zu beschließen,
noch eine Fahrt zu thun, und schiffte sich da-
her eiligst mit hundert und achtzig Mann ein.
Man wußte nicht, wohin der Zug gehen sollte.
Dieser Umstand war und blieb ein Geheimniß;
denn das Schiff verschwand mit Grammont
und der ganzen Mannschaft, so daß man nichts
weiter mehr von ihnen hörte.

Siebenter Abschnitt.

Ein vor andern sehr ausgezeichnete Anführer dieser kühnen Flibustier war Morgan, der Sohn eines wohlhabenden Englischen Pächters aus Wallis; ein Mensch, der durch die Wildheit seines Characters, durch die Stärke seines Geistes, durch den Umfang und die Dauer seiner Thaten, so wie durch sein Glück, vielleicht alle Flibustier übertraf. Er ging als Matrose zur See, kam nach Jamaica, und gefellte sich bald zu den Westindischen Corsaren. Einer ihrer Anführer, ein alter Flibustier, Namens Mansfield, auch ein Engländer, gewann den jungen Morgan lieb, und da er bald seinen Werth durch Thaten, sowohl den Cameraden, als ihrem An-

212 Siebenter Abschnitt.

führer zeigte, so ernannte ihn dieser zu seinem Viceadmiral. Bald darauf erfolgte Mansfield's Tod im Jahr 1668. Dieß war die Epoche von Morgans Unternehmungen. Keiner von seinen Miträubern bey dieser geschlossenen Societät machte ihm die Befehle habestelle streitig, und nun wurde Morgan in kurzem durch seinen guten Kopf und durch seine große Berwegenheit einer der berüchtigsten Häupter der Flibustier.

Nach den ersten glücklichen Raubereyen berodete er seine Cameraden ihr Geld nicht zu verschwenden, sondern zu größern Entwürfen zu sammeln. Dieß geschah auch von vielen, und in wenig Monaten hatte er zwölf Segel, theils Schiffe, theils Fahrzeuge, die mit sieben hundert Mann besetzt waren, mit denen er die südlichen Häfen der Insel Cuba heimsuchte, und endlich einen Angriff auf die Stadt El Puerto del Principe beschloß.

Dieser auf der Insel Cuba landeinwärts liegende Ort erfordert, so wie die Insel

Siebenter Abschnitt. 215

selbst zur Kenntniß dieser Geschichte, eine kurze Schilderung, die jedoch nur hier in sehr wenig Worten gegeben wird, da ausführliche geographische Beschreibungen nicht zum Zweck des gegenwärtigen Werks gehören.

Die Insel hat zwey hundert französische Meilen in ihrer Länge, und in ihrer größten Breite funfzig. Sie ist voll großer mit Kupfer, Silber und Gold gefüllten Berge. Die Stadt selbst war reich, voller Menschen, lag ferne von den Küsten, und war nie von Seeräubern besucht worden.

Es befand sich am Bord der Raubflotte ein gefangener Spanier, der gut schwimmen konnte, und zur Nothzeit ins Meer sprang, auch glücklich entkam. Durch diesen erfuhr der Gouverneur den Anschlag, nahm in der Geschwindigkeit Vertheidigungs-Maßregeln, und bot alle Einwohner dazu auf; sodann ging er den Räubern mit acht hundert Mann entgegen. Es kam auf einer großen Biese zu einem Gefecht, das vier Stunden dauerte,

216 Siebenter Abschnitt.

und sich mit der gänzlichen Niederlage der Spanier endigte, wobey der Gouverneur selbst auf dem Platz blieb. Die Stadt vertheidigte sich noch eine Weile; die Einwohner verammelten ihre Häuser, und schossen aus den Fenstern; allein sie ergaben sich endlich auf die Drohung der Flibustier: daß die Stadt bey einem längern Widerstande in Flammen gesetzt, und alle Weiber und Kinder in Stricken zerrissen werden sollten.

Morgan sahe zu seiner Kränkung, daß die Einwohner während den Gesechten ihre besten Sachen fortgeschafft hatten. Viele dieser Unglücklichen wurden gefoltert, um Entdeckungen zu machen; allein die Räuber konnten nichts von ihnen heraus bringen. Das Zurückgebliebene war unbedeutend; indeß wurde dieß methodisch geplündert. Zur größern Dequemlichkeit wurden alle Spanier von jedem Geschlecht bis auf die Säuglinge herab, und selbst die Sclaven in die Kirchen eingesperrt, wobey man ihnen, wie gewöhnlich, nichts zu essen gab; so daß ein

großer Theil aus Mangel an Nahrung umkam. Die Tibustier wollten nun weiter. Ihr Anführer forderte daher von den gefangenen Einwohnern eine zwiefache Ranzion, für ihre Personen, wenn sie nicht alle nach Jamaica transportirt seyn wollten, und für ihre Stadt, wenn solche nicht in einen Aschenhaufen verwandelt werden sollte. Es wurden nun vier Gefangene nach den Wäldern abgeordnet, um von den Einwohnern, oder auch von andern Orten, das Erforderliche bezubringen. Sie kehrten bald mit der Nachricht zurück, daß alles gezahlt werden würde, und man nur noch vierzehn Tage Geduld haben möchte. Dieß bewilligte Morgan; allein zwey Tage nachher brachte man einen Neger ein, bey dem man Briefe vom Gouverneur von St. Jago, an einige Gefangene geschrieben, gefunden hatte. Er rieth ihnen, sich nicht mit der Ranzion zu übereilen, sondern unter allerhand Vorwand die Freybeuter aufzuhalten, da er in kurzem selbst zu ihrem Beystand kommen würde. Morgan ließ den Inhalt dieser Briefe nicht laut werden, erklärte den Gefan-

218 Siebenter Abschnitt.

genen aber, daß er nicht länger als bis zum folgenden Tage warten würde; auf ihre Vorstellungen und in der Vermuthung eines baldigen Angriffs von einer starken Macht, begnügte er sich jedoch mit fünf hundert Ochsen und Kühen, die am Bord seiner Schiffe gebracht werden sollten, wobey er die sechs vornehmsten Einwohner als Geiseln mitnahm.

Das Vieh wurde richtig geliefert, worauf die Flibustier absegelten, deren Deute sich diesmal, außer einigen fabricirten Waaren, an Golde und Silber nicht über 30,000 Piaſter erstreckte. Diese geringen Vortheile erzeugten viel Mißmuth; man zankte sich, und ein Franzose wurde bey dieser Gelegenheit von einem Engländer ermordet. Nun wachte die Nationalerbitterung auf; die Parteyen waren daher bald gemacht. Der Flibustierhaufen bestand ganz aus Menschen von diesen beyden Nationen, die jetzt alle zu den Waffen griffen, um sich gegenseitig zu bekämpfen. Morga n hinderte jedoch den Ausbruch der Feindseligkeiten, ließ den Mörder, seinen Landsmann, in

Siebenter Abschnitt. 279

Ketten legen, und gelobte feyerlich ihn in Jamaica dem Tribunal zu übergeben. Dieß beruhigte zwar die Franzosen, allein es konnte ihre Unzufriedenheit wegen der geringen Beute nicht stillen; wozu auch kam, daß sie mit den Engländern in Betreff der neuen Unternehmungen nicht einig werden konnten. Einige Franzosen warteten nicht länger; sie nahmen ein Fahrzeug, und so trennten sie sich, obwohl mit allen äußern Zeichen der Freundschaft. Morgan wünschte ihnen Glück auf die Reise, versprach nochmals die gerichtliche Verstrafung des Mörders, und hielt auch Wort; denn so: bald er nach Jamaica kam, ließ er ihm den Proceß machen, und aufhängen.

Die Erbitterung der beyden Nationen war jedoch dadurch nicht gehoben. Ohnehin war das lange Zusammenhalten von Menschen zu bewundern gewesen, die durch Sprache und Dentungsart, Religion und Sitten, sehr von einander abwichen. Da sie zum Theil abgefonderte Schiffe und Fahrzeuge hatten, so war für sie, nach dem Vespriel ihrer zuvor abge-

220 Siebenter Abschnitt.

segelten Landleute, die Trennung desto leichter. Sie ging ohne fernere Zwistigkeiten vor sich. Die meisten Franzosen verließen Morgan, wählten unter den Ihrigen einen andern Anführer und segelten fort. Dennoch blieben mehrere von dieser Nation bey ihm zurück.

Das Zutrauen der Kibustier zu diesem Ueberläufer war außerordentlich; daher der Abgang der vielen Franzosen kaum gemerkt wurde. Seine nunmehr nicht so sehr vermischten Landleute hingen jetzt desto fester zusammen, versprachen ihm überall zu folgen, und beiferten sich in Jamaica Recruten zu werben, so daß er in wenig Wochen wieder neun Segel, Schiffe und Fahrzeuge verschiedener Größe, und vier hundert und sechzig Mann beisammen hatte, die da zusagten, ihn nicht zu verlassen. Bissher hatten die Kibustier immer ihre Landungen auf den Inseln gemacht; Morgans Plane aber waren größere Art; er richtete seinen Lauf nach dem festen Lande von America. Sein Voratz war: die große reiche Stadt Porto Vello zu plündern. Diese von

Siebenter Abschnitt. 221

drey festen Castellen gedeckte Stadt liegt am Ocean, an einem Meerbusen, an der Nordseite von der Landenge von Panama. Sie gehöret zur Provinz Costa Rica, und ist seit mehr als zwey Jahrhunderten bis auf den heutigen Tag fortdauernd, in der Handelswelt als der größte Silbermarkt des Erdbodens berühmte. Vierzehn Seemeilen von dem Meerbusen Darien gelegen, war sie schon damals eine sehr ansehnliche Stadt, und nächst der Havanna der festeste Ort aller Spanischen Besatzungen in America. Die am Eingang des Hafens befindlichen fast unbezwingbar gehaltenen Castelle, St. Jacob und St. Philipp, hatten eine Besatzung von drey hundert Soldaten. In der Stadt selbst, so groß sie auch war, wohnten jedoch nur vier hundert Familien, da das Klima durch die Dünste der nahe liegenden Berge hier sehr ungesund ist. Der Ort bestand größten Theils aus Waarenhäusern, deren Eigner in der benachbarten Stadt Panama wohnten, und zu gewissen Jahreszeiten das aus Peru und Mexico kommende Gold und Silber auf Karawellen nach Porto Bello

schaffen ließen. Uebrigens hatten die Einwohner dieser lehtern Stadt, so gering auch ihre Zahl war, den Auf gute Soldaten zu seyn, indem sie sich bey mehreren Gelegenheiten brav vertheidigt hatten.

Morgan hatte seinen Anschlag auf Porto Bello niemand entdeckt, um den Spaniern, die eine solche Unternehmung nimmermehr ahneten, jede Kunde davon zu entziehen. Auch die ihnen untergeordneten Flibustier hatten an nichts dergleichen gedacht; sie erschrakn, als er ihnen seine Absicht eröffnete; selbst die Kühnsten schüttelten die Köpfe, und bezogen sich auf ihre kleine Anzahl, womit man nicht hoffen könne, eine Stadt von solchem Umfang und solcher Festigkeit zu erobern. Morgan bekämpfte diese Vorstellung und sagte: „Obgleich unsre Zahl klein ist, so sind doch unsre Herzen groß; je weniger wir sind, je größer wird unsre Einigkeit seyn, und je besser werden die Portionen der Beute ausfallen.“ Seine Reden und die Hoffnung großer Reichtümer belebten endlich den Muth aller,

Siebenter Abschnitt. 229

und einmüthig wurde die Unternehmung beschlossen.

Im Jahr 1668 ward sie ausgeführt; in eben dem Jahre, da die Spanier in dem damals geschlossenen Achner Frieden mit inbegriffen wurden. Jetzt konnten sie sich erholen; denn, ausgeföhnt mit den europäischen Mächten, hatten sie eine Zeit lang keine andern Feinde, als die Flibustier, die jedoch im Wesentlichen für Spanien nachtheiliger, wie alle waren, da sie die Lebenskräfte des Staats angriffen. Vergebens versuchte man, mit Verzug auf diesen Friedenstractat, bey ihren Expeditionen vor der Hand auch einen Stillstand mit ihnen zu bewirken. Sie antworteten aber: „Dieser Tractat geht uns nichts an; wir sind nicht mit zu den Conferenzen berufen worden, und haben keine Repräsentanten bey dem Friedenscongreß gehabt.“ Nichts hinderte also die Unternehmung auf Porto Vello.

Morgan ging in der Dunkelheit der Nacht in einiger Entfernung von der Stadt

vor Anker. Nur einige wenige wurden auf den Schiffen zurückgelassen, die andern alle warfen sich in Fahrzeuge und Boote, um in größter Stille ganz in der Nähe des Hafens zu landen. Dieß geschah. Morgan schickte vier Mann aus, unter Anführung eines Engländer's, der den Ort gut kannte, mit dem Befehl die Schildwache des Vorpostens ohne Geräusch zu ermorden, oder wegzunehmen. Dieß letztere gelang; man überrumpelte den Soldaten, nahm ihm sein Gewehr, band ihm die Hände, und führte ihn zum Räuberhauptmann, der unter den fürchterlichsten Drohungen die nöthigen Nachrichten von ihm auspresste. Nun näherte man sich dem ersten Castell, und kam unentdeckt bis an die Mauern. Von hier aus mußte der gefangene Soldat seinen Landsleuten in Morgan's Namen zurufen, sich gleich zu ergeben, wenn sie nicht alle in Stücken gehauen seyn wollten. Diese Drohung aber that keine Wirkung; die Besatzung fing an zu feuern, und that einen muthigen Widerstand. Allein dennoch war in kurzer Zeit das Castell erobert. Die Gli-

Siebenter Abschnitt. 225

hustler glaubten, ihre Sicherheit erfordere, als Schreckmaßregel für die andern Bewohner, ihre Drohung zu erfüllen. Sie sperrten die gefangenen Soldaten alle zusammen an einem Orte ein, hündeten sodann das reichlich veriehene Pulvermagazin an, und sprengten so das ganze Castell nebst der Besatzung in die Luft, während die Sieger auf die Stadt losdrangen. Hier waren die erschrockenen Einwohner beschäftigt, wenigstens einen Theil ihrer Reichthümer eiligst zu verbergen. Sie verfenkten solche in Brunnen, oder vergruben sie in der Erde. Der Gouverneur versuchte vergebens sie zur Verteidigung zu bringen, die ihm jetzt allein überlassen wurde. Er warf sich daher in das andre Hauptcastell und machte auf die Freydeuter ein starkes Feuer. Diese ließen sich jedoch nicht vom Sturm abschrecken, der von Tagesanbruch bis zu Mittage dauerte, ohne daß in dieser ganzen Zeit die Stürmer einen Fußbreit vorrücken konnten.

Die Kibustier versuchten nun glühende Kugeln an die Thore des Castells zu legen, um sie abzubrennen; aber dieß mußte lang, denn die Thore waren größtentheils von Eisen; überdieß warfen die Spanier von der Befestigung so viel Steine und mit Pulver gefüllte Töpfe von den Mauern herab, daß die Annäherung ein gewisser Tod war. Schon begann selbst der sturzhinnige Morgan an einem glüklichen Erfolg zu zweifeln, als er in einiger Entfernung von einem kleinen bereits eroberten Fort die Englische Flagge wehen sahe. Dieser Anblick munterte ihn und die Seinigen auf. Er befahl alle Mönche und Nonnen aus den Klöstern zu holen; zugleich ließ er in der Geschwindigkeit zwölf Leitern machen, so breit, daß vier Mann neben einander sie besteigen konnten. Diese Leitern wurden die unglüklichen Klosterbewohner gezwungen an die Mauern zu legen. Sie sollten zum Schuß der Kibustier dienen, die hinter ihnen anrückten. Morgan glaubte nicht, daß der Gouverneur auf Landstürke, zumal auf solche durch

Siebenter Abschnitt. 227

den Aberglauben geheiligte Personen, feuern würde, die überdies sich gar nicht leidend dabey verhielten, sondern durch die Todesangst gequält ihm aus vollem Halse in einem Chor zuschrien, und bey allen Heiligen beschworen, das Castell zu übergeben, und ihrer aller Leben zu schonen. Die Glibustier verstärkten diese gräßliche Scene durch die Drohung — die bey ihnen nie leere Worte waren — bey einem längern Widerstande alles ehne Gnade niederzumachen. Schon war die Lage der Vertheidiger im Castell schrecklich; denn die Mauern, an deren Fuß die Stühmer sich bereits befanden, waren nicht hoch und die Batterien so unbedeckt, daß, da die Glibustier unten immer zum Schuß fertig lagen, und sie so geübt im Zielen waren, jede abgebrannte Canone immer einigen Spaniern das Leben kostete. Dennoch wollten sie von keiner Uebergabe etwas hören.

Vorzüglich war der Gouverneur taub gegen alle Drohungen, so wie gegen das Leiergeschrey

der armen Klosterbewohner beyderley Geschlechts, die man noch durch andre zur Vornauer herbeigeschleppte Frauenpersonen aus der Stadt, Weiber und Kinder, verstärkt hatte. Ohne Rücksicht aber auf religiöse Grundsätze und Menschlichkeit ließ dieser Spanische Befehlshaber sein Geschütz auf die hinter ihrer lebendigen Brustwehr andringenden Stürmer richten, die dabey sehr wenig litten; dagegen aber eine beträchtliche Anzahl Mönche, Nonnen und andre Weiber zu Boden gestreckt wurde, bevor diese Unglücklichen die Leitern anlegen konnten.

Jetzt war der Sturm den Freyheutern erleichtert, obgleich sie keine andern Waffen hatten, als ihre Pistolen und Schwerter. In kurzer Zeit waren sie oben auf der Mauer, von wo sie eine besondre Art irdener Kugeln mit Pulver gefüllt herab unter die sich etwas zurück ziehenden Spanier warfen, die sich jetzt nur noch mit ihren Piken wehrten, allein sich doch noch nicht ergeben wollten. Man mußte sie niedermachen.

Diese Sturmzeiten hatten von Tagesanbruch bis zu Mittag gedauert. Noch aber blieb den Flibustieren das andre Fort zu erobern übrig, wohin sich viele von der Besatzung des ersten mit dem Gouverneur getret hatten; ein Fort, das, minder bedeutend wie das bereits eroberte, blos den Eingang des Hafens bedeckte; dessen Besitz jedoch den Freyheutern zur Einfuhr ihrer Schiffe durchaus nothwendig war. Zwar hinderte sie jetzt nichts die Stadt zu plündern; allein die Beute fortzuschleppen, besonders aber die große Anzahl ihrer Verwundeten sicher mit fortzuschaffen, bedurften sie ihrer zurückgelassenen Schiffe.

Um keine Zeit unnütz zu verlieren, forderten sie den Gouverneur, unter der Zusage das Leben aller der Seinigen zu schonen, zur Uebergabe auf; allein Canonenschüsse waren keine Antwort. Die Flibustier bedachten sich nun nicht lange; sie griffen dieß zweyte Fort so wie das erste mit dem Säbel in der Faust an, wobei die eroberten, jetzt gegen dasselbe gericht-

ten, Canonen die Eroberung beschleunigten. Die Officiere fochten alle, bis sie hinfanken; nicht aber so ihre Soldaten, die nun ihre Waffen hinstreckten, und um ihr Leben flehten. Der Gouverneur, ein Castilier, vertheidigte sich fortdauernd wüthend, und erlegte mehrere Feinde mit eignen Händen. Die Arabier bewunderten ihn und boten ihm Pardon an, er schlug ihn aber aus, obgleich seine Frau und Tochter ihn schreiend anflehten, sein Leben zu erhalten. Er sagte ihnen: „Ich will lieber fechtend, als auf dem „Blutgerüst sterben!“ So gestimmt fuhr er fort sich wie ein Löwe zu vertheidigen, bis man ihn niedergemacht hatte. Jetzt war Morgan Meister beyder festen Castelle. Mit vier hundert Mann und ohne Canonen hatte er dieß ausgeführt. Die Männer, die Frauenpersonen und auch die Verwundeten, wurden nun alle in abgefonderte Verhältnisse gethan, wobey der Barbar in Ansehung der letztern sagte: „Ihr gegenseitiges Winkeln „wird bey ihren Wunden die Stelle der „Pflaster vertreten.“

Siebenter Abschnitt. 231

Die Nacht trat ein, die von den Flibustieren mit Schmelzen und Nothnacht zugebracht wurde. Die Frauenspersonen, die Widerstand gegen die Lüste der Eroberer versuchten, wurden mit einem augenblicklichen Tode bedroht; die dennoch dabey verharrten, mußten gleich ohne Beichte sterben. Den andern Tag spürten die Sieger nach, Reichthümer aufzufinden, wobey eine Menge Menschen auf die entsetzlichste Weise gemartert wurde. Mehrere überlebten diese Qualen nicht.

Morgan hörte, daß der Obergouverneur, oder Präsident in Panama, Don Juan Perez von Gusman, von allen Seiten Truppen zusammen jöge, um ihn durch Uebermacht zu erdrücken. Dieß führte jedoch seine Operationen nicht im geringsten, da er im äußersten Nothfall seine Schiffe bey der Hand hatte. Indes ließ er doch den Schutz in den Forts aufkräumen, und die Canonen wieder aufspflanzen, um nöthigenfalls sich zu vertheidigen.

232 Siebenter Abschnitt.

Die Kreuzbenter blieben ganz unversorgt funfzehn Tage in Porto Vello, während welcher Zeit sie ihre Flotte mit Proviant versahen, und ihren ganzen Raub an Vord brachten. Sie hätten ihren Aufenthalt noch verlängert; allein bey ihren Schmelgerceyen hatten sie so viel Lebensmittel freventlich verwürlet, daß sie sich zuletzt größten Theils mit Fels- und Pferdefleisch nähren mußten. Dieß war besonders für die Gefangenen schrecklich, die nichts als solches Fleisch, ohne alles Brod und überdieß sehr sparsam zugetheilt, dabey Psüßgenwasser bekamen. Dieß elende, schlammigte Wasser war zwar das gewöhnliche Getränk der Einwohner, allein es wurde sonst immer durch Steine filtrirt, welches diese Unglücklichen jetzt nicht thun konnten. Auch die Rinder hatten kein ander Wasser, und hatten daher ihre Mäsegeln beschleimigt, den Ort zu verlassen.

Morgan war vor seinem Abzuge noch so kühn, zwey Gefangene an den Oberflaßhalter

in Panama zu senden, und von ihm als Ranzien der Stadt Porto Bello 100,000 Piaſter zu fordern, wenn er ſie nicht eingekauft ſehen wollte. Der Präſident hatte noch nicht alle Truppen beſammen; nur 1500 konnte er muſtern; er wollte aber nun, bey dieſer ohnehin ſchon ſo ſtarken Uebermacht, nicht länger warten, ſondern die Antwort ſelbſt überbringen. Die Kibukier, weit entfernt ſich von der Zahl dieſer vierfach ſtärkern Feinde ſchrecken zu laſſen, dachten an keine Flucht; vielmehr gingen ſie den Anrückenden entgegen, und beſetzten einen engen Paß, wo ſie die Spanier ſelbſt anſahen und ſie auch mit ihrem Verluſt zurüchſchlugen. Gueſman achtete dieſes nicht; in der Zuverſicht bald ſo ſehr verläßt zu werden, daß der endliche Sieg ihm gar nicht fehlen könnte, ſchickte er einen Bothen an Morgan, mit der Weiſung, daß, wenn er nicht mit ſeinen Leuten unverzüglich Porto Bello verließ, ihn nichts ſollte retten können. Morgan antwortete, daß er erſt das verlangte Ranzionsgeld haben müßte; bekäme er es nicht, ſo würde er ſich freptlich

274 Siebenter Abschnitt.

einschiffen, allein zuvor die Stadt verbrennen, die Caselle demoliren und alle Gefangene umbringen lassen. Diese entschlossene Antwort schlug den Muth des Präsidenten nieder; er hatte gleich auf die erste Nachricht von der Einnahme von Porto Vello Lillothen nach Carthagera geschickt, um von dort sogleich eine kleine Flotte abzusenden, die den Flibustieren von der Meerseite den Rücken versperren sollte, während er sie von der Landseite angreifen würde; allein nach Spanischer Art wurde diese Expedition sehr verzögert, und es war jetzt, da die Freibeuter schon völlig segelfertig waren, nicht die geringste Hoffnung, daß diese Flotille noch zur rechten Zeit ankommen könnte. In dieser Lage überließ nun der Präsident Gusman es den Einwohnern, nach Wohlgefallen zu handeln, die jetzt bald die 100,000 Pflaster zusammen brachten. Er, der als General in Klandern gedient, fing nunmehr selbst an, die Flibustier zu bewundern, die mit so wenig Mannschaft so große Dinge gethan, und ohne alle Belagerung eine durch Mauern,

Wille und Canonen beschützte Stadt eingenommen hatten; er konnte nicht befehlen, welche Waffen man sich dabey bedient hätte, und schickte daher an Morgan einen Abgeordneten, um ihm Erfrischungen zu bringen, und zugleich ihn um ein Stück von seinen Waffen, als ein Dentinal zu bitten. Der Abgeordnete wurde freundlich empfangen, und bekam eine Pistole mit einigen kleinen Kugeln, nebst folgendem Auftrag Morgan's: „Sagt dem „Präsidenten, er möchte die kleine Muster von „den Waffen annehmen, womit ich Porto „Vello erobert habe, und sie ein Jahr lang „aufbewahren; sodann verspreche ich, selbst „nach Panama zu kommen, und ihm persönlich ihren Gebrauch zu zeigen.“ Der Präsident fügte seinem Dank einen schönen Schmuckragd bey, der in einen goldenen Ring gefaßt war, schickte ihm aber das Geschenk der Pistole und Kugeln wieder zurück, mit der Versicherung, daß er an Waffen dieser Art keinen Mangel hätte; er rieth ihm dabey, sich die Mühe zu ersparen, nach Panama zu kommen, weil es ihm hier nicht so gut, wie in Porto

276 Siebenter Abschnitt.

Sello gehen würde. Der Präsident war dabey so höflich, sein Bedauern zu äußern, daß so tapfere Leute nicht im Dienst eines großen Fürsten, oder in einem gerechten Kriege, ihren bewundernswürdigen Muth zeigen könnten.

Die Flüstier schifften sich nun ungehindert ein, nachdem sie noch aus den Cassellen die besten Canonen genommen, und die übrigen vernagelt hatten. Sie segelten erst nach der Insel Cuba, wo sie ihre Beute mufterten, die außer einer großen Menge kostbarer Waaren und Kleinodien, an gemünztem oder verarbeitetem Gold und Silber an 250,000 Piafter betrug, womit sie nun nach Jamaica fuhren.

An Ruhe war bey diesen Menschen nicht zu denken. Es wurde daher bald an einer neuen Ausrüstung gearbeitet, wobey es nicht an Veteranen, noch an Lehrlingen fehlte, welche die Raubgier zu des berühmten Morgan's Flagge führte. Durch Verhülfe des ihn beschützenden Gouverneurs der Insel, erlangte er, zur Verstärkung seiner Flotte, auch ein Schiff von

sechs und dreyßig Canonen, womit er im Januar 1669 nach Hispaniola abfuhr, um an diesen Küsten vorläufig, bis zur völligen Ausrüstung, noch Vente zu machen. Es lag hier ein eben so großes Schiff, auch mit sechs und dreyßig Canonen besetzt und französischen Seeräubern gehdrend, in einem Hasen der Insel. Dieß Schiff war von St. Kato ausgelaufen, um mit den Spaniern in America zu handeln, hatte aber bey der Ankunft in den Westindischen Meeren seinen Entschluß geändert, und es einträglich gefunden, vermittelst eines existierenden Caperpatsents, gegen die Spanier zu kreuzen, unterstützt von mehreren französischen Kibustieren, die sich zu Tortuga mit diesen Capern verbunden hatten. Morgan wünschte auch dieß Schiff mit seiner Flotte zu vereinigen; die Franzosen aber schlugen es ab, weil sie wegen einer begangenen That nicht ohne Besorgniß waren. Sie hatten ganz neuerlich auf einem Creuzzuge, durch großen Mangel an Lebensmitteln gedrängt, diese ohne Beyachtung mit Gewalt aus einem Englischen Schiff genommen, und dafür Verschreibungen gegeben.

Morgan wußte dieß und bemühte sich ihre Besorgnisse zu heben; da er aber die Schiffsbeamten unter den Franzosen durchaus nicht gewinnen konnte, und der Capitain überdieß solche Bedingungen machte, die wider das Reglement der Flibustier tiefen, so beschloß er sich an dem Oberschiffer und seinen Vertrauten zu rächen. Er wurde hiezu noch aufgemuntert durch die französischen Flibustier, die, gelockt durch die Aussicht der Beute, zu den Engländern übergingen, und dabey den Umstand verriethen, daß der Capitain zu Baracoa auf der Insel Cuba geankert, und dort auch ein Casperpatent von den Spaniern erischlichen, um gegen die Engländer zu kreuzen. Nach dieser Entdeckung hielt sich Morgan nicht länger; er stellte sich freundlich, und lud den Capitain nebst den vornehmsten Schiffsbeamten auf sein großes Schiff zu einem Mahl ein. Kaum aber waren sie am Bord, so ließ er sie wegen des vorgedachten Raubs alle in Verhaft nehmen.

Man feierte diesen Tag der Rache durch einen Kriegsrath, worin Morgan den durch

die Ankunft aller übrigen Schiffe nunmehr vollständig versammelten Flibustiern seinen Plan vorlegte, nach Savona zu segeln, und die aus Spanien kommende reiche Flotte wegzucasern. Der Vorschlag fand den größten Beyfall; ein Freudentaumel ergriff sie alle; sie feuerten die Canonen ab, und jechten, bis die meisten sinnlos besoffen waren. Mitten unter diesem Jubel flog das Schiff in die Lust, und drey hundert und fünfzig Engländer nebst den gefangenen Franzosen wurden in den Wellen begraben. Nur dreyßig, unter denen Morgan war, die sich in der großen, von der Pulverkammer, also von dem Hauptdruck entfernten Cajüte befanden, wurden gerettet. Noch andre hätten dieß gute Schicksal haben können, allein die starken Getränke hatten sie aller Besonnenheit beraubt, und so sanken sie unter; drey hundert und zwanzig Flibustier kamen auf diese Weise um; wobey ihre überlebenden Cameraden sich thätig zeigten, ihre Leichname aufzufischen, um ihnen die goldenen Ringe abzunehmen, die gewöhnlich diese

245 Siebenter Abschnitt.

Freybeuter als Cosium an ihren Fingern trugen.

Die Engländer behaupteten, daß die Gefangenen aus rasender Rache, mit Aufopferung ihres eigenen Lebens das Schiff in die Luft gesprengt hätten. Hierzu kam, daß gewisse, bey ihnen gefundene Papiere die Englische Nation als Feinde der Franzosen bezeichneten, die man nicht schonen müsse. Dieß bestätigten die vorgedachten bösen Anschläge, und es schien Morgan genug, sich mit dem kleinen Rest der Seinigen nun auch des französischen Schiffs zu bemächtigen, und dieses so wie alle darauf befindlichen Franzosen, als Gefangene nach Jamaica zu schicken.

Dieser Anführer der Flibustier war nun so unvermuthet seines großen Schiffs beraubt worden; er hatte jedoch jetzt noch fünfzehn Schiffe, wovon das größte aber nur vierzehn kleine Canonen führte; dabey zählte er auf seiner Flotte noch neun hundert und sechzig Raubgenossen. Diese Flottille wurde aber

Siebenter Abschnitt. 241

nach allerhand kleinen Abenteuern in einer Nacht durch Sturm dergestalt zerstreut, daß Morgan am folgenden Tage nur noch acht Schiffe und fünf hundert Mann hatte. Da im Fall einer Trennung die Bay von Ocoa zum Sammelplatz bestimmt war, so segelte der Befehlshaber sofort dahin; allein kein Schiff ließ sich dort sehen. Jetzt veränderte er seinen Plan, und beschloß auf den Rath eines Franzosen, des bereits oben erwähnten berühmten Pierre le Picard, der Schiffsbefehlshaber und mit L'Olonois in Maracaibo gewesen war, diesen Ort nochmals zu besuchen. Sie kamen glücklich bey dem See dieses Namens an, fanden aber hier ein Castell, das die Spanier seitdem gebaut hatten, und aus welchem sie ein starkes Feuer auf die Schiffe machten. Die Freydeuter ließen sich durch die vielen Kugeln nicht abhalten zu landen, und setzten durch diese Kühnheit und durch die Erinnerung an den vorigen Besuch, die Spanier so sehr in Schrecken, daß sie sämmtlich aus dem Fort flohen, nachdem sie zuvor eine brennende

242 Siebenter Abschnitt.

Lunte in der Nähe des Pulvermagazins gelegt hatten, um das Castell mit sammt den Treppentern in die Luft zu sprengen. Morgen entdeckte jedoch diese gefährliche Anstalt, da der Augenblick der Explosion sehr nahe war. Man fand hier dreißig Centner Pulver, viele Gewehre und Piken, eine Menge Kriegsgeräthschaften und sechzehn große Canonen; alles dieß wurde auf die Schiffe gebracht bis auf einige Stücke Geschütz, die man vernagelte. Auch ruinirte man das Castell, so viel es die Eile nur immer gestattete; denn es war sonderbar gebaut; nur einzeln hinter einander folgend, konnte man auf einer eisernen Leiter hineinsteigen, die man nach Erreichung des Gipfels immer wieder gleich nach sich zog.

Die Eroberung war jedoch für die Gluckstier nicht weiter von Nutzen; sie mußten vorwärts; hiebey aber zeigten sich gewaltige Hindernisse. Das niedrige Wasser nöthigte sie, sich von ihren Schiffen zu entfernen und auf bloßen Booten die Eroberung

ranngesahrt zu machen. Die erschrockenen Spanier aber erleichterten ihnen alles; sie nahmen auf die schwachen Hülfsmittel ihrer Feinde so wenig Rücksicht, daß sie, ohne den geringsten Widerstand zu thun, nicht allein die Stadt Maracaibo, sondern auch das Fort de la Barra den Freybeutern überließen, und davon flohen. Nur einige alte Slaven, die nicht mehr gehen konnten, und eine kleine Anzahl Kranken wurden im Hospital gefunden, dabey sehr wenig Lebensmittel und ausgeleerte Häuser; denn die Spanier hatten Zeit gehabt, nicht allein ihre Waaren, sondern auch ihre Mobilien in Sicherheit zu bringen; selbst die kleinsten Fahrzeuge hatten sie aus dem Hafen genommen, tief den See heraufgeschleppt, und dort aufbewahrt.

Morgan ließ die Geblitze durchstreifen, da denn gleich bey dem ersten Zug nebst funfzig reichbeladenen Maulteseln, dreyszig Menschen, Männer, Weiber und Kinder eingebracht wurden. Diese Unglücklichen wurden wie gewöhnlich gefoltert, um Geständnisse

244 Siebenter Abschnitt.

zu erpressen; man dehnte durch Stricke gewaltsam ihre Körper aus, band brennende Hölzer zwischen ihre Finger, und schnürte ihnen den Kopf so lange zusammen, bis die Augen heraussprangen. Einige Sklaven, die den Aufenthalt bei ihrer Herren nicht vertragen wollten, hieb man lebendig in Stücke. Alle Tage wurde in den Wäldern auf die Flüchtlinge Jagd gemacht, und nie kamen die Ausgesandten ohne lebendige Beute zurück. Morgan blieb hier drey Wochen und setzte sodann seine Expedition nach Gibraltar fort, aufgemuntert durch die Nachricht, daß die Indianer sich alle hieher gesammelt hätten. Es waren jetzt drey Jahre her, daß P'Olonis mit seinen Iliumkiern diesen Ort besucht hatte, und sein damaliger Raubgefährte, der jetzige Gefellemann der Haufen, Pierre le Picard, eingedenk jener blutigen Hindernisse, versprach seinen neuen Cameraden keine leichte Eroberung. Sie fanden sich aber angenehm getäuscht. Zwar that man hier anfangs einigen Widerstand; allein sehr bald suchten

Siebenter Abschnitt. 245

die Einwohner auch ihre Rettung in den Wald, dessen Zugänge sie durch Berhaken verammelten.

Gibraltar, diese schon einmal von den Flibustieren eingescherte, aber seitdem wieder aufgebaute Stadt, wurde nun eingenommen; es erfolgten jetzt die gewöhnlichen Szenen: Jagden auf die Flüchtlinge, Einbringung von Beute und Gefangenen, Torturen und andre Abscheulichkeiten. Man hatte in kurzem an 250 gefangene Einwohner. Hier zeigten sich die Räuber besonders als eingefleischte Teufel; sie waren unerschöpflich in Ausfönnung höllischer Martern. Einige Gefangene wurden von ihnen gekreuzigt, und sodann ihre nackten Leiber noch mit Feuerbränden gemartert; andre legten sie ins Feuer, jedoch so, daß bloß ihre Beine lebendig gebraten wurden; andre knüpfte man bey den Armen auf, und hing ihnen centnerschwere Steine an die Beine, wodurch alle Muskeln aus ihren Fugen gerissen wurden, und ihre Knochen im Leibe schlotterten; bey andern

246 Siebenter Abschnitt.

wand man Stricke um die Schaamglieder, und hing sie so unter den unsäglichsten Qualen bloß an diesen Theilen auf, bis die schwere Last des Körpers die Schaamglieder abriß, und die so jämmerlich verplümmelten Menschen herab fielen. In diesem Zustande, mit dem Tode ringend, lebten sie noch vier auch wohl fünf Tage, wenn nicht irgend ein Räuber den wohlthätigen Gedanken faßte, sie zu durchbohren. Diese Vbsewichter, würdige Vorgänger der französischen Sansculotten, und in vielen Dingen ihnen so sehr ähnlich, versuhren dabey nach dem in unsern Tagen so beliebten Gleichheitsystem. Stand, Ansehn, Alter, Geschlecht und Farbe, waren in ihren Augen völlig gleich; Weiße, Mulatten und Neger, reizende Weiber, schwache Greise und zarte Kinder, hatten alle ein gleiches Schicksal.

Die Sklaven, die ihre Herren verriethen, erhielten größtens Theils ihre Freyheit, nur wenige aber benutzten diese außerordentliche Belegenheit, sich ohne alle Gefahr frey zu machen; andre hingegen, die nichts zu verrathen

hatten, wurden bloß aus Bosheit oder Rache Angeber ihrer gefangenen Herren. Von einem solchen Vorfall hatte Morgan eines Tages eine Anwandlung von Justizflucht. Ein Sklave, der eine ähnliche, fälschliche Angabe gemacht, und dadurch seinem als reich geschätzten Herrn, eine grausame Tortur zugezogen hatte, wurde von den vereinigten Spanischen Gefangenen dieser bösen That angeklagt. Morgan übergab sofort diesen Sklaven seinem gemarterten Herrn, mit der Erlaubniß mit ihm zu machen, was er wollte. Der unglückliche Mann lehnte den Anspruch von sich ab, und überließ dem Räuberhauptmann das Urtheil zu sprechen, der ihn unverzüglich lebendig in Stücke hauen ließ.

Morgan blieb fünf Wochen in Gibraltar, forderte eine Ranzion für die Stadt, wenn man sie nicht verbrannt sehen wollte, und nahm mehrere Gefangene als Geiseln mit; einige derselben hatte er auf ihre flehentliches Bitten in die Wälder geschickt, die verlangte Summe anzuschaffen, da diese Unglücklichen

248 Siebenter Abschnitt.

mit Behmutz das Elend überdachten, ihre neu erbaute Stadt wieder so wie vor drey Jahren als einen Aschenhaufen zu sehen. Morgan bewilligte ihnen acht Tage, befahl ihm die Antwort nach Maracaibo zu bringen, und trat mit allen seinen Genossen die Rückfahrt nach dieser Stadt an. Hier erwartete ihn ein großes Abenteuer; man kam ihm bey seiner Ankunft mit einer Nachricht entgegen, die ihn, welches man nie bey ihm wahrgenommen, auf einige Augenblicke bestürzt machte, und alle seine sonst muthvollen Flibustier mit Schrecken erfüllte.

Es waren drey Spanische zu ihrer Aufführung ausgesandte Kriegsschiffe angekommen, die am Eingang des Sees geankert, und auch das dort befindliche von den Flibustieren verlassene Castell la Barra wieder in Vertheidigungsstand gesetzt hatten. Das eine Schiff führte acht und vierzig, das andre acht und dreyßig und das dritte vier und zwanzig Canonen; da hingegen das größte Raubschiff nur vierzehn kleine Canonen hatte. Sich hier

Siebenter Abschnitt. 249

durchzuschleichen, war durchaus unmöglich; denn die Spanier waren so postirt, daß die Flibustier keinen andern Weg zur Flucht hatten, als den engen und äußerst gefährlichen, mitten zwischen den Kriegsschiffen und dem Castell durchzufahren. Alle hielten sich für verloren; nur Morgan, der sich von seiner ersten Besürzung bald wieder erholt hatte, gab die Hoffnung nicht auf, und zeigte seinen gewöhnlichen Muth. Das erste, was er that, war, durch ein an die Mündung des Stroms gesandtes Fahrzeug von der Stellung der Spanier, so wie von der Zahl und Größe ihrer Schiffe, genaue Erkundigung einzuziehn. Der hierauf eingehende Bericht hatte nichts tröstendes; es war eine vollkommene Bestätigung der ersten Nachricht, mit dem Zusatz, daß die Spanier sehr stark an Mannschaft wären, und daß sie eifrig an der Herstellung des Castells arbeiteten, von welchem ihre große Flagge wehete. Morgan glaubte, selbst in dieser Lage, um den Character der Flibustier zu behaupten, seinen Trost zeigen zu müssen; er schickte einen Gefangenen an den Spanischen

250 Siebenter Abschnitt.

Admiral, und verlangte von ihm 30,000
Piaſter, als Ranzion, für die in ſeinem Be-
ſitz befindliche Stadt Maracaibo; ſonſt würde
er ſie verbrennen, und alle Gefangene zer-
derhauen laſſen.

Dieſe Berwegenheit ſetzte die Spanier im
Erſtaunen. Ihr Befehlshaber, Don Al-
fonzo del Campo y Espinola, ſandte
ihm ein förmliches Antwortſchreiben, worin er
freymüthig ſagte: er ſey geſandt worden, die
Fluſtler zu züchtigen, und jetzt ſey der
Augenblick dazu vorhanden, wobey er Noth-
ge an die Unmöglichkeit zeigte, mit ſeiner Flo-
tille zu entkommen; wolle er indeſſen alle ge-
machte Deute, an Gold, Silber, Kleinodien
und Waaren, zurückgeben, und die Gefange-
nen, ſo wie alle Eſclaven, frey laſſen, ſo
würde er ihm den Abzug geſtatten; im Wei-
gerungsfall ſollten alle Freybeuter niederge-
hauen werden, da ſeine tapfern Soldaten
nichts mehr wünſchten, als die ihren Lands-
leuten angethanen Graufamkeiten zu rächen.
Den Punct wegen der Ranzion der Stadt

Siebenter Abschnitt. 251

beantwortete Don Alfonso mündlich:
„Sagt Morgan, lauteten die Worte an den
„Vorhen, daß ich ihm die verlangte Ranzion
„nicht anders, als in Rugein bezahlen kann,
„und diese Münze werde ich ihm selbst über-
„bringen.“

Morgan hatte keine andre Antwort erwar-
tet, und schon vordäufig seinen Entschluß gefaßt.
Jetzt rief er alle seine Raubgenossen auf den
Markt in Maracaibo zusammen, theilte ihnen
den Brief so wie die mündliche Bothschafter-
mit, und fragte sie: ob sie lieber ihre ganze
Beute ausliefern und dagegen die Freyheit
erhalten, oder für die Beute sechten wollten?
Alle erklärten einmüthig, daß sie lieber bis
auf den letzten Blutstropfen kämpfen, als
das mit so vieler Gefahr Erworbene so klein-
müthig hingeben wollten. Dieser hohe Sinn
legte sich jedoch etwas bey nüchternen Ueber-
denkung ihrer Lage, und bey der nähern Ver-
gleichung der gegenseitigen Kräfte. Nie hat-
ten sie, noch andre Flibustier sich in einer
so überaus crittischen Verlegenheit befunden,

252 Siebenter Abschnitt.

wo ihre Tapferkeit gleichsam paralytisch war, und eine für sie glückliche Entwicklung des Abenteuers ihnen unmöglich schien. Sie vermochten daher ihren Hauptmann am folgenden Tage dem Admiral Vorschläge zu thun. Diese waren: „Daß sie Marmatibo räumen, wollten, ohne der Stadt Schaden zu thun, und ohne auf Ranzien länger zu bestehen; dabey sollten alle Gefangene, die Hälfte der „Sclaven, und die wegen der Contribution „aus Gibraltar mitgenommenen Geiseln, eben: „falls ohne Ranzien in Freyheit gesetzt „werden.“

Don Alfonso verwarf diese Vorschläge mit Verachtung, und gab den Flibustieren nur zwey Tage Zeit, seinen ersten Antrag anzunehmen; wo nicht, so sollten sie, wie er sagte, seine Rache fühlen. Nun blieb den Corsaren nichts, als ein schimpflicher Abzug ohne alle Beute, oder ein Todeskampf übrig.

Morgan strengte jedermann zur äußersten Thätigkeit an; er befahl alle Geiseln, Ge-

Siebenter Abschnitt. 253

fangene und Sklaven zu binden und wohl zu bewachen; sodann ließ er alles, was er nur von Pech, Theer und Schwefel zusammenbringen und von Pulver erheben konnte, sammeln, um eins seiner größten Schiffe zu einem Brandier einzurichten. Alle brennbare Materialien wurden darauf gebracht, und mannigfaltige Erfindungen von Pech, und Schwefelklumpen angedacht, die man mit Theer bestrich, und zum Schleudern bestimmte. Alle diese Stücke waren so geordnet, um die größte Wirkung hervorzubringen; dabei wurden die Wände des Schiffs ausgehauen, um sie zu verdünnen, so daß nach dieser innern Schälung das ganze Gebäude nur bloß leicht zusammenhielt. Die Absicht war, durch die Schwäche dieses Schiffskörpers die Macht des Pulvers zu verstärken. Auf Verdeck wurden Klöße aufgesetzt mit Kleidungsstücken, Hüten, Waffen und Fahnen versehen, und überhaupt diese Figuren so eingerichtet, daß sie in der Entfernung Menschen vorstellten; man bohrte ferner viele Canonenlöcher, aus welchen bemahlte Holzklumpen hervorragten, die wie

254 Siebenter Abschnitt.

Canonen ausfahen; dabey steckte man am Stern eine große Englische Flagge auf, so daß das Ganze einem wohlaufgerüsteten Englischen Kriegeschiff ähnlich sah. Es war bestimmt den Zug zu eröffnen, da denn die andern Schiffe und Fahrzeuge hinter einander folgen sollten. Eine derselben enthielt alle männlichen Gefangenen; ein andres die Frauenpersonen nebst allen geraubten Kostbarkeiten, in Silber, Edelgesteinen u. s. w. Der übrige Raub war auf andre Schiffe vertheilt. — Ehe die Flibustier abfuhren, mußten sie alle in Morgan's Hände einen Eid schwören, bis auf den letzten Blutstropfen zu sechten, ohne Pardon zu fordern.

Der Spanische Admiral hatte den Flibustiern nur zwey Tage Bedenkzeit gegeben, wenn sie nicht von ihm angegriffen seyn wollten; er war aber nach Ablauf dieser Frist so nachsichtsvoll gewesen, nichts weiter von sich hören zu lassen. Auf ihre große Uebermacht gestützt, glaubten die Spanier sich nicht übereilen zu dürfen; sie ver-

Siebenter Abschnitt. 255

gafen ganz, mit welcher Art Menschen sie zu thun hatten, und daß eben diese bey ihren gewöhnlichen Operationen schon so furchtbaren Menschen, jetzt überdies durch die Verzeiflung zur höchsten Anstrengung getrieben waren. In dieser Verblendung sahen die Spanier nicht ein, wie kostbar ihnen jede Stunde war; so daß Morgan alle nöthige Zeit hatte, sich zu einem verzweifelten Angriff zu rüsten.

In sechs Tagen war er fertig, und nun am 30 April 1669, suchte er selbst die ruhig vor Anker liegenden Spanier auf. Es war noch in der Morgendämmerung. Der Admiral, dessen Schiff in der Mitte des schmalen Canals lag, setzte sich eiligst in Verfassung den Feind zu empfangen, und ließ den Brander sich nähern, den er für das Hauptschiff der Räuberflotte hielt. Es that keinen Schuß, und konnte keinen thun, denn es hatte nicht eine einzige Canone am Bord. Dieß Nichtfeuern in so großer Nähe und das so sehr angefüllte Werdeck, wo die vielen verkleideten Hölzer in der Dämmerung eine große Men-

256 Siebenter Abschnitt.

schienmasse zeigten, ließen den Admiral glauben, daß die Flibustier willens wären ihr Lieblingsmandvot zu machen, zu entern; er befahl deshalb auch das Feuer zu unterlassen, und sich dagegen desto kräftiger zum Empfang der Herankletternden bereit zu halten. Dieser Befehl war für die Flibustier ein sehr großes Glück, das überhaupt bey so vielen Gelegenheiten ihnen seine besondre Gunst zeigte und so das sehr alte Sprüchwort, das die Kühnheit als Günstlinge des Glücks bezeichnet, auch diesmal wundervoll bewährte; denn nur einige wenige, wohl gerichtete Schüsse, die man doch, und zwar in großen Kugeln hier erwarten mußte, hätten das ausgeribbte kaum in Brettern zusammenhängende Schiff, oder vielmehr diese Schiffslarve, gleich in den Abgrund versenkt. So aber wurde der Wunsch der Flibustier, es ungeführt dem Admiralschiff ganz nahe zu bringen, über alles ihr Hoffen, selbst mit Zustimmung der Spanier, erfüllt. Diese wurden ihren Irrthum erst inne, da das Brandschiff schon ganz nahe war; alle ihre Bemühungen es nun noch

abzuhalten, waren fruchtlos. Die Flibustier auf dem Brander hatten ihn an, und retteten sich sogleich, wie es bey Operationen dieser Art gewöhnlich ist, in einem Boote.

Der Admiral verlor jedoch seine Besonnenheit nicht; er ließ eine Menge Spanier in den Brander springen, um die Rassen zu kappen und wo möglich den Ausbruch der Flammen zu hindern; allein seine thätigen Feinde waren ihm zuvor gekommen, und hatten bey ihrer Entfernung bereits den Brander angezündet. Auch das Admiralschiff fing nun Feuer, das sich schnell ausbreitete, und in kurzer Zeit sank es mit dem größten Theil der Mannschaft in Abgrund des Meeres. Mehrere Spanier hatten sich in die See geworfen, und suchten durchs Schwimmen ans Ufer zu kommen; allein sie sanken unter, ehe sie es erreichten. Einige dieser Schwimmer konnten durch die Rauberfahrzeuge gerettet werden, die sich auch dazu anstreckten; allein sie schlugen die Hüfte der Flibustier

aus, und wollten lieber umkommen. Nur wenige gelangten glücklich ans Land, unter denen sich auch der Admiral befand, der sich, als sein Schiff brannte, in eine Schaluppe geworfen, und sich so gerettet hatte.

Die Flibustier hatten nur auf diesen Augenblick der Verstärkung ihrer Feinde gewartet, um das zweyte Spanische Kriegsschiff anzugreifen, das jetzt von ihnen geentert, und mit geringem Widerstande erobert wurde. Hier erscholl nun das Siegesgeschrey der Freybeuter, während das erste, das Hauptschiff, so wie bey einem Schattenspiel verschwunden war. Die Spanier auf dem dritten Kriegsschiffe wurden, bey dem Anblick aller dieser Ereignisse, so sehr von Schrecken ergriffen, daß sie an kein Gefecht mehr dachten, sondern auch sich nur zu retten suchten; sie kappten die Anker, und steuerten eiligst nach dem Castell zu, wo sie selbst ihr Schiff in den Grund bohrten. Die Flibustier eilten herbey, um wenigstens etwas von dem zu capern, was von diesen Schiffstrüm-

Siebenter Abschnitt. 259

mein noch überm Wasser war; sobald aber die am Ufer befindlichen Spanier ihre Annäherung bemerkten, steckten sie die Feste in Brand. Alles dieß war die Geschichte einer Stunde.

Es war den Glibustiern wie ein Traum, ihre so überaus große Verlegenheit auf einmal geendigt zu sehn, und bey einer solchen Ungleichheit von Macht, so geschwind und ohne Verlust eines einzigen Mannes, einen so vollständigen Sieg errungen zu haben. Jetzt wollten sie auch das durch die klüchtigen Seeleute stark besetzte Castell bestürmen, nicht um Beute zu machen, die sie dort nicht erwarten konnten, sondern bloß den Spaniern die Größe ihres Muths zu zeigen. Diesen aber kam jetzt die ursprüngliche Besetzung und Einrichtung dieses festen Forts trefflich zu statten; unter Anführung des Admirals, der sich auch glücklich gerettet hatte, bedienten sie sich sehr zweckmäßig ihrer Canonen, und wehrten sich überhaupt so verweist, daß die Krepdeuter, die weder

160 Siebenter Abschnitt.

Geschütz aufführen konnten, noch Leitern anzulegen hatten, vom Sturm ablassen mußten, und jetzt, mit dem Verlust von dreßßig Todten und vierzig Verwundeten, sich nach ihren Schiffen zurückzogen.

Ein gefangener Spanischer Steuermann gab Morgan von allem Auskunft. Die sechs Kriegsschiffe starke Flotte war ausdrücklich von Spanien abgesegelt, um die Glibustier zu vertilgen. Von diesen sechs Schiffen aber hatte man die beyden größten von sechs und sechzig Canonen als untauglich für diese Küsten wieder zurück geschickt, und eins war im Sturm zu Grunde gegangen. Don Alfonso, dessen Hauptschiff, der heilige Ludwig, mit drey hundert und funfzig Mann besetzt war, hatte mit seinen übrigen Schiffen die Glibustier in Hispaniola, in Campeche, in St. Domingo, zuletzt auch in Caraccas vergebens aufgesucht, und hatte sich gefreut, sie endlich bey Macaibo zu finden. Zwey Tage vor der Entscheidungscatastrophe hatte er durch einen

Siebenter Abschnitt: 261

entlaufenen Neger Nachricht von dem ausge-
rüsteten Brander erhalten, allein darauf mit
Verachtung erwidert: „Wie sollten diese Vö-
gelwichter so viel Wiß haben, ein Feuerschiff
zu bauen! Und wo könnten sie die Instru-
mente und Materialien dazu hernehmen?“
Der Steuermann erzählte auch, daß in dem
gesunkenen Schiffe sich 40,000 Piaster in mafi-
siven Silber und barem Gelde befunden
hätten.

Dieser Umstand machte die Freybeuter sehr
thätig, wo möglich einen solchen Schatz aus
dem Meer zu ziehen. Morgan ließ ein
Schiff hier zurück, das auch so glücklich war,
theils an Silberklumpen und silbernen Geräth-
schaften, theils an Piastern, zwanzig Centner
aufzufischen. Während dieser Zeit ging der
Anführer der Flibustier mit der übrigen
Flotte nach Maracaibo zurück, wo er die ero-
berte Spanische Fregatte, die zwey und zwanz-
zig Canonen führte, und das kleinste Schiff
der Spanischen Escader war, zu seinem Com-
mandoschiff einrichtete, und dem Admiral aber-

262 Siebenter Abschnitt.

malß den Antrag thun ließ, die Stadt zu ranzioniren, wenn er sie nicht vom Feuer verzehret sehen wollte. Dieser durch sein Unglück tief gebeugte Befehlshaber aber hatte nur bloß Sinn für seinen Verlust; da er nun überdem durch einen solchen Brand nichts verlieren konnte, so wollte er von nichts hören; allein die jagenden Einwohner dachten anders; ohne den Admiral zu fragen, kamen sie mit Vorschlag überein, und gaben ihm als Ranzion 20,000 Piaßter, auch fünf hundert Stück Vieh zur Proviantirung seiner Flotte.

Es war aber noch eine große Schwierigkeit zu überwinden; die Klüßler mußten, um aus dem See ins Meer zu kommen, ganz nahe dem Castell vorbeysegeln, das ihrem Angriff getroßt, und ihnen so viele Menschen gekostet hatte. Ein neuer Versuch aufs Castell war nicht rathsam, zumal da der glückliche Erfolg so ungewiß war, und er überdieß auch keine Deute zeigte; aber auf der andern Seite mußte, bey dem zu wagenden Vorbeyssegeln, eine Entmaßung, oder sonst eine starke Ver-

schädigung der Schiffe, sie in dieser Lage, wo nicht alle, doch einen Theil der Flotille, in die Hände ihrer Feinde liefern. Morgan sandte daher abermals eine Bottschaft an Don Alfonso, und machte die ungehinderte Passage zur Bedingung, wenn er die Gefangenen ausliefern sollte, die er, wie er drohte, im verneinenden Fall alle auf seinen Schiffen aufhängen lassen, und dennoch, worauf er den Spaniern sein Wort gäbe, trotz allen Hindernissen vorbeyssegeln würde. Einige der Gefangenen begaben sich mit diesem Antrage als Abgeordnete zum Admirat; sie stellten ihn an, sich ihrer Weiber und Kinder zu erbarmen. Dieser Befehlshaber aber zeigte sich unerbittlich; er war zu sehr gedemüthigt, seine Escader auf eine so unwürdige Weise verloren zu haben, und schmeichelte sich noch mit der Hoffnung, die abziehenden Flibustiere zu verentken, und dadurch seine erlittene Schmach tilgen zu können. Die für sich und ihre Freunde stehenden Friedensbothen wurden daher von ihm nicht wohl aufgenommen; er warf ihnen ihre Feigheit vor, und

264 Siebenter Abschnitt.

sagte: „Hättet ihr diesen Pyraten den Zugang verwehrt, so wie ich ihnen den Ausgang verwehren will, so würden sie euch nie in diese Lage gebracht haben.“ Mit diesem Bescheid kehrten die Abgeordneten zurück. Moragan zeigte nun seine Entschlossenheit, und sagte: „Wenn der Admiral meinen freyen Abzug nicht gestatten will, so werde ich Mittel finden, seine Zustimmung erschreken zu können.“ Das erste was er that, war, zu befehlen, daß ein jeder die gemachte Deute herbey bringen sollte, die sodann nach den Befehlen der Flibustier getheilt wurde. Der Betrag wurde an Silber, Gold und Edelsteinen 250,000 Piafter geschätzt, ohne die ungeheure Menge Waaren und die Sklaven zu rechnen. Ein jeder, Mann für Mann, bekam jetzt seinen Antheil, den er folglich zu vertheidigen hatte.

Während dieser Vertheilung erkann Moragan eine Kriegeslist; er ließ früh Morgens in kleinen Fahrzeugen und Booten, einige hundert Flibustier in einiger Entfernung vom Castell ans Ufer setzen, wo viel Dusch-

Siebenter Abschnitt. 265

werk war. Hier verborgen sie sich mehrere Stunden, schlüpfen sich sodann einzeln, zum Theil auf allen Vieren kriechend, wieder an ihre Boote, wo sie sich auf den Rücken oder den Bauch niederlegten, und hernach von einigen wenigen Andern als leere Boote wieder zurückgefahren wurden. Dieß geschah im Angesicht des Castells am nämlichen Tage mehrere mal, und machte die Spanier mit großer Gewißheit glauben, daß die Mannschaft alle am Lande geblieben wäre, und daß die Flibustier höchst wahrscheinlich in der folgenden Nacht, einen Sturm von der Landseite beabsichtigten, wohin auch in Eil ihre großen Canonen gebracht, und fast alle ihre Soldaten postirt wurden, so daß die Seeseite beynahe ohne Vertheidigung blieb. Dieß hatten die Freybeuter erwartet, die sich alle in der Dunkelheit zu Schiffe begaben, in der Nacht die Anker lichteten, sich der Fluth überließen, und nicht eher die Segel aufspannten, als bis sie sich vor dem Castell befanden. Der Mond schien helle, und zeigte den Spaniern bald was vorging; sie eilten nun ihre Canonen

266 Siebenter Abschnitt.

wicher nach der Meeresseite zu bringen, und fingen, obwohl zu spät, ein lebhaftes Feuer an; allein die Zeit war zu kurz, und überdies der Wind den Kibustiern günstig, die mit geringer Beschädigung ihrer Schiffe glücklich das hohe Meer erreichten, nachdem sie das Castell zum Abschiede noch mit Kugeln begrüßt hatten. Jetzt setzte Morgan seine Gefangenen an das nächste Ufer; nur allein die Geißeln aus Gibraltar nahm er mit sich fort, weil die Ranzion dieses Orts noch nicht völlig bezahlt war.

Raum hatten die Schiffe das hohe Meer erreicht, so überfiel sie ein schrecklicher Sturm, der diesen ohnehin größten Theils schadhaften Fahrzeugen ohne Rettung den Untergang drohte. Sie verloren ihre Anker und Masten; dabey hatten sie an der einen Seite Felsen, woran sie jeden Augenblick befürchteten zererschmettert zu werden, da der Wind sie darauf beständig losriß; an der andern Seite zeigte sich ein nicht minder gefährliches, selbst im glücklichsten Fall unwirth-

Siebenter Abschnitt. 267

bareß Ufer, und hinter sich hatten sie die Spanier; dabey wurden einige Schiffe so lech, daß weder Pumpen, noch Eimer, noch Gefäße, womit alle Hände rastlos beschäftigt waren, das mit Macht hereindringende Wasser herauszuschaffen vermochten. Man besürchtete bey einigen dieser Schiffe sogar, daß sie aus einander fallen würden, weßhalb sie mit starken Tauen umwunden wurden. Dieser grausame, mit Blitz und Donner begleitete, Sturm, dauerte vier Tage und vier Nächte ununterbrochen, während welcher Zeit keiner ein Auge zuthun konnte, durch die Furcht rege gehalten. — wie sich einer dieser Abenteurer ausdrückt, — es vielleicht auf immer zu schließen. So wie sich der Sturm legte, trat eine neue Furcht ein, so groß wie die vorige. Die Flibustier sahen sechs Schiffe, die sie anfangs zu ihrer Verzwüfflung für Spanische hielten; allein das Schrecken machte bald der Freude Platz; es waren Französische, eine von dem Admiral d'Érès commandirte Cecader, die ihnen

264 Siebenter Abschnitt.

allen Verstand leistete, den ihr elender Zustand so nöthig machte. Die Fluchtstier theilten sich nun; einige segelten nach St. Domingo, die andern unter Morgan nach Jamaica, wo sie auch glücklich eintrafen.

Achter Abschnitt.

Der reich gewordene Morgan dachte jetzt auf Ruhe, allein seine Raubcameraden, die das Ihrige geschwinde durchgebracht, und neue Schulden gemacht hatten, lagen ihm unaufhörlich am, neue Unternehmungen nach eigener Willkühr zu wagen, bis er endlich einwilligte. kaum war dieser Entschluß bekannt, so eilten die Klibustier aus allen Orten, aus Jamaica, St. Domingo und Tortuga, in Fahrzeugen und Booten herbey, ihm zu folgen; ein gleiches thaten viele noch nicht zur See gebiente Jäger aus St. Domingo, oder Hispaniola, die große Wälder durchstrichen und zu Lande kamen. So unterstüzt bestimmte er den 24 October 1670 zur Abfahrt, wobey sich

jedoch noch einige Hindernisse zeigten. Schiffe, Mannschaft, Waffen und Schiffsgedärbe, waren da, aber es fehlte noch an Proviant, den man in hinreichender Quantität auch nicht für Geld haben konnte. Um dieß zu erlangen, wurden vier Schiffe mit vier hundert Mann zu einer Expedition ausgesandt; sie erhielten den Befehl zu landen, wo sie es am süglichsten konnten, und ohne an weitere Pläne zu denken, bloß die nahe am Meer liegenden Städte und Dörfer ihres Getreides und anderer Lebensmittel zu berauben; während die Jäger in die Wälder geschickt wurden, um so viel Thiere lebendig oder todt zusammen zu treiben, als sie vermochten.

Die kleine Flotte, commandirt von einem Hugenoten Namens Brodel, richtete ihren Lauf nach dem Fluß de la Gacha. Hier fanden die Flibustier ein ganz mit Getreide beladenes Schiff, das sie caperten, und sodann die Stadt la Rancheria, ohnweit Carthagena, bestürmten, deren Einwohner sich tapfer wehrten, allein endlich nach einem zehnsündigen

Gefecht unterlagen. Die Stadt wurde geplündert, und mußte, um nicht eingeäschert zu werden, sich zu einer großen Ranzion von Rath verstehn, dessen Sammlung aber Zeit erforderte, daher die Freybeuter erst nach einer fünf wöchentlichen Abwesenheit zurück kehrten. Man hatte sie bereits für verloren gehalten, und schon zur Erlangung der Lebensmittel andre Entwürfe gemacht, als die Flotille zur Freude aller Flibustier eintraf. Der mitgebrachte Rath wurde unter die ganze Flotte vertheilt, die übrige Beute aber, nach Morgan's Ausspruch, ungetheilt den Freybeutern überlassen, die sie erkämpft hatten.

Morgan's Flotte, die größte, die je ein Flibustier in den Westindischen Meeren befehligt hatte, war jetzt segelfertig, und bestand aus sieben und dreyßig Schiffen, alle mit Canonen versehn. Das Admiralschiff hatte deren zwey und dreyßig, die andern hatten zwanzig, achtzehn, sechzehn, das kleinste vier Canonen, hiezu eine große Menge Munition und neu erfundene Pulvermaschinen.

Es waren auf dieser Flotte zwei tausend Seesoldaten, die Matrosen und Schiffsjungen ungetrennt. Mit einer solchen Macht war etwas auszurichten; auch versprach Morgan seinen Gliedern, daß ein jeder von ihnen nach der Rückkunft Lebens lang genug haben sollte; nur mußte man, nicht, wie bisher nur zu oft geschehn, die schwachen Plätze, sondern die festen angreifen. Sein aus Erfahrung abgezoener Grundsatz sey: wo die Spanier sich vertheidigen, ist etwas wegzunehmen; daher wären ihre festesten Oerter auch ihre reichhaltigsten.

Dieser Anführer, der auf seinen großen Mast die königliche Flagge von England pflanzen ließ, theilte nun seine Seemacht in zwei, durch rothe und weiße Flaggen unterschiedene Geschwader, und nahm den Titel eines Admirals an; sodann ernannte er einen Viceadmiral für das andre Geschwader, ließ sich den Eid der Treue schwören, setzte Sianale fest, und wählte alle Officiere; wobei noch vier derselben von dem Gliedern Morgan,

durch die unbefugte Ausdehnung seiner ihm vom Gouverneur von Jamaica verliehenen Gewalt, Admiralstitel erhielten. Es waren zwar nur leere Titel, die nirgends als unter den Seinigen galten, sie hatten aber politisch betrachtet ihren Werth, gaben eine Art Ehre, erweckten Nachseifung, verstärkten die ohnehin geringe Unterwürfigkeit der Flibustier, und zogen das Band zwischen den Obern und den Untern fester zusammen. Auch gab Morgan den Officieren förmliche Potente und Caperbrieife des Inhalts: „Auf alle Art und Weise gegen die Spanier zu Wasser und zu Lande feindlich zu verfahren, da sie erklärte Feinde seines Monarchen, des Königs von England, wären.“ Nach dieser Autoritäts-Handlung rief Morgan alle Officiere zusammen, und vermochte sie im Namen der ganzen Flotte einen Ventervertrag zu unterzeichnen. Nach demselben sollte Morgan als Admiral den hundertsten Theil von Allem haben, was erbeutet werden würde, und überdies für jede hundert Mann eine Venterportion, nämlich den Ertrag der zugetheilten Beute eines ein-

gelnen Kibustiers. Ein jeder Schiffbesitzer erhielt, außer seinem Antheil, den das zur Ausrüstung von ihm gelieferte Geld, Proviant u. s. w. bestimmte, noch acht Deuteportionen. Dem Oberchirurgus wurden aus der Kasse, außer seinem bestimmten Sold, hundert Piaſter für Arzneyen, und jedem Schiffszimmermann, neben dem Sold, hundert Piaſter als ein Geschenk bewilligt. Dabey wurden auch die längst bestimmten Invalidengelder als Entschädigung für den Verlust der Augen, der Arme, der Beine u. s. w. noch erhöht, und auf alle ausgezeichnete Handlungen bey Gefechten und Erstürmungen der Caſtelle, Belohnungen gesetzt.

Nun eröffnete Morgan den Gefährten seinen Plan, der nichts geringers, als ein Angriff auf das große und reiche Panama war, woselbst er die beständig dort, für Europa aufgesammelten Gold- und Silberhaufen zu finden hoffte. Die Schwierigkeiten der Ausführung schienen jedoch ohne Zahl zu seyn. Die erste derselben war, daß diese Stadt im

einer ansehnlichen Entfernung von der See lag, und niemand von der Raubmannschaft den dahin führenden Weg kannte. Diesem Mangel abzuhelfen, beschloß der Admiral erst nach der Insel Santa Catharina, dem Verbannungsorte der Spanischen Mißethäter, zu steuern, um sich dort Führer zu verschaffen. Er traf dort bald ein, und setzte tausend Mann ans Land, die, in Verbindung mit der Drohung, bey der geringsten Verzögerung der Uebergabe, alles niederzumachen, die Spanier so schreckten, daß es sehr geschwind zu einer Capitulation kam, wobey zur Ehrenrettung der Besatzung ein Spiegelschreiben verabredet wurde. Die Caselle und Schiffe machten ein sehr lebhaftes Feuer, aber ohne Kugeln; auch ließ sich der Gouverneur, da er, laut Abrede, aus dem Fort des heiligen Hieronymus sich nach einem andern Fort begeben wollte, gefangen nehmen. Hierauf erfolgte eine scheinbare Verwirrung. Anfangs traute Morga dieser Farce nicht, und befohl seinen Leuten ihre Gewehre mit Kugeln zu laden, aber sie in die Luft zu schießen, es

sey denn, daß sie ein ernstliches Benehmen der Spanier bemerkten; allein diese nahmen sich sehr in Acht, und so wurde dieß Possenspiel eine Zeit lang unter beständigem Schießen, mit vieler Bedachtsamkeit auf beyden Seiten fortgespielt, und ein Fort nach dem andern, zehn an der Zahl, eingenommen, ohne daß ein einziger Mensch dabey getödtet, ja nicht einmal verwundet wurde.

Man sperrte die Einwohner der ganzen Insel in das große auf einem steilen Felsen gebaute Fort der heiligen Theresia ein, und kündigte nun den Kühen, Kälbern und dem Federvieh den Krieg an, da die Eroberer in vier und zwanzig Stunden nichts gegessen hatten. Sie fanden hier 459 Personen beyderley Geschlechts, unter welchen hundert und neunzig Soldaten, zwey und vierzig eingekerkerte Mißethäter, fünf und achtzig Kinder, und sechs und sechzig Neger waren. Die zehn Forts auf dieser Insel waren mit acht und sechzig Canonen besetzt, und zum Theil durch die Natur sehr besetztigt, daher man sie auch

so wenig garnisonirt hatte. In den Zeughäusern fand man, außer einer großen Menge Kriegsgeräthschaften, Gewehre und Handgranaten, die damals sehr üblich waren, aber drey hundert Centner Pulver. Alles dieß wurde auf die Raubschiffe gebracht, die Canonen aber, die man nicht brauchen konnte, wurden vernagelt, dabey die Paveten verbrannt und die Forts demolirt, eins ausgenommen, das die Freybeuter selbst besetzten. Morgan wählte sich nun zu seinen Führern nach Panama unter den Verbrechern drey aus, denen er nach seiner Rückkunft in Jamaica die Freyheit, und auch einen Antheil von der Beute versprach.

Die Flibustier waren ganz von Morgan's Entwurf eingenommen, dessen Größe und Kühnheit ihren Muth anfeuereten.

Panama, am Eismeer, unter dem neunten Grad der nördlichen Breite gelegen, war damals eine der größten und reichsten Städte in America; sie enthielt 2000 große, zum Theil prächtige, und 5000 kleinere, aber

dennoch meistens drey Stockwerk hohe Häuser. Viele derselben waren von Stein, alle andern aber aus Ederholz sehr zierlich gebaut und kostbar meublirt. Das Ganze war von einem Wall und Mauern umgeben. Hier war der Stapelplatz des Mexicanischen Silbers und des Peruanischen Goldes, das auf Manowien über die berühmte Landenge nach dem nördlichen Meerufer gebracht wurde, wozu man zwey tausend dieser Thiere unterhielt. Dabey war hier ein starker Negerhandel, der damals noch nicht, so wie jetzt, ausschließlich in den Händen der Engländer, Holländer, Franzosen oder Dänen war, sondern auch von andern Nationen getrieben wurde. Keine derselben verstand damals den Handel besser, als die Italiener, die auch hierin die Lehrmeister von Europa waren; daher auch der Verschlagenheit und Geld erfordernde Negerhandel vorzüglich in den Händen der Genueser war, die Peru und Chili mit Eclaven versah.

Der Oberpräsident dieser Stadt, von dem auch die sämtlich von Spaniern bewohnten

Städte Porto Bello und Nata, so wie die Flecken Erur, Penema, Capira und Beragua, abhingen, war bey seinem Civilposten als Oberstatthalter, zugleich Generalscapitain aller Truppen des Königreichs Peru. Die Stadt Panama hatte auch einen Bischof, der von dem Erzbischof von Peru abhing.

Die Kaufleute waren hier sehr reich; die Kirchen überaus prächtig; die Cathedralkirche nach italienischer Art mit einem großen Dom versehen, und diese sowohl als die acht hier befindlichen Klöster mit Gold und Silber reichlich geschmückt. In der Nähe der Stadt lagen einige kleine, aber durch die Schönheiten der Natur und Kunst sehr reizende Inseln, wo die reichsten Einwohner der Stadt ihre Landhäuser hatten, daher man auch diese Inseln die Gärten von Panama nannte. Alles machte diesen Ort wichtig und anziehend. Mehrere europäische Nationen hatten hier ihre Handelsplazüste; unter andern die vorhin angeführten, hier vielvermögenden Genueser, die zu ihrem ausgebreiteten Handel in dieser

Stadt große Niederlagen und auch ein prachtvolles Gebäude besaßen. Die vornehmsten Häuser strotzten voll schöner Gemälde und Kunstwerke, die man nicht aus Kennerhschaft, sondern aus Hang zu einem fürstlichen Luxus, gegen das hier überflüssige Gold und Silber hatte aus Italien kommen lassen. — Es war Panama im Jahr 1670, als die durch ihre Tollkühnheit und Eigenheiten unsterblich gewordenen *Alibustier* es zum Ziel ihrer Verwüstung erkohren.

Man ging dabey mit so viel Klugheit als Grausamkeit zu Werke. Es war vor allen Dingen nöthig, sich des an dem Fluß Chager liegenden Castells St. Lorenzo zu bemächtigen, wozu *Morgan* vier Schiffe mit vier hundert Mann unter dem Befehl des kühnen, mit diesen Ländern bekannten Freybeuters, *Brodelly*, der den oben erzählten Proviantirungs-Auftrag so gut ausgerichtet hatte, absichtete, in- deß er selbst mit dem Rest der Flotte in Santa Catharina blieb. Nach seinem Plan sollte die große Absicht auf Panama noch so viel als

möglich verborgen werden, und die Einnahme des Castells nur als ein gewöhnlicher Plünderungs-Entwurf erscheinen. Dodely führte den Auftrag mit so viel Muth als Glück aus. Das Castell lag auf einem hohen Berge an der Mündung des Flusses, und war an den meisten Seiten unzugänglich. Anfangs waren alle Versuche vergebens, und die anrückenden, durch nichts geschühten, und bloß mit Musketen und Schwertern bewaffneten, Flibustier verloren viele Menschen; denn die Spanier feuerten nicht allein mit Canonen und kleinem Gewehr, sondern da sie Indianer im Fort hatten, schossen sie auch mit Pfeilen, die mehr Wirkung, als die Kugeln thaten. Die Angreifenden sahen ihre Cameraden neben sich fallen, ohne sie rächen zu können. Ihre gegenwärtige Lage und ihre Waffen schienen die Unternehmung unausführbar zu machen. Schon fing ihr Muth an zu sinken, sie kamen in Unordnung und dachten sich zurückzuziehen, als er durch den Troß der Spanier wieder gestählt wurde. Diese riefen: „Ihr Leherth-schen Hunde! Ihr vom Teufel besessene

„Engländer! Ihr wollt nach Panama? Wilt
 „nicht! Hier müßt Ihr alle umkommen,
 „und euren Cameraden soll es künftig eben so
 „gehn!“ Aus diesen Worten sahen die Fli-
 bustier, daß ihr Anschlag entdeckt war, und
 beschloßen nun das Fort zu erobern, oder alle
 hier das Leben zu verlieren. Sie stürmten
 fort, ohne sich durch die vielen treffenden Pfeile
 und durch den Haß ihres Befehlshaber Oros-
 ty irre machen zu lassen, dem durch eine Cano-
 nenkugel beyde Beine abgeschossen wurden. Ein
 Flibustier, dem ein Pfeil in der Achsel
 stecken blieb, riß ihn heraus und schrie: „Ge-
 „duld, Ihr Brüder! ich habe einen Einfall,
 „die Spanier sind alle verloren!“ Er zog
 Baumwolle aus seiner Tasche, umwand da-
 mit seinen Lohstock, zündete die Baumwolle
 an, und schloß dieß brennende Material auf
 die mit leichtem Holz und Palmblättern be-
 deckten Häuser des Forts ab; andre suchten
 nun Pfeile von der Erde auf, und folgten
 diesem Veyispiel. Die Wirkung zeigte sich
 gleich. Viele Häuser brannten, auch ein Pul-
 verfaßten flog auf; die Spanier waren mit

zischen beschäftigt, und die Nacht brach ein. Die Flibustier versuchten nun, durch die Dunkelheit unterstützt, die von sehr brennbarem Holz verfertigten Pallisaden zu verbrennen; auch dies glückte; die durch nichts mehr gestützte Erde stürzte zusammen, und füllte den Graben. Noch vertheidigten sich die Spanier tapfer, angeführt von ihrem Commandanten, der so lange focht, bis er todt zu Boden fiel. Immer waren noch die Canonen in der Gewalt der Besatzung, womit sie ohne Aufhören schoß, allein die schon so weit gesiegten Flibustier ließen nicht ab zu stürmen, bis sie Meister des Castells waren.

Viele Spanier stürzten sich nun von den Mauern des Castells herab in den Fluß, um nicht lebendig in die Hände der Freybeuter zu fallen, die nur vier und zwanzig Gefangene machten, vierzehn Gefunde und zehn Verwundete, die sich unter den Todten verkrochen hatten. Diese vier und zwanzig waren allein von der aus drey hundert und vierzehn Mann bestehenden Besatzung noch übrig. Man hatte

sie kurz zuvor noch verstärkt, da der Oberpräsident in Panama schon von Carthagena aus, das Geheimniß der Expedition erfahren, und sich in Person mit 3600 Mann bey jener Stadt gelagert hatte. Dieß erfuhren die Flibustier sehr mit Gewisheit, und daß sich unter jenen Kriegshaufen vier hundert Mann Cavallerie befänden, ferner sechs hundert Indianer, und zwey hundert Mulatten, geübte Stierjäger, die bestimmt waren zweytausend Stiere erforderlichen Falls auf die anrückenden Flibustier loszutreiben, um sie zu zermalmen.

Der verstümmelte Brodey fuhr fort zu commandiren; er wollte seine sehr theuer erkauften Vortheile nicht aufs Spiel setzen; denn von seinen vier hundert Mann waren hundert und zehn gefallen, und achtzig verwundet worden; unter denen sechzig sich nicht bewegen konnten. Die Leichname der Engländer und Franzosen wurden verscharrt, die todtten Körper der Spanier aber von dem Gipfel des Fords herabgestürzt, wo sie aufgehäuft liegen

blieben. Probelly fand hier viel Munition und Lebensmittel, welche Deute ihm desto angenehmer war, da er wußte, daß es der grossen Flotte daran schelte; er ließ so viel wie möglich das Fort herstellen, um sich darin zu theidigen zu können, im Fall die Spanier in der Geschwindigkeit einen Versuch machen sollten, es wieder zu erobern. So erwartete er Morgan's Ankunft, die auch bald mit der ganzen Flotte erfolgte.

Die ansehnlichen Flustier überließen sich der Freude, als sie die Englische Flagge auf dem Castell erblickten; sie jubelten und saßen, ohne auf ihre Fahrt bey der Mündung des Flusses Chager zu achten, wo unter dem Wasser eine Klippe verborgen war. Es kamen ihnen Felsen vom Lande entgegen, die sie aber in ihrem Taumel und bey ihrer Ungebuld nicht abwarteten. Diese Nachlässigkeit hatte schreckliche Folgen; sie kostete ihnen vier Schiffe, die zu Grunde gingen, worunter sich auch das Admiralschiff befand; die Menschen und Ladungen wurden jedoch alle gerettet. Morgan,

voll großer Entwürfe, betrachtete diesen Vor-
 lust als unbedeutend, und hielt seinen Ein-
 zug in St. Lorenzo, wo er eine Besatzung
 von fünf hundert Mann ließ, außer hundert
 und fünfzig Mann, womit er eine Anzahl im
 Fluß gefundener Spanischer Fahrzeuge besetzte.
 An Lebensmitteln wurde sehr wenig mitgenom-
 men; so wohl um den Marsch dadurch nicht zu
 erschweren, als auch, weil die Mittel zum
 Transport sehr beschränkt waren, und endlich
 auch, um die ohnehin nicht überflüssig mit
 Proviant versehene und keine Zufuhr erwar-
 tende Besatzung im Fort, wo man über-
 dieß auch alle Gefangenen und Sklaven, nahe
 an tausend Menschen, zurückließ, keiner Hun-
 gernoth auszuweichen. Nachdem alles veran-
 staltet war, hielt Morgan eine Rede an
 seine Genossen, und ermahnte sie zu einem
 alles besiegenden Muth, um mit Ruhm be-
 deckt und mit so viel Reichthum, als sie zu
 ihrem ganzen künftigen Leben brauchten, nach
 Jamaica zurück zu kehren; und nun brach
 er am 18 Januar 1671 mit dreizehn hun-

bert Mann, dem Kern seiner Flibustier, nach Panama auf.

Der Zug ging zu Wasser längs dem Flusse; fünf Fahrzeuge waren mit Artillerie beladen, und die Mannschafft auf zwey und dreyßig Boote zusammen gepreßt. Zu den oben angeführten Ursachen keine Lebensmittel mitzunehmen, war auch die Hoffnung gekommen, auf dem Wege deren genug zu finden. Aber schon am ersten Tage bey ihrer Ankunft zu Rio de los Dracos sahen sich die Flibustier in ihrer Erwartung getäuscht. Hier, wo sie ans Land stiegen, fanden sie nichts; die Spanier waren geflohen und hatten alles bis auf das letzte Stück Vieh, selbst das letzte Hausgeräth mitgenommen, die noch unreifen Feig: und Gartenfrüchte abgeschnitten, und selbst die Wurzeln aus der Erde gerissen. Nichts, als die leeren Häuser und Ställe waren da, worin sich die Freybeuter jedoch alle Nächte einquartierten, da sie auf ihren Booten sich nicht einmal alle nieder

sehen konnten. Sie hielten also hier den ersten Fasttag und hatten keine andre Erfrischung als ihren Tabak. Am zweiten Tage ging es nicht besser. Hierzu kam, daß aus Mangel an Regen der Fluß so seicht, und überdies durch viele hereingefürzte Bäume fast gar nicht zu passiren war, so daß die Tibustier zu la Cruz de Juan Galliego gezwungen waren, ihre Fahrzeuge zu verlassen, und den Marsch zu Lande fortzusetzen, wenn sie nicht wieder umkehren wollten. Aufgemunter durch ihre Führer, beschloßen sie das Abenteuer zu bestehen. Am dritten Tage kamen sie in einen Wald, wo sie weder Weg noch Steg sahen, und wo der Boden voller Sümpfe und Moräste war. So erreichten sie mit unsäglichlicher Mühe den Ort Cedro Bueno. Allein auch hier fanden sie nicht das geringste; sie sahen nicht einmal ein Stück Wild, das sie schießen konnten.

Der Hunger nahm bey den Abenteuern schrecklich zu; viele aßen das Laub von den Bäumen, die meisten aber blieben ohne alle Nahrung; und so, vom grausamsten Mangel

gequält und leicht gekleidet, streckten sie sich während der hier kalten Nächte am Ufer hin, und erwarteten in diesem Zustande, zitternd vor Frost, der ihnen allen Schlaf raubte, den Anbruch des Tages. Ihr Muth wurde durch die ständliche Hoffnung gestärkt, auf ein Corps Spanier, oder auf flüchtende Bewohner, folglich auch auf Lebensmittel zu stoßen, wor mit sich die Flüchtlinge dieser Nation in solchen Fällen immer reichlich verfahren. Die Flibustier entfernten sich dabey auch nicht weit vom Ufer des Flusses, indem sie Mittel fanden ihre Canots mit fort zu bringen; wo der Strom es gestattete, schiffte sich ein Theil der Mannschaft darauf ein, während die übrigen zu Lande marschirten. Ein Vortrab von dreyßig Mann, unter einem landkundigen Führer, ging einige hundert Schritte voraus, um in der Stille die Hinterhalte der Spanier zu entdecken, und wo möglich einige Gefangene zu machen.

Am vierten Tage erreichten die Flibustier Torna Cavallos, einen besetzten

Ort; aber auch hier waren die Spanier entflohen, hatten alles mitgenommen, was nur fortgebracht werden konnte, und das übrige zu Asche verbrannt. Ihre Absicht war, daß die Freydeuter auch nicht das kleinste Geräth finden sollten. Ueberhaupt war es ein Grund: satz der flüchtigen, gegen die Flibustier beständig auf ihrer Huth seyenden Spanier, bey der Flucht alle und jede Bedürfnisse von diesen furchtbaren Gästen zu entfernen, um sie desto eher zur Rückkehr zu vermögen. Nichts als leere lederne Beutel hatten sie hier zurückgelassen. Der Hunger machte die Leute wüthend; er mußte gestillt werden. Die Beutel wurden nun vertheilt und verzehret, nicht ohne Zanken, um die größten Portionen dieses eckelhaften Nahrungsmittels zu erhalten. Man schnitt das Leder in kleine Stücken, rieb solche, und schlug sie zwischen zwey Steinen; man tunkte sie hernach in Wasser, um sie recht geschmeidig zu machen; sodann wurden sie geröthet, und häufig Wasser dazu getrunken, um diese Lederbissen herunter zu spülen.

So betäubt kamen die Kibustier nach Torna Runni, wo sie wieder eine verlassene Befestigung fanden, und am fünften Tage nach Barbacoa; aber nirgends waren weder Menschen, noch Thiere, noch Lebensmittel zu finden. Die Spanier hatten auch hier alles entfernt, was nur irgend menschliche Nahrung geben konnte. Endlich fand man zufällig in einer Felsenhöhle zwey Säcke mit Mehl, einige Früchte und zwey große Gefäße mit Wein gefüllt. Dieser Fund war jedoch in Verhältniß der großen Menge Hülfbedürftiger zu geringfügig, um Freude zu erzeugen. Morgan, so sehr er selbst auch vom Hunger gequält wurde, nahm nichts davon für sich, sondern ließ alles unter die Hinfälligsten theilen. Viele derselben waren fast sterbend; diese wurden nach den Fahrzeugen transportirt, um solche zu bewachen; dagegen die bisherige Besatzung dieser Canots zu dem Landcorps stoßen mußte. Der Marich ging sehr langsam, sowohl wegen der großen Entkräftung der Menschen, als des rauhen Weges, und die Nah-

zung der Freydeuter war fortdauernd nichts als Baumblätter und Gras.

Am sechsten Tage ging der Marsch sehr langsam, der Mangel an Nahrungsmitteln hatte ihre Körper auſnehmend geſchwächt, und ſie mußten oft ruhen. Endlich langten ſie auf einer Pflanzung an, wo ſie in einer ebenfalls verlaſſenen Scheune eine ſtarke Quantität Mais fanden; ſie ſürzten nun darüber her, und viele aßen ihn roh; der Reſt wurde unter alle vertheilt, die dieſe Frucht in Bananenblätter wickelten, und ſie ſo theils kochten, theils roſteten. So geſtärkt ſetzten ſie ihren Marsch fort, und ſahen noch am nämlichen Tage einen Haufen Indianer jenseit des Fluſſes ſtehen, die aber flohen und nicht erreicht werden konnten. Einige ſchoß man nieder; die übrigen retteten ſich, und ſchrien: „Ihr Engliſchen Hunde, kommt auf die Wiſe; dort erwarten wir euch!“ Die Flibustier waren abermals gezwungen, da von dem Mais des vorigen Tages nichts mehr übrig

war, ohne Nahrung unter fernem Himmel die Nacht zuzubringen.

Bisher hatten sie in ihrer martervollen, den Gesetzen der Natur gleichsam trohenden, Lage, eine bewundernswürdige Geduld gezeigt. Nun aber erhob sich unter ihnen ein großes Murren. Morgan und seine verwegenen Entwürfe wurden laut getadelt; viele wollten wieder zurück, dagegen andre, obwohl auch unzufrieden, erklärten, daß sie lieber umkommen, als die so hart bestandene, und so weit gediehene Unternehmung nicht ausführen wollten.

Am folgenden Tage gingen sie über den Fluß, und richteten ihren Zug nach einem Ort, der ihnen ein Dorf oder eine Stadt zu seyn schien, wo sie zu ihrer großen Freude schon in der Ferne viele Schornsteine rauchen sahen; sie hofften nun gewiß Menschen und Lebensmittel zu finden. Sie betrogen sich aber auch hier. In dem ganzen Ort war keine menschliche Seele, noch irgend etwas

essbares, als ein lederner Sack mit Brod, dergleichen einige Kafen und Hunde, die sogleich geschlachtet und verschlungen wurden. Dieser Ort war der Flecken Cruz, wo man gewöhnlich die den Fluß Chagor hinaus transportirten Waaren auslud, um sie zu Lande weiter nach der von hier acht französische Meilen entfernten Stadt Panama zu bringen. Hier waren schöne, dem Könige von Spanien gehörige, von Steinen aufgeführte Magazin Gebäude und Ställe. Die Einwohner dieses Fleckens hatten sich auch alle geflüchtet, zuvor aber Feuer in ihren Häusern angelegt. Nur die königlichen Gebäude hatte man unberührt gelassen. Die Flidustier durchsuchten alle Winkel und fanden endlich einen Ort, wo sechzehn Gefäße peruanischen Weins zurückgelassen waren. Dieser Hund wurde von allen ohne Verzug benutzt; kaum aber hatten sie etwas getrunken, als ein jeder ohne Ausnahme krank wurde. Man glaubte allgemein, der Wein sey vergiftet, und dieser Gedanke erzeugte unter ihnen die größte Bestürzung. Alle hielten sich nun ohne Rettung verloren.

Allein kein Gift war dabey im Spiel; die Krankheit war sehr erklärbar: durch die mannigfaltigen, abscheulichen Lebensmittel, durch die überaus große Entkräftung der Freydeuter und durch ihre sehr so unmäßigen Weinzüge; auch befanden sie sich alle am folgenden Tage besser. Da Morgan sich nun gänzlich von seinen Fahrzeugen und Canots entfernen mußte, so war er gezwungen hier alle seine Leute, selbst die Schwächsten, ans Land zu setzen; die Boote aber schickte er bemannt mit sechzig Mann dahin zurück, wo er die größern Fahrzeuge und Schiffe gelassen hatte; nur ein Boot wurde verbleibt, um gelegentlich der Flotille Nachrichten zu bringen. Er verbot, daß niemand einzeln, oder in kleinen Haufen den Ort verlassen sollte; wenigstens müßte der Trupp hundert Mann stark seyn. Der Hunger aber, vermochte die Freydeuter diesen Befehl zu übertreten. Zehn entfernten sich Lebensmittel aufzusuchen; sie wurden aber von den Spaniern angefallen, und konnten nur mit vieler Mühe sich wieder in ihr Dorf retten, nachdem zu

ihrer großen Ordnung ein Kibustier gefangen worden war.

Morgan gab nun Befehl zum weitem Ausbruch, nachdem er seine Leute gemustert hatte; er fand eils hundert Streiter. Um ihnen die Furcht zu benehmen, als ob ihre Maßregeln und Stärke durch den gefangenen Kibustier verrathen worden wären, gab er vor, daß dieser nicht gefangen, sich bloß im Walde verirrt, und bereits sich wieder eingefunden habe. Es war der achte Tag des schrecklichen Marsches, den nur allein die Hoffnung noch erträglich machen konnte, da man wußte, daß man sich nunmehr in der Nähe von Panama befand. Zwey hundert Mann mußten den Vortrad machen, um die Bewegungen des Feindes auszuspähen. Sie marschirten einen ganzen Tag, ohne daß sie etwas gewahr wurden, bis auf einmal von dem Gipfel eines Felsenberges ein Pfeilregen von 3000 bis 4000 Pfeilen auf sie herabfiel. Die Kibustier waren einige Minuten lang bedrückt, weil sie keinen Feind,

sondern nur hohe Felsen, Bäume und Abgründe sahen, und, ohne zu sechten, in einem Augenblick zwanzig Tödt und Verwundete zählten; da aber kein Schuß weiter erfolgte, so sechten sie ihren Marsch fort, und zogen durch einen Wald, wo sie in einem Hohlwege auf einen Trupp Indianer stießen, die ihn muthig vertheidigten; allein die Kreybenter waren bald Sieger, obgleich mit Verlust von acht Tödt und zehn Verwundeten. Sie bemüheten sich von den Fliehenden einige Gefangene zu machen, aber dieß war unmöglich; die Indianer liefen wie die Rehe durch die ihnen wohlbekannten Krümmungen und Schlupfwinkel zwischen den Felsenwänden, und entkamen alle. Ihr Anführer wurde verwundet und lag auf dem Boden, socht aber noch in dieser Stellung, bis man ihn niedermachte. Er trug eine Krone aus dem Korf von vielfarbigen Federn. Sein Tod hatte einen großen Eindruck auf die Indianer gemacht, und ihre Flucht veranlaßt; obwohl der Hohlweg von der Beschaffenheit war, daß hundert Mann die ganze Nacht der

Flibustier hätten aufhalten, ja aufreißen können. Die Sieger benutzten diese große Nachlässigkeit der Spanier, einen solchen Paß nicht besser besetzt zu haben; sie eilten was sie konnten, um aus den Felsen und Klüften herauszukommen, und das platte Land zu gewinnen.

Am neunten Tage befanden sie sich in einer Ebene; es waren Wiesen, aber ohne alle Thüme, die gegen die Sonnenhitze hätten schützen können. Es regnete stark; die Flibustier waren ganz durchnäßt, ihre Gewehre und Munition für den Augenblick etwas unbrauchbar geworden, und in dieser Lage nicht ohne Besorgniß, im Fall eines Gefechts ihre Feuerwaffen nicht gut nutzen zu können, dagegen die durch den Regen unbeschädigt gebliebenen Lanzen der Spanier diese desto wirksamer brauchen würden. Diesem Uebel war jedoch nicht abzuhelfen; man mußte sich dem Glück überlassen. Morgens wünschte sehnlich einen Gefangenen zu erhalten, um einige Auskunft zu erhalten; er

schickte deshalb fünfzig Mann einzeln aus, und versprach demjenigen, der einen Spanier oder Indianer einbringen würde, außer seinem Deuteamtheil, aus der Societätscasse drey hundert Piafter.

Gegen Mittag bestiegen sie einen großen Hügel, von wo aus sie das Eismeer entdeckten. Dieser Anblick, der ihnen das Ende ihrer jetzigen Noth ankündigte, erregte bey den Gläubigern die größte Freude; sie wurden auch von dieser Höhe sechs Schiffe gewahr, die aus Panama kamen, und nach den nahe liegenden Inseln Taroga und Tarogilla segelten. Von der Stadt aber sahen sie noch nichts. Ihre Freude wurde sehr verstärkt, als sie nun auch in einem Thal eine Menge Ochsen, Kühe, Pferde, besonders aber Esel sahen. Diese Thiere waren unter der Huth einiger Spanier, die sich aber gleich bey'm Anblick der Gläubiger durch die Flucht retteten. Nichts konnte den vor Hunger und Kälte fast hinsinkenden Freybeutern angenehmer seyn, als dieser kostbare Fund, der ihnen auch zur Stärkung

ihrer Kräfte bey den nahe bevorstehenden großen Gefechten so nöthig war. Die Unbedachtsamkeit der Sponier, diese Thiere ihren ganz ausgehungerten Feinden gleichsam in die Hände zu liefern, war unverzeihlich. Nichts konnte diesen gelegener kommen. Hier wurde nun einige Stunden geraslet, viele Thiere in der größten Geschwindigkeit erlegt, und das Fleisch fast roh und mit solcher Eile verschlungen, daß das Blut stromweise den Flibustiern aus dem Munde über den Leib lief. Was sie nicht verzehren konnten, wurde mitgenommen; denn ihr Anführer, aus Besorgniß hier im Mittelpunct der Spanischen Macht angefallen zu werden, ließ ihnen nicht lange Zeit zum Raßen. Es ging vorwärts.

Morgan's großer Wunsch, einige Gefangene zu bekommen, wurde nicht erfüllt, welches er, sonderbar genug, in einem bewohnten Lande, in neun Tagen nicht hatte bewirken können; er blieb fortdauernd ohne alle Nachrichten; ja man war sogar wegen der Entfernung von Panama noch in einiger Ungewiß-

heit, bis die Glibustier endlich von einem Hügel die Thürme dieser Stadt erblickten. Nun erscholl ihr Freudengeschrey; sie ließen ihre Trompeten und Trommeln erschallen, warfen die Hüte in die Luft, und riefen: Victoria! Sofort machten sie Halt, und lagerten sich mit dem Entschluß, am folgenden Morgen Panama anzuziehen.

Hier war jetzt alles in Bewegung; es wurden von dort, als erste Vertheidigungsmaßregel, fünfzig Reiter ausgesandt die Feinde zu recognosciren. Dieser Trupp näherte sich der Lagerstatt bis auf einen Musketenschuß, und insultirte die Glibustier, kehrte aber bald wieder nach der Stadt zurück, wobey die Spanier schrien: Perros! nos vcremos! (Ihr Hunde! Aufse Wiedersehn!) Bald darauf zeigte sich ein anderer Haufen von zwey hundert Fußsoldaten, deren Absicht war, alle Passagen zu besetzen, damit nach dem, ihrer Meynung nach unschlbaren, Siege keiner der Freybeuter entinnen könnte. Diese sahen jedoch allen Anstalten zu ihrer Eskade

ruhig zu, und waren indeß mit ihren gut gefüllten Schnappsfäcken beschäftigt; da es ihnen nicht gestattet war Feuer anzumachen, so mußten sie das Fleisch roh essen; sie bewunderten dabey die unbegreifliche Nachsicht der Spanier, ihnen die so nöthige Ruhe zu gönnen, und hatten volle Muße sich durch Nahrung zu den künftigen Gefechten zu stärken, worauf sie sich unbedrückt ins Gras schlafen legten. Die Spanier feuerten die ganze Nacht Canonen ab, um ihre Wachsamkeit zu zeigen.

Am folgenden Tage, es war der zehnte ihres Marsches, am 27 Januar 1671 brachen die Filibustier sehr zeitig auf, und zogen unter Ertdnung ihrer Feldmuskelnach der Stadt zu; sie verließen aber die Landstraße, und nahmen nach dem Rath eines ihrer Führer einen Umweg durch ein dickes, ganz unbegabtes Gehölz. Dieß hatten die Spanier nicht erwartet, und daher bloß auf dem Hauptwege Batterien und Verschanzungen angelegt, die jetzt unnütz waren; sie mußten nun solche verlassen, um sich den Feinden an einem

andern Ort zu widersehen, und hatten nicht einmal Zeit die Canonen aus den Batterien wegzubringen.

Nach einem zweyfständigen Marsch entdeckten die Kibustier die feindliche Armee, die sehr schön war und in Schlachtordnung marschirte. Die Soldaten waren in seidene Zeuge von allerhand Farben gekleidet, und die Reiter tummelten sich auf ihren muntern Pferden, als ob es zu einem Stiergefecht ginge. Der Oberpräsident selbst commandirte diese für die Nation und für das Land nicht unbedeutende Kriegsmacht; er zog den Greppentern entgegen mit vier regulären Regiments Infanterie, 2400 Mann minder regelmässigen Fußsoldaten, 400 Reitern, und 2000 wilden Stieren, die von einigen hundert Indianern und Negern getrieben wurden.

Die Kibustier sahen diesen die ganze Ebene bedeckenden Zug von einem Hügel, erschrocken über die Anzahl der Feinde, und fingen an für den Ausgang etwas besorgt

zu kon. Sie überzeugten sich aber bald, daß hier kein anderes Mittel war, als zu siegen oder zu sterben, und ermunterten sich daher einander, bis auf den letzten Blutstropfen zu sechten. Sie theilten sich in drey Haufen, schickten zwey hundert im Schießen sehr geübte Flibustier voraus und gingen so auf die Spanier los, die nun auf einem sehr geräumigen Felde in Schlachtordnung standen. Der Gouverneur gab der Reiterey Befehl, in den andringenden Feind einzuhausen, und die Stiere auf ihn loszutreiben; der Boden aber war der Cavallerie nicht günstig; es waren hier Moräste, hinter denen sich die zwey hundert Schützen postirt hatten, die ein unaufhörliches, und dabey so wirksames Feuer machten, daß haufenweise Mann und Ross stürzten, ehe sie sich durch die Flucht retten konnten; nur fünfzig Reiter entkamen. Die Stiere wurden nun nicht gejagt, und überhaupt wurde dadurch der ganze Angriffsplan vereitelt; dahingegen die Freyventurer nun ihrerseits mit desto größerem Nachdruck die Spanische Infanterie angriffen; sie fielen wechsels-

weise nieder, und senerten so wie die Preußen auf einem Knie. Während die Knieenden auf die schwankenden feindlichen Haufen ihr Feuer richteten, luden die Stehenden ihre Gewehre; ihre Geschicklichkeit und Kaltblütigkeit waren hier entscheidend; fast alle ihre Schüsse trafen. Die Spanier vertheidigten sich tapfer, konnten aber gegen einen mit solchem Muth fechtenden, durch Verzweiflung gekälhten Feind nichts ausrichten. Endlich ließen sie die Stiere los, um die Frevler im Rücken zu beunruhigen; aber auch hier hatten sie an die jetzt mit den Zibustiern vereinigten Ducanier, die alten furchtbaren Stierjäger, nicht gedacht, daher dieser Angriff erbärmlich ausfiel. Die mit diesen Thieren wohlbekannten Ducanier waren hier recht in ihrem Element; sie machten solche durch großes Geschrey und Schwankung von Flügeln scheu, und schossen sie nachher ohne alle Ausnahme todt.

Das Treffen dauerte zwei Stunden mit ungleichen Kräften an Streiterzahl und Waffen, und war dennoch für die Zibustier entscheidend. Die Reiterei, worauf die Spanier

nier am meisten gerechnet hatten, war größtentheils niedergeschossen; die übrigen thaten wiederholte Angriffe, die jedoch mit dem gänzlichen Untergang dieser Cavallerie sich endigten; nur wenige entkamen mit dem Rest der Fußsoldaten, die ihre Musketen wegwarfen, um desto geschwinder fliehen zu können. Ohne die Verwundeten und Gefangenen zu rechnen, blieben sechs hundert Spanier todt auf dem Schlachtfelde. Man fand einige Franciscaner unter den Gefangenen, die zur Aufmunterung der Streiter und zur Absolution der Sterbenden sich der größten Gefahr ausgesetzt hatten, und jetzt vor Morgan geführt wurden, der über sie sogleich das Todesurtheil aussprach. Vergebens flehten diese armen schuldlosen Mönche um Barmherzigkeit; sie wurden alle mit Pistolen todtgeschossen. Viele Spanier, besorgt nicht eilig genug entfliehen zu können, hatten ihre Sicherheit in den hohen Gesträuchen am Necruser gesucht, wo sie sich verborgen hielten; allein die meisten wurden von den Flibustieren entdeckt, und ohne Gnade niedergefäßelt.

Noch war nicht alles gethan. Die große, wohlbevölkerte, mit Forts und Canonen versehene Stadt Panama, wohin sich der Ober-Gouverneur mit den Flüchtlingen gerettet hatte, war noch zu erobern. Die damit verbundenen Schwierigkeiten waren um so bedenklicher, da die Flibustier im Treffen auch viel Menschen verloren hatten, und ihre Zahl der Unternehmung nicht angemessen schien. Dennoch wurde sie gewagt, nachdem Morgan von einem gefangenen, verwundeten Spanischen Officier die nöthigen Nachrichten eingezogen hatte. Es war keine Zeit zu verlieren, um den Spaniern nicht zu neuen Verteidigungsanstalten Gelegenheit zu geben. Trotz der stärksten Canonenfeuer, das grausame Wir-
kung that, wurde die Stadt noch am nämlichen Tage gestürmt, und in drey Stunden Zeit waren die Flibustier auch Meister von Panama. Nun erfolgte eine allgemeine Plünderung. Morgan, der die Ausschweifungen der Seinigen im Saufen, zumal nach einem so langen Fasten, fürchtete, verbot ihnen auf's strengste Wein anzurühren. Ein bloßes Ver-

bot dieser Art in einer solchen Lage wäre nicht befolgt worden, allein der listige Anführer verstärkte es durch ein wichtiges Argument; er gab vor, er habe Nachricht, daß die Spanier allen Wein vergiftet hätten; und nun blieben die Sieger nüchtern.

Die Einwohner waren größtentheils entflohen; sie hatten ihre sämmtlichen Weiber und alle solche Reichthümer und Kostbarkeiten, die leicht fortgebracht werden konnten und nicht viel Raum einnahmen, zu Schiffe nach der Insel Taroga geschafft; die Männer aber waren auf dem festen Lande zerstreut, und formirten eine Anzahl, die den sehr verminderten, von außen aller Unterstützung beraubten, Fluckstücken, immer noch gefährlich war; daher diese sich zusammenhielten, und die meisten außerhalb der Stadt sich lagerten.

Morgan beging nun eine grausame, unbegreifliche, und von den theilnehmenden Geschichtschreibern dieser Gräueltat nicht recht aufgeklärte That, wodurch er sich und die

Einigen vorzüglich ungeheurer Reichthümer beraubte, deren Größe ihm vielleicht bedentlich schien. Obgleich man das kostbare aus der Stadt weggeschafft hatte, so war es dennoch, so wie in den größten europäischen Handelsstädten, alle Boutiken, Niederlagen und Magazine mit Waaren und Kaufmannsgütern jeder Art angefüllt. Außer der großen Menge verfertigter Manufactur- und Fabrikartikel, so wie den zahllosen Producten des Luxus und der Industrie, waren hier ungeheure Vorräthe von Mehl, Wein, Olivenöl und Specereyen; dabey große Magazine des im moralischen Sinne vortreflichsten aller Metalle, des Eisens; Gebäude, worin eine unsäglich Menge eiserner aus Europa gekommenen Werkzeuge aller Gattungen, selbst Ambosse und Pflugschaaren, als Vorrath für alle Spanische Länder in America aufgethürmt waren. Das Eisen wurde damals hier, der deutsche Centner von hundert Pfund, für zwey und dreyßig Piaster verkauft.

Diese Waaren, so wenig wie die obenerwähnten in Massen gehäufen, hatten für

Morgan, weil er sie nicht mitnehmen konnte, einen Werth; ihre Erhaltung aber konnte eine Ranzion veranlassen, oder sonstige, wenn gleich noch nicht scheinbare Vortheile erzeugen, da solche erst die Umstände herbeiführen mußten. Diese Vortheile aber waren noch ungewiß, die Unbrauchbarkeit der Artikel für die Flibustier jedoch völlig entschieden, und der Ruin mehrerer tausend Familien ihm sehr gleichgültig. Man kann also sagen, daß ein rasender, mit seinem wilden, grausamen Character vereinbarer Muthwille, vielleicht mehr wie sonst etwas seinen boshaften Entschluß erzeugte. Er ließ nämlich, ohne jemanden seinen Vorfaß mitzutheilen, heimlich an mehreren Orten zugleich Feuer anlegen, und in wenig Stunden stand die ganze prächtige Stadt in Flammen.

Die zurück gebliebenen Spanier, sowohl als die Flibustier selbst, die den Ursprung des Unglücks nicht wußten, vereinigten sich das Feuer zu löschen; sie schleppten Wasser herbei und rissen Häuser nieder, um den

Flammen-Einhalt zu thun; aber alles war vergebens, da der Wind stark wehte, und, wie bereits oben bemerkt, die meisten Häuser von Holz waren. Die schönsten Gebäude mit ihren Kostbarkeiten, worunter auch der prächtige Handelspalast der Genueser, die Kirchen, die Klöster, das Rathshaus, die Kramladen, die Hospitäler und Stiftungsdecker, die Rathshäuser mit einer zahllosen Menge von Wehläcken, und an zwey hundert mit Waaren angefüllte Magazine wurden in Asche verwandelt. Ein gleiches Schicksal betraf auch eine Menge Thiere, Pferde, Maulesel etc. und viele Sklaven, die sich hier verborgen hatten, und nun lebendig verbrannt wurden. Nur wenig Häuser und Gebäude entgingen dem Feuer, das noch nach vier Wochen glühte. Jetzt plünderten die Räuber, wo sie nur konnten, und fanden noch vieles. Morgen verbarg sorgfältig seine Veranlassung dieser Gräueltthat, und gab vor, daß die Spanier selbst das Feuer angelegt hätten. Am folgenden Morgen war die Stadt nichts als ein Aschenhaufen; nur ein

Winkel derselben, wo die schlechtesten Häuser standen und die Raufeseltreiber wohnten, nebst zwey Kldstern, und der etwas entfernt, abgesondert gelegene Pallast des Ober-Präsidenten waren stehen geblieben.

Man sammelten sich die Flibustier und verschauzten sich unter den Ruinen einer Kirche. Morgan sandte jezt einen starken bewaffneten Haufen nach Chager, den dort Hinterlassenen seinen Sieg anzuzeigen, und sich um ihren Zustand zu erkundigen; desgleichen schickte er zwey Haufen aus, jeden von hundert und funfzig Mann, um Gefangene herbey zu holen; auch wurde ein wohlbedannertes Fahrzeug ausgeschickt, um sich in der Südsee umzusehn. Es kam in zwey Tagen zurück mit drey gecaperten Schiffen, aber auch mit der sehr unangenehmen Nachricht, daß eine große Gallione entkommen sey, beladen mit den aus Panama geretteten Kirchenschätzen und vielem Silber, Gold und andern Kostbarkeiten, das Eigenthum des Königs, und der reichsten Kaufleute. Ferner befanden

sich darauf die Frauen der reichsten Einwohner mit allem ihren Geschmeide, kurz die auserlesenen Reichthümer der Stadt; das bey eine Menge Kinder, daher das Schiff auch sonst gar keine Ladung hatte, nicht einmal Ballast, weil die Klumpen Gold und Silber dazu dienten. Auch alle Nonnen aus Panama hatten sich auf diese Gallione eingeschifft, die jedoch nur sechs Canonen führte, nicht stark bemannet, und überhaupt schlecht ausgerüstet war. Sie segelte ganz sorglos, weil die Tibustier zu Lande gekommen waren, und sie folglich, in dem Wahn der Spanier, nichts zur See unternehmen würden. Es schien auch, daß diese überaus reiche Preise den Freybeutern nicht entgehn könnte; sie sahen solche in einiger Entfernung gegen Abend, und waren so glücklich das dazu gehörige Boot unentdeckt wegzunapern, das sieben Personen am Bord hatte, von denen sie alles erfuhren.

Der Befehlshaber des Freybeuterfahrzeugs, Chart, hielt nun die Eroberung der Gallione so gut als schon geschehn, und wollte dazu

bloß den Morgen abwarten. Ohnehin war die Nachoperation nicht ausführbar; denn seine Leute hatten sich ganz dem Taumel überlassen; sie schwelgten mit den Spanischen Weibern und Mädchen, die sie aus den kleinen bey Panama liegenden Inseln geholt, und dabey sich so sehr mit Wein überladen hatten, daß nichts in der Nacht unternommen werden konnte. Am folgenden Tage wollten sie das Versäumte wieder gut machen, und hofften die Gallione doch noch einzuholen, aber sie war entkommen. Den jetzt nüchtern gewordenen Flibustieren blieb nun der Gram übrig, durch eigne Schuld eine so außerordentliche Deute leichtsinnig verschert zu haben, und bloß mit ihren kleinen Preisen zurück zu kehren. Morgan wollte jedoch den Gedanken an die Wegnahme dieser Gallione nicht aufgeben, um so weniger, da er erfuhr, daß es ihr an Wasser und Lebensmitteln, ja an Segeln und Tauen fehlte; er vermuthete sie in irgend einer Bucht ohnweit Panama, und ließ deshalb vier Fahrzeuge auslaufen, die acht Tage umhertreugten; allein sie kamen

ohne die große Deute, ja ohne alle Hoffnung zurück.

Aus Thager liefen gute Nachrichten ein; alles war dort ruhig und in gutem Zustande; es hatte der Besatzung geglückt, ein Spanisches unbeforgt beim Fort vorbeisegelndes, mit Lebensmitteln beladenes, Schiff, das aus Carthagena kam, und auch einige Kisten mit Schmaragden am Bord hatte, wegzunehmen. Auf diese Nachricht beschloßen die Flibustier etwas länger in Panama zu bleiben, da Morgan immer noch Hoffnung hatte, daß die Gallione, der man fortdauernd aufslauerte, doch endlich in seine Hände fallen würde. Indes suchte man unter den verbrannten Ruinen der Häuser nach verborgenen Schätzen, und fand deren auch in Brunnen und Kellern, wo die Spanier solche versteckt hatten. Andre Flibustier verbrannten die reichen, mit Silber oder Gold durchwebten Zeuge, um diese Metalle herauszuziehn.

Da alle Besorgniß verschwunden war, daß die Spanier von außen her etwas unternehmen würden, so quartierten sich die Flibustier

in die noch stehen gebliebenen Häuser der Stadt ein, und verließen sich auf die starken, beständig auswärts herum patrouillirenden Haufen der Ihrigen, die immer Deute und Gefangene einbrachten. Schon hatten die Streifparteyen über hundert reichbeladene Maulesel und mehr als zwey hundert Menschen beyderley Geschlechts aufgefangen, und nie kamen solche Patrouillen leer zurück. Diese Unglücklichen wurden nun ohne Unterschied auf die grausamste Weise gefoltert, um Sachen von Werth zu entdecken; mehrere gaben unter den schrecklichsten Martern ihren Geist auf, wobey ihre Henker sehr gleichgültig waren, da sie ohnehin dieß Sterben gerne sahen, weil sie an Lebensmitteln keinen Ueberfluß hatten. Einige der Frauenpersonen, besonders die sehr wohl gebildet waren, behandelte man mit Schonung, wenn sie sich bequemen die wilden Lüste der Unmenschen zu befriedigen, widrigenfalls standen auch ihnen alle Martern bevor. Morgan selbst gab seinen Cameraden hiezu das Beyspiel, wobey man folgenden Vorfall aufgezeichnet hat:

Unter den eingebrachten Gefangenen befand sich ein junges, sehr schönes Frauenzimmer von sanftem Wesen und edlem Sinn, die Frau eines reichen Kaufmanns, der eben damals auf einer Handelsreise nach Peru begriffen war. Sie hatte sich mit ihren Verwandten geflüchtet, und ward sehr auch als Gefangene eingebracht. Kaum sah sie Morgau, so bestimmte er sie zu seinem Vergnügen; anfangs behandelte er sie mit Ehrerbietung, und sonderte sie von den andern Gefangenen ab, obgleich sie mit Thränen diese Auszeichnung verbat; er gab ihr ein Zimmer in seiner Wohnung, Neger zur Aufwartung, und Speisen von feinem Tische; auch gestattete er ihr, daß gefangene Spanierinnen zu ihr kommen konnten. Die Dame wunderte sich über dieß Benehmen, da man ihr, so wie andern Frauenpersonen, die Sklavstier an Wesen und Gestalt wie wilde Thiere und scheußliche Ungeheuer geschildert hatte; auch erzählen die Schreiber dieser Abenteuer, daß eine Frau bey ihrem ersten Anblick voll Erstaunen ausrief: „O! heilige Maria! diese Männer sind

„ja uns Spaniern ganz ähnlich!“ Anfangs ahnete die Dame nicht, daß es auf ihre Reize angesehen war; sie wurde aber bald eines andern belehrt. Morgan gab ihr drey Tage Zeit, um sie im Guten zu gewinnen; er legte ihr seine kostbarste Deute in Geld, Perlen und Diamanten war; sie schlug aber alle keine Geschenke aus, und sagte nach vielen vergeblichen Vorstellungen mit fester Entschlossenheit: „Herr! mein Leben ist in Euren Händen, mit meinem Leibe aber sollt Ihr nicht nach Eurem „Wunsche schalten; eher soll meine Seele davon getrennt werden.“ Sie zeigte bey dieser Gelegenheit einen verborgen gehaltenen Dolch, den man ihr jedoch bald abnahm. Der wilde Morgan, der keine Großmuth konnte, und dem jede Tugend fremd war, wurde dadurch aufgebracht, ließ ihr ihre Kleider vom Leibe reißen, und sie halb nackt in einen finstern, sinkenden Keller sperren, wo sie elende Nahrung und auch diese nur in so geringer Quantität erhielt, daß sie kaum ihr Leben dadurch fristen konnte. Da solche Grausamkeiten und noch weit ärgere hier die Ge-

schichte des Tages waren, so hätte niemand darauf geachtet; allein die große Schönheit der Dame erregte das Mitleiden der Raubcameraden, die Morgan deshalb so laut tadelten, daß er sich nicht anders als durch eine Lüge zu entschuldigen wußte; er gab vor, sie hätte seine Güte mit Undank erwidert, und zu ihrer aller Untergang ein geheimes Verständniß mit den auswärtigen Spaniern unterhalten. So bezeichnet blieb sie seine Gefangene, und man schwieg.

Die Kibustier waren überhaupt mit ihrem Anführer nicht sehr zufrieden. Viele hatten den Entwurf gemacht, sich von ihm zu trennen, nicht nach Chager zurück zu gehn, sondern geradezu aus Panama abzusegeln, und auf dem Südmeer, wo man keine Anfälle erwartete, eine Zeit lang Caperey zu treiben; dabey wollten sie auf einer abgelegenen Insel sich verschanzten, dort in der Stille Beute sammeln und hernach auf dem Ostindischen Wege nach Europa zurückkehren; sie hatten daher schon heimlich eine Menge Proviant,

Pulver und Munition, nebst vielen Waffen, selbst einige Canonen zusammen geschleppt, und das größte der neulich gecaperten Schiffe zur Fahrt bestimmt. Der Plan war auf dem Punct ausgeführt zu werden, als Morgan davon Nachricht erhielt. Dieser kurz entschlossene Mann fand bald ein Gegenmittel; er ließ auf dem zur Fahrt auserwählten Schiffe den großen Mast abhauen, und ihn mit allen im Hafen vorhandenen Fahrzeugen verbrennen.

Nun dachte er ernstlich an die Rückkehr. Nach einem vierwöchentlichen Aufenthalt verließen die Flusster Panama, oder vielmehr den Ort, wo noch vor kurzem Panama stand. Die Beute, die fast in nichts andern, als in Silber, Gold und Kleinodien bestand, weil man sonst nichts mehr fortbringen konnte, wurde von hundert und fünf und siebenzig Lastthieren getragen, neben welchen über sechs hundert Gefangene, Einwohner und Sklaven, Männer, Weiber und Kinder, hertragen mußten. Diese Unglücklichen, die nicht wußten, wo man sie hinschleppte, und vor Hunger fast

umkamen, stimmten ein lautes Klagegeschrey an; sie fielen auf ihren Knien um die Günst, nach dem Aschenhaufen von Panama zurück: kehren zu dürfen. Morgan erwiderte, sie sollten diese Erlaubniß erhalten, aber zuvor müßten sie Geld zu ihrer Ranzion schaffen. Dieß waren sie nicht vermögend. Man wartete vier Tage auf die Rückkehr einiger deshalb abgeschickten Geistlichen, und da diese nicht wieder kamen, so ging der Marsch fort; wobei die Räuber diejenigen, die nicht geschwind genug fort konnten, mit Stößen und Schlägen antrieben. Man sah Mütter mit Kindern an der Brust, die in Ermangelung eigener Nahrung keinen Tropfen Milch ihren Säuglingen geben konnten. Die oben gedachte schöne Dame befand sich mitten in diesem Haufen. Morgan hatte auf ihre Freyheit 30,000 Piafter gesetzt; um diese anzuschaffen, wurden zwey Mönche von ihr nach einem gewissen Orte hingeschickt, die auch das ganze Geld bekamen, allein damit andre Gefangene, ihre Freunde, ranzionirten. Dieses verrätherische Betragen, das bekannt wurde, vermehrte das

Mitleid der Flibustier mit dieser hart gebeugten Frau, und selbst Morgan bekam einen Anfall von Gutmuthigkeit; er erkundigte sich bey den andern ebenfalls mitgeschleppten Mönchen nach der Sache, und da die Wahrheit bestätigt wurde, ertheilte er ihr die Freyheit, und befiel dafür alle Mönche zurück, die in seiner Gewalt waren; aber auch diese wurden bald ranzionirt, welches während dem Marsch der Fall mit mehreren Gefangenen war, die sich nun nach und nach frey machten. Die meisten aber konnten das Geld nicht aufbringen, und mußten immer weiter mit fort.

Auf dem halben Wege nach dem Castill Chager wurde Halt gemacht. Hier mußte ein jeder schwören, daß er nicht das geringste von der Beute verheimlicht hätte. Der Schwur geschah; allein Morgan verlangte nun auch, daß die Kleidungsstücke und Mantelsäcke eines jeden auf das genaueste durchsucht werden sollten; und um diesem Befehl das Veleidigende zu nehmen, so ließ er sich zuerst durchsuchen, wobey er sogar seine Schuhe abzog. Die

andern bequemen sich nun auch zu dieser Visitation, obgleich viele, besonders die Franzosen, ihr Mißfallen daran stark zu erkennen gaben. Die Officiere übernahmen dieses Geschäft der Durchsuchung, wobey sogar die Ladungen aus den Gewehren herausgeschoben wurden, um etwa verborgene Edelsteine zu entdecken. Einige wurden über dieses Mißtrauen wüthend, und drohten Morgan zu ermorden; allein sie fanden die Mehrheit ihrer für die Gleichheit gestimmten Raubgenossen wider sich, die man von der Billigkeit der Mittel zur Erreichung des Zwecks überzeugt hatte. Morgan hatte dabey die Pollux gebraucht, den Officieren zu befehlen, daß sie bey Entdeckung verheimlichter Artikel, diese ohne Geräusch wegnehmen, auch die Uebertreter des Befehls nicht namhaft machen sollten. Diese Schonung machte, daß alles ruhig zuging.

Am 9ten März (1671.) erreichten die Fließstier Chager, wo sie alles so ziemlich in gutem Stande fanden, die zurückgelassenen Verwundeten ausgenommen, die größtentheils

aus Mangel an zweckmäßiger Hülfe an ihren Wunden gestorben waren. Morgan schickte von hieraus alle Gefangene, die ihm zur Last fielen, auf einem Fahrzeuge nach Puerto Vello, wobey er für die Schonung von Chager eine ansehnliche Ranzion forderte, im Weigerungsfall drohete er es zu zerstören. Die Antwort war: man würde nicht einen Heller geben, und Morgan möchte thun, was er für gut fände. Jetzt wurden alle Canonen des Castells an Bord des Raubschiffs gebracht, die Mauern eingerissen, die Gebäude verbrannt, und alles zerstört, was nicht mitgenommen werden konnte.

Jetzt war die Unternehmung geendigt. Man schritt daher zur Theilung der Beute, die auf 4,43,200 Pfund an Silbergewicht, zehn Plaster auf ein Pfund gerechnet, angeschlagen wurde; wobey Morgan jedoch sehr unredlich gegen seine Cameraden verfuhr, die sich, zum Theil so bereitwillig, der Visitation unterzogen, und alles in die Raubcasse gefert hatten. Eine Menge Kleinodien wurde

von ihm auf die Selte geschafft, und so die Masse sehr vermindert. Nach seiner Versä-
gung erhielt auf diese Weise nach allen so gro-
ßen Gedueln und Expressungen, nach so vielen
und so mannigfaltigen Gefahren und Mühselig-
keiten, ein jeder nicht mehr als zwey hundert
Pflaster an Werth. Die Flibustier murr-
ten hierüber laut, und sagten Morgan ins
Gesicht, daß er die größten Kostbarkeiten nicht
in Anschlag gebracht, sondern sich allein zuge-
eignet hätte. Die Sache war augenscheinlich,
da viele von den durch einzelne Freybeuter ein-
geleserten Artikeln bey der Theilung gar nicht
zum Vorschein kamen. Noch andre Klagen
wurden mit diesen verbunden, und es war
eine Empörung zu fürchten. Der treulose An-
führer hatte keine Neigung seine Raubgefä-
hren zu befriedigen, aber auch den Aufruhr
wollte er nicht abwarten; er ging daher heim-
lich an Bord seines Schiffs und segelte ab,
in Begleitung von drey andern Schiffen, deren
Befehlshaber eben so eigennützig wie er die
Beute getheilt hatten, und daher ihm ergeben
waren. Die ganze übrige Flotte mußte zurück

bleiben. Die andern Flibustier, die sich so schändlich verlassen sahen, wurden wüthend; sie wollten Morgan nachstellen und ihn angreifen; allein es fehlte ihnen an Proviant und andern Nothwendigkeiten; sie waren daher gezwungen sich in Haufen zu theilen, und sich zu zerstreuen, um an den Küsten von Costa Rica Lebensmittel zu rauben, und endlich auf verschiedenen Wegen ihre Rückfahrt anzutreten. Unfälle mancherley Art aber vereitelten ihren Plan, und nur mit vieler Mühe gelang es ihnen lange nachher Jamaica wieder zu erreichen.

Morgans Entwurf zweckte noch nicht auf Ruhe ab, und so übel er auch seine Cameraden behandelt hatte, so war er doch gewiß, auch bey seinen künftigen Unternehmungen Gefährten zu finden. Jetzt hatte er die Idee, eine Menge Menschen nach der Insel St. Catharina zu verspflanzen, dieses Eiland stark zu besetzen, und es zur Residenz aller Flibustier zu machen. Schon sollte dieser Plan ausgeführt werden, als ein Englisches Linien-

schiff in Jamaica ankam, dessen mitabgebrachte Depeschen eine Schreckenspost für die Freybeuter waren. Der Gouverneur der Colonie wurde zurück gerufen, um sich wegen seiner Vergünstigung dieser blutdürstigen Bösewichter zu verantworten. Mit dem Kriegsschiff kam zugleich der neue Gouverneur der Insel an, der sofort in allen Häfen des Königs von England Entschluß bekannt machte, mit dem Spanischen Monarchen und dessen Unterthanen in America von jetzt an in Freundschaft zu leben; wobey das strengste Verbot erging, keinem Sklavenschiefer mehr zu erlauben aus Jamaica auszu-
laufen, um die Spanischen Länder anzugreifen.

Die Englischen Freybeuter, die sich auf dem Meer befanden, wagten jetzt nicht zurück zu kommen, aus Furcht daß man bey diesen Staatsgesinnungen ihnen ihre Beute wieder abnehmen würde; sie waren nun genöthigt auf dem Meere herum zu irren, und endlich sich nach der Französischen Insel Tortuga zu begeben; dieser alten Herberge der Piraten, die in diesen Regionen ihnen nur noch allein als

Zufuchtsort übrig war. — Morgan gab nun seine weitem Entwurfe auf, und betrat nicht mehr den Raubschauplah, wo er eine so große Rolle gespielt hatte; er war von jetzt an ganz unthätig, lebte ruhig in Jamaica, stieg zu den größten Ehrenämtern in der Insel, und genoß seine Reichthümer.

Neunter Abschnitt.

Da die Staatsverhältnisse zwischen Frankreich und Spanien ganz anders, als zwischen Spanien und England waren, und überdies Frankreich sich mit Holland im Kriege befand, so hatten die Flibustier, selbst auch die Engländer, die jetzt die größte Anzahl ausmachten, bey allen Verböten der europäischen Höfe, dennoch freyes Spiel, um nach der Kriegslage oder der Stimmung der verschiedenen Mächte, bald unter diesem, bald unter jenem Schutze, ihre Raubtöcnen fortzusetzen. Unter den neuen Anführern zeichneten sich Sharp, Harris und Sawkins aus. So wie ihre Jungeroffnen, caperten auch sie Schiffe, plünderten Inselstädte, machten Landungen, und unternahmen Wärsche tief ins Land.

Im April 1680. landeten drey hundert und ein und dreyßig dieser Freydeuter an der Küste Darien, und nahmen nach einem zwölftägigen, so gefährvollen als mühseligen Marsch, bald zu Lande, bald auf Flüssen, in acht und sechzig Canots, mit einem sehr geringen Verlust die Stadt Santa Maria weg, deren benachbarte Gebirge für die reichsten Goldgruben in America gehalten wurden. Dieser Zug geschah unter der Leitung von Indianern, bey denen sich auch ein sogenannter König befand, der sich gegen die Spanier sehr erbittert zeigte. Die Deute war jedoch an diesem Orte höchst unbedeutend. Drey Tage zuvor war alles hier eingesammelte noch vorräthige Gold, drey hundert Pfund an Gewicht, nach der zehn Jahre zuvor verbrannten, aber jetzt wieder aufgebauten, Stadt Panama transportirt worden; was sonst noch von Werth in dem wenig bevölkerten Santa Maria gewesen war, hatten die fliehenden Bewohner mit in die Wälder genommen. Die Flibustier verweilten daher hier nur zwey Tage; sie verbrannten das Fort und die Stadt, schifften sich auf

Neunter Abschnitt. 331

fünf und dreyßig Canots ein, und fuhren längs dem Fluß herunter, nach dem Golf von Delona, um Panama selbst abermals einen Besuch zu machen. Der vorbesagte König und einige andere Indianer hatten auf Hasi gegen die Spanier zugesagt, sie dahin zu begleiten, und die Führer der Freybeuter zu seyn.

Es waren jetzt zehn Jahre her, seitdem diese Stadt, wie oben erzählt, von Morgan und seinen Kibuskern zerstört worden war. Dieß große Unglück war jedoch für die Einwohner, die durch den Handel sich bald wieder erholt hatten, in mehrerer Hinsicht wohlthätig geworden. Man hatte sie wieder aufgebaut, allein vier Meilen weiter nach Westen. Hier war die Lage viel bequemer, der Hafen besser, und das süße Wasser in größerer Menge, da sich die Mündung des durch seine Größe und Wichtigkeit bekannten Flusses Rio grande gerade hier befand, wo derselbe ins Südmeer fällt, und dadurch selbst den größten Schiffen die Freyheit des Einlaufens gestattet. Auch war diese neue Stadt viel größer und fester gebaut, als

die alte. Die sonst durchaus aus Cedernholz aufgeführten Häuser waren jetzt fast alle steinern, und größtentheils hoch, von mehreren Stockwerken, statt daß man ehemals nur in niedrigen Gebäuden gewohnt hatte. Der Bau der acht Kirchen war auch schon weit gediehen, aber, da man dabey nach großen architectonischen Plänen verfuhr, noch nicht vollendet. Die Länge dieser neuen Stadt war anderthalb, und die Breite etwas über eine Englische Meile. Indes wohnten viele arme Leute noch in den Ruinen der alten Stadt, wo auch die mit einem großen Dom gezierete Cathedralkirche noch stehen geblieben war.

Das Elend der Flibustier auf dieser Fahrt war sehr groß. Es fehlte ihnen ganze Tage lang hinter einander an Lebensmitteln und süßem Wasser; bald stürzten Regenströme, bald hohe Wellen auf die durch nichts gegen Witterung geschützten Freybeuter herab; bald wurden die zwanzig Fuß langen, aber nur anderthalb Fuß breiten Canots in die See getrieben, bald von den Wellen umgeschlagen, so daß die Aben-

teurer ihre Haabe verlohren, und nur durch Schwimmen mit vieler Mühe ihr Leben retten konnten. Der Sammelplatz der ganzen von Sawkins jetzt commandirten Flotille war die Insel Chepillo, sieben Seemeilen von Panama, wo endlich alle Canots und auch zwey Ruderfahrzeuge eintrafen, die man den Spaniern weggenommen hatte. Ein Schiff segelte ihnen jedoch vorbei, das seinen Lauf nach der zur Plünderung bestimmten Stadt nahm. Alle Bemühungen es einzuholen waren vergebens, und nun war gewiß zu erwarten, daß man dort die Ankunft der Flibustier erwarten würde. Sie gaben daher jetzt alle Hoffnung auf, die Stadt zu überrumpeln; eine Hoffnung, die bey ihrer geringen Mannschafft und ihrer Ausrüstung ohnehin nur auf eine unsinnige Vermessenheit gegründet seyn konnte. Sie erwarteten viel von der beym Van herrschenden Verwirrung, den sie noch weit zurück zu seyn glaubten; dabey dachten sie nicht daran, daß die Spanier, wie doch sehr natürlich war, mancherley Vorkehrungen gemacht hatten, bey etwanigen Angriffen ihren neuen Bau ernstlich

zu schützen, und besonders erneuerten Räubers-
besuchen zu bezeugen. Jetzt sahen sie ein,
daß, wenn sie sich nicht ihren Feinden vorzüglich
überliefern wollten, keine Plünderung der
Stadt, ja nicht einmal eine Landung gewagt wer-
den konnte; sie richteten nun ihr Augenmerk da-
rauf, wenigstens alle dort befindlichen Schiffe
wegzucapern, und sich Meister von der See zu
machen; welches bey der anwesenden Spani-
schen Seemacht, ohnehin ein großer Entwurf
war. Diesem neuen Plane gemäß ruderten sie
die ganze Nacht durch, bey einem schrecklichen
Regen, und waren vor Sonnenaufgang im
Angezicht von Panama. Fünf große und drey
kleine zum Kriege gegen die Seeräuber aus-
drücklich bestimmte Schiffe lagen hier bey der
zwey Seemeilen entfernten Insel Perico vor
Anker, wo man Magazine und andre Handels-
gebäude errichtet hatte. Die drey kleinen
Kriegsschiffe waren segelfertig, und wurden
commandirt von Don Jacinto de Va-
ra hona, dem Oberadmiral des Südmeers.
Er war in Person gegenwärtig, und sein
Schiff mit sechs und achtzig Discojern bemannt,

die zu den besten Seeleuten und Soldaten der Spanischen Monarchie gehören. Es waren sämmtlich Freywillige, die ihren Muth zeigen wollten; das zweyte mit sieben und siebenzig Negern bemannte Schiff commandirte Don Francisco de Peralta; und das dritte Don Diego de Carabazal, der fünf und sechzig Mulatten am Bord hatte. Alle drey hatten sich durch ihre ausgezeichnete Tapferkeit bekannt gemacht, und von der Regierung die bestimmten Befehle erhalten, keinem Glibustier Parben zu geben.

Die Spanischen Schiffe setzten sich gleich in Bewegung, und segelten auf die Canots los, die getrennt in einiger Entfernung von einander fuhrten; nur fünf derselben und ein Rudersfahrzeug waren bespammten. Die ganze Mannschaft dieser sechs kleinen Wassermaschinen bestand nur aus acht und sechzig Mann, die von der harten, die ganze Nacht durch bestandenen, Ruderarbeit sehr entkräftet waren. Die Zeit zu sechten war jedoch jetzt nicht ihrer Wahl überlassen. Das Mulattenschiff machte den

Anfang und versuchte die vorwärts rückenden Canots in Grund zu bohren. Kein Schuß war so glücklich, dieß zu bewirken; wohl aber wurden gleich fünf Flibustier verwundet. Indeß näherte sich das Admiralschiff. Der Kampf war überaus ungleich; allein die besondere Geschicklichkeit dieser Freibeuter im Schießen und ihre große Kühnheit ersetzten alles. Ihre Kugeln machten das Verdeck der Spanischen Schiffe zu einem Mordplatz. Besonders war die Fregatte des Admirals ihr Augenmerk, da sie sehr richtig urtheilten, daß das Schicksal dieses Schiffs alles entscheiden müßte. Ein jeder, der hier ans Steuerruder trat, war sicher in der nächsten Minute seinen Tod zu finden. Das Mulattenschiff versuchte dem Admiral zu Hülfe zu kommen; allein die Canots warfen sich dazwischen, und da ein starker Wind das Entern verhinderte, so ersetzten doch die Kugeln der Flibustier diesen Nachtheil; sie räumten auch hier so sehr auf, daß kaum so viel Mannschaft übrig blieb, das Mulattenschiff zu regieren. Don Diego eilte also den Kampfplatz zu verlassen und

segelte fort. Die Canots legten sich nun dicht ans Admiralschiff an; Geschrey und Tod war die Losung. Die Flibustier riefen den Discajern wiederholt zu, sich zu ergeben, und versprachen ihres Lebens zu schonen, allein diese wollten von nichts hören. Zwey Dritte theile der Schiffsbefahrung lagen schon todt hingestreckt, und von den übrigen waren die meisten verwundet. Endlich fiel der Admiral selbst, so wie auch der Obersteuermann; nun schrie der kleine Rest um Schonung, und die Flibustier erstiegen das Schiff, an dessen Bord in der Eile alle ihre Verwundeten gebracht wurden.

Noch hielt sich das Negerschiff. Der Befehlshaber, Don Francisco de Peralta, schlug alle Angriffe des Capitain Sawkins ab, der dreyimal zu entern versucht hatte. Nun eilten ihm zwey Canots zu Hülfe, und das Schiff wurde von allen Seiten mit Musterten, immer sorgfältig aufs Verdeck gerichtet, beschossen. Es währte nicht lange so klag eine

Pulvertonne in die Luft, wodurch viele Neger ins Meer geschleudert, andre verbrannt wurden; dennoch setzte Peralta den Kampf fort; allein es entzündeten sich noch mehrere Pulvertonnen, und richteten auf dem Neger-schiff eine schreckliche Verwirrung an, die von den Klübstern nicht unbenuzt blieb. In wenig Minuten war nun auch dieß Schiff erstiegen. Die Freyventer selbst erstaunten über den gräßlichen Anblick. Das Blut lief in Strömen wie Wasser vom Verdeck herunter, wo die todtten Körper schwammen. Von der ganzen Mannschaft war nicht einer, der nicht todt, oder schwer verwundet, oder verbrannt war. Die schwarze Haut der Neger contrastirte mit den vielen weißen Stellen ihres Leibes, wo die Gewalt des Pulvers das Fleisch weggerissen, und die Knochen entblößt hatte. Auf dem Admiralschiff fand man auch von der sechs und achtzig Mann starken Besatzung nur noch fünf und zwanzig am Leben, von denen siebenzehn stark verwundet und nur acht noch im Stande waren Waffen zu handhaben.

Das Gefecht hatte bennähe neun Stunden gedauert, und war, in Rücksicht auf die Streiterzahl, das blutigste, das die Flibustier je geliefert hatten. Sie zählten dabey auch von ihren acht und sechzig Streichern achtzehn Todte und zwey und zwanzig Verwundete, so daß nur acht und zwanzig Gefunde noch übrig waren. Unter den erstern befand sich der Capitain Harris, ein Engländer aus Kent, dessen Tod von seinen Raubgefährten sehr bedauert wurde; er war durch beyde Beine geschossen, die bis auf die Knochen verletzt waren, und dennoch erkletterte er mit diesen blutenden Beinen ein feindliches Schiff, und starb bald darauf an seinen Wunden.

Die Flibustier fuhren nun nach der Insel Perico, wo sie die fünf andern größern Spanischen Schiffe ohne Widerstand in Besitz nahmen, da man sie zum Verhuf der drey sechsenden ganz von Mannschaft entblößt hatte. Das größte derselben, La santissima Trinidad (die heiligste Dreyeinigkeit), fand man ganz verlassen und in Flammen. Die Spanier hatten es angezündet und es auch angebohrt.

Es glückte den Flibustiern aber das Feuer zu löschen, und den Leck zu versstopfen, worauf sie alle ihre Verwundete hierher brachten. Dieß Schiff von vier hundert Tonnen war mit Wein, Zucker, Häuten und Seife beladen; das zweyte mit Eisen; das dritte ganz mit Zucker; das vierte ganz mit Wehl; das fünfte aber hatte keine Ladung.

Die Flibustier begnügten sich mit dieser Beute, ohne etwas gegen Panama zu unternehmen, wo außer den Einwohnern, die man bewaffnet erwarten konnte, eine Besatzung von vierzehn hundert wirklichen Soldaten war. Dennoch aber hätten sie trotz ihrer so sehr schwachen Anzahl einen Versuch zum Landen gemacht; allein es entstand Zwietracht unter ihnen. Es hatten an diesem Tage, wie oben gesagt, nur acht und sechzig Mann geschoßen; die andern Canois so wie auch das größere Kuder Fahrzeug, kamen zu spät an. Man schrieb dieß den zurückgebliebenen Capitain Coron zu, und warf ihm Mangel an Muth vor. Hierauf trennte er sich von der

Genossenschaft, und überredete lebendig andre seinem Beyspiel zu folgen. Sie nahmen das kleinste der erbeuteten Schiffe und das eine Rudersfahrzeug, und richteten ihren Lauf nach dem Fluß Santa : Maria; auch der König von der Küste Darien ging mit ihnen, und trennte sich also von dem Kriegs : Haufen, nachdem er zuvor den in den Gewässern bey Panama noch bleibenden Flibustlern die fernere Vernichtung ihrer gemeinschaftlichen Feinde ernstlich empfohlen, ja selbst seinen Sohn und Neffen bey ihnen zurück gelassen hatte.

Sawkins war jetzt der Befehlshaber dieser Flibustier, die nur zehn Tage noch bey Panama blieben, und sodann nach der nahe gelegenen Insel Taroga segelten, von wo aus sie alle nach Panama fahrenden Schiffe sehen konnten. Aus dieser Stadt kamen jetzt Kaufleute, die den Freybeutern alle Nothwendigkeiten verkauften, deren sie bedurften, und dagegen von ihnen die erbeuteten Schiffsgüter, so wie auch die Neger, jeden derselben für zwey hundert Piafter kauften. Es kam auch

eine Bottschaft vom Ober-Gouverneur von Panama hier an; er erkundigte sich wer sie wären, und um die Ursache ihrer Ankunft. Sawlins antwortete: „Sie wären Engländer, „und gekommen dem Könige von Darien, als „dem rechtmäßigen Herrn dieser Länder, Hülfe „zu leisten. Was sie thun könnten, hätte „man gesehn, und möchten die Spanier aus „der Vernichtung aller ihrer Kriegsschiffe „durch eine kleine Zahl *Flussier*, auf das „Künftige schließen. Wüßte man die Ein- „stellung der Feindseligkeiten, so müßten die „Spanier versprechen, die Indianer nicht mehr „zu unterdrücken, sondern ihnen volle Freyheit „zu lassen; ferner müßten sie eine Contribution „bezahlen: jedem fechtenden Soldaten fünf „hundert, und jedem Befehlshaber tausend „Piaster. Wollte man sich dazu nicht beque- „men, so würden sie bleiben, und so viel „Schaden als möglich thun.“

Mitten unter diesen Gräueln verdient ein Zug der Valanterie aufgezeichnet zu werden. Sawlins erfuhr von den obenbesagten Kauf-

leuten, daß der vormahlige Bischof von Santa Martha, der vor vier Jahren sein Gefamgener gewesen, jetzt Bischof von Panama war. Er hatte für diesen Prälaten viel Achtung, und um diese zu beweisen, so schickte er ihm zwey Hüte des erbeuteten Zuckers zum Geschenk. Der Bischof nahm es an, und erwiderte es durch einen goldenen Ring. Zu gleicher Zeit aber erfolgte eine zweyte Bottschaft vom Gouverneur des Inhalts: „Da sie Engländer wären, so wünschte er zu wissen, von wem sie zu ihrer Expedition den Auftrag hätten, und bey wem er sich über den verursachten großen Schaden beklagen müßte?“ Sawkins Antwort war kurz und energievoll: „Unsre Schaa ren sind noch nicht alle bey sammen. Sobald dieß geschehen seyn wird, werden wir nach Panama kommen und unsre Aufträge durch die Mündung unsrer Canonen vorlegen, wo man sie so klar lesen soll, als die Flammen sie nur machen können.“

Wenigstens hier im Südmeer, wo gewöhnlich alles ruhig war, undesorgt segelnde Schiffe

se, fielen den Flibustiern in die Hände; unter andern eins, das zwey tausend Weinsäffer, fünfzig Pulvertonnen, und 31,000 Piaſter baar Geld, den Sold der Garniſon von Panama, am Bord hatte. Sie erfuhrten, daß ein anderes von Lima mit 100,000 Piaſter beladen in zehn oder zwölf Tagen auch diesen Weg kommen würde. So groß und gewiß diese Beute war, so viele Hoffnung man auch hatte, von Panama bald etwas durch Capitulation zu pressen, so waren doch die Flibustier durch den Mangel an frischen Lebensmitteln so unzufrieden gemacht, daß sie keine Vorstellungen ihrer Befehlshaber anhören wollten. Sawkins war gezwungen Taroga zu verlassen, und nach der Insel Otoca zu segeln, wo man Vögel, Schweine und andre frische Nahrungsmittel fand; allein zwey Boote verunglückten auf dieser Fahrt, und gingen mit zwey und zwanzig Mann zu Grunde.

Die Flottille setzte sich bald nachher bey Cayboa, einer wegen der Perlen-Fischerey

Neunter Abschnitt. 345

berühmten Insel, vor Anker. Sawkins wählte hier sechzig Mann aus, mit denen er die acht Seemeilen entlegene Stadt Puebla Nueva angreifen wollte. Allein die Einwohner dieses Orts waren zu ihrem Empfang vorbereitet. Der Angriff mißglückte, und Sawkins selbst verlor dabey sein Leben.

Der Tod dieses von der ganzen Genossenschaft sehr geliebten Anführers hatte die Folge, daß ein anderer Haufe der Flibustier sich empödete, um sich von der Haupt-Gesellschaft zu trennen, die jetzt den Capitain Sharp zu ihrem Befehlshaber wählte. Dieser rief sofort die ganze Mannschaft auf dem größten Schiffe zusammen, und verlangte ihre Erklärung, ob sie zurückkehren, oder im Südmeer bleiben, und den ursprünglichen Plan ausführen wollten; im letzten Fall gedächte er seinen Rückweg durch die Magellansche Straße zu nehmen, und so ganz Süd-America zu umschiffen. Er fügte hinzu: daß er gewiß hoffe, ein jeder sollte sodann eine Deute von tausend Pfund Sterling mitbringen. Die

Gefinnungen der meisten Klibustier waren auf eine schnelle Rückkehr gerichtet. Diese aber konnte nicht anders als größtentheils zu Lande geschehn, mitten durch wilde Völkerschaften und in der für diese Regionen höchst beschwerlichen regnigten Jahreszeit, die so viel Mühseligkeiten als Gefahren im Prospect zeigte. Dennoch entschlossen sich drey und sechzig Mann, uneingedenk ihrer feyerlichen Zusage sich nicht zu trennen, zu dieser Reise, bey welcher sie den Sohn des Königs von Darien und alle übrigen Indianer als Führer mitnahmen. Man gab ihnen ein Schiff und Lebensmittel im Ueberfluß, womit sie am Ende des May 1680 abreisten.

Sharp segelte nun mit seinen Klibustiern auf zwey Schiffen nach der unbesetzten Insel Gorgona, wo er das schadhaft gewordene Hauptschiff ausbessern ließ; sodann ging die Fahrt vorbey der Insel del Gallo, dem Lande von San Iago, von San Matteo, den Vorgebirgen San Francisco und Passao, ferner bey dem Hasen von Man-

ta und bey der Silberinsel vorbei; ein Name, den ihr der große Englische Seemann Drake gab, der hier die von den Spaniern gemachte Beute unter seine Gefährten vertheilte, wobey die kostbaren Metallstücke nicht gezählt, sondern das Silber in großen Trinknapfen abgemessen worden war. Die Spanier in dortiger Gegend sprachen noch am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts mit Erstaunen von jener Englischen Expedition, deren Erfolg bey ihnen durch die Tradition noch sehr vergrößert worden war; sie behaupteten, daß Drake's Schiff, ohngeachtet seiner Größe, die ungeheure Masse des erbeuteten Silbers nicht tragen konnte, und daß er daher geunthigt war, einen großen Theil über Bord werfen zu lassen.

Charp's Plan war: unter Leitung eines alten Negers, der die Küsten kannte, nach Africa zu gehen; einer Stadt, die eine Niederlage alles Goldes aus Potosi, Chuquisaca und andern Orten war, wo es in den Bergen gegraben wurde. Sie sahen in eini-

ger Entfernung die Stadt Guayaquil, einen sehr reichen Ort, damals von ungefähr fünf hundert Häusern, der Seehafen der großen Stadt Quito. Hier caperten sie verschiedene Spanische Schiffe; sie nahmen aus denselben alles was von Werth war, und gaben sodann den Gefangenen die Freiheit zu segeln, wohin sie wollten; nur die Edelleute und Schiffsofficiere, die in ihre Hände fielen, wurden mitgenommen, aber wohl behandelt; auch mußte der im Gefecht bey Panama gefangene Capitain Peralta fortdauernd noch die Flibustier allenthalben begleiten. Das Wetter wurde übel, und das Wasser fing an zu fehlen; es entstanden Stürme, die die Schiffe vom Lande entfernt hielten; und wenn diese versuchten, sich dem Ufer zu nähern, so konnten sie es wegen der steilen Ufer und Brandungen nicht besteigen. Hierzu kam, daß das ganze Land auf ihre Ankunft vorbereitet war, und die Flibustier Gefahr liefen, daß wenn ihre Boote auch nicht an die Felsen zerschmettert wurden, doch ihre Waffen und Munition nicht trocken erhalten werden

konnten. Der Mangel an Wasser nahm endlich so zu, daß jeder nur täglich zwey Theetassen voll bekam. Die Freydeuter wurden nun tumultuarisch, und waren kaum zu zügeln. Sie befanden sich nur noch sechs Seemeilen von Africa, wo sie jedoch schlechterdings nicht landen konnten; aber in der Bay von Hilo liefen sie ein, wo sie die Stadt dieses Namens besührnten und plünderten. Sich landeinwärts von der Küste zu entfernen, trugen sie Bedenken; denn die umherliegenden Hügel fanden sie alle mit Spaniern besetzt, die tief aus dem Lande gekommen waren, und deren Anzahl sich beständig mehrte.

Die Flibustler waren nicht gesonnen sich hier zu schlagen; sie eilten daher ihre Waffensässer zu füllen, brachten eine Menge Zucker, Del, Obst und Gartenfrüchte zusammen, schifften sich sodann in der Nacht ein, und segelten fort. Sie landeten bey la Serena; einer Stadt, die acht Kirchen und vier Klöster hatte, wo die Räuber aber ihren Zweck verfehlten. Die bey Zeiten gewarnten Einwohner waren

größtentheils mit ihrer besten Haabe entflohn; auch fanden die Freybeuter hier keinen Widerstand. Was nun noch übrig war, wurde geplündert. Die Spanier fürchteten, daß die Stadt verbrannt werden würde, und schickten daher einen Trompeter ab, den Flibustier eine Ranzion anzutragen, welches diesen hier nichts mehr Hoffenden ganz recht war. Man kam bald überein; die Summe wurde auf 95,000 Piaſter angeſetzt, allein die Zahlung verzögert. Die durch neuen Muth belebten Spanier hofften die bewilligte Ranzion zu retten; und ſuchten bloß Zeit zu gewinnen; ſie öffneten eine Schleiße, um die Flibustier in la Serena zu erlöſen. Der Verſuch mißlang gänzlich. Nun säumten diese nicht länger, und zündeten die Stadt an. Sie waren indeß anderweitig ihrem Untergang sehr nahe gewesen, ohne es zu ahnen. Die Spanier hatten den Entwurf gemacht, das Raubſchiff zu verbrennen. Ein Mann schwamm auf einer ausgestopften Pferdehaut in der Nacht ans Schiff, zwangte sowohl in die Fugen, als zwischen dem Steuerruder Schwefel und andre

Neunter Abschnitt. 331

brennbare Materien, und zündete sie an. Das Schiff war bald voller Rauch; das Steuertruder brannte schon, als die am Bord befindlichen Flibustier endlich den Ursprung entdeckten, und glücklich das Feuer dämpften. Dieser Vorfall war für den schwermüthig gewordenen Capitain Veralta, so wie für die Gefangenen sehr günstig; sie wurden jetzt alle in Freyheit gesetzt, aus Besorgniß, daß sie in der Verzeiſung diesen Wink nächstens, und vielleicht mit besserm Erfolg, benutzen könnten.

Die Fahrt ging nun nach der durch Ansons Reise berühmt gewordenen Insel Juan Fernandez. Hier brach die unter diesen Flibustier lange geherrschte Unzufriedenheit in einen Tumult aus. Sie kündigten ihrem Anführer Sharp den Gehorsam auf, und erwählten einen Namens Watling zu ihrem Befehlshaber. Endlich landeten sie, nach vielem Herumkreuzen, im Juny 1680. bey Arica. Hier war eine Besatzung von neun hundert Mann, wozu noch kürzlich vier hundert Mann von Lima gekommen waren

Von diesen lagen drey hundert im Fort. Watling ließ einen Theil der Seinigen bey den Fahrzeugen, nahm nur zwey und neunzig Mann mit sich, und ging nun auf die Stadt los; die Spanier warfen sich ihm entgegen, und es erfolgte ein blutiges Gefecht. Der Ausgang war wie gewöhnlich: die Flibustier drangen in die Stadt, so gering auch ihre Anzahl war, und obwohl die Verhauung derselben und die Menge ihrer Gefangenen auch ihre Wachsamkeit erforderte, so waren sie doch so verwegen das Fort anzugreifen. Hier aber fanden sie einen starken Widerstand.

Mitterweile sammelten sich die geschlagenen Spanier, drangen in die Stadt haufenweise, und fielen den Flibustiern in Rücken, so daß diese genöthigt wurden, den Angriff aufs Fort aufzugeben und innerhalb den Stadtmauern ein neues Gefecht anzufangen. Die Zahl ihrer Gegner aber nahm mit jedem Augenblick zu; dabey fochten diese mit großer Wuth; ein Frepbeuter nach dem andern sank nieder; auch der neue Anführer Watling

und einige ihrer Schiffsbeamten wurden zu Boden gestreckt, andre wurden gefangen. Die Spanier schienen nichts als Rache gegen die grausamen Feinde ihrer Nation zu athmen. Der Kampf wurde zu ungleich, um ihn von Seiten der Freybeuter länger mit Hoffnung fortzusetzen. Auch baten sie ihren vorigen Anführer Sharp, der jetzt neuerdings das Commando übernommen hatte, um Befehl zum Rückzuge. Dieser war um so dringender, da die Illibustier vor Durst fast verstimmeten, auch den ganzen Tag noch nichts gegessen hatten, und ganz entkräftet waren. Sharp, der keine Gefahr kannte, und dem der Gedanke empörte, mehrere seiner Gefährten in Gefangenschaft zurück zu lassen, wollte sich lange dazu nicht verstehen. Nicht Deute, nicht kriegerischer Ruhm, nicht Ehrendankel kamen hierbey in Betrachtung, sondern Brudertreue und Societäts-Pflichten, deren Erfüllung jedoch die Natur der Dinge Gränzen setzte. Der noch übrige Haufen mußte auf Rettung denken. Endlich geschah der Rückzug aus der Stadt, woju man sich mit der äußer-

sten Gewalt und Durchhauen den Weg bahnte; nachdem acht und zwanzig Freybeuter theils getödtet, theils gefangen worden waren, außer achtzehn gefährlich Verwundete, die man mit fortschleppte. Ein empfindlicher Verlust für die Flibustier war die gewaltsame Trennung von drey Schiffswundärzten, die auch zurückblieben, da sie sich so besoffen hatten, daß man sie aller Mühe ohnerachtet nicht fortbringen konnte.

Die Spanier verfolgten ihre sich zurückziehenden Feinde bis ins freye Feld. Hier aber formirten sich die Freybeuter, und benahmen durch zweckmäßige Vertheidigungsmaßregeln ihren Gegnern die Lust ein neues Gefecht zu beginnen. In der Nacht endlich erreichten sie ihre Schiffe, und segelten ab.

Sie richteten nun ihren Lauf nach dem Golpf von Nicoya. Hier trennten sich abermals sieben und vierzig Mann von der Gesellschaft, um auch zu Lande, so wie die vorigen, den Versuch zu machen, das jenfeitige Meer zu erreichen. Der übrige Haufen der

Elibustier setzte nun allein die Räubereyen
 fort, nachdem sich, zur größern Zuversicht bey
 künftigen Unternehmungen, alle nochmals
 feyerlich verbunden hatten, sich nicht zu tren-
 nen. Sie nahmen bald darauf ein Spanisches
 nach Panama segelndes Schiff, das außer
 vielen Waaren 37000 Piaſter am Bord hatte,
 und gleich darauf ein anderes, worauf sich
 zwar nicht so viel baar Geld befand, das aber
 noch reicher als das vorige beladen war; unter
 andern fand man sechs hundert und zwanzig
 Fässer mit Wein und Brantwein gefüllt.
 Die darauf befindliche Mannschaft, vierzig
 an der Zahl, wehrte sich anfangs, allein die
 Elibustier befolgten ihre furchtbare Metho-
 de: sie zielten nach den Befehlenden, schossen
 den Capitain und den Steuermann todt, wo-
 rauf sich die übrigen sogleich ergaben. Die
 Gefangenen wurden ungefäumt in Freyheit
 gesetzt. Man erfuhr von ihnen, daß die zu
 Lande gewanderten Freydeuter sich auf ihrem
 Zuge allenthalben hätten durchschlagen müssen;
 und daß der Vicelkönig von Peru den Admiral
 Ponce hatte enthaupten lassen, weil er die

Flibustier nicht während ihres Aufenthaltes zu Gorgona aufgesucht und vernichtet hatte. An keine große Beute bey Landungen war sehr mehr zu denken, da der Räuberhaufen so klein, und man allenthalben auf der Huth war; sie beschloßen daher einmüthig, alle weitem Versuche aufzugeben, und durch die Magellansche Meerenge entweder nach England, oder nach den Englisch-Ostindischen Inseln zu segeln.

Diese Fahrt war unglücklich. Die Flibustier kämpften mit schrecklichen Stürmen, konnten die Meerenge nicht finden, und wurden nach dem Südpol zu in unbekannte Meere getrieben, wo sie jede Minute besorgen mußten, auf verborgenen Klippen und Sandbänken ihren Untergang zu finden. In dieser gefährlichen Lage ergößten sie sich dennoch an dem Geraubten, das ihr Trost war. Als Zeitvertreib theilten sie immer etwas von der gemachten Beute; sie nahmen erst das gemünzte und ungemünzte Gold und Silber vor, sodann die Kleinodien und andre tragbare Sachen von Werth; die Vertheilung des

übrigen aber ließen sie bis zu einer bessern Gelegenheit. Zum Loose eines jeden waren bey diesen ersten Theilungen fünf hundert und vier und funfzig Piaſter gefallen, wozu einige Zeit nachher noch ein kleiner Nachschuß von vier und zwanzig Piaſter geſügt wurde. Sie hatten jezt Reichthümer, aber schlechte Nahrungsmittel; an Fleisch fehlte es ihnen gänzlich. Indesß hatten sie doch ein Schwein am Vord, das sie mehrere Monate lang zu einem Feſt aufbewahrten, und das sie auch am Weihnachtstage 1680 verzehrten. Die Langerweile trieb auch diese Räuber oft zum Spiel, da denn viele von ihnen in kurzem alles was sie hatten, die ganze Frucht ihrer Mühseligkeiten und Gefahren, verloren.

Endlich Ende Januar 1681 langten sie zu ihrer großen Freude bey der Insel Barbados an; sie wagten es aber nicht ins Land zu gehn, da eine Englische Fregatte im Hafen lag, aus Besorgniß wie Freybeuter, die ohne Patent gecapert hatten, verhaftet zu werden. Die Flibustier segelten nun nach der Insel Antigua, wo sie vermittelst eines Boots einige

Lebensmittel einkaufen, und zugleich den Gouverneur um Erlaubniß bitten ließen, landen zu dürfen. Dieß aber wurde ihnen abge- schlagen, und überhaupt ihnen nichts bewilligt, was nur irgend zu ihrem Nutzen seyn mochte. Das Schiff und andre Artikel konnten auf diese Weise nun nicht verkauft werden; man gab daher alles dieses denen, die ihr ganzes Eigen- thum im Spiel verloren hatten, zu ihren weitem Glückversuchen. Die andern, die größere Zahl, trennten sich nun von diesen in ihrem alten Gewerbe noch fort Arbeitenden, und gingen mit ihrer Deute als Passagiere auf zwey Schiffen nach England, wo sie auch glücklich eintrafen.

Zehnter Abschnitt.

Es erhellet aus den vorstehenden Abschnitten, daß die Alibustier, wenn sie gleich einerley Grundsätze, Methoden, Sitten, Systeme, Regeln und Zwecke hatten, doch keine Einheit der Verfassung besaßen, keiner allgemeinen Verbindung nachstrebten, und keine Einheit in ihren Planen kannten; da jeder Haufe sich zufällig formirte, und, auch durch solche Zufälligkeiten bestimmt, abgefondert für sich handelte. Diese fehlende Einheit, der Mangel eines Oberhauptes, und die Verschiedenheit des Nationalcharacters der Küstenbrüder, entschieden damals das Schicksal von Westindien. Was hätten diese Menschen bey ihrem Muth, bey ihrer Geduld im Leiden, und bey ihren

andern kriegerischen Eigenschaften, in Verbindung mit dem sie so sehr beschätzenden Glück, nicht ausführen können, wenn ein Mann von Genie sie alle vereinigt, ihre Unternehmungen systematisch geleitet, und zu einem großen Ganzen geordnet hätte? Dies aber unterblieb. Die Geschichte der Flibustier besteht daher, ihrer Natur nach, aus einzelnen, gar nicht zusammenhängenden, nicht in einander eingreifenden, oft ganz isolirten, Handlungen, deren jede für sich, nach Maßgabe der Wichtigkeit der dabey beabsichtigten Zwecke, ein größeres, oder geringeres Interesse hatte, das auch bisweilen durch Character und Thaten der Anführer bestimmt wurde; denn diese Häupter waren Menschen, die, bey aller ihrer Verworfenheit, doch, wie man gesehen hat, durch ungewöhnliche Eigenschaften die Aufmerksamkeit denkender und gefühlvoller Leser reizen, und eine Art Theilnahme erzwingen, wäre es auch nur eine ähnliche, wie bey Trauerspielen, in der Hoffnung am Ende die Gerechtigkeit — welches freylich hier, bey den Flibustiern nicht immer der Fall war — triumphirend zu sehen.

Zehnter Abschnitt. 361

Bei diesem Mangel an Zusammenhang, wo man die Chronologie nicht beobachtet hat, noch beobachten konnte, wird nachstehender, vorsätzlicher Verstoß gegen die Zeitrechnung, wegen des Beweggrundes, desto verzeihlicher seyn. Man hat nämlich die Erzählung einer sehr außerordentlichen, in ihrer Art durchaus einzigen, wundervollen Unternehmung, die der Ordnung zu Folge hierher, im zehnten Abschnitt, kommen sollte, am Schluß dieser Geschichte versetzt, um solche mit einem Interesse zu endigen, das die chronologische Folge der Begebenheiten nicht zu verschaffen vermögend war. Man kann sagen, daß die glänzende Epoche der Flibustier sich mit jener romanhaften Unternehmung endigte, deren Erzählung dieß Werk beschließen wird.

Die Republik der Flibustier verlor nach und nach vieles von ihrem Eigenthümlichen, obgleich eine Anzahl halbwilder, mit den ursprünglichen Küstenbrüdern sehr wenig gemeinhabender Menschen, deren sich besonders die französischen und englischen Gouverneurs von St. Domingo und Jamaica bey ihren Nationalkriegen bedienten, auch diesen Namen führten. So unternahm Cussy, der französische Gouverneur von St. Domingo, im Jahr 1689, unterstützt von seinen sogenannten Flibustiern, sämtlich von der französischen Nation, eine Expedition auf St. Jago de los Cavalleros. Dieß war eine ebenfals zu St. Domingo oder Hispaniola gehörige Stadt, die auf einer durch den Fluß Yaque gebildeten Halbinsel lag, und von der Natur sehr befestigt war; sie wurde jedoch eingenommen, geplündert und verbrannt. Diese von einem königlichen Befehlshaber autorisirte That wurde bald gerächt. Es langte eine Spanische Flotte zu St. Domingo

Zehnter Abschnitt. 363

an, die sechs und zwanzig hundert Mann am Vord hatte, wozu noch sieben hundert Mann aus der Insel kamen. Die Franzosen mit Inbegriff ihrer Flibustier, konnten dieser Macht kaum tausend Mann entgegen stellen, und suchten daher vertheidigungsweise zu verfahren, welches aber nicht gelang. Es kam bald zwischen beyden zu einem sehr blutigen Gefecht, worin die Spanier einen vollständigen Sieg erhielten, und Eussy selbst auf dem Plage blieb.

Solche Blutszenen, wobey man nicht so wie sonst, nach Flibustier Art, unabhängig und um Beute, sondern auf Befehl, um das Interesse der Mächte kämpfte, waren jetzt das Loos der Landstreicher, die sich fortbauern bey aller ihrer Abhängigkeit, mit dem alten Societätsnamen brüsteten; ein so lange furchtbar gewesener Name, der immer noch Schrecken erregte, weshalb auch die Beybehaltung desselben von den europäischen Statthaltern in jener Weltgegend sanctionirt wurde. Diese sogenannten Flibustier wa-

ren nun nichts weiter als Kriegsinstrumente der Gölse. Man schiffte sie auf königliche Kriegsschiffe ein, so wie bey allen Gelegenheiten die Gouverneure der Inseln sich dieser Menschen als Truppen zu den Kriegsexpeditionen der Mächte in Westindien bedienten; kriegerische Begebenheiten, die mit dieser Geschichte nur in so fern etwas gemein haben, als Soldaten unter dem Namen *Glibustier* daran Theil hatten.

Im Jahr 1697 machte der französische Admiral Baron de Pointis mit einer Flotte von siebenzehn Kriegsschiffen eine Expedition nach Cartagena, wozu auch acht mit sechs hundert und fünfzig *Glibustiern* bemannte Schiffe flossen, deren Anführer keiner aus ihrer Mitte, sondern der königliche Gouverneur du Casse war. Hierzu kamen noch drey mit Colonisten und zwey mit Negern bemannte Schiffe; alles zusammen formirte eine Macht von fünf tausend und vier hundert Mann. Die *Glibustier* zeigten bey dieser Expedition ihren gewöhnlichen Muth und er-

stärksten das sehr feste Fort Boucachic. Auch die andern Forts wurden eins nach dem andern genommen, und endlich nach einer dreywöchentlichen Belagerung, wobey sich die Spanier wacker vertheidigten, und die Franzosen viele Menschen verloren, ging auch die Stadt Cartagena selbst durch Capitulation über.

Gleich bey der Erscheinung der französischen Escader hatten sich alle reiche Frauen mit ihren Kostbarkeiten geflüchtet, dabey waren hundert und zwanzig mit Geld beladene Maultesel vierzig Meilen landeinwärts geschafft worden. Dennoch fand man hier an dem Zurückgebliebenen in edeln, theils verarbeitenden, theils gemünzten Metallen, Juwelen, und transportablen Waaren, eine unermeßliche Beute, die auf vierzig Millionen Livres berechnet wurde, außer dem heimlichen Raub der vornehmsten französischen Officiere, deren jeder, ohne seinen gesetzmäßigen Beute-Antheil, sich mit 200, 000 Piaster Plünderungs-Geldern einschiffte; noch viele andere Dinge wurden zu diesem Beute-Ertrag nicht gerechnet, worunter sich einige hundert Canonen

befanden, von denen man die sechs und achtzig besten auf die Schiffe brachte.

Die Sieger überließen sich den abscheulichsten Ausschweifungen, und obgleich der größte Theil aus königlichen Soldaten, von königlichen Befehlshabern angeführt, bestand, so betrugten sie sich doch um nichts besser, als die Flibustier; sie machten sich aller Verbrechen und der scheußlichsten Gräuelt thaten schuldig. Die Capitulation wurde verletzt, die Kirchen entweiht, die angebotenen Reliquien aus ihren Gefäßen gerissen und mit Füßen getreten, die geheiligten Kirchengeräthe geraubt, die Mönche gefoltert, die Jungfrauen selbst auf den Altären nackend entkleidet und geschändet, da bey eine große Anzahl Kranke im Hospital, unter dem Vorwand die Mittheilung der Uebel zu vermeiden, ohne alle Hülfe, der Wuth und einer langsamen Verzweiflung überlassen.

Anfangs hatten die Franzosen die Absicht, sich hier festzusetzen, und einen höchst vortheilhaften Handel zu treiben; allein es riß auf einmal eine epidemische tödtliche Seuche

Zehnter Abschnitt. 367

unter ihnen ein, die so viel Menschen, Soldaten und Seeleute, wegraffte, daß man besorgte, bald nicht mehr die nöthige Anzahl Matrosen zu haben, die Schiffe zurück bringen zu können. Dieß Unglück vermochte den Befehlshaber Pointis zu einer schleunigen Einschiffung. Sie erfolgte vier Wochen nach der Eroberung, nachdem man die Forts gesprengt, und alle zum Handel und zur Schifffahrt gehörige Einrichtungen ruiniert hatte.

Die Flibustier hatten zur Eroberung von Cartagena das Meiste beygetragen, da nun aber die Sache geschehn war, so wurden ihre Dienste von den Befehlshabern vergessen, und Pointis selbst gab das Beyspiel einer schändlichen Mißhandlung dieser so gut genugsten Menschen. Er entfernte sie unter dem Vorwand, als ob Feinde im Anzuge wären, von der Stadt, um hier mit der Deute desto ungehinderter schalten zu können. Als sie ohne einen Feind gesehen zu haben zurück kamen, und die Plünderer, um die Betrogenen zu räufchen, über die leer gefundenen Schäu-

fer schrien, ja sogar den Flibustiern den Eintritt in die Stadt verweigerten, gingen ihnen die Augen auf. Sie wollten die königlichen Truppen an den Thoren angreifen, und sich mit Gewalt den Weg eröffnen; Pointis verhinderte jedoch diese Scene durch die schnelle Aufhebung des Verbots, und um die Flibustier noch mehr auszuföhnen, ernannte er ihren jetzigen Anführer, den von ihnen so sehr geliebten Gouverneur von St. Domingo, Ducasse, zum Commandanten von Cartagena. In dieser Eigenschaft verlangte Ducasse von den einbringenden Geldern Meldung. Dieß aber war nicht die Meinung des General Pointis; es entstand ein Streit, wobei Ducasse seine Commandantenstelle niederlegte, und unverzüglich alle aus St. Domingo mitgenommenen Flibustier, Colonisten und Neger, zurück verlangte; widrigenfalls er erklärte, daß er den General für den der Colonie, durch die längere Entziehung ihrer Macht, erwachsenden Nachtheil verantwortlich machte. Durch diese Drohung geschreckt, und überdieß froh, ihn

so künftige Menschen los zu werden, bewilligte Pointis den Abzug; nur wünschte er den vierten Theil der Flibustier, die er leichter zu bändigen hoffte, und eine Anzahl Neger noch bey sich zu behalten.

Ducasse sah mit Schmerzen seine Leute hinfallen; nicht allein raffte die Seuche sie weg, sondern bey dem gänzlichen Mangel an Hülfe für Kranke und Verwundete, sogar aus Mangel an Lebensmitteln mußten sie dahin sterben. Auch die Gesunden hatten keine andere Nahrung, als das Fleisch von Pferden, Hunden und Kaken. Indessen trotz diesem Elend mäßigten sich doch Ducasse und seine Flibustier, weil die Beute noch nicht getheilt war. Endlich wurde sie in Kisten gepackt und sollte eingeschifft werden. Nun entstand ein gewaltiges Murren unter den Brüdern des Bundes, die sich entschlossen zeigten, mit Gewalt die Einschiffung zu hindern. Nur auf Ducasse's dringendste Vorstellungen ließen sie es geschehn, schlugen aber ab vor der Theilung der Beute an Zerstörung der Boote zu

arbeiten. Pointis setzte seinen Trug fort, bis alles eingeschifft war. Nun wurde die Deuteheilung nach seiner Vorschrift geordnet, und dabey die Flibustier, wie die andern gemeinen Seeleute behandelt. Anstatt einiger Millionen, die sie, laut Uebereinkunft, erwarteten, bestimmte man ihnen bloß 40,000 Piaſter. Diese Geringschätzung, verbunden mit ihrer so wenig gesättigten Geldgier, setzte sie in Wuth; sie erinnerten sich ihres alten Namens und ihrer alten Unabhängigkeit, verwarfen den ihnen angetragenen Deuteantheil mit Verachtung und beschloßen das abgesondert segelnde Kriegsschiff des Oberbefehlshabers Pointis anzugreifen. Alles Witten und alle Vorstellungen von Ducasse waren diesmal fruchtlos, und die vermögende, muthmaßlich gelungene That wäre geschehn, ohne den Einfall eines Flibustiers, der ausrief: „Brüder! Wir haben Unrecht, uns an diesen Hund zu halten; er nimmt nichts von dem Unreigen mit. Unsern Antheil hat er in Carthagena gelassen, und dort müssen wir ihn holen.“

Zehnter Abschnitt. 371

Dieser Vorschlag wurde mit Jauchzen aufgenommen. Der bey allen bisher herrschende Muth machte nun der größten Heiterkeit Platz; sämtliche Schiffe der Flottille wurden sogleich umgewandt, und, mit Vereachtung gegen die so eben ausgewichene Seuche und Hungersnoth, der Lauf nach Carthage na gerichtet. Der über diesen Beschluß außer sich gesetzte Ducasse, der sich auf einer königlichen Fregatte befand, wandte sich an Pontis, um schleunig Maßregeln dagegen zu nehmen. Dieser Befehlshaber aber war an eben dem Tage von einer Krankheit befallen worden, und hatte das Commando dem General de Levi übertragen, dessen Antwort war: daß er den Räubern, die man alle aufhängen müßte, nicht nachlaufen würde. Nichts blieb Ducasse nun übrig, als der Versuch einer sehr ernstlichen schriftlichen Vorstellung und Ordre. Er sagte ihnen: „Ihr beleidigt den „größten König der Welt, der an der Ungerechtigkeit, die sie von einem seiner Officiere „erlitten, keinen Theil hätte; er selbst wolle „ihre Klagen vor seinem Thron bringen, wo

372 Zehnter Abschnitt.

„ihnen unfehlbar Gerechtigkeit werden würde;
 „nur müßten sie ihr Vorhaben auf Cartha-
 „gena aufgeben. Wollten sie es dennoch aus-
 „führen, so sollten sie bedenken, daß sie ihn,
 „ihren unschuldigen, sie liebenden Anführer,
 „dem Schaffot übergeben würden.“

Die Tlibustier waren jedoch viel zu sehr erbittert, um auf diese Vorstellungen zu achten; sie setzten ihre Fahrt fort, und erreichten Carthagena, wo ihre Erscheinung unter den unglücklichen, noch nicht wieder zur Erholung gekommenen, Einwohnern, die höchste Bestürzung verbreitete. Der Name Tlibustier und der Gedanke, daß sie jetzt allein wären, und durch nichts geängelt würden, füllte sie mit Grausen. An keinen Widerstand wurde gedacht, daher die Freydeuter jetzt sehr leichtes Spiel hatten. Sie sperrten alle Personen männlichen Geschlechts in die große Kirche, und schickten sodann Abgeordnete ab, die zu ihnen auf folgende Art sprachen:

„Wir wissen sehr wohl, daß ihr uns als
 „Leute ohne Treu und Glauben, und ohne

„Religion betrachtet, als Geschöpfe, die mehr
 „Teufel als Menschen sind. Ihr habt von
 „diesen Gefinnungen und von eurem Abscheu
 „während unsers Aufenthalts in und bey eurer
 „Stadt beleidigende Beweise genug gegeben.
 „Jetzt sind wir hier mit den Waffen in der
 „Hand, im Stande uns zu rächen, wenn wir
 „wollen; und gewiß erwartet ihr auch die
 „grausamste Rache. Eure bleichen Gesichter
 „verkündigen diese Angst, und euer Gewissen
 „muß euch sagen, daß ihr unsre Rache ver-
 „dient. Wir wollen euch aber euren Irrthum
 „berechnen, und euch zeigen, daß die schänd-
 „lichen Namen, die ihr uns beylegt, nicht
 „uns, sondern einzig und allein dem General
 „gebühren, unter dessen Befehlen ihr uns
 „habt sechten gesehn. Dieser Treulose hat uns
 „betrogen; denn obgleich er allein unsrer Tap-
 „ferkeit die Eroberung eurer Stadt zu verdan-
 „ken hat, so hat er sich doch geweigert, die
 „daraus entstandenen Früchte, seiner Zusage
 „gemäß, mit uns zu theilen. Dieß hat uns
 „gezwungen, euch einen zweyten Versuch zu
 „machen. Es thut uns leid, aber wir konn-

„ten nicht anders. Indes! schmeicheln wir
 „uns, daß ihr mit unsrer Maßigung und
 „Worttreue zufrieden seyn werdet. Wir ver-
 „sprechen euch, ohne die geringste Unordnung
 „zu begehen, eure Stadt zu verlassen, sobald
 „ihr uns fünf Millionen bezahlt haben werdet.
 „Mehr verlangen wir nicht. Solltet ihr aber
 „einen so billigen Antrag nicht annehmen, so
 „habt ihr alles nur denkbare Unglück zu er-
 „warten, das ihr euch sodann selbst zuschrei-
 „ben könnet, und dem General P o i n t i s ,
 „dessen Andenken euch frey steht mit allen mög-
 „lichen Verwünschungen zu belegen.“

Die Einwohner von Carthagena sahen
 leicht ein, daß bey dieser Art Menschen auf
 eine solche Anrede keine andre Antwort, als
 die Erlegung der verlangten Summe erfolgen
 könnte; auch bestieg ein Mönch sogleich die
 Kanzel, um seine Zuhörer zu beschwören, in
 dieser schrecklichen Lage alles noch übrige Gold,
 Silber und Edelgesteine herzugeben. Allein
 die Menschen geben gewöhnlich eher die Hoff-
 nung auf, ihr Leben zu erhalten, als ihre

Schätze zu retten. Dieß zeigte sich auch hier, da man nach geendigter Ermahnung eine Sammlung anstellte; denn der Ertrag war gar zu tief unter der verlangten Summe. Sie wurde den Zlibnistern mit der Versicherung übergeben, daß dieß alles sey, was man nach der ersten Plünderung noch übrig behalten habe. Dieß war jedoch den Freydeutern gar nicht einleuchtend; ihrer Drohung getren, schritten sie daher zu einer neuen Plünderung. Die innersten Winkel der Häuser und selbst in Kirchen und auf Kirchhöfen die Grabmähler, wurden nun von ihnen durchsucht; allein sie fanden sehr wenig. Die vornehmsten Einwohner wurden hierauf gefoltert, um das Verborgene zu erfahren; aber auch dieses grausame Mittel war ohne Erfolg. Sie wollten nicht morden, allein auch nicht ohne Deute abziehen, und bedienten sich daher folgender List. Sie ließen zwey der angesehensten Einwohner vor sich bringen, und bedrohten sie mit dem Tode; da sie nichts entdeckten, wurden sie angeblich zur Hinrichtung unter dem Wehlagen der Spanier abgeführt, aber blieb in der Ferne

eingeserrt. Indess hörte man dort einige Schüsse fallen, welche die Flibustier auf die Hinrichtung der Abgeführten deuteten und so nach der Reihe alle andre angefehene Einwohner kommen ließen, unter Androhung des nämlichen Schicksals für jeden, der sich mit der Unwissenheit entschuldigen würde. Auch in der Kirche wurde dieß Räuberdecret allen Gefangenen bekannt gemacht. Dieß hatte die erwartete Wirkung. Noch am nämlichen Tage kam über eine Million Spanischer Thaler zusammen. Die Flibustier wurden sehr selbst überzeugt, daß dieß das Aeußerste war; sie gaben also alle weitere Expressionsversuche auf, verweilten hier noch drey Tage, schifften hundert und zwanzig Negerclavinnen ein, und segelten sodann mit einer Deute ab, die für jeden Mann an Geld und Kostbarkeiten drey tausend Piafter überstieg.

Vor ihrer Abreise aber sahen die Einwohner von Carthagena mit Erstaunen ein Veysspiel der Lustizslege dieser Freydeuter. Zwey derselben hatten das gegen jeden Unfug

gegebene strenge Verbot übertreten, und einige Mädchen genöthigtiget. Die Verwundeten wagten zu klagen, und beriefen sich auf die förmliche Zusage der Flibustier, sich aller Ausschweifungen zu enthalten. Man gab der Klage Gehör; die Verbrecher wurden verhaftet, und beyde von einem Kriegsgericht, das ihre Cameraden in der Geschwindigkeit bildeten, zum Arquebusiren verurtheilt; welches Urtheil auch, ohngeachtet der vorbeistehenden Kläger, vollzogen wurde.

Die Flotille der Flibustier war neun Segel stark; kaum war sie aus Carthagena ausgelaufen, so stieß sie auf eine Englische Kriegesflotte. Nun dachte ein jedes Schiff, ohne Rücksicht auf die andern, nur auf eigne Rettung. Die zwey größten derselben, mit mehr als einer Million Pfister beladen, wurden nach einer tapfern Vertheidigung von den Engländern erobert. Eins gerieth in Brand und scheiterte an den Küsten von St. Domingo, allein Menschen und Geld wurden gerettet; ein viertes ward an die Ufer der eben ge-

plünderten Stadt Carthagena geschleudert, wo die ganze Mannschafft in die Hände der Spanier fiel, die den Flibustiern jedoch das Leben schenkten, und sie bloß zu Wieders-herstellung ihrer zerstörten Festungswerke brauchten. Die fünf übrigen Schiffe aber erreichten mit ihren Schätzen glücklich St. Domingo.

Die Französische Regierung war sehr über das in Carthagena Vorgefallene aufgebracht; sie erklärte sich doch im Detreß der Deutesache zum Vortheil der Flibustier und Colonisten, und verordnete, daß ihnen 1400,000 Livres ausbezahlt werden sollten, welches aber nie erfolgte.

Ludwig XIV. war damals in der bigotten Periode seines Lebens, wo nicht das von ihm so freventlich gehäufte Elend seiner Unterthanen, nicht seine blutigen vom Ehgiz erzeugten Kriege, nicht seine grausamen Religions-Verfolgungen und Dragonaden, ihm Gewissensbisse machten, wohl aber kirchliche Nebensachen. Er betrachtete daher die von den Fran-

Zehnter Abschnitt. 379

gosen aus Carthagena mitgenommenen Kirchen-
geräthe mit Entzügen, da in seinem Dienst
stehende Menschen diesen Kirchenraub verübt
hatten. Er befahl deshalb diese Kirchenartikel
von der Beute abzusondern, und ließ absicht-
lich dazu ein Schiff ausrüsten, das sie wieder
zurück nach Carthagena brachte.

Es gab noch manche einzelne Haufen ver-
wegener Freybeuter, die auch unter dem gang-
baren Namen Flibustier nicht mehr in
Westindien, wo ihnen jetzt der Schutz und
die Unabhängigkeit fehlte, sondern in entfern-
ten Meeren, uneingedenk der fehlenden Zu-
fluchtsörter, auf gut Glück Schiffe caperten.
Unter diesen war Montauban, ein Franzose,
der im Jahr 1695 an der Küste von
Guinea sein Wesen trieb, und auch seine
Raubabenteuer jedoch nur auf wenig Blättern
selbst beschrieben hat. Auch er griff mit sei-
nem Raubfahrzeuge Kriegsschiffe an, und er-
oberte sie. Ein Englisches bey Angola liegen-
des Wachschiff wollte diese Räuber durchaus
fangen; sie schlugen sich aber so während mit

den Dritten, daß diese durch das Entern der Freybeuter sogar selbst gezwungen wurden sich zu ergeben. Der durch dieß grausame Schicksal zur Verzweiflung getriebene Englische Verfechter glaubte die Schmach nicht überleben zu müssen, und sprengte sein Schiff in die Luft; auch das andre flog mit auf. Die ganze Englische Schiffsbesatzung, so wie alle Räuber kamen dabey um, bis auf Montauban und funfzehn der Seinigen, die lebendig ins Meer fielen, und bald wieder im Stande waren ihr Handwerk fortzusetzen. Der Wangel an Schußhörtern aber in jener Gegend, machte diesem Unwesen endlich ein Ende.

Auch unter einander bekriegten sich jetzt nicht allein die von den Französischen und Englischen Gouverneurs völlig abhängenden Flustier, sondern auch solche, die für eigene Rechnung noch Seeräuberey trieben. Uineingedenk ihrer alten Bruderschaft, machten die Franzosen dieses Namens wiederholt Landungen auf die den Freybeutern so viele Jahre Schuß verleihe Insel Jamaica, um deren

Zehnter Abschnitt. 381

Küsten zu plündern. Dieß war auch der Anschlag eines berühmten Freybeuters, oder vielmehr Seeräbers, Namens Daviot, der im Jahr 1692 mit zwey hundert und neunzig Flibustieren dort landete. Der Zufall aber wollte, daß von ihnen nach erfolgter Landung, hundert und fünf und dreyßig von den Schiffen getrennt wurden, und auf der Insel herumirrten, beständig fechtend mit den Einwohnern, unter denen sich auch noch alte Flibustier befanden, und in steter Gefahr, durch die Ueberlegenheit ihrer Feinde umzukommen. Ihre Anzahl war endlich noch hundert und funfzehn; denn schon hatten sie zwanzig der Ihrigen durch diese Gefechte verloren, dafür aber vierzig Gefangene gemacht, die sich am Meerufer befanden.

In diesem Zustande überfiel sie ein Erdbeben, das zu den schrecklichsten gehört, die in den Jahrbüchern der Welt aufgezeichnet sind. Die Stöße waren so fürchterlich, daß man glaubte, die ganze Insel würde in den Abgrund des Meeres sinken. Indessen war die

382 Zehnter Abschnitt.

Luft ganz stille und der Himmel heiter. Kaum merkten die Flibustier, daß die Erde unter ihren Füßen sich bewegte, so eilten sie was sie konnten das Meerufer zu erreichen, und warfen sich in die dort befindlichen Canots. Dieß geschah aber mit solcher Uebereilung und ohne auf Raum und Loß Rücksicht zu nehmen, daß die meisten dieser Kähne sanken, und die Seeräuber nur mit vieler Mühe das Ufer wieder gewinnen konnten. Indeß trat das Meer aus, schleuderte die noch bemannten Canots in die hohe See, überschwemmte das Land, und erkaufte viele dieser Flibustier; die andern kletterten auf hohe Bäume, hielten sich an die Äste und blieben in dieser Lage fünf Stunden, da denn das Erdbeben aufhörte, und das Meer zurück trat.

Die Verwüstung auf der ganzen Insel war unbeschreiblich. An elf tausend Menschen verloren dabey ihr Leben. Port Royal wurde fast ganz verschüttet; ein großer Theil des Forts stürzte zusammen, und die Mauern fielen ins Meer. Von den im Hafen befind-

Zehnter Abschnitt. 333

lichen Schiffen und Fahrzeugen wurden viele zerschmettert, andere auf ihre Anker getrieben und zersplittert; kein einziges der übrigen blieb ohne große Beschädigung. Die zwey Französische Meilen davon im innern Lande liegende Stadt wurde verschüttet. Ganze Berge stürzten in die Thäler und füllten sie aus; andre Berge spalteten sich in ihrer Mitte und öffneten neue Schlünde. Alle Communicationen der Einwohner waren nun durch diese Naturhindernisse verammelt, und einige Hohlwege, die sonst zu den Passagen dienten, waren mit Erdbausen überhäumt. Nur mit äußerster Lebensgefahr und über Abgründe konnte man zu einander gelangen.

Die Flibustier hatten bey diesem Unglück fast alle ihre Waffen eingebüßt, und fünf und dreyßig von ihnen waren dabey umgekommen, auch einige Gefangene waren ertrunken; die in den Canots aber waren so glücklich gewesen, sich in den Wellen zu behaupten. Nicht allein diese retteten sich, sondern auch die andern übrigen hatten, nach

mancherley Unfällen und Abenteuern, das günstige Schicksal aus Jamaica zu entkommen.

Die Flibustier erlitten gegen das Ende des siebzehnten Jahrhunderts eine gänzliche Veränderung, und, wie bereits gesagt, nur allein der Name war ihnen noch geblieben. Die Unabhängigkeit dieser Freyreuter war ganz dahin, und mit derselben die Art von Achtung der Nationen für diese Brüderschaft, da alles ihr eigenthümlich Gewesene nun verschwunden war. Viele begingen Ausschweifungen und Verbrechen, wofür sie flüchtig werden mußten; andre zerstreuten sich, und entsagten ihrer Vaterlandsliebe so sehr, daß ganze Trupps französische Kästchenbräder nach Jamaica gingen, und gegen ihre eignen Landesleute fochten. Selbst der Name Flibustier bekam einen andern Sinn, indem man alle regellosen bewaffneten Abenteurer, alle von den in Westindien Krieg führenden Mächten als Deutajäger gebrauchten, Landstreicher aller Nationen, damit belegte. Nicht allein in St. Domingo, Jamaica und Tortuga, hatte

man jetzt so genannte Flibustier, sondern auch in Martinique und andern Inseln; so wie die Spanier nach Vertreibung der Französischen Bucanier aus St. Domingo, zur Jagd und Verarbeitung ihrer Thierhäute auf dieser Insel, auch Bucanier ihrer Nation angestellt hatten. Sie wählten dadurch die Stelle der Vertriebenen zu ersetzen. Gleichheit der Benennung und des Geschäfts aber war dazu nicht hinreichend; vielmehr diente die neue Jägerkunst einen großen Contrast zu bilden; denn diese Spanischen Bucanier am Ende des siebenzehnten Jahrhunderts waren bey ihrer Trägheit, bey ihrem gänzlichen Mangel an Freysinn, und an Begriffen von Unabhängigkeit, so wenig wie die Flibustier aus Martinique, den ursprünglichen, selbstständigen, rastlosen, muthvollen Französischen Bucanieren und Flibustieren von St. Domingo ähnlich; daher diese Namen endlich ganz ihre eigenthümliche Bedeutung verloren.

Im Spanischen Successionskriege, im Anfange des achtzehnten Jahrhunderts, wurde

diese Benennung zuletzt gebraucht; es wurden die in Ostindien zu den Expeditionen sowohl zu Wasser als zu Lande gedungenen Leute, eigentlich eine Art leichter, unregelmäßiger, wenig geachteter Truppen, fortdauernd Flibustier genannt, so durchaus unähnlich sie auch den alten Küstenbrüdern waren; ein durch die Gewohnheit sanctionirter Mißbrauch, der noch viele Jahre nach gänzlicher Erlöschung der ursprünglichen Gesellschaft bestand.

Eilfter Abschnitt.

Die politische Lage von Europa hatte sich nach und nach sehr verändert. Obgleich der Friede in diesem herrschenden Welttheil nach dem Nymweger Tractat noch nicht völlig hergestellt war, so hatten die Höfe doch andere Systeme, und andere Grundsätze angenommen. Der den Flibustiern in mehreren Westindischen Inseln verliehene Schutz, den England ihnen schon entzogen hatte, hörte nun auch von Seiten Frankreichs auf, und mit demselben endigten auch die kühnen Abenteuer und Thaten der eigentlichen Flibustier in Westindien. Der Geist der Unabhängigkeit aber, die hier nach Deute, und die Neigung verwegene Unternehmungen aus:

zuführten, waren nicht so leicht zu hemmen; am wenigsten bey den Englischen Seeleuten, die seht, nach geendigten Kriege in Europa, keine Feinde zur See mehr zu bekämpfen hatten. Aller bisher von Engländern und Franzosen gebrauchte Vorwand, im Namen und zum Vortheil ihrer Könige, so wie ihres Landes, feindlichen Nationen Schaden zu thun, war nicht mehr haltbar; sie wurden daher stelmliche Freybeuter, oder vielmehr Räuber. Da die Westindischen Gewässer ihnen hieb:z keine Sicherheit mehr gewährten, so richteten sie ihr Augenmerk auf das Südmeer.

Dieses Meer, wo sich nur sehr selten einige Spanische Kriegsschiffe, und von andern Nationen durchaus keine befanden, wo man die Klibustier noch gar nicht kannte, und wo die peruanischen und mexicanischen Küstenschiffer gewohnt waren ganz ruhig zu segeln; dieser Theil des Weltmeers hatte für die Freybeuter immer viel Anziehendes gehabt. In der That zeigten die vielen angesehenen Spanisch: Americanischen Seestädte,

die sich längst den Küsten von Chili bis nach Californien befanden, eine so reiche, als leichtere Deute. Die vornehmsten derselben, wenn man von der Südseite anfängt, waren: Arica; Sagua; Naica; Pisca; Pachacama, auch Ciudad de los Reyes genannt, und deren Hafen Callao, wo die königlichen, zur peruanischen Flotte gehörigen, Kriegsschiffe lagen; ferner die Städte: Truxillo; Paiza; Quenacilla; la Barbacoa; Panama; Realeguo; Tecoahtecqua; Acapulco und andre wichtige Küstenörter. Alle diese Städte, die übertriebenen Vorstellungen von den noch größern, reichern inländischen, als Lima, Mexico u. verbunden mit der Idee von offenen Gold- und Silber-Minen, machten das Südmeer den Flibustiern zu dem interessantesten Theil der ganzen Erdkugel. Zwar hatten sie dasselbe bey ihren Expeditionen nach Panama gesehn, allein es nicht, nach ihrem Sinn, zweckmäßig befahren. Am Ende des Jahres 1684 aber beschlossen mehrere abgesonderte, in den verschiedenen Inseln zerstreute Haufen Flibustier, Franzosen und Engländer, oh-

ne alle Abrede zugleich, wie durch einen Instinct, und angetrieben durch die oben bemerkten Beweggründe, einen Zug nach dem Südmeer zu unternehmen.

Diesen Beschluß faßten auf einmal mehr als zwey tausend Mann, aber wie gewöhnlich, nach wie vor, ohne alle Uebereinstimmung und Verabredung, da nur allein der Zufall immer größere, oder kleinere Haufen zusammen brachte.

Aus Jamaica ließen auf verschiedenen Schiffen acht hundert Engländer aus, mit dem Vorsatz, durch die Magellansche Meeresge nach dem Südmeer zu segeln. Ein anderer Haufe von hundert und zwanzig Engländern ging auf Canots nach dem Golph Uraba, so dann zu Lande nach dem Fluß Chica, den sie herunter fuhren bis zu dessen Mündung am Südmeer, zum Flecken Boca: del: Chica. Den nämlichen Weg nahmen auch bald nachher vier hundert und dreyßig Franzosen, unter der Anführung ihrer Hauptleute Grogner, l' Ecuyer und le Picard, denen auch noch

Filfter Abschnitt. 391

mehrere Trupps von beyden Nationen in Schiffen und Fahrzeugen folgten. Die meisten aber in zu kleinen Häufchen auf kleinen Fahrzeugen segelnd, die sich sehr an den Küsten hielten, und, so oft sie nur konnten, wegen ihrer Bedürfnisse landeten, wurden von den Indianern aufgeopfert; sie kamen um, noch ehe sie ihren Bestimmungsort erreichten. Noch andre zwey hundert Franzosen schifften sich zu Cap françois unter Anführung des Capitains le Sage ein, um auch, so wie die Engländer, ihre Fahrt nach dem Südmeer durch die Magellansche Meerenge zu machen.

Die Engländer waren jedoch hier jetzt die zahlreichsten, und eine Zeit lang der herrschende Theil; zu ihnen gesellten sich auch viele Franzosen und einige Holländer. So entstanden Abentcuer, die man als die Krone aller vorhergegangenen betrachten kann. — Es ist ein nicht ungebildeter, Französischer Edelmann, Raveneau de Luffan, ein thätiger Raubgenosse und Theilnehmer der

Schicksale vieler Flibustier im Südmeer, dem man die Aufzeichnung des Folgenden zu verdanken hat, das auch hernach von andern Mitgenossen, Franzosen und Engländern, als Augenzeugen, bestätigt worden ist.

Es war im März des Jahres 1683, als dem vorbesagten Entwurf zu Folge, eine Flotte der Flibustier von zehn Schiffen im Südmeer eintraf, die eils hundert Mann am Bord hatten, und zusammen segelten. Es waren zwey Fregatten, eine von sechs und dreyßig und eine von sechzehn Canonen, fünf kleinere zum Krieg erbaute Schiffe, die keine Canonen führten, und drey Barken. Neun dieser Schiffe waren von Engländern commandirt, und nur eins derselben von einem Franzosen; alle zehn waren den Spaniern abgenommen worden. Hierzu kamen noch einige andre Haufen Flibustier, unter denen sich auch einer unter dem Capitain Grognier befand, die sich auf Pirogen und Canots zu dieser so weiten Reise eingeschifft, glücklich die so weite als gefährliche Fahrt gemachte

hatten, und jetzt ihre Bundesgenossen im Südmeer aufsuchten. Der Feselsahaber dieser ganzen Flotille war der Engländer David.

Man war bereits nahe an den peruanischen Küsten, als die Flibustier ein Spanisches Fahrzeug wegnahmen, und von den Gefangenen erfuhren, daß der Vice-König von Peru befohlen hatte, alle Kauffarthenschiffe in den Häfen zurück zu halten, mit der Zusage, daß unverzüglich ein Kriegs-Escadron kommen würde, die Freydeuter, deren Ankunft man erwartet hatte, aus diesen Meeren zu verjagen. Mittlerweile waren diese schon vor Panama angekommen, wo die Hoffnung auf zweckmäßigen Schutz nur klein, hingegen die Verstärkung über diese abermalige Erscheinung der Flibustier unaussprechlich war. Hier kreuzten sie in einer sehr geringen Entfernung von der Stadt, der sie sich wegen des seichten Grundes nicht ganz nähern konnten. Sie ankerten hierauf bey der Insel Lavoga, in Erwartung der Spanischen Flotte, ohne deren Besiegung sie keinen glücklichen Erfolg hoffen durften.

Endlich, nach einem vierwöchentlichen Harren, am siebenten Juny 1683 sahen die *Flibustier* die Spanische zu ihrer Ausfuhrung bestimmte Flotte von sieben großen Kriegeschiffen, die auf sie loskamen. Zwey derselben waren Linienische; das größte führte siebenzig Canonen. Die *Flibustier*, die keinen Augenblick am Siege zweifelten, freuten sich auf ein Treffen, das ihnen von nun an in diesen Meeren freye Hand lassen würde. Es fiel jedoch nicht zu ihrem Vortheil aus, da ihnen der Wind ganz entgegen, auch das Meer unruhig war, und sie auch hier die Untiefen und Küsten nicht kannten. Ueberdies war die Nacht gar zu ungleich, da sie acht Fahrzeuge ohne Canonen den Kriegeschiffen entgegen stellen mußten, und da selbst ihre eigentliche Stärke, die beyden kleinartigen Canonenscheiffe, nicht anders als mit dem augenscheinlichsten Nachtheil gegen die großen Spanischen Linienische kämpfen konnten.

Das Treffen selbst war eine der tollkühnsten Unternehmungen in den Jahrbüchern der *Flibustier*, und konnte, bey einem so ge-

waltigen Mißverhältniß, für sie nicht glücklich endigen. Sie fanden sich daher bald in einer sehr bösen Lage, aus der nur allein ihr Muth sie herauszuziehen vermochte. Eins ihrer Schiffe war in großer Noth und von den Spaniern umringt. Die andern minder gedrängten Flibustier, konnten sich mit ihren Schiffen nun entfernen; allein sie beschloffen einmüthig, lieber alle umzukommen, als ein einziges, selbst das kleinste ihrer Fahrzeuge den Feinden zu überlassen, höchstens ihnen Trümmer ohne Menschen Preis zu geben. Es glückte ihnen auch über alle Vorstellung, so daß dieß ehrenvolle, obgleich nicht vom Glück gekrönte, Gefecht, einen Sieg werth war; denn sie verloren dabey von ihren Fahrzeugen nichts, als eine, größtentheils mit Gefangenen beladene, Barke, die durch die Spanischen Kugeln so zuerichtet war, daß sie auf dem Punct stand zu sinken; daher die Mannschaft solche von selbst verließ. Die durch diese Entfernung befreiten Gefangenen, denen die höchste Noth ihres Schiffes nicht unbekannt war, und nun zwischen einem

sehr nahen Tod und einer sehr nahen Freyheit schwebten, eilten jetzt was sie nur konnten, sich in die Arme der Ibräen zu werfen; allein der Spanische Admiral, der diesen Umstand nicht wußte, auch die Gefangenen nicht in dem Schiff vermuthete, dem aber jene Entführung der feindlichen Schiffsquipage nicht entgangen war, sah daher die gerade auf ihn loskommende Flotte für einen Brander an; er ließ sie also in größter Eil in Grund schießen, und mit ihr sanken alle Gefangene in den Abgrund des Meers.

Nach diesem Gefecht, da die See immer noch unruhig, und der Wind den Flüstern fortdauernd zuwider war, wurden ihre Schiffe zerstreut. Nie vereinigten sie sich völlig wieder. Von mehreren dieser Schiffe, so wie von deren Mannschaft, hat man daher gar nichts weiter gehört; nur von einigen andern, besonders von denen, die, wie man weiter unten lesen wird, mit drey hundert und dreyßig Mann die fünf Meilen vom festen Lande gelegene Insel St. Juan de Cu-

Elfter Abschnitt. 397

eblo erreichten, sind die Schicksale kund und aufgezeichnet worden, die man hier erzählen wird.

Noch ehe aber jene allgemeine Zerstreuung der Schiffe vor sich ging, zeigte sich eine Uneinigkeit unter diesen Flibustieren, die sonst bey den Küstenbrüdern nie sehr Wurzel gefaßt hatte, und die besonders hier, alle fernern Entwürfe lähmen, und diesen so weit verschlagenen Abenteurern selbst gefährlich werden mußte. In der That konnte die Harmonie unter diesen, aus verschiedenen Nationen zusammen gesetzten, so weit von ihrer Insel entfernten, Freybeutern, nicht wohl lange bestehen; sie litt besonders nach diesem bösen Treffen mit den Spaniern, das alle mißmuthig gemacht hatte, einen starken Stoß; und, seltsam genug bey solcher Art Menschen, war die Gottesverehrung, aber freylich nur die sinnliche, die Ursache der Zwietracht. Die Engländer, damals auf ihren großen brittischen Inseln, so wie in ihren Colonien von dem Geist des Pietismus besetzt, der sie zur Verabscheuung

catholiſcher Ceremonien antrieb, mißhandelten in den Spaniſchen Kirchen die Crucifixe und heiligen Bilder, hieben ſie in Stücken, ſchoſſen mit Piſtolen nach den Figuren, wie nach einem Ziel, und lachten ihre franzöſiſchen Cameraden als, die bey dieſem Unſug Kreuze vor ſich ſchlugen. Alle die Franzoſen, die einzeln auf den Schiffen zerſtreut waren, hundert und dreyßig an der Zahl, trennten ſich daher jezt von den Engländern; zwey hundert andre aber, die ſich auf dem Schiffe des ebengedachten kühnen franzöſiſchen Seemanns, des Capitain Grogner, vereinigt befanden, blieben bey den andern in der Nähe von Panama zurück.

Die hundert und dreyßig Abgeſonderten wurden nun der Stamm der kühnſten Abenteurer; ſie raubten jezt für ihre eigne Rechnung zu Waſſer und zu Lande, nahmen alle Schiffe, die ihnen auſtriefen, landeten wo ſie plündern konnten, und ranzionirten die Dörfer, wo die Einwohner zu ſchwach, oder zu muthlos waren, Widerſtand zu thun. Die Städte

Filfter Abschnitt. 399

Leon und Eiparso wurden von ihnen erobert, und die Stadt Reatejo verbrannt. Man war hier ganz ungewohnt einen Feind zu sehn; daher die Einwohner zitterten, wenn sie nur einen bewaffneten Menschen erblickten. Es bedurfte also hier nicht einmal des furchtbaren Namens der Flibustier, um alles zur Flucht zu bringen. Das abergläubische Benehmen der Spanier vermehrte noch das Unglück dieses Landes. Wenn die Flibustier zum zweyten mal in einen Ort kamen, so wurde er von den Priestern feyerlich verflucht, und excommunicirt; daher alle Einwohner denselben sofort verließen, und nicht einmal die Leichname der Ihrigen begruben, die in Vertheidigung des Orts gefallen waren.

Eine mit Engländern besetzte Barke ward nach Cueblo verschlagen; die Mannschaft derselben, beschloß sich mit den Franzosen zu vereinigen, welches sich diese, als der hier herrschende Theil, auch gefallen ließen, da ihre geringe Anzahl schon ihre Besorgnisse gehäuft hatte. So verstärkt wurden nun die Land-

streifereyen vervielfältigt, die man jedoch größtentheils nach den Nationen abgetheilt machte.

Die Spanier versuchten durch eine List diese grausamen Gähne los zu werden. Sie sandten einen Officier mit einem Briefe des General: Vicarius der Provinz Cesta: Rica an die Hlibustier, am ihnen zu melden, daß in Europa der Friede zwischen ihren Nationen, sie möchten Franzosen oder Engländer seyn, und mit allen Mächten geschlossen wäre; daher man hoffe, daß sie, die Hlibustier, den Krieg hier nicht länger fortsetzen, sondern auf ihre Rückkehr denken würden. Sollten sie diese zu Lande nördlich machen, so würde man ihnen dazu hülfreiche Hand bieten, und dafür sorgen, daß sie, als nunmehrige Freunde der Spanier, auf den königlichen Gallionen nach Europa zurück gebracht werden sollten. Die Freydeuter sahen jedoch bald das Treulose dieses Antrags ein, und verwarfen ihn mit Unwillen.

Die Stadt Nicoya, die auch eingenommen wurde, aber keine Ranzion bezahlten

wollte, ward von den Iliupitiern verbrannt. Indesß betrogen sich dabei die Französischen Nordbrenner nach ihrer Weise. Da sie an Anzahl viel stärker waren, als die Engländer, so konnten sie ihren religiösen Vorurtheilen huldigen. Sie waren daher während des Zengens und Brennens auf die Erhaltung der Kirchen, und selbst auf die in Privathäusern befindlichen heiligen Bilder bedacht; diese wurden von ihnen nach den Kirchen gebracht, damit solche weder verbrannt, noch von den Engländern gemißhandelt werden möchten. Die Stadt Chiriquita und andre Orter, die nicht so wie Nicoya eingedächert seyn wollten, rangionirten sich.

Immer noch handelten die Englischen und Französischen Haufen abgesondert, wobey die erstern, als die stärkern, im Pländern und Caspern bessere Fortschritte, wie ihre Bundevers wandten machten. Die Engländer waren gemischt; nicht so der andre Haufen, der nichts als Franzosen enthielt; da ihre Anzahl aber immer schwächer wurde, und sie sich nicht durch

Landleute recrutiren konnten, so waren sie bald genöthigt, auch Engländer in ihre Gesellschaft aufzunehmen. Verwegenheit und Grausamkeit gingen bey allen diesen Haufen gleichen Schritt. Panama war gleichsam der Mittelpunkt, wo sie oft hinsegelten, um in der Nähe Proviant zu holen und Schiffe zu capern, wobey häufig Gefechte zu Lande und zu Wasser vorkamen. Bald nachher stieß Capitain Grogner zu diesen Flibustiern, der sich auch mit sechzig Franzosen von der ersten Flotille getrennt hatte, und jetzt diese, gar nicht unbedeutende, Verstärkung den Engländern zuführte.

Die Flibustier marschirten nun nach Pueblo Viego, einem großen Flecken, wo sich die Spanier in der Kirche verschanzt hatten, und hundert und funfzig Reiter vor denselben in Schlachtordnung hielten. Diese Vertheidiger aber warteten die Annäherung der Feinde nicht einmal ab; sie flohen alle, sobald sie die Freybeuter nur gewahr wurden, und überließen ihnen eine Menge Lebensmittel, woran es

diesen gar sehr fehlte. Sobald solche aber aufgezehrt waren, entstand wieder die vorige Verlegenheit; denn die Spanier hatten allen in der Nähe befindlichen Proviant entfernt. Dieß zwang die Flibustier nach St. Juan de Cuello zurück zu gehn, wo die See entwed der Beute, oder doch andre Hülfquellen versprach, indem ein Theil der Ihrigen dort geblieben war. Hier befand sich auch ihre Seemacht, die aus einem Schiff, zwey Barken, vier Canots, und einigen noch nicht fertig gebauten Pirogen bestand. Sie waren hier in völliger Ruhe, als sie auf einmal funfzehn Schiffe erblickten, die auf die Küste zuflueheten. Ueberzeugt, daß es Spanische waren, wobey denn ihr auf der Rhede liegendes Schiff verloren seyn würde, brachten sie in der größten Eil alles auf demselben Brauchbare in die Barken, und ließen es sodann stranden; dabey wurden alle Vorsehrungen getroffen, die Landung zu verhindern, im Fall die Spanier solche versuchen sollten. Diese waren jedoch weit entfernt so etwas zu wagen, und begnügten sich die Trümmer des gestrandeten Schiffs

zu untersuchen, das daran noch befindliche Eisenwerk; als Siegeszeichen heraus zu nehmen, und die Holzreste zu verbrennen, worauf sie unverzüglich zurück segelten.

Die Flibustier hatten ihre kleine Flotille in der Bay von Caldeira versammelt, um über eine Haupt-Expedition zu berathschlagen, als sie ein Schiff gewahr wurden, worauf sie Jagd machten. Bey der Annäherung fanden sie zu ihrem Erstaunen, daß es ein mit Engländern besetztes Flibustierschiff von David's Escader war; eine Begegnung, die böse Folgen drohte. Der Befehlshaber desselben Tufley hatte durch sein stolzes Benehmen gegen die Franzosen viel zu der für beyde Partien so nachtheiligen Trennung beygetragen. Auch machten sie ihn jetzt so fort zum Gefangenen mit seiner ganzen Mannschaft. Dieß waren nicht weniger als hundert und fünf und zwanzig Engländer, die überrascht waren, und sich auch nicht gegen eine so große Uebermacht mit gutem Erfolg wehren konnten; das Schiff aber wurde als eine gute Preise erklärt.

Elfter Abschnitt. 405

Tusley und seine Engländer waren ganz betäubt; die Franzosen aber, die es nicht ernstlich meinten, und auch in ihrer vogelfreien Lage am Ende der Welt, nicht daran denken konnten, neue Feinde mitten unter sich zu haben, machten nach einem fünfstündigen Grimassenspiel, unter brüderlichen Vorwürfen über das Vergangene, dem Schrecken der Gefangenen ein Ende; sie setzten sie alle in Freyheit, und gaben ihnen ihr Schiff nebst allem darauf Befundenen zurück. Diese Engländer beschloffen jetzt mit ihren alten Freunden gemeinschaftliche Sache zu machen, und sich nicht von ihnen zu trennen.

Jetzt, da die Macht der Flibustier so ansehnlich verstärkt worden war, wurde eine große Unternehmung verabredet. Die Stadt Grenada sollte angegriffen werden, und am siebenzehnten April 1687 setzten sich drey hundert fünf und vierzig Mann auch dahin in Marsch, wo man sie schon längst erwartet, alles Kostbare entfernt, und sich übrighens zu ihrem Empfang vorbereitet hatte. Durch

einen Gefangenen erfuhren die Freybeuter, daß ſich alle Einwohner bewaffnet, hinter ſtar- ken Mauern verſchanzt und zwanzig Stück Geſchütz aufgeführt, dabey ſechs Compagnien Reiter zu ihrer Unterſtützung hatten.

Grenada war eine große Stadt mit wohl- bebauten Häuſern, ſchönen Klöſtern, und prächtigen Kirchen; auch gehörte ſie zu den reichſten Städten in America. Ihre Lage war am Ufer des Sees Nicaragua, zwanzig franzöſiſche Meilen vom Südmeer. Vor der Stadt befanden ſich viele ſehr geräumige Zuk- ker-Manufactur-Gebäude, die bey ihrer Größe das Anſehn von ſo vielen Flecken hatten. Mitten im Ort war der Waſſenplatz, eigent- lich ein feſtes, viereckiges Fort, das völlig ge- eignet war, eine ganze Armee aufzuhalten. Dieß waren aber keine Schwierigkeiten für die Flilbultier; in einigen Stunden waren ſie Herren der Stadt mit einem Verluſt von zwölf Mann. Sie fanden aber hier nichts, als einige für ſie unbrauchbare Waaren; alles übrige war fortgeſchaft worden.

Die Freyrenter waren noch nie in dem Fall gewesen, eine große Stadt zu erobern, ohne irgend etwas darin plündern zu können. Die zurück gelassenen Reste von Haußgeräthschaften und Handelsartikeln waren für sie ganz unnütz. Indessen hatten sie jetzt eine treffliche Gelegenheit, vermittlest des in das Nordmeer fließenden Sees, mit so viel Sicherheit als Bequemlichkeit das feste Land von America zu verlassen; allein sie hatten noch nichts beträchtliches erbeutet, und der Gedanke einer Rückkunft mit leeren Händen, nach solchen Gefahren und Abenteuern, war ihnen schrecklicher, als der Tod. Mit dem Vorsatz auszuharren und die Gunst des Glücks abzuwarten, verließen sie also Granada, und nahmen nichts als eine Canone mit, die ihnen gute Dienste that; denn kaum hatten sie das Feld erreicht, als sie von zwey tausend fünf hundert Mann angegriffen wurden, die aber bey dem ersten Canonenschuß gleich die Flucht nahmen. Ein anderer Haufen von fünf hundert Mann, die aus der Stadt Leon kamen, wurde eben so leicht vertrieben. Allein am

folgenden Tage, da ſie durch eine Wäſte zogen, und bey der größten Hitze kein Waſſer hatten, mußten ſie die Canone vernageln und im Stich laſſen, weil die Zugochſen vor Durſt umfielen. Allenthalben, wo ſie nur ihren Fuß hinſetzten, fehlte es durchaus an Lebensmitteln, weil die Indianer, auf Befehl der Regierung, alles Eßbare, was nicht weit weggeſchaft werden konnte, hatten vernichten müſſen.

Die Einwohner des Fleckens Cinandejo hatten die Kibuſier eingeladen zu ihnen zu kommen; es war aber ein Spott, weil die Spanier dort einen verſchanzten, mit zwey hundert Mann beſetzten Paß hatten. Dieß hinderte jedoch nicht den Angriff; die Beſatzung floh davon ohne eine Vertheidigung zu verſuchen, und die Sieger rückten in die Stadt ein, die jetzt zur Strafe für den Spott abgebrannt wurde.

Es war höchſt ſonderbar und ſcheint räthſelhaft, daß dieſe Kibuſier ganz in der Nähe der ſchönſten und fruchtbarſten Provinzen ſo

viel Hunger und Elend ausstanden; allein die Ursache lag in ihren kleinen, schlechten Fahrzeugen, mit denen sie sich nicht aufs hohe Meer wagen konnten, sondern beständig nahe am Lande, folglich im Gesichte der Spanier bleiben mußten. Diese späheten nun sehr leicht alle Bewegungen der Flibustier aus, und hatten Zeit vor deren Ankunft alles an Kostbarkeiten und Lebensmitteln auf die Seite zu schaffen. Die Freibeuter konnten also nirgends auf eine Ueberraschung hoffen, welches mit einem großen, aus dem Gesichte entfernt gehaltenen, Schiff, nicht schwer gewesen wäre. Da die Spanier um die Anwesenheit ihrer Feinde wußten, und so manches Fahrzeug verloren hatten: so hörte diese ganze Zeit über alle Gemeinschaft der Städte an den Küsten von Peru und Chili zur See auf. Keine Schiffe, ja auch fast gar keine Fahrzeuge, die sonst hier den Handel so sehr unterhalten und blühend gemacht hatten, wurden mehr abgeschickt; dagegen unter einander eine mehr kostspielige, aber sichere Handelsgemeinschaft zu Lande eröffnet, und damit fortgefahen, so

lange sich die Ilibustier in diesen Gegenden befanden.

Der große Freybeuterhaufen, von dem hier die Rede ist, erreichte endlich wieder die Meeresseite, wo sich die andern befanden, und wo sie nun alle über die nächsten Maßregeln berathschlagten. Einige waren der Meinung, auf der Höhe von Panama zu kreuzen, in der Hoffnung, daß die durch ihre Entfernung sicher gemachten Spanier ihre Schifffahrt wieder eingeleitet hätten. Andere bezogen sich auf die im Südmeer oft lange anhaltend herrschende böse Witterung in dieser Jahreszeit, und wollten westwärts segeln, in einer Insel überwintern, und eine bessere Jahreszeit abwarten. Ein jeder Theil blieb bey seiner Meinung; es wurde daher eine Trennung beschlossen. Unter den Haufen befanden sich sechs hart Verwundete und vier Verstümmelte. Für diese zu sorgen, ließ man sich vorzüglich angelegen seyn, und wandte dazu alles zusammen gesparte Geld aus der Gesellschaftscasse an. Die sechs erstern erhielten jeder sechs hundert, und die

Krüppel jeder tausend Piaſter. Die Barken, die Canots, die Geräthſchaften, die Lebensmittel, alles wurde nun ohne Streit brüderlich getheilt. Die Anzahl der Franzoſen, die nach Panama wollten, war hundert acht und vierzig, zu denen ſich auch alle Engländer, beſonders die hundert fünf und zwanzig unter dem Capitain Tuſley geſellten, der über alle den Oberbefehl führen ſollte. Die andern, der ſchwächere Haufen, auch genau hundert acht und vierzig Franzoſen, wünſchten unter der Anführung des Capitain Grogner ihre Fahrt zu machen, der jedoch den großen Haufen nicht verlaſſen wollte. Am 13ten May 1686. erfolgte die förmliche Trennung; und wir können aus Mangel an Nachrichten, hier nur die Abenteuer des ſtärkſten der beyden Haufen unter Tuſley verfolgen.

Die erſte Unternehmung dieſer Kibusti-
er war die Einnahme der dreyßig franzöſiſche Meilen von Panama gelegenen Stadt Billia, wo ſie drey hundert Gefangene machten, 15000 Piaſter in Gold und Silber,

und für anderthalb Millionen an Saaren fanden, wovon sie die kostbarsten als Beute aussuchten; diese hoffte man noch durch die Ranzion der Stadt und der Gefangenen ansehnlich zu vermehren. Man fand Mittel dem geküchteten Alcade deshalb den Antrag zu thun. Er antwortete aber stolz: „daß er keine Ranzion für die Flibustier hätte, als „Pulver und Kugeln, und diese ständen ihnen „zu Diensten; in Betreff der Gefangenen, so „überließ er diese der Fügung Gottes; überdies hieß es ferner, versammelten sich seine „Leute bereits, um ihre Gäste kennen zu lernen.“ Auf diese Antwort wurde die etwas landeinwärts gelegene Stadt sofort in Brand gesteckt und verlassen, die Beute aber auf zwey Canots den Fluß herab nach dem Meerufer geschafft, während der große Haufen in einiger Entfernung vom Strome marschirte. Diese wagten die Spanier nicht anzugreifen, aber auf dem Beutetransport lauerten sechs hundert in einem Hinterhalt; es glückte ihnen nach einem raschen Angriff, die ganze, wenig beschützte, Beute wieder habhaft zu werden.

Elfter Abschnitt. 413

Nach einigen Unbesonnenheiten des Alcade, die mehreren gefangenen Spaniern das Leben kosteten, wurden endlich als Ranzien für die übrigen 10,000 Piaſter bezahlt.

Durch ein gecapertes Fahrzeug, das aus Panama kam, erhielten die Flibustier Nachricht, daß sich sechs und dreyßig der Ihrigen auf einer Barke eingeschifft hätten, um auf dem Fluß Boca: del: Elica das Nordmeer zu erreichen; die vereinigten Spanier und Indianer aber hätten sie unterwegs in so großer Anzahl überfallen, daß die meisten Flibustier dabey umgekommen, und einer als Gefangener nach Panama gebracht worden wäre; auch zwey Haufen Engländer, jeder von vierzig Mann, hätten unterwegs ein ähnliches Schicksal gehabt, und wären alle niedermacht worden. Zugleich aber ging auch mit dieser bösen, die bessere Nachricht ein, daß man täglich zwey aus Lima kommende, mit Wehl beladene Schiffe in Panama erwartete, die auch den Sold für die Besatzung am Bord hätten. Auf diese zwey Schiffe lauerte man

nun bey der Inſel Tavoga mit großer Wachſamkeit.

Indeß aber hatte ein Gefangener, ein Spanier, Mittel gefunden zu entkommen, und durch ihn hatte der Ober: Gouverneur von Panama die geringe Stärke der Freybeuter erfahren. Eines Morgens ſahen dieſe daher bey Tagesanbruch eine Fregatte und zwey Barken auf ſie zukommen. Hier war für die Flibustier keine Beute zu erwarten; auch war die Parthie zu ungleich. Indeen mußte es geſohten ſeyn. Die Fregatte wurde mit Granaten beworfen, die große Unordnung auf dem Verdeck anrichteten, und ſodann ſtürmend erſliegen. Nach dieſer Eroberung waren ohne hin auch die Barken verloren. Mit der einen geſchah ein Gleiches; die andre ſcheiterte fliehend an der Küſte mit dem Verluſt des größten Theils ihrer Mannſchaft. Auf der eroberten Fregatte zählte man von der hundert und zwanzig Mann ſtarken Beſatzung, achtzig Tode und Verwundete, und auf der Barke waren von ſiebenzig, nur neunzehn unverleht geblieben.

Elfter Abschnitt. 413

Die Sieger waren eben beschäftigt, die Todten ins Meer zu werfen und das Takelwerk in Ordnung zu bringen, als sie noch zwey aus Panama kommende große Barken gewahr wurden. Die Gefangenen sagten, daß man diese Schiffe wahrscheinlich ihnen zu Hülfe schicke. Die Flibustier schlossen daraus, daß man noch nichts in der Stadt von dem Siege wissen müßte; sie benutzten diese Unkunde, steckten die Spanische Flagge auf, und ließen die Schiffe ganz nahe kommen. Diese wurden nun mit einem heftigen Feuer begrüßt, und mit dem Zuruf: sich zu ergeben. Dieß geschah nicht, da denn die Freydeuter eine solche Menge Granaten auf die eine Barke warfen, daß sie Feuer fing und zu Grunde ging; die andre war auch in wenig Minuten erobert. Auf derselben fanden die Flibustier vier große Bündel fertig zugeschnittener Stricke, welche die Spanier, in der Voraussetzung eines unschätzbaren Sieges, jehz den Ihrigen als ein nothwendiges Bedürfnis nachschickten. Diese Entdeckung machte, daß kein Gefangener von diesem mit Stricken belade-

nen Schiffe Pardon erhielt; sie wurden alle nieder gehauen.

Bey diesen Gefechten hatten die Freybeuter nur einen einzigen Todten, aber zwey und zwanzig schwer Verwundete, unter denen sich auch der Capitain Insley befand, der auch bald nachher an seinen Wunden starb. Dieß Sterben war auch der Fall mit allen übrigen Verwundeten, welches den Verdacht bestätigte, daß die Kugeln vergiftet gewesen waren.

Die Flibustier erinnerten sich jezt der lezt erhaltenen Nachricht, daß bey den Expeditionen ihrer Brüder um den Rückzug zu versuchen, fünf derselben, vier Engländer und ein Franzose, in Spanische Hände gerathen wären. Hieraus entstand nur eine Correspondenz zwischen der Gesellschaft und dem Ober-Präsidenten von Panama. Sie verlangte die Befreyung der fünf Gefangenen, widrigenfalls würde man für jeden derselben vier Spanier hinrichten. Der Ober-Präsident wollte sich dazu nicht verlehnen, und entschuldigte sich in einem Brief, dessen Ueberbringer der Com-

mandant des Forts Zeppa war. Hierauf erfolgte die mündliche Antwort, daß man durchaus die gefangenen Zlibustier haben müßte, wenn der Ober:Präsident nicht die Köpfe der gefangenen Spanier zugeschielt erhalten wolle. Jetzt wurde dieser Mann unruhig. Da er die Drohungen der Freybeuter gar nicht verachtete, so übernahm der Bischof von Panama seine weitere Entschuldigung. Dieser schrieb nun an die Zlibustier folgenden Brief.

„Meine Herren! Der Herr Ober:Präsident hat Ihnen in einem rauhen Ton geschrieben; ich hingegen bitte Sie inständigst, nichts mehr von dem Blut der Unschuldigen zu vergießen, die in Ihren Händen sind, da sie alle gezwungen gegen Sie haben sechten müssen. Des Präsidenten Begehrung Ihnen die Kriegsgefangenen zurück zu geben, gründet sich auf seinen Gehorsam gegen die Befehle des Königs, der solche Auswechselungen verboten hat. Ich werde jedoch alles anwenden, Ihren Leuten die

„Freiheit zu verſchaffen. Verlaſſen Sie ſich
 „auf mein Wort; Sie ſollen befriedigt
 „werden.“

„Zugleich aber gebe ich Ihnen Nachricht,
 „daß ſämmtliche vier Engländer catholiſch ge-
 „worden ſind, daß ſich auch ſchon eine catho-
 „liſche Kirche in Jamaica befindet, und daß
 „die vier Gefangenen von dieſer Nation ſich
 „bekehrt haben; daher ſie auch entſchleſſen
 „ſind, bey uns zu bleiben.“

Die Ilibuſtier betrachteten dieß als
 eine anſtändige Ausflucht; ſie waren aber
 keine Männer, die bey Angelegenheiten, wel-
 che ihr größtes Intereſſe betrafen, Entſchuldi-
 gungen annahmen; ſo zeigten ſie ſich auch
 hier. Sie fühlten um ſo weniger Darmher-
 zigkeit, da in eben der Zeit ſtündlich einige
 der Ihrigen an dem Gift in ihren Wunden
 ſtarben. Ihre Drohung blieb nun nicht leer;
 ſie hielten Wort, und ſchickten zwanzig Köp-
 fe ihrer Gefangenen nach Panama, mit der
 Verſicherung, daß bey einer längern Verwei-
 gerung, ihre Cameraden auszuliefern, die

Köpfe aller übrigen Spanischen Gefangenen auch nachfolgen sollten. Noch hatten sie derer neunzehn, daher nach dem ersten traurigen Beweis ihres Ernstes, diese fürchterliche Drohung wirken mußte. Die Gefangenen wurden nun gleich in Freiheit gesetzt, wozu der Ober-Präsident jetzt einen höflichen Brief und eine Menge Erquickungsmittel für die Verwundeten fügte, mit der Aeußerung, daß wenn er von ihnen noch mehr Gefangene gehabt, er alle losgelassen haben würde. Die Trenbenter warfen ihm in ihrer Antwort vor, diesen Entschluß so spät gefaßt zu haben, weil er dadurch den Tod der hingerichteten Spanier verlässlich bewirkt hätte. Sie klagten bitter über die vergifteten Kugeln, als eine Verletzung aller Kriegsgesetze, die von Rechts wegen durch die Hinrichtung aller Spanier, sowohl der jetzigen als künftigen Gefangenen, hätte geahndet werden sollen. Indessen sandten sie dem Ober-Präsidenten zwölf verwundete Spanier, und forderten für die übrigen, wenn er ihr Leben retten wollte, eine Ranziön von 10.000 Piaßtern, die nun auch, aber

erst nach erneuerten Drohungen, bezahlt wurde.

Die Landungen und Plünderungen auf den Küsten wurden indeß fortgesetzt, in Erwartung reich beladener Schiffe zum Wegnehmen, und in beständiger Hoffnung einer guten Gelegenheit, mit dem Raube sodann das Nordmeer zu erreichen.

Die nächste Expedition dieser Freybeuter war auf die sehr reiche peruanische Stadt Quacaquilla an dem Fluß dieses Namens gerichtet. Diese zehn Meilen vom Meer entlegene, wegen der vielen Ueberschwemmungen ganz auf Pfählen gebaute Stadt wird auch, so wie der Fluß, Guapaquil genannt. Hier warfen sich ihnen sieben hundert Spanier entgegen, die aber gleich in die Flucht geschlagen wurden. Sie retteten sich in drey die Stadt commandirende Forts; allein eins nach dem andern, obgleich zusammen mit 3000 Mann besetzt, fiel in die Hände der Klibu: Hier, die elf Stunden lang fochten, und nicht eher ruheten, bis sie die Stadt mit alle

ten Forts erobert hatten. Der Gouverneur und die vornehmsten Officiere, die sich brav vertheidigt, waren verwundet worden, und hatten jezt die Kränkung mit sieben hundert andern Einwohnern Gefangene zu seyn. Die fliehenden Spanier wurden von den Engländern in die Felber verfolgt, während die Franzosen als gute Catholiken sich nach der vornehmsten Kirche begaben, um hier ein Te Deum anzustimmen.

Diese Eroberung war jedoch von Seiten der Flibustier mit einem schmerzhaften Verlust erkauft. Sie verloren eine Menge Leute, und unter denselben den Capitain Grogner, der tödlich verwundet wurde, und am folgenden Tage starb. Der Tod dieses verständigen und gemäßigten Anführers war für die Freibeuter, nach dem kurz zuvor erlittenen Verlust des Capitain Tusley, desto fühlbarer.

Es wurde hier eine überaus große Beute gemacht, sowohl an Perlen als kostbaren Steinen und gediegenem Silber, auch 70,000

Piaſter an Geld. Weit mehr als dieſes alles aber, worunter allein an Geld drey Millionen, war von den Einwohnern fortgebracht worden, während die Freybeuter noch im Gefecht begriffen waren. Man ſetzte den mit dieſen Reichthümern fliehenden Chaluppen nach, allein ſie hatten einen zu großen Vorſprung, ſo daß die nacheilenden Flibuſtier nichts davon erbeuteten, als eine Canonen von maſſivem Silber, 22,000 Piaſter ſchwer, und einen goldenen zum Hochaltar der Hauptkirche gehörigen Adler, der acht und ſechzig Pfund wog, und mit Emaragden beſetzt war. Im Hafen lagen vierzehn Schiffe, die den Eroberern, ſo wie die Canonen der FORTS und viele andre Dinge, ganz entbehrlich waren; ſie kamen daher mit dem Gouverneur zur Auslöſung der Gefangenen, der Stadt, der FORTS, der Schiffe u. ſ. w. wegen einer Ranzion von einer Million Piaſter in Golde, und vierhundert Säcken Korn überein, die von der achtzig franzöſiſche Meilen entlegenen Stadt Quito herbeugeſchaft werden ſollten. In dieſer Erwartung betrugten ſich die Flibuſtier

ganz gut. Indesß aber entstand zufällig in der Nacht eine Feuersbrunst, nahe an dem Orte, wo alle Beute nebst Pulver und Munition aufbehalten waren. Alles dieses wurde in der Eil auf die im Hafen liegenden Schiffe, so w. die sämtlichen Gefangenen ins größte Fort gebracht; sodann wurde keine Mühe unterlassen, das Feuer zu löschen, das dennoch einen Drittheil der Stadt verzehrte.

Diesß Unglück machte jedoch keine Aenderung im Vertrag, den der Gouverneur pünctlich zu erfüllen versprach. Die Straßen der Stadt lagen indesß immer noch voller tochter Körper, neun hundert an der Zahl, die einen unerträglichen Gestank von sich gaben, wovon mehrere der Eroberer krank wurden. Die Freybeuter segelten daher ohne Verzug nach der Insel Puna, nachdem sie zuvor alle Canonen vernagelt, und fünf hundert Gefangene beyderley Geschlechts zu ihrer Begleitung auserwählt hatten.

Hier lebten die Flibustier dreyßig Tage lang in Freude und Herrlichkeit. Täglich wur-

den ihnen aus Queaquilla nicht allein frische Lebensmittel, ſondern auch alle mögliche luttliche Genüſſe im Ueberfluß zugeführt. Den ganzen Tag wurde Muſik gemacht, mit Theorben, Guitarren, Lauten, Harfen und andern Inſtrumenten, indem alle Muſikanten der Stadt ſich unter den Gefangenen befanden. Man tanzte und ſang Tag und Nacht. Aller Kummer wurde vergeſſen; denn alle Beforgniſſe beyder Theile waren verſchwunden, da der Vertrag geſchloſſen war, und die Eroberer ſich ſo artig als luſtig zeigten. Dieſe fröhliche Stimmung, zumahl unter einem ſchönen Himmel, ging auch auf die gefangenen Damen über, die ſich hier zwangloſer, als in ihren eigenen Häuſern befanden, auf alle Art Theil an dem allgemeinen Frohſinn nahmen, mitzechten, tanzten und ſangen, ſich auch dabey gar nicht graufam finden ließen, und ihre jeztigen Gebieter auch auf eine mehr ſinnliche Art unterhielten.

Dieſe Scenen wurden jedoch bald verändert; denn der Kanjionstermin war verfloß:

sen, und die Zahlung erfolgte nicht. Man verlängerte den Termin; allein statt des Geldes kam ein Officier mit Vorstellungen um Geduld. Die Flibustier wurden überzeugt, daß man sie hinterging, und daß die Spanier nur Zeit zu gewinnen suchten, um gewaltsame Maßregeln nehmen zu können; sie beschloßen daher auf ihre Feinde durch das Schrecken zu wirken. Die Gefangenen mußten nun losen, und vier Unglücklichen, auf die das Loos fiel, wurden sogleich die Köpfe abge schnitten, und dem Spanischen Officier als Antwort auf seinen Antrag mitgegeben, mit der Aeußerung, daß wenn die Ranzion nicht in vier Tagen bezahlt würde, die Köpfe aller andern Gefangenen auch erfolgen sollten.

Am folgenden Tage ward der Glaube der Flibustier an einen Verrath bey ihnen zur Gewißheit; denn es wurde ein von dem Interims-Gouverneur von Queaquilla an den Vicelkönig von Lima gesandter Courier aufgefangen, dessen Depeschen die weitem Maßre-

geln der Flibustier bestimmten. Er meldete den Vorfall mit den vier Köpfen, versprach von Zeit zu Zeit den Freibeutern einige tausend Piafter zu senden, um sie bis zur angekommenen Hälfte hinzuhalten; „ja,“ hieß es im Tricse, „wenn sie auch fünfzig Köpfe von Spaniern schicken sollten, so würde dieser Verlust doch in keinem Verhältniß mit der gewissen Hoffnung stehen, die Räuber jetzt zu vertilgen.“

Diese Nachricht machte die Gefangenen zittern. Der unter denselben befindliche Gouverneur von Queaquilla sandte einen in großer Achtung stehenden Mönch nach der Stadt, mit der Vollmacht, ohne auf den Vice-Gouverneur zu achten, alles Nöthige zur Beschleunigung der Ranzion zu thun. Hierauf kam eine Bark in Puna an, die vier und zwanzig Säcke Mehl und 20,000 Piafter in Golde überbrachte, mit Bitte wegen des Restes um eine dreitägige Geduld. Man bewilligte diesen Termin, jedoch unter der Drohung, daß nach Ablauf desselben die Spanier einen neuen

Befuch in Queaquilla erhalten sollten. Schon am zweyten Tage aber erfolgte die bestimmte Erklärung aus der Stadt, daß man statt des Restes nur noch 22,000 Piafter zahlen wollte; übrigenß wären 3000 Mann in Vereitschaft, die Freybeuter bey ihrer Ankunft zu empfangen. Diese Vothschaft sehte die Flibustier in Wuth. Einige drangen darauf, daß man sogleich allen Gefangenen die Köpfe abschlagen sollte; andre aber zeigten das zwecklose mehr Menschenblut zu vergießen, da man ohnehin entschlossen wäre, das Südmeer bald zu verlassen; sie bemerkten, daß bey der großen Verstärkung der Spanier der Ausgang der Dinge noch ungewiß sey, und rietthen daher die angebotenen 22,000 Piafter zu nehmen, womit auch die Mehrheit bald übereinstimmte. Das Geld wurde richtig gesandt, und dagegen die Gefangenen ausgeliefert, mit Ausnahme von funfzig der Vornehmsten, unter welchen der Gouverneur war, die, zu Erlangung einer künftigen Ranzion, vom Lande weg, und an Bord der Räuberschiffe gebracht wurden.

Nun verließen die Freybeuter die Inſel
 Puna, wo ſie dreyßig Tage in Wohlleben
 zugebracht hatten. Vor ihrer Abfahrt begeg-
 nete ihnen noch ein glücklicher Zufall. Der
 Capitain David, ihr erſter Anführer, von
 dem ſie ſich vor zwey Jahren, wie oben er-
 zählte, getrennt hatten, traf ganz unverhofft
 bey Puna mit einer Fregatte ein, die ihnen
 gleich darauf große Dienſte leiſtete; denn bald
 nachher ſtießen ſie auf einige Spaniſche Kriegs-
 ſchiffe, die zu ihrer Aufſuchung ausgeſandt
 waren. Das Gefecht war mehr als zu un-
 gleich, in Betreff der Größe der Schiffe, der
 Canonen und der Mannſchaft; denn die Flie-
 huſter hatten ſeit ihrer Trennung von der
 urſprünglichen Flotte keine eigentlichen Schiffe,
 ſondern nur Fahrzeuge, und dieſe waren ſo
 elend, daß ſie ſich nicht weit von den Küſten
 entfernen konnten; dennoch konnten die Spa-
 nier ihren Feinden nichts anhaben. Die Nacht
 trennte die Streiter; am folgenden Morgen
 wurde das Gefecht erneuert, und bis in die
 Nacht fortgeſetzt; am nächſtfolgenden Tage
 aber waren die Kriegsſchiffe nicht mehr zu

sehen. Die Hlibustier setzten nun ohnweit dem Voraebirge Pasfoa alle ihre noch übrigen Gefangenen, die ihnen sehr zur Last wurden und ihren Proviant schwächten, ans Land, und gaben ihnen ohne Ranzion die Freyheit; und nun richteten sie ihren Lauf nach der Mündung des Flusses Queaquilla, welcher Ort nach den Kreuzfahrten und kleinen Expeditionen dieser Hlibustier immer ihr Sammelplatz war; allein widrige Winde und Stürme warfen sie zurück, und zerstreuten sie. Einige Fahrzeuge blieben noch zusammen, deren Besatzung es aber sehr kümmerlich ging; die Lebensmittel fingen an zu fehlen, und mangelten ihnen endlich in dem Grade, daß sie in acht und vierzig Stunden nur eine einzige Mahlzeit thun konnten. Auch hatten sie gar kein frisches Wasser mehr; glücklicherweise fiel ein starker Regen, woben alles aufgespannt wurde, was nur irgend fähig war, das Wasser einzufangen. Ohne diese Hülfe wären sie vor Durst verschmachtet. Gleich darauf kamen sie in eine Meerengegend, die Fische im Ueberflus

und viele Seewölfe hatte. Endlich erreichten sie die Bay von Teoantepequa.

Die große und reiche Stadt dieses Namens, die acht Vorstädte hatte, reichte sie zu einem Plünderungs-Versuch, ob sie gleich nur hundert und achtzig Mann stark waren, und dort eine Besatzung von drey tausend Mann sich befand. Der große Mangel an Lebensmitteln überwand endlich alle andre Betrachtungen. Sie näherten sich der durch Verschanzungen gedeckten Stadt, gingen durch den sie theilenden Fluß bis an den Gürtel im Wasser, und fochten in diesem Zustande über eine Stunde; sodann besürmten sie die Verschanzungen, und in wenig Stunden waren sie Herren des Orts, bis auf eine Abtey, die einem Fort ähnlich war, und von den muthigsten Spaniern noch vertheidigt wurde. Wahrscheinlich wäre dieß auch erobert worden; allein es ereignete sich ein ihnen sehr ungünstiger Vorfall. Der große, hart an der Stadt vorbey strömende Fluß schwoll dermaßen an, daß er die Flibustier einzuschlie-

ten drohte; sie waren daher gezwungen, eiligst die Stadt zu verlassen, ohne solche geplündert zu haben. Die Schiffe und Fahrzeuge der Flibustier trafen endlich bey Queaquilla, ihrem gewöhnlichen Sammelplatz, wieder zusammen.

Jetzt trennte sich David abermals von seinen alten Vundsgenossen, um durch die Magellansche Meerenge nach Hause zu segeln. Er war mit den Seinigen in der Trennungszeit sehr thätig gewesen; sie hatten eine Anzahl Spanische Schiffe weggenommen, sie aber alle nach der Plünderung wieder frey gelassen; auch hatten sie viele Landungen gemacht, unter andern zu Sagna Ari:ca und Pisco, und überhaupt sehr viel erbeutet, so daß jetzt, nach gemachter Theilung, die geringsten dieser Flibustier mit fünf tausend Pfänder zurück kehrten.

Noch ein andrer Haufen trennte sich jetzt von der Masse der Gesellschaft. Es waren fünf und funfzig Mann, die weder Lust hatten wieder durch die gefährliche Magellansche

Meerenge zu gehen, noch die weit größern Gefahren zu Lande zu besohn; sie schifften sich auf eine Barke ein, um den Weg nach Californien zu nehmen, und von dort aus Mittel zu suchen, die Westindischen Inseln zu erreichen. Da sie nicht mehr zu dem Stamme der Gesellschaft riefen, so wollen wir hier deren Schicksale kurz erwähnen. Sie wurden durch Mangel an Lebensmitteln, und durch den elenden Zustand ihrer Barke gezwungen, ohnweit der Küste von Californien, auf drey kleinen, neben einander liegenden, unbewohnten Inseln zu landen, die man die drey Marien: Eylande nennt, von denen sie, bey ihren fehlenden Bedürfnissen der ersten Nothwendigkeit, nicht wieder wegkonnten. Sie blieben hier vier ganzer Jahre, von allem entblößt, und durften wegen der vielen Spar: r'er und Indianer keinen Versuch wagen, auf dem benachbarten Lande sich Mittel zur Rettung zu verschaffen. Endlich beschloffen sie wieder nach Queaquilla zurück zu fahren, in der Meinung hier noch ihre alten Cameraden zu finden. Sie überließen sich in ihrer

Darte den Wellen, und steuerten südwärts ihre Bundesbrüder aufzusuchen, die sie jedoch nicht mehr fanden. So fuhren sie fast immer gegen den Wind eine Strecke von zwey tausend Seemeilen bis zur Magellanschen Meerenge. Schon waren sie in der Mitte derselben, als der Gedanke, arm zurück zu kommen, sie vermochte wieder zurück zu fahren, um an den Küsten von Peru zu plündern. Sie erfuhren zufällig, daß im Hafen von Arica ein mit Silber beladenes Schiff läge, das sich in völliger Sicherheit dänkte. Es waren auf demselben die neuesten Producte aus den hochberühmten Bergwerken von Potosi, welchen dieser Hafen zur Ableitung diente. Der Betrag der Ladung war zwey Millionen Piaster. Dieß so reiche Schiff wurde nun von diesen Flibustieren überfallen, und genommen. Sie schifften sich sodann darauf ein, und glaubten nun dem Glück im Schooß zu sitzen, hatten aber in der Magellanschen Meerenge das Unglück zu scheitern. Ein Theil der Schätze wurde jedoch gerettet. Sie bauten nun aus den Trümmern des Schiffs zwey

Schaluppen, mit denen sie längs der Küste von Brasilien fuhren, und endlich die in unsern Tagen als Verbannungsort berüchtigt gewordene Insel Cayenne glücklich erreichten. Einige ließen sich hier nieder; andre gingen nach St. Domingo, und die übrigen segelten mit ihrer reichen Beute nach Frankreich.

Der oben gedachte Capitain Le Sage hatte mit seinen Flibustiern nicht minder glückliche Abenteuer. Er war mit zwey hundert Mann auch nach dem Südmeer abgesehelt, konnte aber wegen der schon zu weit vorgerückten Jahreszeit nicht mehr die Magellansche Meerenge passiren; er kreuzte daher längs den Küsten von Africa, wo er viele Schiffe caperte, und zwey Jahre lang im größten Ueberfluß schwelgte, bis es ihm glückte, auch ein Holländisches Ostindisches Schiff wegzunehmen, das eine große Menge Goldstaub am Bord hatte. Nach einer so reichen Preise glaubten diese Flibustier sich nun mit ihrem Erwerb begnügen zu müssen; sie verließen das Africaniſche Meer, und segelten nach St. Domingo.

Die Schicksale der mit David eingeschifften, reichen, nach Europa zu steuernden, Flibustier waren noch nicht geendigt. Die Langeweile plagte diese Menschen auf ihrer langen Fahrt, und trieb sie, gegen ihre Gesetze, zum Spiel. Viele verloren das Ihrige bis auf den letzten Heller und wollten nun, nach den Grundsätzen der Küstenbrüder, durchaus nicht eher zu Hause gehen, bis sie neue Beute gemacht hätten. David war gezwungen nachzugeben, und gab Befehl das Schiff umzulenken, obwohl man schon nahe an der Magellanschen Meerenge war. Gerade in dieser Zeit stießen die Spieler auf ein anderes, auch mit Flibustiern, ihren vorigen Cameraden und Landsleuten, gefülltes Schiff, das der Capitain Wilnet befehligte, und jetzt ebenfalls auf der Rückreise begriffen war. Diese Engländer hatten auch unter einander gespielt, da denn bey den unglücklichen Spielern die nämliche Unzufriedenheit wie auf Davids Schiff herrschte. Hieraus entstand ein sonderbarer Wechsel. Die Gewinner auf dem Schiff des Letztern, geschreckt durch eine

längere Verweilung in diesen Meeren, wober ihre besizenden Reichthümer neuen Gefahren ausgefetzt waren, schifften sich nun zur Rückfahrt auf Wilnet's Schiff ein, das ebenmäßig von den dort arm gewordenen Spieslern verlassen wurde, die nun, um neue Deute zu suchen, mit David sich vereinigten. Dieser Hauptmann wollte sich von seinem Schiff nicht trennen, daher er jezt mit sechzig Engländern und zwanzig Franzosen wieder ins Südmeer zu seinen kürzlich verlassenen Freunden zurück segelte. Sie trafen glücklich bey Queraquilla ein, wo sie mit Freuden aufgenommen wurden.

Zu eben der Zeit ging auch hier die Nachricht ein, daß noch zwey andre Schiffe mit Flukstieren, unter Anführung der Hauptleute Hent und Quame, um die gemachte Deute in Sicherheit zu bringen, nach Ostindien gefegelt wären.

So wurden truppweise unter allerhand Schicksalen diese Freydeuter zerstreut, die in so furchtbarer Anzahl nach dem Südmeer gegangen waren.

Zwölfter Abschnitt.

Endlich dachten nun auch diese im Eismeer noch zuletzt zurückgebliebenen Freydeuter ernstlich auf ihre Rückreise; allein mit ihren elenden Fahrzeugen war dieß unmöglich; sie mußte also zu Lande gewagt werden. Sie sahen indeß wohl ein, daß auch dieß mit unsäglichen Schwierigkeiten verbunden seyn würde: gänzliche Unkunde des Weges; keine Wegweiser; allenthalben Feinde; keine Lebensmittel weder für ihren Menschenhaufen, noch für ihre Thiere; die äußerst schwierige Fortbringung ihrer Kranken und Verwundeten; beständige Gefechte, und überhaupt Hindernisse aller Art von der Natur und von Menschen. Die Eisküster mußten jedoch sehr

alles wagen, wenn sie nicht die Hoffnung ganz aufgeben wollten, ihr Vaterland je wiederzusehn, und bey der beständig sich vermindernden Anzahl, bis auf den letzten Mann im Elend umzukommen. Nachdem sie alle ihre Gefangenen abgehört, deren Ausfagen verglichen und erwogen hatten, beschloßen sie ihren Weg über Neu : Segovia zu nehmen; eine zum Gouvernement von Nicaragua gehörige Stadt, vierzig französische Meilen vom Sädmeer, und fünf und zwanzig von einem Fluß, der sich bey dem Vorgebirge Gracias a Dios ins Nordmeer ergießt. Um noch mehr Erkundigungen einzuziehn, wurden siebenzig Mann ausgesandt, um etwas tiefer ins Land zu dringen, und noch einige Gefangene zu machen. Diese Flibustier marschirten bis zur Entkräftung, und da sie überdies von 6000 Spaniern hörten, die sich in der Nähe befanden, so gaben zwei und funfzig von ihnen das weitere Nachforschen auf, und gingen zurück; achtzehn Bagghälfe aber marschirten vorwärts. Sie stießen bald auf drey Reiter, die ihnen die Nähe einer kleinen

Dritter Abschnitt. 439

Stadt, Namens Chilotea, meldeten, bes wohnt von vier hundert Spaniern, ohne die Mulatten, Neger und Indianer zu rechnen; indeß versicherten sie den Flibustiern, daß man dort von ihrer Nachbarschaft nichts wüßte.

Der erste Gedanke dieser achtzehn Freys heuter war nun ihre Cameraden zurück zu holen, um mit ihnen diese Stadt zu plündern; aber bey näherer Ueberlegung besorgten sie durch die Zögerung entdeckt zu werden, und beschloßen daher die Unternehmung allein zu wagen. Sie stürzten mit Geschrey in die Stadt, und setzten dadurch die Einwohner in solches Schrecken, daß sie an keinen Wider stand dachten, so daß diese achtzehn Flibu stier in einem Augenblick Herren der Stadt waren, wo sie gleich, was in ihrer verzweifels ten Lage von großer Wichtigkeit war, einer Anzahl Pferde sich bemächtigten. Es schien ihnen nöthig einige Gefangene zu machen, worunter sich auch der Commandant des Orts befand. Von ihm erfuhren sie, daß die große

Galeere von Panama bey la Calera auf die Flibustier laure, in der Erwartung, daß sie mit ihren Fahrzeugen versuchen würden, von dort aus nach dem Nordmeer zu segeln, während ein ander Kriegeschiff von dreßsig Canonen und vier hundert Mann Besatzung bey dem Hafen von Realejo läge, um dessen Eingang zu vertheidigen.

Indessen hatten sich die Einwohner, bey der Anschaulichkeit einer so geringen Anzahl Freybeuter, von ihrem ersten Schrecken erholt und zu den Waffen gegriffen; die achtzehn Flibustier vertheidigten sich muthig, da aber die Menge ihrer Feinde mit jeder Minute anwuchs, so bestiegen sie ihre erbeuteten Pferde und zogen sich sechtend zurück, von sechs hundert Mann verfolgt, die jedoch diese Verwegenen nicht zu erreichen vermochten. Sie stießen glücklich zu den Ihrigen, die auf einer Insel in der Bay von Napalla, dem jetzigen Mitselpunct der Flibustier, mit Ungeduld ihre Rückkunft erwarteten.

Die üblen Nachrichten von den unüberwindlichen Schwierigkeiten bey der Rückreise

vermehrten sich. Indes war dieselbe fest von den Freybeutern beschloffen, und um aller ferneren Sinnesänderung vorzubeugen, so wurden ihre sämtlichen Schiffe und Fahrzeuge zertrümmert, mit Ausnahme einer Galeere und einiger Rachen, die man noch brauchte, um von der Insel, wo man sich befand, nach dem festen Lande zu kommen. Man theilte nun den ganzen aus zwey hundert und fünf und achtzig Mann bestehenden Haufen in vier Compagnien, aus welchen auf dem Marsch alle Tage vierzig Mann gezogen werden sollten, um den Vortrupp zu machen. Die Gefangenen, so sehr solche auch bey dem mangelhaften Proviant den Tibustiern lästig waren, konnten doch nicht frey gelassen werden, um nicht ihren Marsch, ihre Stärke, und ihre Anstalten bey'm Zuge zu verrathen; auch waren sie nicht unbrauchbar; denn sie mußten die nothwendigen Geräthschaften, die Arzneymittel und die Kranken tragen. Ueberhaupt wurden viele zweckmäßige Einrichtungen gemacht, und künftige Gefahren, so wie künf-

442 Zwölfter Abschnitt:

sige Beute, nach bestimmten Regeln zum Verkauf vertheilt.

Vor allen andern Dingen aber schritt man zur Theilung der bereits in Händen habenden Beute. Man rechnete deren Ertrag jetzt auf 500,000 Piaſter. Das Silber wurde nach dem Gewicht leicht getheilt; das Gold aber und die Kleinodien, als die Perlen und Edelſteine, da man deren Werth höchst unvollkommen kannte, machten große Schwierigkeiten; man wußte dieſe nicht anders, als durch einen öffentlichen Aukruf zu heben, wobei das Silber nach dem Gewicht zur Zahlung diente. Viele hatten dieſes edlen Metalls ſo viel, daß ſie es nicht fortzubringen wußten; daher ſie für Gold und Juwelen, wegen ihres geringen Raums, ſehr hohe Preiſe gaben. Für kleine gemünzte Goldstücke, zehn Livres an Werth, gab man funfzehn, und für eine Unze maſſives Gold achtzig bis hundert Piaſter. Schon ſeit einiger Zeit hatten dieſe Flibustier das Silber wegen der Schwierigkeit des Fortbringens faſt gar nicht geachtet, und bloß nach

Gold und Kleinodien gesucht; daher auch viele in Quacquila Quantitäten Silber zurück ließen, das sie nicht mitnehmen wollten; ja es wurde ihnen, als das Gefecht bey jener Stadt vorüber war, Nachricht gegeben, daß hundert Fässer, jedes mit 11000 Pfistern gefüllt, sich in einer kleinen Entfernung befänden, ohne daß sie diesen Schatz abhellen.

Obwohl das Spiel den Flibustiern durch ihre Societäts-Regeln verboten war, so siegte doch die marternde Langeweile oft über diese weise Vorschrift, besonders in entfernten Weltgegenden, wo sie bey andern fehlenden Hülfquellen sich zu belustigen, den Mangel an vielen Bedürfnissen und die Last der Zeit desto stärker fühlten, und sich dadurch zu zerstreuen suchten. So auch hier. Da sie sich nun beständig mit hohen Spielen beustigten, so war der Dicks der Beute unter ihnen sehr ungleich, als sie das Südmeer verließen. Einige hatten alles Ihrige verloren, und waren ganz arm. Naveneau de Luffan, der zu den glücklichen Spielern gehörte, be-

saß an Gold, Perlen und Edelsteinen 30,000 Piaſter an Werth. Diese Reichthümer auf der einen Seite und die Armuth auf der andern unter einer Art und Gattung Spießgesellen, bey denen das neue Französische System der Gleichheit so eminent herrschend war, erzeugten ein Complot: Achtzehn der Aermſten wollten alle die Reichen ermorden, um deren Schätze zu plündern. Dieser Plan aber wurde entdeckt, und dessen Ausführung durch kluge Maßregeln vereitelt. Der Geschicht's Erzähler Luffan rettete das Seinige, wenigstens den größten Theil desselben, so wie sein Leben, dadurch, daß er alles was er besaß öffentlich vor jedermanns Augen zum Aufheben an mehrere unter der Bedingung vertheilte, ihm nach der glücklichen Ankunft zu St. Domingo, einen bestimmten Theil dieses sehr leicht zu tragenden Depots wieder zurück zu geben. Es ist merkwürdig, daß man unter diesen Menschen gegen Mord nicht sicher war, dagegen lebend keinen gewaltsamen Raub besorgte, ja unter gewissen

Umständen auf ihre Treue mit vieler Wahrscheinlichkeit rechnen konnte.

Am ersten Januar des Jahres 1688 traten endlich diese noch im Südmeer befindlichen Freybeuter, zwey hundert fünf und achtzig an der Zahl, mit acht und sechzig Pferden ihre Reise an. Dies geschah im Angesicht einiger bewaffneten spanischen Schiffe, mit denen sie sich noch zwey Tage zuvor geschlagen hatten; nachdem sie ihre Canonen, so wie auch alle jetzt entbehrliche Geräthschaften ins Meer versenkt, zum Theil auch verbrannt, und ihre noch übrigen Fahrzeuge zertrümmert hatten; auch unterließen sie nicht Gott feyerlich um eine glückliche Reise anzusehen. Ihre Equipage war jetzt nicht schwerfällig, dagegen aber das viele Silber und Gold, das von jedem persönlich getragen werden mußte, ihnen doch eine große Bürde war. Manche, die das Ihrige im Spiel verloren hatten, waren jetzt von dieser Last befreyt; es wurde daher bald nach Luffans Beyspiel ein Vertrag gemacht. Die Reichen gaben den Armen einen Theil

der kostbaren Metalle zu tragen, unter der Bedingung, daß sie nach glücklich vollendeter Reise die Hälfte, als Lohn des Tragens und Aufbewahrens, für sich behalten konnten, die andre Hälfte aber den Eigenthümern wieder gegeben werden sollte.

Der Zug ging durch das Pernanische Gebiet. Die Einwohner aber waren auf solchen Fall schon vorbereitet; sie legten den Freybeutern alle nur erdenkliche Hindernisse in den Weg; gefällt Bäume und andre zum Verrammeln der Wege und Fußsteige dienende Dinge wurden da aufgethürmt, wo die Flibustier passiren mußten; alle Lebensmittel wurden fortgeschafft, und das Gras auf den Feldern angezündet: so daß die Wanderer, Menschen und Pferde, fast erstickten; oft waren sie gezwungen das Feuer erst ausbrengen zu lassen, ehe sie weiter gehen konnten, wodurch ihr Marsch sehr aufgehalten wurde. Dieß war eben die Absicht der Spanier, die in einiger Entfernung an einer großen, noch nicht vollendeten Verschanzung arbeiteten. Die

Zwölfter Abschnitt. 447

Freyreuter, die davon nichts wußten, zogen langsam fort, und stießen bald auf einige Hinterhalte in Wäldern, unter andern am achten Tage ihres Marsches bey Tufignala auf einen, wo drey hundert Spanier auf den Bäumen lagen und mehrere Flibustier niederschossen. Sie wurden zwar bald zerstreut, hielten sich aber, verstärkt durch andere Haufen, beständig in der Nähe der marschirenden Abenteurer hinter Tannenwäldern oder Gesträuchen, so daß man niemand sah; dabey hießen sie Morgens und Abends unaufhörlich ihre Trompeten erschallen, und wo der Weg nur irgend zu einem Hinterhalt geeignet war, feuerten sie auf den Vortrab. Am neunten Tage ihres Marsches zeigte sich den Freyreutern ein großer Hinterhalt, den sie jedoch bey Zeiten entdeckten, ihn mit Wuth angriffen, und die Spanier mit Hinterlassung ihrer Pferde zur Flucht brachten. Immer lagerten sich die Flibustier auf Anhöhen, oder im offenen Felde, wo sie um sich sehen konnten.

Am elften Tage erreichten sie Neu-Esgovia, wo sie ein hartes Gefecht erwarteten

und hier, wo nicht Heute, doch gewisse Lebensmittel zu erlangen hofften. Sie fanden aber auch hier nichts; da die Einwohner alles fortgebracht, oder vernichtet hatten, und sodann selbst gesüchtet waren. Dieß war für die Flibustier eine traurige Täuschung, weil sie sich vorgenommen, hier etwas von ihren grausamen Strapazen sich zu erholen; denn unaufhörlich hatten sie so mühsam als gefährlich hohe und sehr steile Berge hinaufklettern, und dann wieder herabsteigen müssen. Des Morgens empfanden sie auf diesen Bergen eine durchdringende Kälte, begleitet von einem so dicken Nebel, daß sie einander nicht sehen, sondern sich nur an der Stimme erkennen konnten. Gewöhnlich verzog sich der Nebel um zehn Uhr, da sich denn eine sehr strenge Kälte einstellte, wovon man in den Ebenen nichts empfand. Diese Ebenen aber waren nur klein, so daß, wenn man eine Französische Meile im Thal gemacht hatte, man sechs andre auf Bergen erklimmen und dann wieder absteigen mußte. Auch lag die Stadt Neu Segovia von diesen hohen

Zwölfter Abschnitt. 449

Bergen ganz umringt in der Tiefe; sie war übrigens ansehnlich und hatte schöne Häuser, allein ihre Kirchen waren nicht schön gebaut.

Diese menschenleere Stadt wurde nun von den Flibustiern gleich am folgenden Tage, am zwölften ihres Marsches, wieder verlassen. Sie waren in großer Verlegenheit wegen ihres fernern Weges gewesen, da ihre gefangenen Führer nur bis Segovia den Weg kannten. Es war ihnen jedoch gelungen, hier einen Gefangenen zu machen, den sie jetzt mit sich nahmen, um zu dem noch zwanzig französische Meilen entfernten Fluß ihnen den Weg zu zeigen.

Auf dem Gipfel eines Berges wurden sie kurz vor Sonnenuntergang durch einen unerwarteten Anblick betroffen. Sie sahen im Thal zwölf hundert bis funfzehn hundert weidende Pferde, die sie anfangs für Ochsen ansahen, und sich schon auf die reichlichen Schmduse freuten. Man sandte vierzig Mann auf Erkundigung aus, die in der Nähe dieser völlig gefattelten Pferde drei zusammenhängende

430 Zwölfter Abschnitt.

über einander terrassenartig angelegte Verschanzungen entdeckt hatten, die so wie ein Amphitheater sich mitten im Berge erhoben, und gerade den Weg versperrten, den die Glibustier am folgenden Tage nothwendig passiren mußten. Kein anderer Weg war vorhanden, auch kein Mittel ihm seitwärts auszuweichen. Der Berg hatte einen Fluß zur Seite, und ein verschanzter Hügel dominirte überdieß gänzlich die Passage, wo die Glibustier mit ihrem ganzen Gpäck von ihrer Höhe herabsteigen mußten.

Dieser fatale Ort konnte nicht umgangen werden. Die ganze Gegend umher war ein dicker, wild durchwachsener, mit Felsen, Abgründen und Morästen angefüllter Wald, wo keine Spur von Weg oder von Pfad war. Dennoch da die Passage bey den Verschanzungen vorbey ging, von denen beide Parteien nur durch ein kleines Thal getrennt waren, und also der Versuch vorbey zu ziehen unmöglich glücken konnte, so wurde die verhältnißmäßig geringere Schwierigkeit, der Weg durch den

Zwölfter Abschnitt. 431

Wald, vorgezogen. Die Krebenter wollten, da sie durchaus keine Hoffnung hatten, ohne Gefecht weiter zu gelangen, den Spaniern in den Rücken kommen, und sie in ihren Verschanzungen ganz un erwartet selbst angreifen. Dieß war vielleicht ausführbar, wenn man alles zurücklassen, und jeder Mann, bloß mit seinen Waffen versehen, einzeln die Berge und Felsenwände erklettern wollte. Dieß Mittel aber wurde gleich verworfen; denn das Zurücklassen war immer für die Flibustier etwas Schreckliches. Es war also höchst nothwendig, bey dieser entscheidenden Gelegenheit, ihre ohnehin so kleine Anzahl von Streichern noch mehr zu vermindern; denn noch immer war der Spanische Haufe von drey hundert Mann in ihrem Rücken, und verlor ihre Lagerstelle nicht aus den Augen. Dieser Ort, eine Art Wagenburg, mußte also während des großen Versuches, so viel als möglich, gegen Angriffe geschützt werden.

Man verfuhr nach diesem Grundsatz. Die Vagage, die Pferde, die Kranken, die Gefan-

genen, kurz alles wurde unter einer Bedeckung von achtzig Flibustiern an dem Lagerort zurück gelassen, wo man zur Täuschung der vorne und hinten befindlichen Feinde in der Nacht das Feuer unterhielt, die Trommeln schlagen ließ, und wo auch die Schildwachen beständig das kriegerische Feldgeschrey ausstießen, und von Zeit zu Zeit ihre Gewehre abfeuern mußten. Auch hatte man durch zweckmäßige Zusammenstellung der Bagage im Viereck eine wahre Wagenburg gemacht, wo die Pferde vertheilt, und die Kranken, Verwundeten und Gefangenen, alle ihre angewiesenen Plätze erhielten. Alles dieß mußte in der größten Geschwindigkeit geschehen, da der Tag sich neigte.

Man erwartete bloß die Dunkelheit der Nacht, um sich in Bewegung zu setzen, nachdem die Freybeuter von ihrer Höhe herab, und nach dem Bericht eines zum Recognoscieren ausgesandten, scharfsinnigen Flibustiers, den Plan ihres Marsches entworfen hatten. Sie verrichteten vor dem Ausbruch erst ihr Gebet; allein ganz in der Stille, damit die Spanier

Zwölfter Abschnitt. 433

es nicht hören sollten, die bald hernach desto lauter auch ihren Abendsegen anstimmten und Litaneien sangen; wobey sie zur Ehre der Heiligen ihre Canonen und Gewehre abfeuerten.

Die Kibustier setzten sich indeß zwey hundert Mann stark in Zug; sie hatten unfägliche Mühe sich in der Finsterniß durch den Wald durchzuarbeiten, die Felsen zu erklimmen, und sich sodann wieder herab zu lassen; wobey sie bald auf den Knien kriechen, bald an den steilen Felsenwänden herabrutschen, bald über Abgründe springen mußten, da es schlechterdings unmöglich war, hier die Füße zum aufrecht gehen zu brauchen. Endlich trafen sie auf dem Gipfel eines Berges zusammen, wo sie die Spanischen Verschanzungen an ihrer linken Seite, aber unter sich hatten.

Der Tag brach an; das Schwierigste und Gefährlichste war gethan; allein die Wassergehälfe waren noch nicht am Ziel. Ein dicker Nebel begünstigte sie jedoch, so daß man sie erst spät entdeckte. Dieser Nebel aber vergröß-

434 Zwölfter Abschnitt.

setzte das Bedenkliche ihrer Lage, da sie nicht wußten, wo sie sich hinbewegen sollten. Sie hörten indeß unter ihren Füßen eine Patrolle, deren geräuschvoller Gang nun zur Richtung ihres Weges diente, worauf sie denn bald nachher die Stimmen der Spanier bey ihrem lauten Morgengebet vernahmen.

Dies leitete sie gerade auf einen Hinterposten von fünf hundert Mann, die ganz erstaunt waren, die Feinde, die sie unten erwarteten, jetzt von oben herab kommen zu sehen; sie glaubten im Ernst, die Flibustier wären aus den Wolken gefallen, daher sie in der Verfürzung, ohne zu sechten, gleich die Flucht nahmen. Die andern Spanier in den übrigen Verschanzungen, die jetzt nichts mehr nützten, da der Feind schon innerhalb der Brustwehr war, wehrten sich besser. Das Gefecht dauerte eine Stunde, da denn auch diese Streiter die Hoffnung zum Siege aufgaben, und auf ihre Rettung bedacht waren. Sie flohen nach dem Thale, wo aber die von ihnen selbst gemachten Verhacks jetzt ihre Flucht außerordentlich erschwerten, und

Zwölfter Abschnitt. 435

ihre Niedermehelung den Flibustiern erleichterten. Die Unglücklichen hatten förmlich geschworen von diesen ihrer Meinung nach mit der Hölle verbündeten, als Unholde bezeichneten Menschen, keinen Pardon zu ersehen; nun hielten sie auch ihren Eid, und ließen sich niederfäbeln, ohne um ihr Leben zu bitten.

Die Freibeuter, die nur einen Todten und zwey Verwundete hatten, wurden endlich müde zu morden, und ließen die übrigen leben. Auch der commandirende General, ein alter Wallonischer Officier, fand hier seinen Tod. Der Oberstatthalter von Costa Rica hatte ihm acht tausend Mann schicken wollen; allein der General hatte nur funfzehn hundert verlangt. Ein anderer Veteran hatte ihm gerathen, in einer vorn so unangreifbaren Lage, sich auch den Rücken zu sichern; allein dieser Rath schien dem Befehlshaber wegen der Natur: Hin- dernisse ganz überflüssig; daher er sagte: „Die „Räuber sind entweder Menschen, oder Teufel. Sind sie Menschen, so können sie bey „aller Anstrengung diese Felsenwände nicht in

„acht Tagen erklimmen; sind es aber Teufel, so werden alle Vorkehrungen nichts helfen.“ Der Vorfall war eine neue Bestätigung der uralten, aber immer hintangefesteten Lehre — wovon auch unsre Tage traurige Belege geliefert haben — daß man einem zur Verzweiflung gebrachten Feind selbst das unmöglich scheinende zutrauen kann.

Die Flibustier waren selbst über ihren Sieg erstaunt; sie sahen ein, daß, wenn der erste Haufen der fünf hundert Spanier seine Pflicht gethan, sie alle in die Abgründe hätten gestürzt werden müssen. In den Taschen des gebliebenen Befehlshabers fand man verschiedene Briefe von den Statthaltern der Oerter, die dem General von ihren Truppen-Absendungen zu seiner Unterstützung Nachricht gaben; unter diesen befand sich auch ein Brief von dem Ober-Souverneur von Costa Rica unterm 6ten Januar, worin die nöthigen Instructionen enthalten waren. Es wurde in denselben die Unmöglichkeit angeführt, daß die Flibustier ihrer gänzlichen Vernichtung entgehen könnten.

Damit auch dem kleinſten Häuflein die Rettung über die Gebirge nicht glücken möchte, zeigte der Oberſtathalter an, daß man dem neuen Gouverneur von Tufignala, Don Rodrigo Sermado, Befehl zuſchickt, mit drey hundert Mann immer den Räubern im Rücken zu bleiben, da unfehlbar hinterwärts ihre Bagage ſeyn würde. Zu dieſer Nachricht war folgende Ermahnung hinzugefügt: „Seyn Sie ſehr auf Ihrer Huth, denn dieſe Teufel beſitzen Künſte, wovon wir nichts wiſſen.“ Der Brief endigte ſich mit den Worten: „Ich hoffe, daß Gott unſer Vorhaben ſegnen wird, weil alles auf die Wiederherſtellung ſeiner Glorie und auf die Vernichtung dieſer neuen Türken abweckt. Gießen Sie Ihren Leuten Muth ein; wenn ſolche Ihrem Beſpiel folgen, wird es ihnen nicht daran fehlen. Eagen Sie ihnen, daß ſie im Himmel dafür ihre Belohnung finden werden, und daß überdieß, wenn ſie ſiegen, ihre Beute an Silber und Gold groß ſeyn wird, da die Räuber damit reichlich belaftet ſind.“

478 Zwölfter Abschnitt.

Die angreifenden Hübustier hatten mit ihren Camraden im Lager die Abrede getroffen, daß im Siegesfall sie zeitig Nachricht davon haben sollten; wenn sie aber eine Stunde nach geendigtem Feuern nichts von ihnen hörten, so möchten sie sich so gut wie sie könnten zu retten suchen.

In dieser Zwischenzeit war der abgesonderte Haufen der drey hundert Spanier nicht unthätig gewesen; er hatte nach Tages Anbruch die Entfernung von dem größten Theil der Freybeuter aus ihrem Lager kaum bemerkt, so rückte er an, in der Voraussetzung, daß der Angriff auf die Verschanzungen von vorne geschehn sey, und folglich gewiß verunglücken müßte. Die Zurückgelassenen befanden sich in einer sehr bösen Lage. Sie hatten die Bagage und eine Menge Pferde zu schützen, dabey die Gefangenen zu bewahren, und dennoch sollten sie einem vierfach stärkern Feinde die Spitze bieten. Die Spanier benutzten diese großen Vortheile nicht; vielmehr zeigten sie sich sehr furchtsam. Anstatt

Zweiter Abschnitt. 479

ihre große Uebermacht durch einen raschen Angriff entscheidend zu machen, so trugen sie eine Unterhandlung an. Ein Officier kam bis an das Lager der Ilibustier, und meldete ihnen, daß der Angriff der Ihrigen auf die Verschanzungen verunglückt sey, daß sie jetzt auf der Flucht begriffen wären, und nun zerstreut einem an der Flußseite postirten Trupp von zwey hundert Spaniern unmöglich entgehn könnten. Nach dieser voraus erlassenen Nachricht, bemühte sich der Officier den im Lager Zurückgelassenen zu beweisen, daß auch sie ganz verloren wären, wenn sie sich nicht zu Kriegsgefangenen ergäben; thäten sie dieß, so verspräche er ihnen im Namen des Generals aufs feyerlichste, daß sie unter Bedeckung ihre Reise nach den nördlichen Meeren ruhig fortsetzen sollten.

Die Hrenbenter zeigten großes Mißtrauen sowohl in die Erzählung von der Niederlage der Ihrigen, als in das Versprechen, und gaben kühn zur Antwort, „daß, wenn die „Spanier auch durch ihre so überlegene An-

„zahl woy Drittheile von ihnen vernichtet
 „hätten, der Rest dennoch es allein mit ihnen
 „allen aufnehmen würde; sie wären bloß
 „deshalb ins innere Land gekommen, um
 „nach ihrer Heimath zu gehn, und dieß
 „hofften sie auch trotz aller Widersetzung der
 „Spanier auszuführen.“ Mit dieser Antwort
 ritt der Officier fort. Die Glibustier im
 Lager aber ließen es dabey nicht bewenden;
 da sie bald nachher auf der Höhe der Ber-
 schanzungen Signale der Ihrigen gewahr
 wurden, und nun bey einem Ausbruch nichts
 mehr im Rücken zu befürchten hatten, so
 überließen sie die Bagage und Gefangenen
 einer kleinen Wache, setzten sich zu Pferde,
 und griffen nun selbst die herausfordernden
 Spanier ganz unerwartet an, hieben eine
 Anzahl nieder, und zerstreuten die übrigen.
 Beide siegende Haufen vereinigten sich jetzt,
 da sie Herren der ganzen Gegend waren,
 und ruheten den Tag über aus. Indess hat-
 ten die Freybeuter noch einige Besorgniß.
 Sie erfuhren von den Gefangenen, daß sechs
 Meilen weiter sich noch eine andre große

361
Zwölfter Abschnitt.

Beschanzung befände, der sie nicht ausweichen könnten; sie fürchteten nun, daß die in großer Zahl Entkommenen das ganze Land in Bewegung bringen, sich mit dem verschanzten Haufen am Flusse vereinigen, und die dort ohnehin höchst schwierige Passage über den Strom ihnen noch mehr erschweren würden; auch sahen sie in der Entfernung Feuer auf den Gipfeln einiger hohen Berge, welches sie für Signale hielten.

Der Marsch wurde jedoch am folgenden Morgen ohne weiteren Aufschub fortgesetzt, nachdem die Flibustier neun hundert Pferde, die sie nicht mitnehmen konnten, verstümmelt hatten. Ungefähr eben so viel Pferde nahmen sie mit, nicht allein zum Reiten und um Lasten zu tragen, sondern auch als Schlachtvieh zu ihrer Nahrung auf der wahrscheinlich noch langen Route.

Zwei Tage nachher trafen sie auf die ange deutete Beschanzung; allein die darin befindlichen Epanier waren so sehr mit Schrecken erfüllt, daß sie nicht den geringsten

Widerstand thaten; sie hielten sich ganz stille hinter ihren Bollwerken, welche anzugreifen die vorbeziehenden Freybeuter jezt keinen Beweggrund hatten. — So vernichtete das Glück auch diese ihre Beforgniß. Am sechzehnten Tage ihres Marches langten sie endlich an den Ufern des so sehr gewünschten Flusses an, der ins Meer führte.

Dieser Fluß, — dessen Namen in keiner der hier gebrauchten historischen Quellen angegeben ist, der aber der Magdalena: Fluß zu seyn scheint — entspringt in den Gebirgen von Neu: Segevia, strömt auf einer langen Strecke reißend fort über eine große Menge ungeheurer hoher Felsen, hernach durch unermessliche Abgründe, und nach mehr als hundert Wasserfällen, von denen besonders drey der fürchterlichsten Art sind, fällt er bey dem Vorgebirge Gracias a Dios ins Nord: Meer. Das entsetzliche Getöse des stürzenden Wassers bey den Cataracten konnten die Freybeuter mehrere Meilen weit hören; auch würden diese Wasserfälle den Uebergang über den

Zweiter Abschnitt. 463

Strom, so wie auch die Fahrt auf demselben, unmöglich gemacht haben, wenn sich nicht oberhalb eines jeden Falles eine Art Ruhepunkt von langsam fließendem Wasser befunden hätte, wo die Flibustier hoffen konnten anzuhalten, und ihre Wasserbehälter, von welcher Art sie auch seyn mochten, zu Lande unterhalb der Cataracte, jenseits deren Abhang transportiren zu können.

Diese mit so vielfachen Gefahren und Mühseligkeiten der ersten Größe verbundene Passage stand den Flibustiern jetzt bevor. Aber auch selbst trotz aller ihrer Entschlossenheit sie zu bestehen, zeigten sich bey dem gänzlichen Mangel an Fahrzeugen, Wassergeräthschaften, Instrumenten, Stricken und andern Dingen erstaunliche Schwierigkeiten, die für jede andere, als so entschlossene Menschen ganz unübersteiglich gewesen wären; Hindernisse, welche die große Breite und der reißende Strom des Flusses, und die vielen im Prospect habenden Felsen noch gar sehr vermehrten. Es konnten hier, wenn man

sie auch gehabt hätte, weder Pirogen noch Canots, noch Kähne, noch Vote, Nachen, oder sonstige Fahrzeuge Dienste leisten, sondern ganz allein besondre Maschinen. Eine Art Körbe, oder Fässer, worin man bis an den Unterleib hereinsteigen konnte, waren die einzigen Behälter, womit man hoffen durfte, den so gefährlichen Strom hinabzugleiten, und die Wasserfälle zu passiren. Zu diesen Maschinen aber waren keine Modelle vorhanden; sie mußten erst erfunden, gemacht, sodann für Proviant auf dieser Wasserreise gesorgt, und andre so neue als seltsame Maßregeln genommen werden, deren Erörterung von den Spaniern man überdies noch sehr zu befürchten hatte.

Man schritt indeß zu Werke alle Hindernisse zu besiegen. Eine Anzahl Pferde wurde geschlachtet, das Fleisch eingefalzen und mitgenommen, die übrigen Pferde aber ließ man laufen. Die Sorge für den Unterhalt war jedoch den andern weit bedenklicheren Reisemaßregeln untergeordnet. Sämmtliche Tibustier

entwickelten hier ihre Kräfte, und zeigten eine ganz eigne, bis zum Ersäunen anhaltende Thätigkeit und einen den gebieterischen Umständen anpassenden Muth; Eigenschaften, die vielleicht in keinem Lande und keinem Zeitalter von Menschen außerordentlich aufgestellt, gewiß nie von Menschen übertroffen worden.

In der Nähe des Flusses befand sich ein Wald. Hier wurden ganz dünne Bäume von einer leichten Holzart gefällt, die Rinde abgeschält, und in Sträcken geschnitten, von denen immer fünf zusammen gefügt, und in Ermangelung von Stricken, durch einen sehr klebenden Harz, das Product jener Wälder, verbunden wurden; indem davon die Flößer auf eine sinnreiche Art Stricke machten. So kamen viele kleine, so armselige als gefährliche Maschinen zu Stande, die weder Vot, noch Rähne, noch Flibbe waren, und mit großen Frucht: Körben oder Wasser: Gefäßen noch die meiste Aehnlichkeit hatten, die zwey bis drey Fuß tief ins Wasser gingen, und deren jede nur zwey Mann tragen konnte. In diese mußten sie hineinsteigen, da sie denn in ihren Körben

gleich bis an den Gürtel unterm Wasser waren. So mußten sie stehen, eine lange Stange emporhaltend, sowohl um sich durch deren Hilfe gegen den Strom zu stemmen, als auch sich von den Felsen und Abgründen so viel als möglich entfernt zu halten. Die Kleinheit, die Horn und Bewegungen dieser Wassermaschinen verhinderten die darin befindlichen Menschen zu liegen oder zu sitzen, so daß sie beständig darin aufrecht stehen mußten. Man schleppte diese Wasserkörbe aus dem Walde nach dem Fluß, ungehindert von den Spaniern, von denen sich auch nicht ein einziger während der ganzen Arbeit hatte sehen lassen. Nachdem man nun sämtliche Gefangene freigelassen, und alle die Waghälfe sich mit ihren langen Stangen bewaffnet hatten, traten sie die Fahrt an; gewiß die verwegenste, die in den Jahrbüchern des Menschen-Geschlechts aufgezichnet worden.

Die kleinen Maschinen wurden gleich anfangs mächtig von dem reißenden Strom ergriffen, von den Wellen schrecklich geschleudert, ja unter dem schäumenden Wasser begraben, so daß sie nur bloß durch die Leichtigkeit der

Gefäße, an die sie sich fest hielten, wieder empor kamen. Dieß beständige Festhalten aber erschöpfte ihre Kräfte, und hinderte sie an andern Sicherheits-Maassregeln; daher die Flibustier das Mittel ergriffen sich in ihren Gefäßen anzubinden, um nicht von dem einzigen Rettungs-Weikel getrennt zu werden. So angebunden konnten sie wenigstens mit etwas mehr Sicherheit thätig seyn; denn es war erforderlich, daß sie mit ihren Stangen beständig arbeiten mußten, um den sie umgebenden Felsen auszuweichen. Oft mißglückte dieß Ausweichen, und noch öfterer das Emporkommen, wenn die brausenden Wasser-Wellen die Maschinen begruben, und die unglücklichen, an dieselben festgebundenen Flibustier, solche durch die Last ihrer Körper nach sich zogen, oder durch die umgestürzte Lage auf dem Kopfe stehend, zu lange unter dem Wasser blieben, und so erlaufen mußten. Manche so Gesunkene retteten zwar ihr Leben, allein mit Verlust aller ihrer Habseligkeiten, wobei diese also ihre so schwer errungene, höchst mühsam mitgebrachte Beute, auf einmal einbüßten.

Die großen Cataracten, wo das Wasser allenthalben von fürchterlichen Höhen herab stürzte, machten, nach dem Ausdruck des sonst muthvollen Rameau de Luffon, die Künsten von der Gesellschaft beben, so sehr deren Mitglieder auch mit Gefahren vertraut waren. Wenn sie in die Nähe solcher Wasserfälle kamen, so suchten sie zuvor immer das nächste Ufer zu erreichen; hier zogen sie ihre Maschinen ans Land, luden sie aus, und belasteten sich mit Allem, was darin war; es durfte nichts zurückbleiben, da sich nicht das geringste Ueberflüssige hier befand, indem alles zu den nöthigsten Bedürfnissen gehörte. So beladen kletterten sie über ganze Reihen von Felsen, bis sie an das Ende des Wasserfalls kamen. Nun sandten sie einige zurück, die Maschinen wieder in den Fluß zu stürzen, die denn, ledig herabstollernd, bis zum Halt: Ort herunter kamen, wo die Klüffte sie ihnen entgegen schwammen, und sie so auffingen. Dieß Vorbeibrausen war aber die Sache eines Augenblicks, daher die Gefäße der Laufenden oft wie ein Blitz vor ihren Augen verschwanden. Dieje-

Zweiter Abschnitt. 469

nien also, denen dieß Ausfangen nicht glückte, waren gezwungen zurück ans Land zu schwimmen, um andre Bäume zu fällen, andre Stübe zu schneiden, und sich neue Körbe oder Käffer zu machen.

Bisher hatte sich diese sonderbare Flotille zusammen gehalten, um sich gegenseitig unterstützen zu können; es waren aber dadurch viele Unfälle entstanden. Eine Maschine fiel oft durch den Strom getrieben, auf die andre, und so waren beide ihrem Untergange nahe; manche geriethen auf einen Felsen, von dem sie sich nur mit desto mehr Mühe, oft auch gar nicht losmachen konnten, weil sie von den nächstfolgenden daran gehindert wurden. In solchen Fällen war kein ander Mittel, als die Holzstäbe loszubinden, und sich auf einzelnen dieser Baumstücke dem Strom anzuvertrauen, wodurch die Schwimmer sich auch fast immer glücklich retteten. Ravenau stellte am dritten Tage seinen Gefährten vor, daß jetzt, da man von den Spaniern nichts mehr zu besorgen hatte, dieß gefährliche Zusammenhalten ganz unnöthig sey, und daß nunmehr ihr

ganzes Augenmerk nicht auf irgend eine Vertheidigung, sondern ganz allein auf die zweckmäßige Bekämpfung der Fluß-Hindernisse gerichtet seyn mußte. Er bewog sie daher von jezt an weit aus einander zu schwimmen, wobei die Vorbersten an den gefährlichsten Plätzen durch aufgesteckte Flaggen Signale geben mußten, um den Hintersten die sichern Landungs-Orter sowohl an den Felsen, als an den Ufern anzuweisen. Trotz allen diesen Vorkehrungen aber wurden dennoch immer welche durch den Strom verschlungen.

Es schien, als ob das Schicksal diese durch ihre Tollkühnheit so ausgezeichneten Menschen, auch durch die Größe und Seltenheit ihrer Leiden auszeichnen wollte. Der Gipfel der Müheligkeit und des Elends war von ihnen noch nicht erreicht; denn in ihrer so einzigen, so überaus schrecklichen Lage, stellte sich auch noch die Hungernoth bey ihnen ein. Das mitgenommene eingesatzene Pferdefleisch war durch das beständig überströmende Wasser so verdorben, daß man es schon am zweyten Tage wegwerfen mußte. An Wildpret fehlte es zwar

Zweiter Abschnitt. 471

nicht; man konnte aber keins schießen, weil die Gewehre ganz naß waren, und auch das Pulver, so sehr man auch es zu bewahren gesucht hatte, bey dem allenthalben herbeyströmenden Wasser durchaus unbrauchbar geworden war. Die einzige Nahrung dieser Freibeuter waren Bananen, Früchte, die sie häufig am Ufer fanden; ein Nahrungsmittel aber, das so rastlos arbeitende Menschen wie diese, nur sehr unvollkommen befriedigen konnte.

Die Hoffnung, nunmehr bald unter Menschen zu kommen, wo Gold und Silber einen Werth hatte, wirkte jetzt auf eine Anzahl Völkischer mehr, als alle gegenwärtige Noth und Gefahr. Sechs Franzosen, die ihr Geld im Spiel verloren hatten, beschloßen nun durch Raub und Mord sich bey ihren reichern Kameraden schadlos zu halten. Die jetzige Zerstreuung derselben begünstigte ihren Zweck; sie verbargen sich hinter Felsen, und ermordeten fünf Engländer, von denen es bekannt war, daß sie viel Geld hatten, und sich jetzt mit ihren Körpern in der Nähe befanden. Nach der Mordthat bemächtigten sie sich des Eigen-

thums dieser Unglücklichen. Man fand ihre blutigen Leichname am Ufer liegen; die Mörder aber waren fort, und stießen auch nie wieder zu den andern Freybeutern.

Die Fahrt wurde nun bey gleichen Gefahren und gleicher Noth fortgesetzt, bis zum zwanzigsten Februar, dem ein und funfzigsten Tag ihrer abentheuerlichen Reise, da sie den Fluß viel breiter als zuvor, dabey wegen der größern Tiefe weniger reißend, und auch keine Wasserfälle mehr fanden; dagegen aber lag er so voller Dämme, die der Strom herbeugeführt hatte, daß die elenden Maschinen nicht fort konnten; viele stürzten um, und mehrere Freybeuter ertranken. Endlich verloren sich auch diese Dämme, und die Gefahr war vermindert; aber man war noch sechzig Seemeilen vom Meere entfernt. Die Flibustier, deren Zahl noch zwey hundert und funfzig war, beschloßen nun, sich in Haufen abzufondern, und von dem hier häufig wachsenden Holz Canots zu bauen, von denen jedes dreyßig Mann fassen konnte. Vier dieser Canots wurden bald fertig, auf denen sich hundert und

Zwölfter Abschnitt. 43

dreyßig Mann einschifften und ihre Fahrt fortsetzten; die andern blieben noch zurück.

Am neunten März 1688 endlich, dem acht und sechzigsten Tag ihrer Wanderungen, erreichten die Eingeschifften die Mündung des Flusses am Vorgebirge Gracías a Dios, und gingen ins große Meer, nachdem sie auf diesem Strome nicht in gerader Linie nordwärts, sondern fast immer nordöstlich hatten schwimmen müssen, und dadurch eine Fahrt von mehr als drey hundert Französischen Meilen gemacht hatten. Nur zuletzt konnten sie die Richtung ganz nördlich nehmen.

Das Glück hatte diese verwegene Unternehmung nur sehr unvollkommen begünstigt; denn die meisten hatten durch das beständige Umstürzen ihrer Fässer, alle ihre Habe und Deute verloren, waren jetzt ganz arm, und in Betreff der Kleidung nicht besser als Wilde ausgestattet. Dennoch trösteten sie sich mit dem Gedanken, nunmehr sehr bald wieder in ihrer Region zu seyn. Sie kamen nun auch in wenig Tagen bey der Perlen-Insel an. Hier und in der Nähe trafen sie Englische und andre Schiffe

4-4 Zwölfter Abschnitt.

worauf sich diese Freibeuter partienweise einschiffen, und so in abgefenderten Haufen gegen Ende des Aprils 1688 mit ihrer noch übrigen Beute glücklich die West-Indischen Inseln erreichten.

Man hat so oft schwierige Rückzüge von Armeen und andern kriegerischen Schaaren, die mitten im Kriege in Gegenwart verfolgender Heere feindliche Länder räumten, aus National-Eitelkeit, oder aus kriegerischem Ehrgeiz, oder um den Feldherren zu schmeicheln, oder aus andern Ursachen mit Xenophons hochberühmtem Rückzug der zehn tausend Griechen verglichen. Keine aber von allen diesen, besonders in neuern Zeiten, unüberdacht hingeworfenen, Vergleichen, kann die Prüfung aushalten. Vielleicht wird man jedoch, nach genauer Erwägung des oben Erzählten, geneigt seyn einzuräumen, daß dieser Rückzug der Flibustier aus Süd-America zur Ehre einer solchen Vergleichung berechtigen könne.

Man kann dieß als die letzte der Aufzeichnung für die Nachwelt würdige That der Flibustier betrachten; denn obgleich die nachhe-

Zwölfter Abschnitt. 475

eigen Freybeuter noch eine Zeit lang diesen Namen führten, Caperey trieben und muthig suchten, so waren sie doch von den vorigen sehr verschieden, und genossen nicht mehr wie sonst eine ausgezeichnete Unabhängigkeit.

Nach diesem großen Abenteuer war von den eigentlichen Flibustiern nicht mehr die Rede; obgleich, wie man im zehnten Abschnitt gesehen hat, diese Benennung ferner noch den Landstreichern in den West-Indischen Inseln gegeben wurde, die aber keine Schiffe hatten. Das Gewerbe der Freybeuter, oder vielmehr der Seeräuber, hatte jedoch zu viel Anziehendes für verwegene und lieberliche Seelente, als daß nicht auch nach der Auflösung jener großen Raub-Gesellschaft, andre nach ihrem Veyispiel als Freybeuter aufgetreten wären, die aber nur ihr Handwerk im Kleinen trieben. Weder der Nimweg, noch der ungleich wichtigere Utrechter Friede, der nach einem langen Kriege Europa die Ruhe wieder gab, setzten diesen Raub-Menschen ihr Ziel. Auch nach dem letztern dieser beiden Friedens-Schlüsse, im Anfange des achtzehnten Jahr-

476 Zwölfter Abschnitt.

hundert, sahe man abermals eingeschiffte Haufen verbundener Seeräuber, fast alle Engländer, die keine sehr zahlreiche Societäten formirten, abgeseondert für sich raubten, und wenn gleich manche kühne, doch keine große bemerkenswerthe Unternehmungen ausführten. Theils aus Gewohnheit, theils aus Irrthum, nannte man auch diese, von den alten Küstenbrüdern durchaus verschiedenen Räuber, Flibustier. Ihre Häupter, die sich auszeichneten, waren: Doffon, Bowen, Kidd, Avery, Teach, Martel, England, Bane, Bonet, Rackam, Davis, Anstis, Roberts, Worley, Lowther, Evans, Phillips, Low, Spriggs und Smith. Auch zwey Weibspersonen, Mary Read und Anne Bonny, gesellten sich zu diesen Seeräubern; nicht als Lustbinnen, auch nicht verkleidet, sondern als wirkliche Raubgenossen im weiblichen Anzuge und in Matrosen-Hosen mit fliegenden Haaren, dabey mit Schwerdtern umgürtet; auch führten sie Pistolen vor der Brust; und ein nach Art der Englischen Krieger im Mittelalter geformtes Mordbeil vollendete ihre Rüstung.

Zwölfter Abschnitt. 477

Der Zufluchtsort dieser Seeräuber war Anfangs die östlich von Florida gelegene Insel Providence, die beträchtlichste der Bahama-Inseln. Diese Wahl wurde vorzüglich durch einen Hafen bestimmt, der wegen seiner geringen Wassertiefe großen Schiffen den Eingang verwehrete, dabey aber so geräumig war, daß er über fünf hundert Schiffe und Fahrzeuge fassen konnte. Hier hausten sie jedoch nicht lange; sie wurden durch Englische Kriegsschiffe vertrieben. Nun wandten sie sich nach dem Spanischen Hafen Trinidado, in der Insel Cuba, wo diese, nicht mehr Klibustier, sondern gemeine Seeräuber, bey den jetzt veränderten Umständen, von den Spaniern unterstützt wurden, indem sie eine Zeitlang bey dem von ihnen gewonnenen Alcalde, Alfonso del Malzano, Schutz fanden, bis endlich die Thätigkeit des Gouverneurs von Jamaica, Mr. Laws, unterstützt von dem Englischen Admiral Vernon, diese Freybeuter auch von hier vertrieb, und gänzlich vertilgte. Ein Theil derselben entkam und zerstreute sich in alle Welt; viele starben in den Gefängnissen der

478 Zwölfter Abschnitt.

americanischen Inseln, und andre wurden nach England geschickt, und dort als Seeräuber hingerichtet.

Längst schon war das Wesen der eigentlichen Flibustier bis auf die letzten Spuren verschwunden, immerfort aber hatte man, wie bereits oben bemerkt worden, diesen Namen irrigerweise allerhand Raubgeindel zu Wasser und zu Lande in West: Indien beygelegt, bis endlich, als nach dem Urtichter Frieden der Soldaten: Dienst der Afriker: Flibustier den Vächtern nicht mehr nöthig war, und die so lange unter Waffen gestandene civilisirte Welt auf eine Zeit lang Ruhe bekam, nun auch die so oft gemißbrauchte, jene historisch ausgezeichnete Raub: Menschen allein characterisirende Benennung, ebenfalls aufhörte, und mit diesem Frieden im Jahr 1713 gänzlich erlosch.

So war das Ende der berühmten schwimmenden Republik der Flibustier, der in der siebenten, achten und neunten Decade des siebenzehnten Jahrhunderts, nichts als ein Oberhaupt von großem Genie und tiefen Einsichten fehlte, um sich America von einem Pol

Zweiter Abschnitt. 479

zum andern unterwürfig zu machen, und der Erde eine ganz andere politische Gestalt zu geben, als wie sie jetzt durch Colonien, Handel und Schifffahrt hat. Indes selbst so, wie wir diese Menschen gesehen haben, in ihrem regellosen, tumultuarischen Zustande, unabhängig, ohne Ordnung, ohne großen Zweck, ohne Ruhmsucht, ja ohne besondern Ehrgeiz, bloß den gegenwärtigen Genuß vor Augen habend, muß jedermann nach Lesung dieser Geschichte einräumen, daß die Flibustier so sehr wie irgend ein verbündeter, in den Jahrbüchern der Völker aufgestellter Menschen: Haufen, eine seltne Entwicklung menschlicher Kräfte und Fähigkeiten gezeigt, und überhaupt Dinge gethan haben, die noch die späte Nachwelt bewundern wird.

